51

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CXXIII.

(April — Mai — Juni 1905.)

68077
6/7/06

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff. Georg & Co. Benno Schwabe. — **Boston**, Castor & Co. — **Budapest**, E. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's königl. Univ.-Buchhandlung Nachfolger. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Socecŭ & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kairo**, F. Diemer Nachf. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis (Postfach Nr. 233). — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. C. A. Reitzel. — **Kristiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, J. Eisenring. Prell & Eberle. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, Jacobsen Libreria. — **Moskau**, J. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Libreria Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachfolger (Emil Prass). — **New-York**, G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg**, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchhandlung. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **Santiago** (Chile), Carlos Brandt. — **Stockholm**, C. E. Fritze'sche Hofbuchhandlung. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama**, Winckler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller, Nachf. von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Ed. Rascher, Meyer & Zeller's Nachf. Schultheß & Co.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.123

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertdreiundzwanzigsten Bande (April — Juni 1905).

		Seite
I.	Ein ungedruckter Entwurf Richard Wagners zu einer Operndichtung, nebst Briefen. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. **Hubert Ermisch**, Oberregierungsrat in Dresden	1
II.	Meine Kinderjahre. Biographische Skizzen von **Marie von Ebner-Eschenbach**. I.	15
III.	Über griechische Kunst. Von **A. Furtwängler**	45
IV.	Die Entstehung des „Don Karlos". Von **Alfred Gercke** in Greifswald. I.	60
V.	Das Märchen von der Prinzessin und dem Gänsehirten. Novelle von **Margarete Siebert**	85
VI.	Die Schriften des Neuen Testaments und die Gebildeten der Gegenwart. Von **Hans Schmidt**	114
VII.	Eine neue Art, Shakespeare zu spielen. Von **A. Brandl**	122
VIII.	Die akademische Freiheit der Studenten. Von **Hans Paalzow**	130
IX.	Die weitere Entwicklung des Schutzgebietes Kiautschou. Von **A. von Janson**, Generalleutnant z. D.	146
X.	Politische Rundschau	150
XI.	Der Grundriß der iranischen Philologie. Von **H. Oldenberg**	155
XII.	Literarische Notizen	159
XIII.	Literarische Neuigkeiten	160
XIV.	Heros, bleib bei uns! Zum Hundertjahrestag von Schillers Heimgang. Von **Ernst von Wildenbruch**	161
XV.	Aus Schillers Werkstatt. Von **Erich Schmidt**	167
XVI.	Die Entstehung des „Don Karlos". Von **Alfred Gercke** in Greifswald. II. (Schluß)	180
XVII.	Meine Kinderjahre. Biographische Skizzen von **Marie von Ebner-Eschenbach**. II. (Fortsetzung)	194

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XVIII. Aus Friederike Bruns Tagebuch. Mitgeteilt von **Louis Bobé** 231

XIX. Caroline Großherzogin von Sachsen. Gest. am 17. Januar 1905. Ein Erinnerungsblatt. Von **Hermann Freiherrn von Egloffstein** 246

XX. Kompositionen zu Schillers Werken. Von **Max Friedlaender** 261

XXI. Schiller und Berlin. Von **Julius Rodenberg** 272

XXII. Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel** 296

XXIII. Politische Rundschau 310

XXIV. Eine Geschichte der deutschen Kultur. Von **Richard M. Meyer** 315

XXV. Literarische Notizen 317

XXVI. Literarische Neuigkeiten 319

XXVII. Meine Kinderjahre. Biographische Skizzen von **Marie von Ebner-Eschenbach.** III. (Fortsetzung) 321

XXVIII. Schiller und das Jahrhundert. Von **Richard Fester** . 341

XXIX. Die Krone. Erzählung von **Ernst Heilborn.** I./XV. . . 352

XXX. Bedenken gegen Ellen Keys Ansichten über Liebe und Ehe. Von Dr. **Fr. W. Foerster** (Zürich) 390

XXXI. Griechische Denker. Von **Karl Joël** 406

XXXII. Diana von Val Fresnes. Von **Friedrich Ratzel** . . . 428

XXXIII. Francesco Landini degli Organi. Ein blinder Musiker des 14. Jahrhunderts. Von **Olga von Gerstfeldt** 444

XXXIV. Zwei abessinische Deisten. Von **Th. Nöldeke** 457

XXXV. Neuere Schiller-Literatur. Von **Richard Weißenfels** . 460

XXXVI. Politische Rundschau 468

XXXVII. Paul Heyses italienische Dichter. Von **P. D. Fischer** 473

XXXVIII. Isolde Kurz 475

XXXIX. Literarische Notizen 477

XL. Literarische Neuigkeiten 478

Ein ungedruckter Entwurf Richard Wagners zu einer Operndichtung, nebst Briefen.

Herausgegeben und eingeleitet
von
Dr. **Hubert Ermisch,**
Oberregierungsrat in Dresden.

Seit G. H. von Schubert in seinen „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft" (zuerst Dresden 1808) auf die schon in älteren Werken erwähnte Auffindung der durch chemische Einflüsse unversehrt erhaltenen Leiche eines jungen Bergmanns in den Eisengruben des schwedischen Bergwerks Falun aufmerksam gemacht und selbst sie bereits in ein poetisches Gewand gekleidet hatte, hat die Sage vom Bergmann von Falun eine außerordentliche Anziehungskraft auf unsre Dichter ausgeübt; in Versen wie in Prosa ist sie oft behandelt worden — wir nennen nur die Namen Achim von Arnim, Friedr. Rückert, Hebel, E. T. A. Hoffmann[1]). Auch zu dramatisch-musikalischer Behandlung hat der Stoff angeregt; bekanntlich bildet er die Grundlage von Franz von Holsteins anmutiger Oper „Der Haideschacht", die 1866 vollendet wurde und 1868 ihre Erstaufführung am Dresdner Hoftheater erfuhr[2]). Daß aber schon lange vor Franz von Holstein kein Geringerer als Richard Wagner sich mit dem Gedanken getragen hat, die Sage zu einer Oper zu gestalten, ist bisher wohl völlig unbekannt geblieben. Und doch ist daran nicht zu zweifeln: es liegt uns ein sorglich ausgearbeiteter Entwurf Wagners für den Text einer dreiaktigen Oper „Die Bergwerke zu Falun" vor; wenn wir ihn nachstehend veröffentlichen, so bedarf das wohl kaum besonderer Begründung.

Die Entstehung dieses Entwurfs fällt in eine der trübsten Zeiten von Wagners Leben. Bekanntlich hatte der sechsundzwanzigjährige Musikdirektor

[1]) Vgl. Georg Friedmann, Die Bearbeitungen der Geschichte von dem Bergmann von Falun. Berliner Inaug.-Dissertation. Berlin 1887. — Karl Reuschel, Über Bearbeitungen der Geschichte des Bergmanns von Falun, in M. Kochs Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. Bd. III, S. 1 ff. 1903.

[2]) Vgl. Heinrich Bulthaupt, Franz von Holstein. Seine nachgelassenen Gedichte herausgegeben und mit einer biographischen Einleitung versehen. Leipzig 1880. S. 36 ff.

der Rigaer Oper im Jahre 1839 seine dortige Stelle aufgegeben, um nach Paris überzusiedeln. Die unbestimmten Hoffnungen, die ihn dorthin zogen, sollten sich nicht erfüllen; statt dessen erwarteten ihn Enttäuschungen und Entbehrungen herbster Art; durch „musikhändlerische Lohnarbeit" und durch journalistische Tätigkeit erwarb er sich mit knapper Not so viel, um mit seiner jungen Frau ein kümmerliches Dasein führen zu können[1]). Und doch hat er gerade in jenen Jahren den „Rienzi" vollendet, den „Fliegenden Holländer" geschaffen; eben damals gewann die Gestalt des Tannhäuser in ihm Leben; daß ihn auch noch andre Pläne beschäftigten, beweist der Entwurf einer geschichtlichen Oper aus der letzten Stauferzeit, der er den Namen „Die Sarazenin" zu geben gedachte[2]).

In diese leidens- und arbeitsreiche Zeit gehört nun auch unser Entwurf. Soviel mir bekannt, wird er weder in einer biographischen Arbeit über Wagner noch in seinen Briefen[3]) irgendwo erwähnt. Eine einzige Spur deutet auf eine geistige Beschäftigung mit Bergmannssagen, „die alle mit der Verschüttung enden"; in der Einleitung der geistreichen Abhandlung „Du métier de virtuose et de l'indépendance des compositions", die 1840 in der „Revue et Gazette musicale" erschien[4]), werden Mozart und Beethoven als solche verschüttete Bergleute geschildert, die nach dem Wunderjuwel der Musik suchten.

Die Frage, wie Richard Wagner gerade auf diesen Stoff kam, und aus welcher Quelle er schöpfte, ist leicht zu beantworten. Seit seinen Knabenjahren hatte Wagner eine große Vorliebe für den ihm in mancher Hinsicht kongenialen E. T. A. Hoffmann; stets haben Hoffmanns phantastische Gestaltungen zu Wagners Lieblingswerken gehört[5]. Hoffmann hat nun die Sage vom Bergmann von Falun in seine „Serapionsbrüder" (1819) aufgenommen[6]); er hat sie weiter ausgebildet, den handelnden Personen Namen gegeben — und schon daß diese Namen (Pehrson, Ulla, Elis, Torbern) im Wagnerschen Entwurfe wiederkehren, legt sein Verhältnis zu der Hoffmannschen Erzählung klar. Im einzelnen hat Wagner den Stoff dichterisch weiter ausgestaltet; so beruht namentlich die Figur des Seemanns Joens auf freier Erfindung. Nach dem Titel sollte die Oper drei Akte enthalten; der Entwurf scheint also ihren ganzen geplanten Inhalt wiederzugeben. Da ist es denn sehr auffällig, daß Wagner mit dem Zusammensturz des Faluner Schachts und dem Untergange des jungen Bergmanns Elis schließt. Sollte er wirklich die Absicht gehabt haben, den eigentlichen Kern der Sage, die Auffindung der

[1]) Vgl. Carl Fr. Glasenapp, Das Leben Richard Wagners. Dritte Auflage. Bd. I, S. 288 ff.

[2]) Gedruckt nach einer Abschrift in den „Bayreuther Blättern" 1889, S. 6 ff. Die Originalhandschrift ist verschwunden. Vgl. Glasenapp a. a. O., S. 358 ff.

[3]) Abgesehen von einer flüchtigen Bemerkung in einem Briefe Wagners an Uhlig vom Jahre 1851, vgl. Richard Wagners Briefe an Theodor Uhlig usw. (Leipzig 1888) S. 108; ich wurde auf sie erst nach Abschluß dieses Aufsatzes durch Herrn Freiherrn H. v. Wolzogen aufmerksam gemacht.

[4]) Deutsch unter dem Titel „Der Virtuos und der Künstler" in den „Gesammelten Schriften und Dichtungen". Bd. I, S. 207 ff.

[5]) Vgl. Glasenapp a. a. O., Bd. I, S. 112, 198.

[6]) E. T. A. Hoffmanns Werke. Berlin, G. Hempel. Bd. I, S. 194 ff.

Leiche nach langen Jahren und ihre Erkennung durch die einstige Braut, nicht zu behandeln? Man wird dies kaum annehmen können; vielleicht hat die Schwierigkeit, die gerade diese Episode der dramatischen Bearbeitung bot, und die Fr. von Holstein in eigenartig poetischer Weise gelöst hat, ihn bestimmt, das Thema fallen zu lassen. Jedenfalls deutet die Unterschrift „Paris 5. März 1842" an, daß Wagner vor seinem Abschied aus Paris (7. April) einen Abschluß zu finden suchte.

Von Paris ging Wagner bekanntlich nach Dresden; hier wurde am 20. Oktober 1842 der „Rienzi", am 2. Januar 1843 der „Fliegende Holländer" zum ersten Male mit großartigem Erfolge aufgeführt; kurz darauf wurde er zum Kgl. Hofkapellmeister ernannt.

Wenige Wochen später, am 2. März 1843, erfolgte die Anstellung August Röckels als Korrepetitor bei der Dresdner Hofoper mit dem Titel eines Musikdirektors. Röckel, auf dessen bewegte Lebensschicksale wir vielleicht bei andrer Gelegenheit näher eingehen, wurde alsbald aus einem begeisterten Anhänger ein inniger Freund Wagners; Wagner selbst nennt ihn einmal „den Freund, der in der vollen Sympathie für meine künstlerische Entwicklung so weit ging, den Trieb und die Neigung zur Entwicklung und Geltendmachung seiner eigenen künstlerischen Fähigkeiten — wie er mir selbst erklärte — fahren zu lassen". In Röckels Papieren fand sich der nachstehende Entwurf. Ohne Zweifel hat ihn Wagner dem Freunde gegeben, um ihn zu weiterer Ausführung zu veranlassen; und daß Röckel sich in der Tat mit dem Gedanken trug, möchte man aus einem Briefe seines Bruders Eduard (aus London vom 10. September 1844) schließen, in dem dieser fragt: „Wie geht es mit Deinen Arbeiten? Hast Du schon etwas von den Bergwerken zu Falun gearbeitet?"

Das Manuskript besteht aus einer zwei Bogen füllenden Abschrift von zierlicher Hand und aus zwei Blättern, die die bekannten Züge Wagners zeigen. Der Abschrift fehlt der Schluß, der eigenhändigen Niederschrift Wagners der Anfang; das Mittelstück, vom Ende des ersten bis etwa zur Mitte des dritten Aktes, ist sowohl in der Abschrift als in der Originalniederschrift erhalten. Ein Vergleich beider Fassungen zeigt mancherlei, doch fast durchweg sehr unbedeutende Abweichungen; vermutlich hat Wagner auf Grund seiner Skizze die Abschrift dem Schreiber in die Feder diktiert. Wir haben von der Angabe dieser Varianten an dieser Stelle absehen zu sollen geglaubt. Wagners Niederschrift ist am Schlusse mit dem Datum „Paris 5. März 1842" und der Unterschrift „Richard Wagner" versehen. —

Anhangsweise teilen wir, mit ausdrücklich erteilter freundlicher Erlaubnis der Frau Cosima Wagner und des Herrn Siegfried Wagner, zwei noch unbekannte Briefe von Wagners Hand mit, die sich ebenfalls unter Briefschaften Röckels befanden. Wie der erste davon dorthin gekommen ist, wissen wir nicht. Er ist aus Großgraupe zwischen Pillnitz und Pirna, wo Wagner vom Mai bis Anfang August 1846 einen erfrischenden Landaufenthalt genoß[1]), an einen Herrn Konrad Löffler in Wien gerichtet, der sich im Gegensatz zu der

[1]) Glasenapp, Bd. II[3], Teil 1, S. 154 ff.

dortigen Strömung warm für Wagners Schaffen interessierte[1]). Der zweite Brief, vom 21. August 1847, ist an Röckel selbst gerichtet und ist bezeichnend für die gerade damals sehr gespannten Verhältnisse an der Dresdner Oper[2]).

Weit bedeutungsvoller ist der mir ebenfalls im Original vorliegende Brief Wagners an Röckel vom 2. Mai 1849, in dem der letztere zu schleuniger Rückkehr von Prag, wohin er sich geflüchtet, nach Dresden aufgefordert wird. Über diesen Brief macht Röckel selbst in seiner Schrift „Sachsens Erhebung und das Zuchthaus zu Waldheim" einige Angaben, und zwar nach dem Gedächtnis, daher ungenau; selbst das von ihm angegebene Datum (3. Mai) stimmt nicht. Lediglich hierauf, nicht auf ihm vorliegenden Briefen, beruht das, was Ferd. Praeger in seinem an Fälschungen reichen Buche „Wagner, wie ich ihn kannte" (deutsche Ausgabe, Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1892, S. 185 ff.) darüber mitteilt. Das Original wurde lange vermißt; auch Dinger, dem die Wagner betreffenden gerichtlichen Akten zugänglich waren, war es zunächst unbekannt geblieben[3]). Nachträglich hat er es jedoch gefunden, und nach seiner Abschrift ist es im ganzen korrekt veröffentlicht worden[4]). Ein nochmaliger Abdruck ist also überflüssig. — Zwölf spätere, teilweise sehr inhaltreiche Briefe Wagners an August Röckel (aus den Jahren 1851—1865) hat bekanntlich La Mara[5]) herausgegeben.

Die Bergwerke zu Falun.

Oper in drei Akten.

Personen:

Pehrson, Altermann und Besitzer einer Bergfrälse[6]).
Ulla, seine Tochter.
Elis, Bergknappe.
Joens, Seemann.
Torbern.

---

[1]) In einem wohl an Franz Liszt gerichteten Briefe vom 10. April 1846 erkundigt sich Wagner nach einem Herrn Löffler in Wien, einem „Pensionär des Königs von Preußen". W. Altmann, Richard Wagners Briefe. Leipzig 1905. S. 43. Weiter ist uns nichts über Konrad Löffler bekannt.

[2]) Vgl. Glasenapp a. a. O., S. 195 ff. u. ö., auch Altmann a. a. O., S. 47.

[3]) H. Dinger, Richard Wagners geistige Entwicklung. 1892. S. 182. — Vgl. H. St. Chamberlain, Echte Briefe an Ferdinand Praeger. Bayreuth 1894. S. 46.

[4]) Chamberlain a. a. O., S. 123 f. Die wenigen Varianten, die ich bei einer Vergleichung fand, sind folgende: S. 123, Z. 6 lies „hoffe" statt „hoffte". Z. 11 ist hinter „Vereine" einzuschalten „heute Nachmittag". S. 124, Z. 5 lies „besorgte" statt „besorgt". Die eingeklammerten Stellen auf S. 123 und 124 sind Versehen des Abschreibers und also zu streichen.

[5]) Briefe an August Röckel von Richard Wagner. Eingeführt durch La Mara. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1894.

[6]) „Bergfrälse sind in Schweden Ländereien geheißen, die für die Kupfer- und Silberbergwerke verliehen wurden. Die Besitzer solcher Frälsen haben Kuxe in den Gruben, für deren Betrieb sie zu sorgen gehalten sind." E. T. A. Hoffmanns Werke. Berlin, G. Hempel. Bd. I, S. 207.

Erster Akt.

Der Schauplatz ist Falun, vor dem Hause Pehrsons. Der Hintergrund stellt die große Tagesöffnung zu Falun dar. Man hört ein Bergmannsglöckchen in abgemessenen, kurzen Pausen. Es ist am Beschluß eines Berggerichtstags (Bergsting), dem Pehrson als Obermann vorgesessen. Bergleute sind vor dem Hause versammelt; sie haben den üblichen Umzug gehalten und sind gekommen, um Pehrson zum Gedeihen des von ihm so umsichtig und glücklich geleiteten Bergbaus Glück zu wünschen. — Pehrson tritt unter sie und dankt ihnen; Ulla besorgt zu essen und zu trinken und heißt alle freundlich willkommen. — Sie vermißt Elis. Pehrson ist verwundert, das Glöckchen immer noch läuten zu hören, da doch für den heutigen Festtag schon längst Feierabend gemacht sei. „Wer ist denn noch in der Teufe? Kein andrer kann dies sein als Elis." Man spricht sein Lob; wenngleich der neueste und jüngste unter den Knappen, sei er doch der fleißigste und gelehrigste. Ulla drückt leise Besorgnisse um ihn aus. — Joens ist ebenfalls zugegen; er ist aus Falun gebürtig und besucht nach langer Abwesenheit seine Vaterstadt zum ersten Male wieder, und zwar, um eine reiche Erbschaft in Empfang zu nehmen. Er ist entfernt verwandt mit Pehrson und wird von ihm wohl aufgenommen. Er freut sich über Ullas Schönheit, welche er als Kind verlassen, als er seinem Hange, Seemann zu werden, folgte. — Pehrson meint, er habe es sich wohl denken können, daß der wilde, unruhige Joens nicht zum Bergmannsleben tauge; dieser entgegnet, daß er die Welt habe sehen wollen und sich endlich nicht lange besonnen habe, dies als Seemann zu thun. Er preist das Leben auf den Wellen: die Hoffnung der Abfahrt, die fernen Länder, die Rückkunft, den reichen Gewinn, das frische, kräftige Leben auf dem Meere — alles schildert er im lustigen Tone eines Matrosenliedes. Er erwähnt, daß ihm dies bald geschmeckt habe, daß er die letzte Fahrt nach Ostindien schon als Steuermann gemacht und nun durch eine reiche Erbschaft in Stand gesetzt sei, selbst ein Schiff auszurüsten. Man wünscht ihm Glück. Ulla nimmt kindlichen Sinnes herzlichen Theil an seinem Schicksal. Pehrson scheint dies mit Vergnügen zu gewahren. Dennoch wünscht er, Joens sei lieber Bergmann geworden. Vom Chore der Bergleute unterstützt, preist er das Bergmannsleben im Gegensatze zum Seemannsleben an. Endlich läßt Pehrson die Gäste in sein Haus eintreten. Joens bleibt zurück. Ulla, welche wieder zurückkommt, um zu spähen, ob Elis noch nicht heimkehre, erschrickt, von Joens gleichsam belauscht zu sein. Sie fordert ihn verlegen auf, doch ebenfalls einzutreten, und geht ärgerlich wieder ins Haus zurück. — **Szene. Duett.** Joens allein. — „Nach wem sah sich Ulla um? Galt dies mir? In der That, gern möchte ich mir damit schmeicheln. Wie ist sie doch so hübsch und traut geworden! Wollte mir das Kind nach dem Hafen folgen, ihr sollte nimmer eine Stunde getrübt werden." Er will ihr in das Haus folgen. Als er sich umwendet, sieht er Elis, welcher aus dem Schacht gestiegen ist, näherkommen. Das Glöckchen hört auf zu läuten. Elis, von Joens beobachtet, kommt aufgeregten Schrittes und bleich nach dem Vorder-

grunde, ergreift einen Krug, welcher auf dem Tische steht, und trinkt heftig aus ihm; der Trank scheint ihn gestärkt zu haben, er athmet auf und ruft: „Gott sei Dank, ich bin im Freien!“ Joens hat ihn erkannt und tritt ihm mit herzlicher Aufwallung entgegen. „Elis Fröbom, kennst du deinen Steuermann? Was zum Teufel ist aus dir geworden?“ Elis erkennt Joens und reicht ihm die Hand. Beide fragen sich gegenseitig aus, wie sie hierher gekommen, was sie treiben. Joens kann sich vor Erstaunen nicht beruhigen, Elis aus einem Matrosen zum Bergmann umgewandelt zu sehen. Er soll ihm erzählen, wie dies gekommen. Elis berichtet, wie ihm das Leben zur See verleidet worden sei, als er, von der letzten Fahrt heimkehrend, sein altes Mütterchen, sein Theuerstes auf Erden, nicht mehr angetroffen habe. Während seiner langen Abwesenheit sei sie unter fremden Leuten kümmerlich gestorben. Als er im tiefen Schmerz über dieses Ereignis sich verschworen hatte, nie wieder in See zu gehen, habe ihm ein wunderlicher, alter Bergmann, der sich zu ihm gesellt, viel sonderbar Anziehendes und Herrliches von dem Leben und den Bemühungen des Bergmanns erzählt, von den wunderbaren Schätzen, die, gewöhnlichen Augen verborgen, sich dem Blicke des Eingeweihten erschlössen; er habe ihm gezeigt, wie im Mittelpunkte der Erde ein viel größeres Glück als auf ihrer schalen Oberfläche zu finden sei. Dies und ein wunderbarer Traum, der ihm die namenlosen Herrlichkeiten jener unterirdischen Welt mit verführerischer Gewalt erschlossen, und in welchem ihm ein überirdisch schönes Frauenbild erschienen sei, habe ihn mächtig nach den reichen Bergwerken zu Falun hergetrieben. Joens schüttelt verwundert den Kopf; er erinnert Elis daran, wie dies an die bösen Träume gemahne, in denen sich Seeleuten der ausgetrocknete Grund des Meeres zeige und sie die zahllosen Schätze auf demselben sehen ließe; Elis wisse doch, daß ein solcher Traum ihnen den nahen Tod in den Wellen verkünde? Elis fährt fort und beschreibt die Gefühle, mit denen er in Falun angekommen, die Angst, die ihn befallen. Da aber habe sich bei seinem Eintritte ein Engel gezeigt, ein liebes, holdes Mädchen, die ihm freundlich gelächelt und ihn eingeladen habe, hier zu bleiben. Dies Mädchen habe schnell sein ganzes Herz gewonnen, und wenig Wahl sei ihm geblieben; er sei in Pehrsons Dienst getreten und werde durch große Liebe von ihm ausgezeichnet. Joens meint, dies lasse sich eher hören; er forscht nach seiner Liebe, ob er Hoffnung habe. Elis erklärt, noch sei kein Wort deshalb über seine Lippen gekommen. Seine geringe Stellung, die kurze Zeit seines Hierseins, alles hielte ihn ab, sich vorschnellen Hoffnungen zu überlassen. Auch, setzt er düsterer hinzu, fürchte er, daß seine Geschicklichkeit im Bergbau von nun an wohl keine Fortschritte mehr machen werde. Was ihm heute begegnet, verleide es ihm fast gänzlich, wieder in die Teufe hinabzufahren. Joens bemerkt, daß Elis erblaßt. Er dringt in ihn, ihm mitzutheilen, was vorgefallen. Elis erzählt, daß er heute noch allein im Schachte gearbeitet und seine Gedanken nur auf seine Geliebte gerichtet habe. Da sei ihm plötzlich jener seltsame alte Bergmann erschienen, welcher auf ihn zugetreten und ihm gezürnt habe, indem er ihm Vorwürfe darüber gemacht, daß er sein Herz einem Mädchen zugewandt habe, auf die allein bei der Arbeit sein ganzer

Sinn gerichtet sei; er habe ihm gedroht und gesagt, daß, wolle er die wahren Wunder der Tiefe erschauen und zum Anblick der hohen Königinn gelangen, so müsse er sich alle Liebesgedanken aus dem Sinne schlagen. Den Verwegenen habe nun Elis hart angelassen, worauf jener mürrisch und drohend verschwunden sei, wie er gekommen war. Fast erdrückt von dem Schwefeldunst, sei er erst wieder zur Besinnung gelangt, als er das Freie erreicht. Joens bezeigt seine Theilnahme und Besorgnisse. „Du machst mir selber bange, Elis. Weißt du etwas, noch ist es Zeit, lege den Bergmannskittel wieder ab und komme mit mir zur See! Du sollst es nicht schlecht haben; ich bin reich geworden und werde von nun an mein eignes Schiff fahren. Du sollst mein Steuermann sein. Willst du dich von deinem Liebchen nicht trennen, so nimm sie mit zum Hafen. Auch mir könnte es leicht kommen, daß ich mir ein schmuckes Kind von hier zum Weibe mitnähme. Bin ich nicht Bergmann, so habe ich doch Geld." Elis: „Doch ich?" Joens: „Auch du sollst nicht arm sein; gern theile ich mit dir; und hast du Geld, und bist du etwas, wär's auch als Seemann, so giebt der Bergmann dir doch gern sein Mädel. Auch ich hoffe ja darauf. Schlag ein! Zur See sollst du wieder der Alte werden. Willst du mit mir halten?" Elis athmet auf: Dürfte er hoffen? Zur See, zur See! Ach, wie ihm wohl wird bei dem Gedanken! Beide ergießen sich in das Lob des Meeres. „Laßt uns die engen Klüfte fliehen; auf dem Meer, auf dem Meer ist Freiheit allein!" usw. (Ensemble.) — **Terzett.** Ulla ist aufgetreten und hat die letzten Ausrufe vernommen. „Was hör' ich, wie, ihr wollt zur See!" Elis erklärt ihr verlegen, daß sie alte Freunde vom Meere her wären, und daß sie sich soeben mit Freuden des früheren Lebens erinnert hätten. Ulla: „Wie, Elis, gefällst du dir so wenig in unserm Falun? Hast du den alten, wilden Hang noch nicht verloren, der dich auf den Wellen begleitete?" Joens spricht Elis das Wort; Ulla schmäht ihn in komischem Eifer; sie nennt ihn einen Verführer, der gewiß vom Meere ausgeschickt sei, um dafür zu werben. Wo er so wilde Menschen fände, wie er sei, könnte es ihm auch wohl leicht gelingen; Elis aber sei fromm und sanft und wisse schon, wo ihm wohl sei. Joens leise zu Elis: „Sie macht sich über dich lustig! Wollen wir sie aushorchen? Wäre sie bereit, einem Seemann zu folgen, so dürfte man es wohl auch von mancher andern hoffen." Elis glaubt, Joens errathe sein Liebesgeheimnis, und giebt ihm recht. Joens hingegen glaubt, sich und seine Absichten auf Ulla Elis zu verstehen gegeben zu haben. Er fragt Ulla: wenn ein Seemann um sie werben würde, ob sie ihm folgen könnte. Ulla: „Auf die See?" Joens: Nach Belieben. Wenn es ihr gefällt, könnte sie mit nach Ostindien fahren. Ulla: „Hu, Tag und Nacht zwischen Wasser und Himmel, nimmermehr!" Joens: „Ei nun, so bleibe sie zu Haus und erwarte den Mann." Ulla: „Das ist zu langweilig. Ich warte nicht mit." Joens: Wenn aber der Mann nun herrliche Sachen aus der Ferne mitbrächte, schöne Stoffe, Tücher? usw. Ulla: „Das kann mich nicht reizen." Joens (in Verzweiflung): „Wenn sich nun aber beide herzlich liebten?" Ulla fährt auf, blickt schnell Elis ins Auge, wendet sich dann freudig zu Joens mit den Worten: „O, mit

Liebe im Herzen folgt man überall hin.“ Elis und Joens, beide Ullas Erklärung auf sich beziehend, sind darüber hocherfreut usw. (Ensemble.) — **Finale.** Die Bergleute kommen wieder aus dem Hause. Der Abend ist angebrochen. Pehrson grüßt Elis und macht ihm Vorwürfe über sein heutiges langes Arbeiten in der Teufe; er warnt ihn, bei seinem zu großen Eifer nicht einmal mit dem alten Torbern zu thun zu bekommen. Elis fährt zusammen. Joens fragt, wer Torbern sei. Pehrson (lachend), das sei der älteste Bergmann dieser Gegend, der habe das zäheste Leben; denn obgleich er vor hundert Jahren bei einem großen Bergsturze verschüttet worden, zeige er sich doch noch heutzutage, und zwar besonders den Bergleuten, denen es am eifrigsten um ihr Gewerbe zu thun sei, und denen er oft schöne Trappgänge entdecke. Von Zeit zu Zeit, besonders wenn es an Arbeitern fehle, kämen aus fernen Gegenden junge Leute an, die von einem alten Bergmann (niemand anders als Torbern) zum Bergbau geworben worden seien. Elis erblaßt und ist sichtlich angegriffen; Joens bemerkt es theilnahmsvoll und voll Verwunderung über Pehrsons Erzählung. Er fordert Elis auf, seinen Entschluß, wieder Seemann zu werden, sogleich kundzuthun. Pehrson ermahnt die Bergleute, auf das dumme Gewäsch von Torbern nicht weiter zu achten, sondern ihr festliches Zusammensein durch ein gutes, altes Lied zu beschließen. Alle stimmen einen einfach-frommen Gesang an. Joens will die Rührung, in die alles versetzt ist, benutzen, um seine Absichten auf Ulla zu fördern[1]). „Heute“, ruft er, „ist bei Euch nun einmal Fest und Freude. Gönnt auch unsereinem ein Glück! Vater Pehrson! ein Seemann, dem es an nichts gebricht, und dem Eure Tochter zu folgen sich schon bereit erklärt hat, hält um Ullas Hand an. Wollt Ihr sie ihm geben?“ Pehrson: „Ein Seemann? Und wer ist denn der?“ Joens: „Zum Teufel, wer soll's sein? Ich bin der Seemann!“ Ulla erschrickt heftig; Elis fährt zusammen und glaubt seinen Ohren nicht trauen zu dürfen. Pehrson dagegen scheint nicht sehr überrascht zu sein. „Dein Vater war mein Freund. Bist du so brav als er, so wünsch ich meiner Tochter keinen bessern Mann und muß dir obendrein das Zeugnis geben, daß du kurz und bündig zu freien verstehst. Elis bleibe mir als Sohn; dir, Joens, mag das Mädchen folgen, wenn sie will.“ Joens: „Triumph, Triumph!“ Elis schreit auf wie ein Rasender: „Verrathen, verrathen! Torbern, du hattest recht!“ Er stürzt nach dem Hintergrund zu ab. Alles steht im höchsten Erstaunen: „Was ist ihm? ist er von Sinnen?“ Ulla wirft sich an ihres Vaters Brust. Joens steht wie vom Schlag getroffen.

Zweiter Akt.

Szene und Arie. Das Theater stellt die Tiefe eines völlig unerleuchteten Schachtes dar. Ein matter Lichtstrahl nähert sich von oben. Elis kommt die Felsenwendung herab, setzt sein Grubenlicht auf den Boden und sinkt erschöpft nieder. „Ich bin verrathen!“ — Wüthend rafft er

[1]) Hier beginnt Wagners eigenhändige Niederschrift. Unser Druck folgt jedoch zunächst noch der Abschrift.

sich wieder auf: „Torbern, Torbern, he, alter Bergmann, wo bist du? komm zu mir, fahr mit mir hinab in den Mittelpunkt der Erde! Ich will dir treu sein; nie will ich die Sonne wieder sehen! Zeig mir die Schätze, die du mir verhießest. Laß mich das hohe Angesicht der Königinn schauen! Dein bin ich! Ha, wie hattest du recht, mich zu schelten! Ich Thor suchte das ganze Glück meines Lebens, meiner Seele dort oben unter der Sonne, die ich anbetete, weil sie die Wundergestalt eines Engels beschien. Mir graute vor diesen Tiefen, und ich durchwühlte sie nur, um meinem Fleiße ein holdes Lächeln, meinen Gefahren eine süße Besorgnis zu gewinnen. Ach, wie verachtete ich deine ganze Herrlichkeit, wie ich sie einst im Traum erschaut, hohe Königinn, der ich jetzt mich weihe! Wie verachtete ich deine wundervolle Welt, um einen Blick aus dem Auge jenes Engels! Ha, welch ein Thor war ich, als ich mich der Lebenshoffnung unter der Sonne hingab! Verrathen, meineidig, verlassen und getäuscht bin ich! Zu dir, Torbern, Torbern, rufe ich! Zeige dich mir, Torbern, Torbern!" Er hält erschöpft ein. Lange Pause. Dann hört man leises Klopfen, wie entfernter Hammerschläge auf Stein. Elis springt auf; hastig ergreift er seinen Hammer und schlägt gegen die Steinwand, von woher der Schall kommt. Die entfernten Schläge kommen näher und näher. Ohne daß man die Steinwand sich öffnen sieht, tritt Torbern heraus. **Duett.** Torbern: „Wie verlangst du doch so eifrig nach mir; und noch vor wenig Stunden wiesest du mich barsch von dir? Hat dir dein Mädchen den Kopf verrückt, einfältiger Gesell?" Elis: „Klage mich nicht an. Ich kenne dich; du bist Torbern! Höre mich, Torbern, ich will dein sein. Du hattest recht, mich einfältig zu schelten. Ich Thor, warum erkannte ich nicht längst, wo mir mein wahres Glück blühe? Ha, die über uns sind falsch und verrätherisch." Torbern: „Erhitze dich nicht, bleibe gelassen! Ich sehe, du bist auf dem wahren Wege zum Glück. Elis, du sollst die Königinn schauen. Sieh, euer beschränkter, erbärmlicher Verstand reicht nicht so weit, euch nur die Oberfläche der Wunder zu zeigen, die sich dem kundigen Blicke erschließen. Dein Blick wird aber nur kundig, wenn sich deine ganze Seele diesen Wundern weiht!" Elis: „Meine Seele ist ergeben, mein Blick lechzt nach den Herrlichkeiten. Zeige sie mir und nimm meinen Schwur der Treue." Torbern: „Deines Schwurs bedarf's hier nicht. Du bleibst uns auch ohnedem treu, wenn sich dein Blick einmal erschlossen." (Ensemble.) Torbern: „Blick jetzt deutlich auf jene Ader, die sich dort zeigt. Erkennst du sie, nach der ihr gierig schon jahrelang sucht?" — Die hintere Felsenwand beginnt allmählich sich zu lichten und zurückzuweichen. Eine immer zunehmende, bläuliche Helle verbreitet sich überall. Wunderbare Crystallbildungen zeigen sich immer klarer dem Blicke. Sie nehmen allmählich die Gestalten von Blumen und Bäumen an. Blitzende Edelsteine funkeln an ihnen; andre Crystallbildungen zeigen sich in der Gestalt von schönen Jungfrauen, wie im Tanze verschlungen. Endlich erblickt man im fernsten Hintergrunde den Thron einer Königinn. Von seltsamem Glanze umgeben sitzt eine schöne, kostbar geschmückte Frauengestalt auf ihm. — — Da hört man von oben her die Stimme Ullas: „Elis, Elis, ich bin dein!" In

einem Moment ist der Schacht in seinen früheren Zustand zurückversetzt. Torbern ist verschwunden. Elis taumelt betäubt gegen eine Steinwand, in der er sein Gesicht verbirgt. Das Grubenlicht Elis' wirft vom Boden her seinen matten Schein durch den Schacht. — **Finale.** Durch die Einfahrt fällt immer hellerer Fackelschein herab. Man hört die Rufe Pehrsons, Joens', Ullas und der Bergleute. Sie kommen nacheinander herunter. Ulla, die schnell eine enge Bergmannstracht angelegt hat, ist die erste. Ihr folgen zunächst Joens und Pehrson, nach und nach die Bergleute. Ulla wird zuerst Elis' ansichtig; sie eilt auf ihn zu; alle rufen ihn heftig und angstvoll. Endlich kommt er zu sich, er blickt in Ullas Augen, die ihm zuruft: „Elis, mein Elis!" Pehrson schilt ihn heftig über die wahnsinnige Verzweiflung, mit der er sich zur Nachtzeit in den gefährlichsten Gang der Teufe gewagt habe. Joens zeigt tiefe Bekümmerniß. Elis blickt starr einen nach dem andern an. Man unterbricht sich gegenseitig mit dem Bericht dessen, was in seiner Abwesenheit vorgefallen. Joens sei der erste gewesen, der Elis' seltsames Betragen zu deuten gewußt; sogleich habe er ausgesagt, er sei überzeugt, daß Elis Ulla bis zum Wahnsinn liebe; er habe sogleich von seinen Ansprüchen auf Ullas Hand abgestanden, und auf seine Fürbitte sowie auf Ullas Flehen habe Pehrson nicht gezaudert, Elis für seiner Tochter wahren Bräutigam zu erklären. Ulla sinkt in des Geliebten Arme. Dieser, der von seinem Erstarren allmählich zu sich gekommen ist, beginnt heftig zu weinen; er hält alles, was ihm begegnet, für einen Traum, und fürchtet nur, er träume noch. Man wünscht sich Glück, noch zu rechter Zeit über alles aufgeklärt worden zu sein, ehe es vielleicht zu spät war, den unglücklichen Verzweifelnden wohlbehalten wieder aufzufinden. „Fort hier aus der Tiefe!" ruft man von allen Seiten. Joens schüttelt sich und wünscht sich lieber auf den Grund des Meeres als in diesem Schacht länger zu bleiben. Der Chor ruft: „Glück auf!" und ermahnt zum Aufsteigen. (Ensemble.)

Dritter Akt.

Schauplatz wie im ersten Akt. Morgendämmerung. Ein Trupp von Bergleuten (Musiker und Sänger) haben sich vor dem Hause Pehrsons aufgestellt und bringen der jungen Braut zum Hochzeitsfeste ein Ständchen. Als sie geendet, entfernen sie sich leise. Die Sonne ist aufgegangen; frischer, klarer Tag. Ein Fensterladen öffnet sich am Hause. Ulla im Morgengewande sieht heraus; sie hat die Musik gehört; voll Rührung ruft sie: „Habt Dank, habt Dank, ihr süßen Töne; wie wonnig wecktet ihr mich zu dem schönsten Tage meines Lebens!" Sie beginnt ein einfaches, herzliches Gebet zu Gott, der so gütig alles Ungemach von ihr gewendet habe. Noch Niemand ist wach. Sie tritt aus dem Hause und benutzt ihr Alleinsein, um sich den beglückendsten Vorstellungen ungestört zu überlassen. Ihr Elis liebt sie; ihre höchste Wonne ist, zu gewahren, wie er täglich mehr und mehr sich ihr in trauter Liebe ergiebt. Anfangs nach jenem Unglücksabende, an welchem der wilde Joens ganz allein schuld gewesen, sei sie herzlich betrübt worden, zu gewahren, wie sich Elis ihrer Liebe nur halb zu erfreuen schien. Er sei bleich und düster ge-

wesen, so daß es sie oft vor ihm gegraut habe. Doch wären dies aber wohl nur die nächsten Eindrucke jener bösen Nacht gewesen, die sich nach und nach gänzlich verzogen hätten, besonders seitdem sie nicht mehr zugebe, daß er in die Teufe herniedersteige. Jetzt sei er gänzlich wiederhergestellt; er gehöre nur ihr. O, welcher glücklichen Zukunft dürfe sie entgegensehen! — Pehrson tritt aus dem Hause. Er ist verwundert, Ulla schon auf und im Freien zu finden; er freut sich, sie glücklich zu wissen. „Elis scheint noch fest zu schlafen. Laß ihn noch ruhen! Er war noch spät in der Nacht auf. Wohl war es sein bevorstehendes Glück, das ihn nicht zum Schlummer kommen ließ. Ein Thor war ich, dich dem Seemann geben zu wollen. Elis ist der bravste und geschickteste im Bergfach und mir schon deshalb der willkommenste." Ulla fragt, ob er denn wieder in den Schacht fahren solle, ob nicht für ihn zu fürchten sei. Er könne das Leben unter der Erde nicht vertragen. Pehrson: „Laß das gut sein. Bis jetzt spukt ihm die Liebe noch zu sehr im Kopfe. Sehen wir, wie's nach der Hochzeit steht. Sei versichert, er wird nie wieder Anfechtungen wie vorher erfahren." Pehrson geht, um in aller Frühe noch einige Bestellungen zu machen; er räth der Tochter, an ihren Anzug zu denken; denn es ließe sich wohl voraussehen, daß bald mancher Gast eintreffen werde, den sie zu empfangen habe. — Duett. Ulla allein. „Wie ist Elis doch so träge! Ach, wie viel unruhiger klopft doch mir das Herz als ihm!" Sie will nach dem Haus gehen. Da tritt ihr Elis entgegen, festlich geschmückt, in reicher Bergmannstracht, den Bräutigamsstrauß an der Brust. Er ist sehr blaß. Ulla erschrickt ein wenig, als sie ihn sieht. „Wie, du bist schon geschmückt! Wie muß ich dir Unrecht abbitten! Soeben schalt ich dich, weil ich glaubte, du seist noch nicht aufgewacht." Elis grüßt die junge Braut und versichert ihr, wie er ihrer heutigen Hochzeit wohl immer eingedenk sei. Wie freue er sich, daß er nun des größten Glückes gewiß sei, welches ihre Ehe bis an das Ende ihres Lebens begleiten werde: worüber er immer nachgesonnen, und was er immer vergeblich gesucht, das habe sich ihm diese Nacht eröffnet. Ulla schaudert. „Diese Nacht!" — Sie gewahrt Elis' sonderbaren, brennenden Blick: „Wie ist dir, mein Elis? Du bist bleich. Gewiß hast du diese Nacht gewacht. Was ist dir begegnet? Du ängstigest mich." Elis beruhigt sie. „Fürchte nichts, herzliebe Ulla; freue dich vielmehr; denn uns geht ein Glück auf, wie es selten Sterblichen zu Teil wird. Denke dir nur: in dieser Nacht ist mir Alles entdeckt worden. Da unten tief in der Teufe, da liegt ein wunderbarer, herrlicher Stein, röther und schöner als der glänzendste Rubin. Auf diesem Steine, sollst du wissen, steht unsre Lebenstafel in krausen, aber doch verständlichen Zügen eingegraben." Ulla (in steigender Angst): „Elis, Elis, was sprichst du doch! Sieh, du bist übernächtig; dein Kopf ist heftig angegriffen. Was bedarf es der Metalle und Steine zu unserm Glücke? Genügen unsre Herzen nicht?" Elis: „Ganz richtig. Höre mich, lieber Engel: wenn wir diesen kostbaren Stein haben und in verbundener Liebe und klaren Auges da hineinschauen, da werden wir gewahren, wie unsre Herzen auf das innigste mit dem seltsamen Geäder dieses Steines verwachsen sind." Ulla: „Um Gott, Elis, was ist dir? Was willst du beginnen?" Elis: „Schweig,

schweig, wecke doch noch Niemand auf! Erst muß ich den herrlichen Stein holen; dann laß die Gäste[1]) kommen; in ihrer Gegenwart will ich dir den Stein feierlich zum Hochzeitsgeschenk machen, denn sei überzeugt, kein König schenkte je seiner Braut solch einen Stein." Ulla: „Ach! Elis! Ich laß dich nicht! Höre auf meine innigsten Bitten, mein Flehen, meine Beschwörungen — bleib bei mir, laß ab von deinem träumerischen Vorhaben! Mir ahnet großes Unglück!" Elis versichert, daß nicht das geringste zu fürchten sei; — ein Kind könne zu dem Stein gelangen, so offen läge er da: nur daß ihn nicht alle zu sehen vermöchten: dazu müsse man das Antlitz der Königinn geschaut haben. — Ullas Bitten und Beschwörungen bewegen den Geliebten nicht; nachdem er geschworen, er werde in wenig Augenblicken wieder zurück sein — es litte ihn nicht, er müsse den Stein haben —, reißt er sich los und verschwindet am Eingange des Schachts. — Ulla weint heftig. — Finale. Da hört man heitere Musik herannahen. Ulla ermannt sich und begreift schnell, daß sie sich zunächst ankleiden müsse. Sie geht in das Haus. — Ein großer Aufzug mit Bergleuten erreicht die Bühne; Musik voran. Alle verschiedenen Abstufungen und Classen lassen sich wahrnehmen; man trägt Fahnen und andre Abzeichen. Jubelndes Volk begleitet den Zug. Als sich derselbe vor dem Hause aufgestellt hat, treten junge Mädchen, festlich geschmückt als Brautjungfern auf, von Brautführern begleitet. Die Mädchen gehen in das Haus, um Ulla zu holen. — Pehrson tritt eilig auf: „Bald käm ich zu spät!" Er heißt die Gäste willkommen; man bringt ihm und dem Brautpaar ein Vivat, als Ulla, von den Brautjungfern geführt, in großem Putze heraustritt. Sie ist in namenloser Angst um Elis. Man fragt nach dem Bräutigam: Elis[2]) antwortet Pehrson zagend, er habe versprochen, bald zu erscheinen. — Joens tritt auf; er ist in festlicher Seemannstracht; er schwenkt den Hut und ruft Vivat. Reiche Geschenke, die er mitbringt, indische Stoffe und Waren, breitet er vor Ulla aus. — Und der Bräutigam, wo ist er? Ei, schläft er noch? — So geht es auf dem Land; — alles wird da träge; zuletzt verschläft der Bräutigam noch den Hochzeitstanz. — Man lacht. — Pehrson bringt in Ulla, ihm zu sagen, wo Elis sei. — Sie bekennt ihm in großer Angst, daß er in den Schacht gestiegen sei, um ein Brautgeschenk zu holen. Pehrson lacht: „Ha, ha! Da wird er irgendwo seine paar Dukaten vergraben haben! — Der närrische Junge will doch nicht gar zu arm erscheinen." Er fordert zur Lustigkeit auf! Der Herr Bräutigam habe sich etwas verspätigt usw. — Joens bittet sich aus, etwas singen zu dürfen: — er singt ein munteres Lied, welches schildert, wie es hergehen müßte, wenn er Hochzeit halte, was trotz seines von Ulla empfangenen Korbes doch auch noch geschehen könnte: — da müßte alles springen. — Die Bergleute wollen hinter seiner Schilderung nicht zurückbleiben: die Musik spielt auf — man tanzt und jubelt. — Plötzlich hört man einen furchtbaren Krach, dem ein dumpfer Donner nachfolgt: der Schacht im Hintergrunde hat sich bedeutend gesenkt,

[1]) Hier bricht die Abschrift ab. Das Folgende nach Wagners Autograph.
[2]) Soll heißen: Ulla.

die Einfahrt ist eingestürzt! — „Elis! Elis!“ schreit Ulla; alle stehen in äußerstem Entsetzen; die Bergleute machen sich nach dem ersten Entsetzen in großer Regsamkeit daran, einen Eingang in den Schacht zu entdecken, alles gräbt, hackt und schaufelt — Ulla stürzt außer [sich] zum Schacht; sie will zu Elis, zu Elis! — Einstimmig rufen alle ihr entgegen: „Elis ist hin! Keine Hoffnung! Betet zu Gott dem Barmherzigen!“ — Ulla sinkt wie todt zusammen.

Paris, 5. März 1842. Richard Wagner.

Anhang.

Verehrtester Herr und Freund,

recht sehr danke ich Ihnen für Ihre werthe Zuschrift, die ich gestern auf dem Lande, drei Stunden weit von Dresden, wo ich mich jetzt während eines Urlaubes aufhalte, erhielt; (den gütigen Überbringer Ihres Briefes habe ich somit leider nicht zu sehen bekommen.) Ich habe Grund, sehr erfreut darüber zu sein, daß Sie bei näherem Bekanntwerden mit meinen Arbeiten, Ihre vorgefaßte gute Meinung für dieselben nicht aufzugeben sich genöthigt sehen; da Sie sich vorläufig jedoch nur noch genauer mit „Rienzi“ befassen konnten, so gestehe ich, daß ich nun noch mit einiger Spannung Ihrem Urtheil über meine jüngste Arbeit, „Tannhäuser“, entgegensehe, da ich bei dieser in vielem Wesentlichen wohl eine ganz andere Richtung eingeschlagen habe. Den „fliegenden Holländer“, den Sie nun auch noch näher zu kennen wünschen, lasse ich Ihnen hiermit ebenfalls zukommen, und ersuche Sie, sobald Sie sich mit dieser Partitur zur Genüge befaßt haben werden, sie mit den übrigen an Liszt zustellen zu wollen, der nur aus einem Versehen meines hiesigen Musikhändlers diese Oper mit den andern nicht zugleich erhielt, was eigentlich in meiner Absicht und in Lisżts Wunsche lag.

Sie kennen bereits meine Ansicht über misgünstiges Vorurtheil, und vermuthen demnach wohl auch, daß ich über Ihre neuesten Mittheilungen, in Bezug auf die Stimmen in Wien gegen mich, nicht mehr sehr erschrecken konnte. Eine wahrhaft lächerliche Wirkung macht es auf mich, daß meine Feinde dort mich angreifen, ehe sie noch das Geringste von mir zu fürchten haben, denn noch bin ich gänzlich ohne Aussicht auf die Aufführung einer meiner Opern in Wien. So lange ich also mit meiner Musik dort noch Niemand zu nahe trete, dächte ich, könnten sie mich doch noch ungeschoren lassen. Das Beste davon wäre, wenn ich mir dadurch in Ihnen, wie es mir so ganz erscheinen will, einen warmen Freund gewonnen haben dürfte; die Erfahrung, die ich in dieser Art an Ihnen mache, gehört daher zu den seltenen aber höchst wichtigen Erfrischungen, deren wir so sehr bedürfen, um in dem täglichen Kampfe mit Widerwärtigkeiten Muth zu fassen u. Ausdauer zu gewinnen.

Seien Sie versichert, daß ich herzlich gern Ihnen eine Composition zu dem von Ihnen erwähnten Zwecke überlassen werde, wenn ich nur einmal dazu komme, so etwas zu machen: seit einem Jahre — der Beendigung des Tannhäuser — habe ich keine Note wieder geschrieben; ich bin jetzt aufs Land

gegangen um meine etwas angegriffene Gesundheit zu erholen: fände ich dabei einige gute Laune, so drängt es mich nun zunächst sehr die Composition einer neuen Oper, wozu ich die Dichtung fertig habe, zu beginnen; unter allen Umständen aber verspreche ich Ihnen, die Erfüllung Ihres freundlichen Wunsches nicht aus den Augen zu verlieren.

Lassen Sie mich recht bald wieder etwas von sich hören, auch wenn ich nicht der Gegenstand Ihrer Mittheilungen bin; bewahren Sie mir eine freundliche Gesinnung und genehmigen Sie die Versicherung meiner wahrhaftigsten Hochachtung u. Dankbarkeit, mit der ich verbleibe

Ihr

Groß-Graupe (bei Dresden) ergebenster
20 Mai 1846. Richard Wagner.

Sr. Wohlgeboren

Herrn Conrad Löffler

Hierzu ein Paket in Leinwand Praterstraße, 582
mit litografirten Musikalien in
gez.: C. L. Werth: 20 Thaler. Wien.

frei.

* * *

Liebster Freund,

Fischer[1]) läßt mich soeben wissen, daß auch er der Repertoir-Conferenz nicht beiwohnen könne; es ist daher wohl mehr als nothwendig, daß Du dabei nicht fehlen mögest. Bei der Dir und mir wohlbekannten Willkühr u. dem verderblichen Einfluß Einzelner ruht Alles, was vorgenommen werden soll, wird jedes Bemühen unserer Seits Ordnung in die Angelegenheiten zu bringen völlig nutzlos sein, u. so vermag auch ich mit dem besten Willen nicht anzugeben, was zu thun sei. Es liegt mir jedoch daran, daß Se. Exzellenz erfahre, welches meine Gesinnung in Bezug auf diese widerliche u. so sehr störende Favoritin-Geschichte ist, die dadurch noch so übel gemacht worden ist, daß Johanna[2]) in voriger Woche einen Urlaub erhielt, so daß diese Zeit dem Opern-Repertoir unbedingt verloren ging. Genug! Was hätte ich Dir über diese Dinge noch Neues zu sagen! —

Sei auf der Expedition, — das ist sehr nöthig!

Adieu! Dein

Dresden, 21. August 47. Richard Wagner.

Herrn

Musikdirektor A. Röckel

hier.

[1]) Wilhelm Fischer, Chordirektor.

[2]) Wagners Nichte Johanna Wagner.

Meine Kinderjahre.

Biographische Skizzen

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Les souvenirs des vieillards, a-t-on dit, sont une part d'héritage qu'ils doivent acquitter de leur vivant.
G. Lenôtre.

Vorwort.

Die „Geschichte des Erstlingswerkes", die K. E. Franzos vor zwölf Jahren herausgegeben hat, brachte auch einen Beitrag von mir. Alles, was darin ausgesagt ist, unterschreibe ich heute noch, einen Irrtum aber muß ich berichtigen. Meine Erinnerungen an die Kinderzeit, meinte ich damals, sind nicht besonders lebhaft, und erfahre nun, daß sie, um es zu sein, nur gebraucht hätten geweckt zu werden. Es unterblieb zu jener Zeit; denn so alt ich schon war, lag doch noch etwas wie Zukunft vor mir und auf sie, nicht zurück zur Vergangenheit, lenkten sich meine Gedanken.

Nun stehe ich am Ziel, der Ring des Lebens schließt, Anfang und Ende berühren sich. Mit einer Macht des Erinnerns, die nur das hohe Alter kennt, lebt die Kindheit vor mir auf. Aber nicht wie ein kräftig ausgeführtes Gemälde auf hellem Hintergrund, in einzelnen Bildern nur, die deutlich und scharf aus dem Dämmer schweben. Die Phantasie übt ihr unbezwingliches Herrscherrecht und erhellt oder verdüstert, was sie mit ihrem Flügel streift. Sie läßt manches Wort an mein Ohr klingen, das vielleicht nicht genau so gesprochen wurde, wie ich es jetzt vernehme; läßt mich Menschen und Begebenheiten in einem Lichte sehen, das ihnen eine an sich vielleicht zu große, vielleicht zu geringe Bedeutung verleiht. Ihrem Einfluß auf das Kindergemüt, dessen Entfaltung ich darzustellen versuchte, wird dadurch nichts genommen. Das Schwergewicht liegt auf dem Eindruck, den sie hinterlassen haben, und ihn bestimmt die Beschaffenheit des Wesens, das ihn empfing. Dieses Wesen ist treu geschildert, buchstäblich und im Geiste.

Rom, Januar 1905.

Diese einleitenden Worte mußte ich den Skizzen voranschicken, die unter den Augen der Meinen, unter dem Einfluß ihrer verwöhnenden Liebe entstanden sind. Ein Reflex der Teilnahme, die sie erweckten, fiel auf sie, und ich dachte: Ihr seid etwas.

Jetzt bin ich allein und bin in Rom, und hierher werden sie mir nachgesandt, wenn auch erst im Negligé der Korrekturbogen, doch schon als „Drucksache" und vorbereitet zur Fahrt in die Fremde. — Meine Kleinen, ihr kommt mir recht armselig vor mit eurem Geplauder von Puppen und Ammenmärchen. Mich beschäftigen andre Dinge als eure Geringfügigkeiten. Die Weltgeschichte spricht zu mir, ich lebe an der Stätte, an der Jahrhunderte hindurch ihr mächtiger Puls geschlagen hat, und bin da, ein dankbarer Gast, fortwährend zu hohen Festen und großartigen Schauspielen geladen . . . Ich kann durch den Steineichenhain auf die Höhe in der Villa Medici wandeln und die Sonne untergehen sehen hinter dem Janiculus. — Majestätisch ist das Tagesgestirn versunken; in den feurigen Himmel ragt die Kuppel von Sankt Peter, und durch die Lüfte gleiten, andachtweckend, auf tönenden Schwingen die silbernen Klänge ihrer Glocken. . . Der graue Streifen, der links am Horizont emporzusteigen scheint, das ist das Meer, das tyrrhenische, das auf seiner ruhelos wogenden Brust die Flotten Roms getragen hat, zur Eroberung vergänglicher Reiche und unvergänglicher Kunst . . . Und bei der Tassoeiche kann ich stehen und ihrem Gestöhn im Winde lauschen. Quercia del Tasso! Der Blitz hat sie getroffen und ihren Stamm zerspellt, der Sturm hat wild in ihrem Geäste gehaust, aber noch begrünt sich alljährlich ihr gelichteter Wipfel. Sie strotzte in Kraft, war jung und reich bekleidet, als der Poet sich todesmatt zu ihr herüberschleppte von Sankt Onofrio, wo er „im Verkehr mit den heiligen Vätern den Verkehr mit dem Himmel begonnen hatte". Was galten ihm noch seine höchsten Erdenwünsche, die Dichterkrönung auf dem Kapitol, die Huld der angebeteten Frau? . . Aber der Mai war nahe, in Duft und in Blüte stand die Welt, und Sehnsucht nach dem herben Glück des Abschieds von ihr zog ihn hierher in den Schatten seiner Eiche. Seine sterbenden Augen haben auf dem Bilde geruht, das vor uns liegt, und der Gedanke verleiht der traumhaften Schönheit des Anblicks eine wehmütige Verklärung. Ein Hauch ewigen Frühlings weht über den Geländen der holden Berge, aber der Monte Gennaro besinnt sich, daß Winter ist, und trägt seine Tiara aus Schnee . . . Und in der Tiefe liegt die Stadt, die heute noch keine Fabriken hat mit rauchenden Schlöten und keine berußten Dächer, und selbstleuchtend erscheinen im Abendlichte ihre schimmernden Mauern. Wie tot liegt sie da, die so viel verbrochen und so viel erduldet hat. Kein Laut dringt herauf, vernehmbar nur dem inneren Ohr ist ihre feierliche Sprache des Schweigens.

Mein stilles Fest auf dem Janiculus habe ich gestern begangen und heute auf dem Forum einige Stunden zugebracht, geleitet von einem liebenswürdigen und gar zuverlässigen Führer, dem jüngsten Buche meines verehrten Herrn Professors Hülsen. Doch was sind einige Stunden auf dem Forum! Nicht mehr als ein eiliges Vorüberwandeln an Stätten, die durch herrliche Taten

geweiht, durch entsetzliche Greuel gebrandmarkt worden. Von der Basilika Julia bin ich zum Heiligtum der Juturna gewandert, zu Santa Maria Antiqua, zum Atrium Vestae und hinauf zur Velia, zum schönsten der römischen Triumphbogen. Und dann auf dem Rückweg betrat ich die Sacra Via und meinte den Boden unter meinen Füßen erzittern zu fühlen und dröhnen zu hören vom Marsche der Legionen. Eine Riesenschlange, die Reiche erdrückt hat in ihren gewaltigen Ringen, bewegt sich der Siegeszug zum Kapitol, umbraust vom Zuruf der Menge. Goldene Beutestücke funkeln, die Ketten der Gefangenen klirren. Sie kommen am Tullianum vorbei, und dort in seine „abschreckende Dunkelheit" hinabgeschleudert, verschwinden Heerführer, Fürsten, Könige. Keinen Augenblick staut der Zug, unaufhaltsam strebt er vorwärts, dem Triumphwagen nach zur Höhe, auf der Jupiter in seinem Heiligtume thront . . .

Noch ganz erfüllt von den Eindrücken, die ich Tag für Tag empfange, hier in diesem großen Rom, kehre ich in meine Behausung zurück und sollte meine Skizzen vornehmen, auf die Druckfehlerjagd ausziehen und entgleisten Sätzen auf die Beine helfen. Das wird mir schwer. Mein Glauben an euer Etwas ist mir entschwunden, ihr armen Blätter. Weil ihr aber eure papiernen Flügel schon entfaltet habt, so fliegt denn, so gut ihr könnt. Heimwärts, rate ich euch, dorthin, wo ihr geboren seid und wo immer wache Liebe euch empfängt. Indessen wird Rom den Purpurmantel seiner Rosen umgetan haben, und bei uns zu Hause werden an Bäumen und Sträuchern die Knospen schwellen und Schößlinge in Unzahl hervorsprießen. Das ist dann auch für das grüne Seelchen, dessen Geschichte ihr erzählt, der richtige Augenblick, sich ans Licht zu wagen.

Meine Schwester Friederike war vierzehn Monate, ich war vierzehn Tage alt, als unsre Mutter starb. Dennoch hat eine deutliche Vorstellung von ihr uns durch das ganze Dasein begleitet. Ihr lebensgroßes Bild hing im Schlafzimmer der Stadtwohnung unsrer Großmutter. Ein Kniestück, gemalt von Agricola. Er hat sie in einem idealen Kostüm dargestellt, einem bis zum Ansatz der Schultern ausgeschnittenen, dunkelgrünen Samtgewand mit hellen Schlitzen und langen, weiten Ärmeln. Der Kopf ist leicht gewendet und etwas geneigt; der Hals, die auf der Brust ruhende Hand sind von schimmernder Weiße und gar fein und schön geformt. Das liebliche Gesicht atmet tiefen Frieden; die braunen Augen blicken aufmerksam und klug, und aus ihnen leuchtet das milde Licht eines Geistes so klar wie tief.

Zu diesem äußeren Ebenbilde stimmten die Schilderungen, die uns von dem Wesen, dem Sein und Tun unsrer Mutter gemacht wurden. So einhellig wie über sie habe ich nie wieder über irgend jemanden urteilen gehört. Wenn die Rede auf sie kam, hatten die verschiedensten Leute nur *eine* Meinung. Und gern und oft wurde von ihr geredet. Besonders hoch in Ehren stand ihr Gedächtnis auf ihrem väterlichen Gute Zdißlawitz, wo der größte Teil ihres Lebens verflossen war.

Ich glaube, daß meine Liebe zu den Bewohnern meiner engsten Heimat ihren Ursprung hat in der Dankbarkeit für die Anhänglichkeit und Treue, die sie meiner Mutter über das Grab hinaus bewahrten. Die Diener sprachen von ihr, die Beamten, die Dorfleute, die Arbeiter im Garten. Ein alter Gehilfe nannte ihren Namen nie, ohne das Mützlein zu ziehen: „Das war eine Frau, Ihre Mutter! . . . Gott hab sie selig.“ Da wurde mir immer unendlich stolz und sehnsüchtig zumute: „Ich seh ihr ähnlich, nicht wahr? Geh, sag ja!“ — Er zwinkerte mit den Augen und schob die Unterlippe vor: „Ähnlich? Ähnlich schon, aber ganz anders.“ Es sollte sich niemand mit ihr vergleichen wollen, nicht einmal ihre eigene Tochter. — „Ja,“ fuhr er nach einer Pause fort, „blutige Köpfe hat's gegeben bei ihrem Begräbnis; geschlagen haben sie sich um die Ehre, ihren Sarg zu tragen. — Das war eine Frau!“

Man hatte uns die Überzeugung beigebracht, daß sie vom Himmel aus über uns wache und uns als ein zweiter Schutzengel umschwebe in Stunden der Krankheit oder der Gefahr. Ich vergesse nie, mit welcher Zuversicht und mit welcher geheimnisvollen Glückseligkeit das Bewußtsein ihrer Nähe mich oft erfüllte.

In einem Punkte hatte ich das selbe Schicksal erfahren wie sie. Auch ihr Leben war um den Preis des Lebens ihrer Mutter erkauft worden, und auch ihr war die auserlesene Schicksalsgunst zuteil geworden, für den schwersten Verlust den denkbar besten Ersatz zu finden — die liebreichste und gütigste Stiefmutter. Die ihre, unsre vortreffliche Großmutter Vockel, erreichte, unsrer Kindheit zum Heile, vorgerückte Jahre. Sie blieb bei uns nach dem Tode ihrer Tochter; sie verließ uns auch dann nicht, als unser Vater sich wieder verheiratete.

In Wien bezog sie eine Wohnung im ersten Stock seines Hauses, dem sogenannten „Drei-Raben-Haus“, auf dem damals sogenannten „Haarmarkt“. Wir bewohnten den zweiten Stock. Im Sommer lebte sie mit uns auf dem Lande.

Sie war klein und mager und hatte einen für ihre zarte Gestalt etwas zu großen Kopf. Ihr Gesicht blieb noch im Alter schön. Ein edel und kräftig gebautes Gesicht. Die Stirn von klassischer Bildung, die Nase schlank und leicht gebogen, mit feinen, beweglichen Flügeln. Der Mund schmal und gerade, die Lippen fest geschlossen — so charakteristisch für die vereinsamte, stolze, schweigsame Frau. Ihre großen, tiefdunkeln Augen hatten einen schwermütigen Ausdruck. Ich habe ihn manchmal sich wandeln gesehen in einen schmerzlich-geringschätzigen; zu einem verachtungsvollen, verdammenden wurde er nie. Sie wunderte sich nicht leicht über ein Unrecht, das sie begehen sah; durch eine hochherzige Handlung, deren Zeuge sie war, oder von der sie hörte, konnte sie so freudig überrascht werden wie durch ein unerwartetes selbsterlebtes Glück. Ein solches, ein eigenes war ihr gleichsam nur im Vorübergehen zuteil geworden. Unser Großvater und sie hatten geheiratet aus Liebe — nicht zueinander, sondern zu einem Kinde, zu seinem Kind. Und in dieser Liebe erst hatten sie sich gefunden, und ihr anfangs geschwisterliches Verhältnis reifte langsam zu einem schönen ehelichen heran.

Der Tod löste den Bund und nahm auch bald darauf der Verwitweten die einzige vielgeliebte Tochter. Diese hatte in ihrem Testamente ihren Gatten

zum Herrn auf Zdißlawitz eingesetzt. Und es war nun unsre Großmutter ein Gast geworden in ihrem ehemaligen Haus und Heim. Sie beschied sich. Sie wünschte nichts mehr, als nur in der Nähe der Kinder ihres Kindes leben zu dürfen.

In der kleinen Erzählung „Die erste Beichte" habe ich eine Skizze von der herrlichen Frau entworfen. Die eigentümliche Art ist erwähnt, in der sie, die kaum je eine Besorgnis, geschweige denn eine Klage aussprach, Klagen aufnahm. „Alles geht vorüber, alles wird gut," sagte sie halblaut vor sich hin. Und wenn es in ihrer Macht lag, das Üble und Traurige gutzumachen, dann wurde es gut.

Ausgesprochen hat sie es nicht, im stillen soll sie aber sehr gelitten haben, als unser Vater sich wieder vermählte und an die Stelle unsrer Mutter eine jüngere und schönere Frau trat, „Maman Eugénie", eine geborene Freiin von Bartenstein. Das erste Kind, das sie zur Welt brachte, war ein Knabe und das zweite wieder ein Knabe, während die Verstorbene ihrem Gatten nur Töchter geboren hatte. Nun würden wir nichts mehr gelten, besorgte die Großmutter. Zurückgesetzt würden wir werden und zu fühlen bekommen, daß es eigentlich uns, den Älteren, zugestanden hätte, männlichen Geschlechtes zu sein.

Die Besorgnisse der lieben, alten Frau erwiesen sich als ganz ungerechtfertigt. Unsre junge Mama schloß uns ebenso innig ins Herz wie ihre eigenen Kinder, die kleinen Brüder und das holde Schwesterlein, das ihnen nachfolgte. Wir ließen es uns sehr wohl sein unter der milden mütterlichen und großmütterlichen Herrschaft, und unser Übermut wäre allmählich stark ins Kraut geschossen, wenn ihn die Hand der temperamentvollen Kinderfrau nicht niedergehalten hätte.

Sei gesegnet noch in deinem Grabe, in dem du seit so langen Jahren ruhst, du brave Josefa Navratil, genannt Pepinka! Du hast dir ein unschätzbares Verdienst um uns erworben. Du hast uns zu einer Zeit, in der die weisesten Vorstellungen keinen Weg zu unserm Verständnis gefunden hätten, durch eine rechtzeitig angebrachte demonstratio directa bewiesen, daß der Schuld unerbittlich die Strafe folgt. Gewiß trifft das auch im Leben ein, aber oft so spät und in so verhüllter Weise, daß menschliche Augen den Zusammenhang nicht mehr entdecken. In unsrer Kinderstube ging die Sache rasch und einfach vor sich. Wenn eine Tür heftig zugeworfen wurde, wenn es beim Spielen zu lautes Geschrei gab oder arge Streitigkeiten, kam Pepi daher auf ihren großen, weichen Schuhen und hielt Gericht. Ohne erst zu fragen, wer der Schuldigste sei, teilte sie — darin ein ganz getreues Bild des Schicksals — ihre Schläge aus. Wir nahmen sie ohne Widerspruch in Empfang und liebten unsre Pflegerin und Richterin. Wir fürchteten sie nicht einmal sehr, so laut sie manchmal auch zankte und so zornig sie uns anfunkeln konnte mit ihren feurigen schwarzen Augen.

Hatte eine erziehliche Maßregel unsrer Schicksalsgöttin sehr hart getroffen, dann ging man zu Anischa, meiner ehemaligen Amme, und weinte sich bei ihr aus. Sie war der lichte Stern unsrer Kinderstube und immer freundlich

und gut. Auch bildhübsch war sie und lieblich anzusehen in ihrer heiteren hannakischen Tracht. Sie verwandte viel Sorgfalt auf ihr Äußeres, sie schlang das bunte Tuch mit den langen Fransen kunstvoll um ihren Kopf, trug immer nur schimmernd weiße Halskrausen, seidene, mit Flittern benähte Leibchen und tadellos gesteifte und geplättete Röcke.

Pepinka brummte sie manchmal an: „Was putzen Sie sich so auf? Er kommt heute doch nicht."

Die arme Anischa wurde jedesmal feuerrot und antwortete leise und demütig: „Heute nicht und morgen nicht."

Er kam auch nicht. Hingegen erschien alljährlich im Herbste eine ältliche Frau, die wir, dem Beispiel Anischas folgend, „Panna Kmotrenka"[1]) nannten, in Zdißlawitz. Ein derber Junge in schmucker hannakischer Tracht begleitete sie. Er stand im selben Alter wie ich, und Pepi sagte, daß er eine Art Bruder von mir sei. So erwiesen wir ihm denn alle geschwisterlichen Ehren, fütterten ihn, beschenkten ihn, luden ihn ein, an unsern Spielen teilzunehmen. Er aß, was man ihm auftischte, er nahm, was man ihm anbot, aber er dankte nicht, er lächelte nicht; er verhielt sich uns gegenüber trotzig wie ein Bock. Leichten Herzens sagten wir ihm Lebewohl, wenn er sich wieder empfahl. Anischa begleitete ihren Besuch zum Wägelchen, das ihn vor dem Dorfwirtshaus erwartete. Sie hatte rote Augen, wenn sie zurückkam, war aber nicht mehr so bedrückt und befangen wie tagsüber während der Anwesenheit des wortkargen Bäuerleins.

Ein andres Ereignis wiederholte sich gleichfalls alljährlich, dieses aber im Frühjahr und fast unmittelbar nach der Ankunft auf dem Lande. Da war es gewöhnlich unsre Großmutter, die eines Morgens eintrat und sagte: „Pepi, der Bader ist da," worauf Pepi ihrem Schranke ein Pack Wäsche entnahm und das Zimmer verließ. An einem solchen Tage sahen wir sie nicht mehr; sie kam erst am folgenden wieder, hatte einen verbundenen Arm und speiste uns mit einer ausweichenden Antwort ab, wenn wir fragten, wo sie gestern gewesen sei und warum sie einen Verband um den Arm trage.

Einmal aber schlichen Adolf, der ältere der Brüder, und ich ihr nach bis zum ersten Absatz der Treppe, und von dort aus sahen wir sie in eines der sonst immer verschlossenen ebenerdigen Zimmer treten.

Wir schlichen weiter bis zum nächsten Absatz und bis zum dritten, und endlich bis zur Tür, hinter der Pepi verschwunden war. Drinnen im Zimmer wurden Sessel gerückt, es wurde Wasser in Gläser und in Lavoirs geschüttet, und eine fremde Männerstimme sprach höhnisch: „Fürchten S' Ihnen? Recht haben S'. Warten S' nur, was Ihnen heut geschieht!"

Du lieber Gott, was ging da vor? Von Angst und von Helfedrang ergriffen, warfen wir uns gegen die Tür. Sie war verschlossen. Wir schrieen und klopften und hörten Pepi klagen:

„Jesses, die Kinder!"

„Ruh geben! Draußen bleiben!" wetterte die Männerstimme.

[1]) Frau Gevatterin.

In starrem Entsetzen schwiegen wir eine Weile. Endlich wurde die Tür von innen aufgesperrt, geöffnet, und heraus trat das Stubenmädchen und hielt in der Hand eine große Schale voll Blut. Nun überstieg unsre Bestürzung alle Grenzen. Blut! Blut! So viel Blut! Von wem das viele Blut?

„Von der Pepi," antwortete das unbegreifliche Mädchen ganz gleichgültig. „Der Doktor hat ihr zur Ader gelassen. Und jetzt seien Sie still, sonst wird der Doktor auch Ihnen zur Ader lassen."

„Zur Ader gelassen! Was ist das? Wie ist das? Muß man sterben, wenn man zur Ader gelassen bekommt?"

Sie lachte und riet uns, gleich hinaufzugehen, wenn wir nicht noch gestraft werden wollten wegen unsrer Neugier.

Die Neugier blieb vorläufig ungestillt, aber unsre Seelenruhe wurde uns zurückgegeben, denn drinnen in der Stube erhob die Stimme Pepinkas sich in alter Kraft und befahl den „verdunnerten Kindern", sogleich zur Anischa zu gehen.

Wir gehorchten und hatten dann noch einen sehr guten Tag fast uneingeschränkter Freiheit, und am Abend erzählte uns Anischa, viel länger, als ihr sonst erlaubt wurde, schöne, wundervolle Märchen.

O welch ein Erzählertalent war unsre Anischa! Wie verstand sie zu schildern, zu spannen, ihre Phantasiegebilde klar und lebendig hinzustellen, sie aufsteigen, vorüberschweben, entschwinden zu lassen! Jammervoll nüchtern erscheint mir die Kinderstube, aus der die Märchenerzählerin „grundsätzlich" verbannt ist. Wir haben das Glück genossen, uns nach Herzenslust in der Märchenwelt ergehen zu dürfen, sowohl als kleine wie später als größere Kinder. Es war uns ein stolzes Vergnügen, eine Menge zu hören und zu sehen, was andre nicht hörten und nicht sahen: im Gurgeln des Brunnens am Ende des Gemüsegartens die Stimme des Wassermanns; im Glanz, der im Hochsommer über die Ähren fliegt, huschende Lichtgeister und Elfchen im Laube, wenn es leise zu rascheln beginnt. Diese Elfchen, wußte Anischa, sind zu Mittag nicht größer als Libellen. Aber sie wachsen sehr, sehr geschwind, und um Mitternacht sind ihre Flügel wie Adlerflügel, und das Laub stöhnt, wenn sie mit Windeseile hindurchfegen.

„Ja gewiß! ja, es stöhnt!" Wir alle behaupteten es. Jedes von uns wollte einmal um Mitternacht wach gewesen sein und das Stöhnen vernommen haben. Nur unsre Sophie, die nicht, die wußte noch nichts von Wassermännern, Irrwischen und Elfen. Sie schlief schon lang, diese Kleine, zur Stunde des Märchenerzählens, und Anischa saß neben ihrem Bettchen, und wir saßen auf Schemeln zu ihren Füßen.

Ganz anders arg und grausig als das Stöhnen des Laubes beim Wehen leiser Lüfte waren die schrillen Schmerzenslaute, die sich erhoben, wenn ein heftiger Sturm die Ecke des Hauses, die wir bewohnten, umrauschte. Es brach aus ihm wie Schluchzen, flüsterte wie haftiges Flehen, glitt über die Fensterscheiben mit tastenden Fingern . . .

„Hört ihr?" fragte dann eines von uns die andern, „das ist Melusine, die ihre Kinder sucht, nach ihnen ruft, um ihre Kinder jammert und

weint." Melusine ... Grad ist sie vorbeigeflogen; meine Schwester hat ihren weißen Schleier erblickt und sagt ganz leise:

„Lösche das Licht, Anischa, daß sie uns nicht sieht; sie glaubt vielleicht, wir sind ihre Kinder, und holt uns."

Ein Märchen gab's, das erzählte Anischa nur mir allein, weil ich so couragiert war. Meine Schwester, die kleinen Brüder durften nichts hören von der „Kunska Hlava"; sie hätten lang nicht einschlafen können und schwere Träume gehabt.

Diese „Hlava", das war ein Kopf, nichts weiter als ein Kopf, ohne alles Zubehör. Er hatte struppige Haare und einen struppigen, feuerroten Bart, Teufelsaugen und Ohren so groß, daß er sie als Flügel gebrauchen konnte. Aber nicht lang, weil er sehr schwer war und bald wieder zu Boden plumpste. Der Kopf war ein König und hatte ein Heer, und im Kriege rollte er ihm voran, eine fürchterliche Kugel, und biß den Menschen und den Pferden in die Füße, daß sie reihenweise tot hinfielen. Er hatte auch eine Königin, die neben ihm schlafen mußte auf dem selben Polster und vor Schrecken über seinen Anblick ganz weiß wurde, immer weißer, und endlich selbst ein Gespenst.

Greuliche Untaten beging die „Hlava", und eine ihrer schlimmsten war, daß sie der Großmutter Anischas, als diese einmal des Nachts von einem Botengang heimkehrte, auf der Hutweide nachgerollt kam ... Die Großmutter hörte sie hüpfen, knirschen und schnauben und rannte! rannte! Bis zu ihrem Hause rannte sie; dort aber stürzte sie zusammen und wußte nichts mehr von sich, eine Stunde lang — o länger als eine Stunde! Am nächsten Tag ging der Großvater und mit ihm das halbe Dorf auf die Hutweide, und an der Stelle, wo die Großmutter das Scheuel zuerst hüpfen, knirschen und schnauben gehört, lag ein großer, runder, weißer Stein, den noch niemand da gesehen hatte. Nur der Hirtenbub wollte wissen, daß der Stein von jeher dagewesen sei. Aber der Hirtenbub war dumm und ein halber Trottel. Der Stein wurde eingegraben, und heute noch machen die Leute einen Umweg, wenn sie an dem Platz, wo er liegt, vorüberkommen.

Ich nahm natürlich Partei gegen den Hirtenbuben. Ich wäre am liebsten gleich nach Trawnik, wo Anischa zu Hause war, gefahren, hätte die Hutweide besucht und den gespenstischen Stein ausgegraben. Und je entsetzter Anischa sich stellte über meine Tollkühnheit, desto mehr fühlte ich sie wachsen und verstieg mich zu den Versicherungen:

„Ach, ich möchte, ich möchte, daß die Hlava einmal mir nachgerollt käme! Ich würde nicht davonlaufen, o nein! o nein! Ich würde stehen bleiben — ich! Ich würde mich umsehen und der Hlava dreimal nacheinander recht ins Gesicht das heilige Zeichen des Kreuzes machen. Da wäre sie gleich weg. O ich fürchte mich nicht — ich weiß nicht, wie das ist, sich fürchten; ich hab eine große Courage!"

Es war viel Geflunker bei dieser Behauptung. Ich wußte sehr gut, was Furcht sei, denn in der Furcht vor dem Papa waren meine Schwester und ich aufgewachsen. Man hatte sie uns in der Kinderstube eingeflößt, durch eine

Drohung, die sich nie erfüllte, stets aber wirksam blieb: „Wartet nur, ich sag's dem Papa, und dann werdet ihr sehen!"

Was wir sehen würden, blieb in ein Dunkel gehüllt, das unsre Phantasie mit Schrecknissen bevölkerte. Kein Wunder. Den Zorn unsres Vaters erfahren wäre entsetzlich gewesen. Nicht nur kleinen, auch erwachsenen Leuten leuchtete das ein. So liebenswürdig Papa in guten Stunden sein konnte, so furchtbar in seinem unbegreiflich leicht gereizten Zorn. Da wurden seine blauen Augen starr und hatten den harten Glanz des Stahls, seine kraftvolle Stimme erhob sich dräuend — und vor diesen Augen, dieser Stimme hätten wir in den Boden versinken mögen, wenn wir uns auch nicht der geringsten Schuld bewußt waren.

Zum Schaden unsres Verhältnisses zu ihm ließ sich Papa in gereizter Stimmung manchmal zu dem unglückseligen Ausspruch hinreißen: „Nicht geliebt will ich sein, sondern gefürchtet!" Wie sehr er sich damit täuschte, lernten wir später einsehen; als Kinder nahmen wir die Sache als ausgemacht an und taten ihm den Willen, weit über seine eigene Erwartung. Wir zwei Schwestern zitterten und bebten vor ihm; die Brüder waren in seiner Nähe viel unbefangener, obwohl Pepi mit ihrer Drohung, sie der Strenge Papas zu überliefern, gegen sie besonders freigebig war.

Ich erinnere mich eines Tages, an dem meine Schwester das Mißgeschick erfuhr, beim Spielen mit dem Balle eine Fensterscheibe einzuschlagen. Nun war uns die peinlichste Sorgfalt für alles Zerbrechliche, das uns umgab, zum Gesetz gemacht, und die arme Kleine, die sich so schwer daran vergangen hatte, geriet in sinnlose Verzweiflung.

„Der Papa! Der Papa!" rief sie in Todesangst, kniete auf den Boden nieder, rang die Händchen, faltete sie und schluchzte herzbrechend.

Wir umstanden sie betroffen und ratlos. Großmama, die neben uns wohnte, war auf Fritzis Geschrei herbeigeeilt, und sie und Pepinka sprachen der Armen Trost zu und bemühten sich, sie zu beruhigen. Ganz umsonst. Sie war schon blau im Gesichte, stoßweise rang sich der Atem aus ihrer Brust, in Bächen rannen die Tränen über ihre Wangen.

Großmama, sehr besorgt, tauschte leise einige Worte mit Pepi. Dann, nach einem neuen, vergeblichen Versuch, ihre kummervolle Enkelin zu beschwichtigen, verließ sie das Zimmer. Bald darauf betrat sie es wieder, und wer kam hinter ihr hergeschritten? Der unbewußte Urheber all dieses Leids und Schreckens — der Papa.

Lautlose Stille empfing ihn. Fritzi verstummte. Keines von uns regte sich. Der Blick des Vaters glitt über die Gruppe seiner bestürzten, angsterfüllten Kinder und blieb auf der kleinen Knieenden haften. Sie hatte plötzlich aufgehört, zu weinen und zu schluchzen. Sie war wie versteinert. Starr blickten ihre großen, prachtvollen, braunen Augen zum Vater empor; nur die Lippen des schmerzverzogenen Mundes zuckten. Und jetzt hörten wir eine überaus sanfte Stimme schmeichelnd, ja bittend sagen:

„Fritzi, meine Fritzi, weine nicht! Meine Fritzi soll nicht weinen, meine Fritzi ist ja brav. Ich hab ja meine Fritzi lieb!" Und auf einmal sahen

wir unsre Älteste hoch über uns erhoben in den Armen Papas und hörten sie wieder schluchzen, aber bei weitem nicht mehr so heftig wie früher.

Der Papa lachte: „Dummheit! Dummheit! Die Fritzi hat ein Fenster zerschlagen; das macht nichts. Der Papa ist ja gar nicht bös — der Papa ... Schau her, Fritzi, schau, was der Papa tut!"

Er ließ sich ihren Ball reichen und schleuderte ihn durch das nächste Doppelfenster, dessen beide Scheiben er, wie aus der Pistole geschossen, durchflog. Eine Sekunde schweigender Überraschung und dann lag, an die Schulter des Papas geschmiegt, Fritzis selig lächelndes Gesichtchen. Sie weinte noch, aber Tränen heller Freude und Dankbarkeit. Und Papa tanzte mit seinem Töchterchen in den Armen im Zimmer herum, und wir jauchzten und jubelten ihm zu.

Ich aber, gelehrig, wie ich nun einmal war, machte mir eine Nutzanwendung aus dieser Begebenheit.

Unser Frühstück bestand aus Milch und aus Königskerzentee, von uns Himmelbrandtee genannt. Die Blüten, aus denen er bereitet wurde, sammelten wir auf unsern Spaziergängen selbst und fanden das Getränk köstlich. Mir aber wurde der Genuß dieser Delikatesse vergällt durch den Anblick der Kannen, in denen man sie auftrug. Sie gehörten zu den Überbleibseln eines Vieux Saxe-Käferservices, das heute ein Vermögen wert wäre. Damals hatte der Fluch des Veralteten sie getroffen. Auf der „herrschaftlichen Tafel" prangte modernes englisches Steingutgeschirr; die Tische der Dienerschaft und der Kinder besetzte man mit beschädigtem Vieux Saxe. Ich fand das beschämend, ich fand, daß auch wir etwas Modernes haben sollten, ich feindete besonders unsre Teekanne an mit ihrem defekten Schnabel und ihren grauslichen fliegenden Käfern. Der Moment, ihr den Untergang zu bereiten, schien mir gekommen, nach der Erfahrung, die wir gestern gemacht hatten.

Ich wartete nur noch, bis unsre Tassen alle gefüllt waren; dann holte ich aus ... ein Schlag, und die alte Kanne wankte, stürzte, und die Käfer taten ihren letzten Flug — auf den Boden.

Nun aber gestalteten die Folgen sich ganz anders, als ich es mir ausgedacht hatte. Meine heitere Erwartung, daß Papa gerufen und auch die Milchkanne zerschlagen würde, erlitt eine bittere Enttäuschung. Es fiel unsrer Pepinka nicht ein, auch bei dieser Gelegenheit eine höhere Instanz anzurufen.

Sie wählte zur Bestrafung meines Angriffs auf die Sicherheit des Porzellans — das standrechtliche Verfahren.

Den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben erteilte uns Herr Volteneck, der Verwalter von Zdißlawitz. Er hatte eine rundliche Gestalt und einen an den Schläfen eingedrückten, länglichen Kopf und nahm sich von weitem aus wie ein Zylinder mit einer kleinen Gurke darauf. Seine Leibfarben waren Braun und Gelb, braun die klugen, sanften Augen, das schlichte Perrückchen, die Umgebung der unaufhörlich nach Schnupftabak verlangenden Nase und die Fingerspitzen, die ihr den aromatischen Staub zuführten. Gelb waren die kleinen Hände und das kleine Gesicht.

Die Seelenfarbe dieses Mannes aber kann nur das zarteste Apfelblütenrosa gewesen sein.

Schon unter meinem Großvater hatte er die Stelle der amtierenden Gerichtsperson auf dem Gute redlich und ehrenfest versehen und genoß allgemeine Hochachtung. Dabei war er das Stichblatt schlechter Witze, die besonders unter den Schloßleuten unkrautmäßig wucherten. Er hatte eine eigene Manier, von Zeit zu Zeit seinen Rock an der Brust mit beiden Händen zu fassen und gegen den Hinterkopf hinauf zu schieben. Die Gewohnheit, behauptete man, ist ihm vom Kuttentragen geblieben, denn die Kutte hat er getragen, er ist ein entlaufener Kapuziner.

Und nun hätte er seinen ganzen Lebensgang wahrheitsgetreu darstellen, hätte urkundlich nachweisen können, daß er nie einen Tag im Kloster zugebracht, geistliche Kleidung nie getragen hatte, — alles umsonst. Sie wären nicht zu erschüttern gewesen in ihrer Überzeugung: er ist und bleibt ein davongelaufener Kapuziner.

Zum Unglück hatte der reizlose, ältliche Mann den Mut gehabt, eine hübsche, junge Frau heimzuführen, die nicht gerade pedantisch gewesen sein soll im Festhalten an der ehelichen Treue. Darüber wurde oft gespöttelt, in verhüllter Weise sogar in seiner Gegenwart. Wir wußten natürlich nicht, um was es sich handelte; aber wir sahen, daß er ausgelacht wurde, und unsre Empörung darüber war groß, denn wir liebten diesen guten alten Menschen und langmütigen Lehrer. Wir liebten ihn schon um seiner herrlichen Schrift willen. Da war keine von der einfachen Kurrent bis zur Kyriliza, die er nicht hingemalt hätte in unsre Zensurenbüchlein, leicht und schwungvoll, daß die Feder hinschwebte in kleinen und großen Linien, Kreisen und Ovalen, wie durstige Schwalben spielend über dem Wasser schweben.

Im Zensurenbüchlein meiner Schwester wimmelte es von „ausgezeichnet"; ich brachte es selten zu einem „sehr gut", und auch dieses war meist ganz mager hingehaucht, gleichsam der Schatten eines „sehr gut". Dabei ging es vollkommen gerecht zu. Meine Schwester konnte schon geläufig lesen, während ich noch die Kunst des Buchstabierens nicht völlig innehatte.

Papa pflegte sich selten und auch dann nur oberflächlich nach dem Fortgang unsrer Studien zu erkundigen. Ein kurzes: „Brav sein!" war alles, was er mir sagte, wenn er auf seine Frage: „Sind sie fleißig?" die Antwort erhalten hatte: „Fritzi sehr, und Marie wird es auch werden."
Einmal aber, wie es bei ihm meist geschah, machte etwas, das er oft übersehen und überhört hatte, ganz plötzlich Eindruck auf ihn.

„Werden? Oho, erst werden?" wiederholte er das letzte Wort, das Mama gesprochen hatte, wandte den Kopf und sah mich an.

Es war bei Tische. Obenan saß unsre liebe Mama, unsre Großmutter zu ihrer Rechten, unser Vater zu ihrer Linken. Dann war ein langer Zwischenraum an dem großen, ovalen Tische, und dann kamen wir zwei, meine Schwester und ich.

„Kann sie vielleicht noch nicht lesen? Hat im Frühjahr angefangen, lernt jetzt schon den ganzen Sommer und kann noch nicht lesen?" setzte Papa sein Verhör fort, und ein Strafgericht drohte aus seiner Stimme.

Eine Verhandlung zwischen ihm und Mama folgte. Unsre Großmutter schwieg; sie mischte sich nie in eine Beratung der Eltern, die uns betraf, ein.

Es ist mir später klar geworden, daß Papa die „Methode" des Herrn Verwalters angezweifelt und den Besitz einer besseren — sich selbst zugeschrieben hat. Zu meinem Entsetzen, zur — ich bemerkte es wohl! — stillen Unzufriedenheit Großmamas befahl er mir, morgen früh zu ihm zu kommen. „Allein," schloß er nachdrücklich.

Das war ein Wort!

Wir betraten immer nur in corpore die Zimmer Papas zum Guten-Morgen- und zum Gute-Nacht-sagen. Damals war nur ein Flügel an das Schloß angebaut; in dem befand sich unsre Wohnung. Die Papas lag am andern Ende der langgestreckten Front. Ihre Zimmer mündeten auf einen geschlossenen Gang, den wir täglich zweimal durchwanderten. Seine Fenster sahen auf den Hof; der Blumenhof hieß er, und er verdiente seinen Namen, denn er war von Blumengruppen und von hohen, mit blühenden Topfpflanzen besetzten Gestellen umschlossen. Aus dem Hofe führte ein breites Tor, das immer weit geöffnet blieb, in eine tiefschattige, von vier Reihen herrlicher Lindenbäume gebildeten Allee. Als ich ein Kind war, da strotzte noch ihr Gezweige von Saft, da waren ihre Blätter hellgrün und weich wie Samt und ihre Blüten voll süßen Duftes. Damals prangten sie in ihrer Vollkraft. Aber Höhe ist Wende. Heute wehren ihre Wipfel den Sonnenschein nicht mehr völlig ab. Er dringt durch das dünn gewordene Laub und wirft den dunklen Stämmen goldige Lichter vor die Füße, wie spielend, wie übermütig fragend: „Seht ihr? da sind wir nun doch!" — Einst, wenn der Wind sich durch die Unzahl der Blätter drängte, da gab's ein weiches Rauschen, ein sanftes, harmonisches Flüstern. Anders ist das jetzt. Anders als in den jungen spielt der Wind in den alten Bäumen. Die Stimmen sind rauh, die er ihnen erweckt. Ein Knistern und Knarren durchläuft das Geäst; da und dort zerbricht ein dürrer Zweig und fällt . . .

Auf dem Wege zu Papa begleitete uns die Kinderfrau und wartete im Vorzimmer auf unsre Rückkehr.

Wenn wir in der Frühe bei unserm Vater eintraten, saß er an seinem Schreibtisch, mit dem Rücken gegen die Tür, hatte große Wirtschaftsbücher vor sich liegen, rechnete und schrieb. Wir wurden meistens freundlich empfangen, küßten ihm eines nach dem andern die Hand, beantworteten seine Frage: „Seid's brav?" immer bejahend und so auch die bald darauf folgende: „Ist die Pepi da? Gut also, also geht."

Manchmal durfte er in seiner Arbeit nicht unterbrochen werden. Da hieß es: „Seid ruhig, wartet." Man wartete, rührte sich nicht und hatte Zeit, sich mit schüchterner Neugier im Zimmer umzusehen. Es kam mir größer als alle andern im Hause vor, und jeder Gegenstand darin hatte etwas Eigentümliches und erregte mein ganz besonderes Interesse. Wie merkwürdig war schon der Lüster, der an vergoldeten Ketten von der Decke niederhing! Eine flache, mattgrüne, mit Arabesken aus Bronze geschmückte Schale. Aus ihr heraus streckten sich sechs magere, sehnsüchtige Arme und trugen in ihren

Händen tulpenförmige, kleine Urnen, aus denen vergilbte Wachskerzen emporragten. Einen sehr ernsten Eindruck machten das schwarze Holzwerk an den Möbeln und der umfangreiche, schwarze Schreibtisch und die Schwärze der ganzen Gesellschaft von Schränken und Etageren.

Über dem Kanapee, das rechts an der Längswand stand, hing ein Bild, das ich mit dem Blick eben nur zu streifen wagte, weil mir sonst heiße Tränen in die Augen schossen.

Es war eine schöne Radierung und stellte einen Invaliden der grande armée vor. Einen alten Mann in verbrauchter Uniform. Er saß auf einem Bänkchen vor einer niedrigen Hütte. Sein kahles Haupt war gebeugt, seine Arme lagen auf den ausgespreizten Knieen; er hielt sein Taschentuch in den Händen und ruhte aus von einer traurigen Arbeit. An der Wand neben ihm lehnte die Schaufel, mit der er eine Grube gegraben hatte für einen treuen Gefährten — seinen Hund. Der lag zu seinen Füßen, das gebrochene Auge noch auf den Herrn gerichtet. — „Ich habe dich schwer verlassen," schien es zu sagen, „aber ich mußte fort; es war ja hohe Zeit. Sieh mich nur an, lieber Herr. Bin ich nicht zum Kinderspott geworden, so alt und abgezehrt und häßlich? Mut, lieber Herr, steh auf und lege mich in die Grube, die du für mich gegraben hast. Ich werde da schlafen, und — du weißt ja, Hunde träumen ja — träumen, daß wir wieder jung sind, wir zwei, und schön und gesund. Entschließ dich, lieber Herr . . ."

Endlich wird der Invalide doch aufstehen, nach der Schaufel greifen und den guten Hund begraben und dann keinen Freund und keinen Kameraden mehr haben und nichts mehr auf der Welt . . .

Noch andre Bilder hingen an den Wänden, Radierungen und Kupferstiche, lauter Erinnerungen an die Feldzüge gegen Frankreich, die unser Vater mitgemacht hatte, an Erzherzog Karl und an Napoleon. Und auf dem Schreibtisch befand sich ein Aquarellbildchen und stellte drei hübsche Offiziere in Uniform, drei junge Hauptleute, dar: unsern Vater und seine zwei Brüder, und diese seine beiden Brüder waren vor dem Feinde geblieben.

„Vor dem Feinde geblieben." Ich hörte das sagen und fragte mich, was es bedeuten sollte. Es schien etwas Trauriges und Schönes zu sein. Papa sprach es immer in sehr ernstem und sehr stolzem Tone aus. Und auch das wirkte ergreifend auf mich ein und trug dazu bei, die ehrfürchtige Scheu zu erhöhen, mit der ich in seinem Zimmer stand.

Und nun galt's, wie Papa gestern befohlen hatte, mich allein in sein imponierendes Bereich zu begeben. Mama begleitete mich bis zur Schwelle des Eingangszimmers, blieb dort stehen und machte mir, als ich mich nach einigen Schritten umwandte und ihr Lebewohl zuwinkte, ein Zeichen, vorwärtszugehen und dann anzuklopfen. Ich tat's, und: „Herein!" tönte es mir laut und barsch entgegen.

Ein ermutigender Empfang wurde mir nicht zuteil. Papa reichte mir zwar die Hand zum Kusse, ließ aber vom Moment meines Eintretens an

fortwährend seinen Blick forschend und streng auf mir ruhen und fragte endlich:

„Was ist dir denn? Was machst du für ein Gesicht? Mir scheint, du fürchtest dich. Du hast ein schlechtes Gewissen. Wer kein schlechtes Gewissen hat, fürchtet sich nicht."

Nun war das Unglück fertig.

Nun mußte ich ja überzeugt sein, daß ich ein ganz miserables Gewissen hatte, denn wahrhaftig, ich zitterte vor Angst.

Ach, es war danach! Alles war danach. Was lag auf dem großen, schwarzen Schreibtisch, auf dem Platze, den sonst die Wirtschaftsbücher einnahmen? Eine Fleißarbeit Papas. Bewunderungswürdig im Grunde. Viereckige Blättchen von gleicher Größe aus Kartenpapier. Man sah ihnen die Sorgfalt und militärische Pünktlichkeit an, mit der sie zugeschnitten und reihenweise in gleichen Abständen voneinander geordnet worden waren. Jedes einzelne von ihnen trug ein dick und deutlich ausgeführtes Zeichen. Ein gut gekanntes und gut gehaßtes Zeichen — einen Buchstaben.

„Was ist das?" fragte Papa und wies, nicht ohne Wohlgefallen, auf das kleine papierne Pikett vor ihm.

Ich meinte, es seien Buchstaben.

„Ja, ja, Buchstaben, natürlich. Aber das Ganze da — das Ganze!"

„Buchstaben . . . viele Buchstaben . . ." Bei den Buchstaben blieb ich. Wie die Familie heißt, wenn sie vollzählig versammelt ist, wußte ich nicht; ich wußte überhaupt bald gar nichts mehr. Nicht einmal ein A von einem J zu unterscheiden und auch nicht, ob ich lachen oder weinen sollte, als Papa ein geringschätziges: „J! A!" ausstieß.

Der einzelnen Vorgänge bei diesem denkwürdigen Examen kann ich mich nicht mehr erinnern. Nur einer großen Verwirrung, die in den Reihen der schnurgerade aufmarschierten Kärtchen eintrat, besinne ich mich: sie wanden sich wie Schlangen, sie tanzten, bildeten Gruppen, stoben davon nach allen Richtungen. Und dabei deutete Papas Finger unbeweglich auf eine Stelle, die für mich abwechselnd von einem a, einem b, einem r besetzt war. Einen Buchstaben um den andern nannte ich, riet und riet und erriet nicht. Die Qual dauerte lang. Mein armer Papa, der Selbstbeherrschung doch so ungewohnt, nahm sich zusammen, wiederholte die selbe Frage mehrmals, ohne die Stimme allzusehr zu erheben. Die meine aber wird wohl zuletzt gar keinen Laut mehr gehabt haben. Ich vermochte trotz aller Anstrengung nicht, auch nur ein vernehmliches Wort über die Lippen zu bringen, und nahm in hilfloser Bestürzung das Urteil entgegen, daß ich — ein großes Mädel von fünf Jahren — eine große Schande auf mich geladen habe. Der kurze Spruch Papas schloß mit dem Befehl: „Hinaus!"

Ich besorge sehr, ihn mit unanständiger Eile und ohne Abschiedsgruß erfüllt zu haben.

Noch hatte ich auf meiner Flucht das Eingangszimmer nicht durcheilt, als Papa mir nachkam, die Tür vor mir öffnete, mich hinausschob und mit einem raschen Wurf das ganze Alphabet über mich ausstreute. Dann flog

die Tür hinter ihm zu, und ich kauerte auf dem Boden, sammelte hastig die Kartenblättchen in meine Schürze und lief, so rasch ich konnte, davon.

Und nun muß ich sagen: Dieser Buchstabensprühregen, den mein Vater mir damals nachschickte, ist die einzige „Gewalttat" gewesen, die ich je durch ihn erfuhr. Seine Hand hat mich nie unsanft berührt, er hat seine Stimme nie laut gegen mich erhoben, dieser fürchterliche, liebe, gute Papa.

Wie oft höre ich junge Leute und Kinder sogar behaupten: „Bei mir richtet man nur mit Güte etwas aus, aber mit Strenge nichts." Das kommt mir vor, wie wenn eins sagte: „Vom schmeichelnden Lüftchen lasse ich mich allenfalls dirigieren, dem Orkan trotze ich."

Du armes Reislein!

Ein Zornesausbruch unsres im Grund der Seele so guten Vaters schloß jeden Gedanken an Widerstand aus. Ob sich ein solcher Ausbruch mit dem, was ihn veranlaßt hatte, in einem halbwegs erklärlichen Verhältnis befand, die Frage stellten wir uns nicht. Wir meinten, daß man an der Handlungsweise seines Vaters Kritik nicht üben kann. In späteren Jahren verwandelte das „kann" sich in ein „darf". — Einem jungen Menschen von heute muß es schwer fallen, unsre Empfindungsweise zu begreifen. Es gibt ja kaum etwas, das sich in einer Zeit, die ich zu überdenken vermag, so verändert hätte wie die Art des Verkehrs zwischen Eltern und Kindern.

Wenn unsre Großmutter von ihrer Mutter sprach, sagte sie „unsre Allergnädigste" und neigte leise das Haupt. Unsre Mutter sagte „Sie" zu ihrem Vater. Er war ihr geistiger Führer, ihr alleiniger Lehrer. Von ihrer Hand beschriebene Hefte, die sich in der Zdißlawitzer Bibliothek erhalten haben, geben Zeugnis von dem Ernst und der Gründlichkeit der Studien, die er sie treiben ließ. Aus jeder Zeile ihrer auch noch vorhandenen Briefe an ihn spricht unbegrenzte Ehrfurcht. Wir standen mit unserm Vater auf dem Duzfuße; er war aber ungefähr von der Sorte, auf dem sich das russische Bäuerlein mit dem Väterchen in Petersburg befindet. Von einer Seite ein unbeschränktes Machtgefühl, von der andern Unterwürfigkeit. Heute ist das anders. Die Jugend steht obenan; sie wertet und entwertet. Das Alter sieht bewundernd oder grollend zu. Ich staune nur, wie rasch es abdiziert hat. Komisch fast ist die Eilfertigkeit, mit der es sich in die Ecke drückt, um dem vorbeibrausenden Zug der Jugend nur ja nicht im Wege zu sein. Dankbarkeit erhellt die Gesichter der Eltern, wenn ihre Söhne oder ihre Töchter auf der Jagd nach Brot, nach Glück, nach Ruhm einen Augenblick Halt machen, um den Alten einen Lappen ihrer kostbaren Zeit zu schenken. Und auch gute moderne Kinder haben dabei doch das Gefühl eines Zugeständnisses, das sie den unmodernen Eltern machen.

Es ist so, und je tiefer ins Greisenalter ich hineingerate, um so mehr Hochachtung bekomme ich vor dem, *was ist*. Mein Vater hätte sich zu ihr nie bequemt; was in seinen Tagen für das einzig Rechte und Gehörige galt, sollte in allen Tagen dafür gelten. Er hatte von Kind auf Subordination

geleistet, hatte sie vom Jünglingsalter an pflichtgemäß zu fordern gehabt. Gehorsam! Wie ferner Donner rollte das r am Schluß der zweiten Silbe, wenn er dieses Wort befehlend aussprach.

Wie seine beiden Brüder, Josef und Fritz, war unser Vater Zögling der Theresianischen Ritterakademie gewesen und hatte sie verlassen, um Kriegsdienste zu nehmen. Josef, den Ältesten, traf bei Dresden 1813 die tödliche Kugel. Der Jüngste, Fritz, fand vor Parma 1814 einen Heldentod. Unser Vater, bei einer glänzenden Waffentat in der Nähe von Cléry an der Loire schwer verwundet, geriet in französische Gefangenschaft. Im Jahre 1816 trat er, noch nicht völlig hergestellt, in den Ruhestand. Das militärische Wesen, die gerade Haltung, den strammen Gang behielt er bis ins höchste Alter bei. Mit einem großen Vorrat an positivem Wissen hatte er sich nicht beladen und lebte in dieser Beziehung sozusagen von der Hand in den Mund. Doch litt er dabei keinen Mangel. Sein guter, klarer Verstand, sein Schönheitssinn, seine Schlagfertigkeit und Beobachtungsgabe ließen ihn nie im Stiche. Er verzichtete gern auf vieles, das sich erlernen läßt, weil er reich war an vielem, das sich nicht erlernen läßt. Er hatte Sinn für Poesie und war ein Freund der Musik; nur durfte sie nicht zu ernst sein. Vor allem aber war er ein Freund des Theaters, und für ihn wie für so viele ist das Burgtheater ein mächtiges Bildungsmittel gewesen. Bis kurz vor seinem Tode blieb er ein treuer Besucher des geliebten alten Hauses. Die Aufführung eines klassischen Stückes „in der Burg“ versäumte er nie und verließ seine Loge nicht, bevor das letzte Wort gesprochen und der Vorhang gefallen war. Dabei schämte er sich aber durchaus nicht, zu gestehen, daß kein noch so großes „Vergnügen an tragischen Gegenständen“ ihm die Wonne aufwog, ein Theaterstück Raimunds aufführen zu sehen. Raimund stand von allen Dramatikern seinem Herzen am nächsten. Und wie viel von seiner liebe- und verständnisvollen Sympathie für das Wesen, für das Schaffen, für den ergreifend wehmütigen Humor unsres altösterreichischen Dichters hat er mir vererbt! Lange bevor wir ins Theater geführt wurden, hatten wir die Bekanntschaft des Verschwenders, des Herrn Rappelkopf, des Barometermachers auf der Zauberinsel gemacht und verdankten sie dem Erzählertalent unsres Vaters, das er so gern und so gut ausübte. Der Reichtum an Geschichten und Anekdoten, über den er verfügte, war unerschöpflich. Es gab ihrer von allen Sorten, lustige und traurige. Es gab auch lange, komische Gedichte, von denen wir nie mehr als den Anfang zu hören bekamen. Das Schönste, uns Liebste blieben aber doch immer die Erzählungen Papas von seinen Erlebnissen während der Kriegsjahre. Schlicht, einfach und klar brachte er sie vor, mit edler Bescheidenheit. Der Ausdruck seines Gesichtes wurde mild und weich, und seine Augen, die er fest auf einen Punkt in der Ferne richtete, trübten sich, wenn er seiner Brüder gedachte. Ich habe im Ohr noch den Klang der Stimme, mit dem er von dem letzten Zusammentreffen mit ihnen sprach, das ihm beschieden gewesen war. Der nächste Morgen trennte sie; in wenigen Tagen standen sie alle vor dem Feinde. Josef, schon mehrmals verwundet und nur notdürftig geheilt, hatte Todesahnungen. Fritz sprach übermütig:

„Die Kugel, die mich trifft, ist noch nicht gegossen!“ Mein Vater forderte beide zu einem feierlichen Gelöbnis auf: „Der zuerst fällt, gibt den Überlebenden ein Zeichen. Wenn eine Möglichkeit dazu vorhanden ist, geschieht's.“ Sie schworen es sich zu. Der fällt, grüßt die Überlebenden. Aus dem Jenseits grüßt eine Liebe, die stärker ist als der Tod.

Zwei der Brüder waren hinübergegangen, und der dritte hatte gehofft und geharrt und sich nach dem verheißenen Zeichen gesehnt. Es kam nicht — es konnte nicht gegeben werden . . . Den Behauptungen eines Verkehrs mit Verstorbenen, von denen er hörte, setzte mein Vater den schroffsten Unglauben entgegen: „Es führt kein Weg von drüben zu uns, sonst hätten meine Brüder ihn gefunden,“ sagte er.

Unter den vielen „Geschichten“, an denen wir uns nicht satt hören konnten, zeichnete sich besonders die von dem kleinen französischen Herrn mit dem blauen Mantel aus. Ihr Schauplatz war Troyes. Dort hielt an einem kalten Märzmorgen der Zug der Gefangenen, die man nach der Normandie brachte, eine kurze Rast. Viele Leute eilten herbei, um ihn zu sehen; die Verwundeten erregten besondere Aufmerksamkeit. Der Leiterwagen, in dem man meinen Vater mit andern Blessierten auf Stroh gebettet hatte, wurde umdrängt; Neugierige kamen herbei, Männer und Frauen — auch junge, hübsche. Das war peinlich. Am ärmsten unter seinen Leidensgefährten sah wohl mein Vater aus. Marodeure hatten ihn ausgeplündert, als er bewußtlos auf dem Schlachtfelde lag. Seine Wunden schmerzten, Fieberfröste schüttelten ihn, mühsam richtete er sich auf. Sein Blick wandte sich von den Leuten, die ihn umgaben, ab und begegnete dem eines kleinen, alten Herrn, der in einiger Entfernung am Eingang eines Hausflurs stand. Er trug einen blauen Mantel mit schwarzem Kastorkragen, am Hals mit einem Kettchen aus Stahl geschlossen. Langsam löste der kleine alte Herr das Kettchen, schritt auf meinen Vater zu, nahm den Mantel von den Schultern und reichte ihn dem Überraschten mit dem einzigen Worte: „Tenez!“

Er wartete den Dank nicht ab, er war gleich wieder in seinem Hausflur verschwunden.

Das war eine Wohltat für den Blessierten, dieser Mantel! — dieser stark abgetragene, dem man es ansah, daß sein Eigentümer einen zweiten schwerlich zu verschenken hatte. Nie sprach mein Vater ohne tiefste Rührung von dem großmütigen kleinen Herrn in Troyes. Sein Andenken blieb im Lichte.

Die Gefangenen kamen am Hauptquartier Napoleons vorbei. Sie sahen den Imperator. Er war zu Pferde, sehr blaß, prachtvoll sein Cäsarengesicht, die Gestalt schwer und aufgedunsen. Mit einigen der Blessierten sprach er und ließ ihnen Geld reichen. Mein Vater erhielt dreihundert Francs, die ihm sehr zugute kamen während seiner Internierung in Caen. Dort fand er sich vortrefflich aufgehoben bei einem braven, alten Ehepaare. Auch für die beiden Leute hegte er eine unaussprechliche Dankbarkeit und konnte die soupe à l'oignon nicht genug loben, die zu kochen seine Hausfrau verstand. Als seine Wiederherstellung fortschritt und er auch feste Nahrung zu sich nehmen durfte, kaufte er ein Messer, mit dem er Brot in die Suppe einschnitt. Ein

großes Taschenmesser mit grauer Hornschale und mehreren Klingen. Es hat immer auf seinem Schreibtisch gelegen, und man brauchte nur es mit der Fingerspitze leise anzutippen und zu sagen: „Nicht wahr, Papa, das hast du in der Normandie gekauft?“ Alsbald waren die alten Erinnerungen alle geweckt, und er ließ sie vor uns aufsteigen in deutlichen, farbigen Bildern. Wir sahen den Hauptmann Dubsky für tot auf dem Kampfplatz bei Cléry liegen, sahen die Marodeure herankommen, die ihn ausplünderten und ganz tot gemacht haben würden, wenn er nicht auf einige Worte, die sie an ihn richteten, in ihrer Sprache geantwortet hätte. „Laisse le vivre, il parle français,“ sagte einer zum andern. Dann wurde er auf einen Wagen gehoben und fortgeführt in Feindesland. — O, wie litten wir mit ihm und sorgten jedesmal von neuem, daß es ihm nun schlecht ergehen werde! Aber bald kam trostreich der blaue Mantel zum Vorschein und imponierend der Anblick des Kaisers Napoleon und endlich zur Erquickung die soupe à l'oignon.

Wie unser Vater hielten auch wir seine Erinnerungen hoch in Ehren und stimmten ihm vom Herzen bei, wenn er eine summarische Verurteilung der Franzosen nicht duldete. Er sprach immer mit der größten Anerkennung von ihnen, gegen die er jahrelang im Felde gestanden hatte. Es war damals allgemein so üblich: man schoß den Feind tot, aber man verleumdete ihn nicht.

Mein Vater besaß in hohem Grade die männliche Tugend der Gerechtigkeit. Eigensinn kannte er nicht. Wenn er, hingerissen von seinem leidenschaftlichen Temperament, ein zu hartes Urteil gefällt, eine zu strenge Strafe diktiert hatte, ruhte er nicht, bevor es ihm gelungen war, seine Schuld glänzend gutzumachen. Die Lüge verabscheute er, und daß man feig sein könne, begriff er nicht. Nicht einmal den Frauen verzieh er Furchtsamkeit, und was andre in Schrecken versetzt, löste bei ihm eine Wallung des Zornes aus. Viele starke und überzeugende Beispiele wüßte ich davon zu geben, doch will ich nur ein kleines anführen, weil es so charakteristisch ist.

In Zdißlawitz wurde das Eintreffen eines Trupps ungarischer Ochsen erwartet, die zur Mast eingestellt werden sollten. Wir Kinder hatten uns im Meierhof eingefunden, um ihren Einzug mitanzusehen. Papa beorderte uns auf die Rampe den Stallungen gegenüber und blieb mit den Beamten in der Nähe des breiten Hoftores stehen. Eine Staubwolke kündigte das Herannahen der Fußreisenden an. Sie kamen, geleitet von ihren Treibern; wegmüde, die ganze Herde mit den riesigen, spitzen Hörnern, den breiten Köpfen, mageren Leibern, eingefallenen Flanken. Der Burggraf, ein großer, stattlicher Mann, trat an die Tiere heran, rief den Treibern, den Stallleuten Befehle zu. Auf einmal hörte man ihn ein Angstgebrüll ausstoßen und sah ihn entfliehen . . . Die übrigen Beamten stoben auseinander wie Spreu, in die ein Windstoß fährt. Ein Ochse war wild geworden und stürzte schnaubend, den Kopf gesenkt, den Schwanz emporgereckt, auf den Platz zu, den sie früher eingenommen hatten, und auf dem mein Vater jetzt allein stand. — Er aber, empört über die Frechheit des Gastes, sprang ihm entgegen, schwang das Spazierstöckchen und rief mit drohender Stimme: „Na — du!“

Uns stockte der Atem. Die erschrockenen Treiber schrien und ließen ihre Peitschen knallen . . . Der aufgeregte Sohn der Steppe besann sich, bog aus und schloß sich wieder seinen Gefährten an.

Noch eine Eigenschaft darf ich meinem Vater nachrühmen: die Treue. Wer seine Liebe errungen hatte, dem blieb sie ein unverlierbarer Besitz. Seine Frau war für ihn die einzige in der Welt. Leicht mochte er freilich auch der geliebtesten das Leben nicht gemacht haben; dazu war er zu sehr Kampfnatur, dem raschen Wechsel seiner Stimmungen zu sehr unterworfen. Die Ausgeglichenheit fehlte und auch der feine Blick für die Vorgänge im Gemütsleben selbst derer, die ihm am nächsten standen. Aber — nehmt alles nur in allem — er war ein Mann mit warmem Herzen, stark an Leib und Seele.

Im Jahre 1825 verheiratete sich mein Vater mit der verwaisten Tochter des in Österreich unvergessenen, um unsre Kunstindustrie hochverdienten Freiherrn von Sorgenthal. Die Ehe war von kurzer Dauer. Seine anmutige, kleine Frau verließ ihn bald.

Er hat sie, dankbar für die schwärmerische Liebe, die sie ihm entgegenbrachte, innig betrauert, ein volles Glück aber doch erst in der Verbindung mit seiner zweiten Frau, meiner Mutter, gefunden. Liebreich und sorgsam hat sie alles Gute und Edle in ihm gehütet und entfaltet, hat mit kluger, sanfter Hand die Mängel seines Wesens in den Schatten gedrängt und seine Rauhigkeiten zu mildern gesucht. Die Jahre, in denen sie an seiner Seite gestanden, bildeten die Krone seines Lebens, und er hat die Erinnerung an sie heilig gehalten.

Nach ihrem Tode, der völlig unerwartet eintrat, rang er mit der Verzweiflung und wollte dem Leben ein Ende machen, das ihm fortan unerträglich erschien. Ein Zufall, die Dazwischenkunft eines Verwandten, der ihm die schon geladene Pistole entwand, vereitelte den unseligen Entschluß. Einige Wochen nach dem furchtbaren Verluste schrieb mein Vater an seine Schwester nach Wien: „Wie überglücklich bin ich gewesen! Sichtbarlich vom Himmel begünstigt, hatte ich alle Ursache, zu fragen: Gibt es wohl einen glücklicheren Menschen auf dieser weiten Erde denn mich? Anders sieht es nun in mir aus. Aus allen meinen Himmeln geworfen, kann ich nun fragen: Wo ist wohl mehr Schmerz, Kummer und Leiden zu finden als in meinem Herzen, welches statt des ihren hätte aufhören sollen, zu schlagen, da für meine armen Kinder der Verlust des Vaters gegen jenen einer solchen Mutter, wie meine Marie war, sowohl in der Gegenwart wie in der Zukunft bei weitem weniger empfindlich gewesen wäre!"

Die Zeit verging und übte ihre unwiderstehliche Macht aus. Der Daseinswille, die Sehnsucht nach einer Häuslichkeit erwachten von neuem; er kam zu dem Schlusse: „Wenn der Himmel mir mein Haus niederreißt, muß ich es mir wieder aufbauen." Er baute das seine denn auch wieder auf, und abermals wurde es ihm nach kurzer Zeit zerstört. Erst seinem vierten Ehebunde war eine lange Dauer beschieden.

Er stand in hohem Greisenalter, als ihm sein Daheim noch einmal mit grausamer Raschheit verödet wurde. Und wenn dieser letzte schmerzvolle

Schlag ihn auch in allen Seelentiefen erschütterte, fand der schwer Heimgesuchte allmählich doch seine Fassung und seine Kraft wieder. Sie wankte keinen Augenblick, als die Anzeichen des herannahenden Endes sich einstellten. Er hatte dem Tod in Jünglings- und in Mannesjahren so oft ins Auge geblickt; mit großer Ruhe, in tiefem Frieden sah er ihm nun entgegen. Als treuer Hausvater nahm er mit guten Worten Abschied von jedem einzelnen seiner Angehörigen und von jedem seiner Diener.

Der Priester, der ihm die letzte Wegzehrung gereicht hatte, wandte sich vom Sterbebette zu uns und sprach: „Ihr Vater stirbt wie ein braver Soldat."

Von diesem, in wenigen Zügen nur entworfenen Bilde eines Starken, wende ich mich wieder den kleinen Erlebnissen seiner Kinder zu.

Als meine Schwester ihre Wanderung ins sechste und ich die meine ins fünfte Lebensjahr zurückgelegt hatte, sollten wir eine Gouvernante bekommen.

Es war Spätherbst, und wir waren in Wien, und schon seit längerer Zeit hatte Pepinka ihre Drohungen mit den Strafgerichten Papas in Drohungen vor den Strafgerichten der Gouvernante umgesetzt.

„Wartet nur, was euch die Gubernante tun wird!" hieß es jetzt beim geringsten Anlaß zur Unzufriedenheit, den wir ihr gaben.

Kein Wunder, daß wir der Ankunft der neuen Machthaberin ohne Begeisterung entgegensahen.

Zu dem großen Ereignis wurden geziemende Vorbereitungen getroffen.

Unser wartete eine Art Proserpina-Schicksal. Schlafen sollten wir nach wie vor bei der Kinderfrau, tagsüber jedoch bei der Gouvernante bleiben in ihrem eigens für sie eingerichteten Zimmer. Es war kein Prachtgemach! Es hatte die Aussicht auf einen mit Glasfenstern versehenen Gang, der das Haus auf der Hofseite umlief. Nicht der geringste Ausblick ins Freie bot sich dem Fräulein; Zerstreuung konnte ihr nur die Betrachtung ihrer neuen Möbel bieten. Unter ihnen zeichnete sich ein großes Kanapee aus, das durch eine kunstreiche und zu jener Zeit noch ungewöhnliche Einrichtung spielend leicht in ein bequemes Bett umgewandelt werden konnte.

Ach, du lieber Gott! Auf diesem Kanapee werden wir neben der „Gubernante" sitzen müssen den ganzen Tag. Und den ganzen Tag wird sie uns erziehen, und wir werden von allem, was sie zu uns sagt, kein Wort verstehen, denn sie spricht nur Französisch, so eine „Gubernante". Das alles sagte Pepinka, um uns recht angenehm vorzubereiten zum Empfang ihrer Nachfolgerin.

Sie kam, und als Mama uns zur Begrüßung zu ihr führen wollte, machte ich eine Szene, schrie und heulte und mußte über die kleine Stiege, die aus der Kinderstube ins Gouvernantenzimmer führte, getragen werden.

Wie freudig bin ich seitdem alle Morgen die fünf Stufen der selben kleinen Treppe hinabgehüpft, um gleich nach dem Frühstück zu Mademoiselle Hélène

zu eilen! Wie bald haben wir sie liebgewonnen, diese Dritte im Bunde der Vortrefflichen, die unsre Kindheit schön und glücklich gemacht haben. Einige Jahre unsrer Kindheit, sollte ich sagen, denn gar bald haben zwei von ihnen uns verlassen.

Mademoiselle Hélène Hallé war unsern Eltern durch die Gräfin Saint-Aulaire, die damalige französische Botschafterin, empfohlen worden. Sie stammte aus gutem Hause und war eine äußerst sympathische Erscheinung. Eine große, junge Dame mit durchsichtigem, rosigem Teint, rötlich-blonden Haaren und sanften, blauen Augen. Sanft und ruhig war auch ihre liebe Art und Weise. Sie gewann, ohne im geringsten darum zu buhlen, das Wohlwollen aller Hausgenossen, sogar das unsrer eifersüchtigen Pepinka. Reinste Freude bot uns der Umgang mit ihr; eine „Leçon" war helle Unterhaltung. Nach kurzer Zeit lernten meine Schwester und ich Französisch reden und lesen. Im Herbste noch, noch in Zdißlawitz, war es mir plötzlich und fast mit Leichtigkeit gelungen, den Inhalt deutscher Bücher zu enträtseln. Die Unterrichtsstunde bei Papa hatte doch wunderbar rasch gute Früchte getragen, und so standen nun geöffnet vor mir die Pforten zweier Weltliteraturen.

Aber nicht bloß Gelehrsamkeit galt es zu erwerben — auch mit „weiblichen Handarbeiten" sollte ich mich befassen: ich sollte stricken lernen. Warum mir das als eine Schmach erschien, ist mir heute noch unerklärlich. Ich wehrte mich heftig und lange, doch wurde mein Widerstand endlich besiegt. Der Abscheu, den ich vor der Strickkunst empfand, endete mit der Herstellung von Strumpfbändern für meine geliebte Mama. Sie waren das Mißratenste, was je auf diesem Gebiete geleistet worden; aber die größten Meisterwerke hätten nicht freudiger empfangen werden können als das garstige Paar. Mit welcher Zärtlichkeit schloß mich Mama in ihre Arme und wischte mir die Tränen ab, die ich vergoß, indem ich ihr das Zeichen meiner Unterwerfung auf den Schoß legte!

Das Weihnachtsfest war nahe, wir konnten die Tage bis zum 24. Dezember schon an den Fingern abzählen, als sich etwas begab, das uns in die größte Aufregung versetzte. Vor unsern Nasen gleichsam verschwanden unsre Puppen. Auf einmal waren alle fort. Eine vollständige Puppenauswanderung hatte stattgefunden.

Das Bett, in das Fritzi gestern noch ihre älteste Tochter, die große Christine, schlafen gelegt hatte, — leer. Die Angehörigen Christinens hinweggefegt, als ob sie nie dagewesen wären. Meine blonde Fauchette, die freilich von der Blondheit nur noch den Ruf besaß — denn eine geduldige Friseurin war ich nicht —, ebenfalls unauffindbar. Wir kramten vergeblich nach ihr in unsern Laden, durchforschten alle Schränke und Winkel. Wir liefen ins Kinderzimmer und klagten die armen kleinen Brüder des Raubes unsrer Puppen an. Daß wir auch im vorigen Jahre kurze Zeit vor Weihnachten denselben Jammer erlebt und dann unter dem Christbaum ebensoviele Puppen, als wir vermißt hatten, mit glänzend lackierten Gesichtern, reichem Gelock und schön gekleidet sitzen sahen, fiel uns nicht ein. O wir waren dumme Kinder! Ich glaube nicht, daß es heutzutage noch so dumme Kinder gibt.

Pepinka, ärgerlich über die Nachgrabungen, die wir nun auch in dem von ihr beherrschten Reiche zu unternehmen begannen, ließ sich zu einem unvorsichtigen Wort hinreißen. „Geht, geht! sucht eure Puppen dort, wo sie sind."

„Weißt du, wo sie sind? . . . Ja, ja, du weißt es! Wo sind sie?" Wir bestürmten sie mit Fragen, ließen nicht nach, gaben keine Ruhe, bis sie endlich, um uns loszuwerden, sagte:

„Die kleine Greislerin hat sie gestohlen. Grad ist sie mit der Christine über die Gasse gelaufen."

Gestohlen also! unsre Kinder gestohlen! durch die kleine Greislerin — o das leuchtete uns ein. Der konnte man alles Schlechte zutrauen. Ihre Mutter hatte einen Laden, gerade unter einem der Fenster des Kinderzimmers. Wir kauften dort die Glas- und Steinkugeln, mit denen wir eine Art Kriegsspiel spielten. Von der Mutter erhielten wir immer fünf Stück für einen Kreuzer, von der Tochter nur drei. Genügte das nicht, um uns ein Licht aufzustecken über das ganze Wesen dieser Person? Sie, natürlich, war die Puppenentführerin, sie lief herum mit der Christine, an ihr mußte Rache genommen werden. Es mußte! ich war Feuer und Flamme dafür, und es gelang mir, meine Schwester davon zu überzeugen. Auch die sanfteste Mutter kann grausam werden, wenn es Kindesraub zu bestrafen gilt. Am liebsten würden wir die Missetäterin durchgeprügelt haben — woher aber die Gelegenheit dazu nehmen? Sie bei der Frau Greislerin verklagen? Ach, die tut ihr nichts, die fürchtet sich selbst vor ihr. Was also soll geschehen? Was für ein Gesicht soll unsre Rache haben? Ein schwarzes! machten wir endlich aus. Es war beschlossen, was der Diebin geschehen soll: Wir werden ihr Tinte auf den Kopf gießen.

Pepi war ins Nebenzimmer zu den Kleinen gegangen und hatte die Tür geschlossen; wir glaubten unser nichtsnutziges Vorhaben ungestört ausführen zu können. Ich holte eilends das Fläschchen herbei, das unsern Tintenvorrat enthielt; wir schoben in das Fenster, unter dem der Greislerladen sich befand, einen Schemel und bestiegen ihn. Fritzi öffnete den inneren Fensterflügel und mit Mühe und nur ein wenig den äußeren, und ich steckte den mit der Tintenflasche bewaffneten Arm durch den Spalt. Jetzt — hinunter mit dem Guß! Hinunter auf die Greislerin, die natürlich nichts besseres zu tun hat, als dazustehen und ihm ihr schuldiges Haupt darzubieten.

Die spanische Armada war einst nicht siegesgewisser ausgezogen als wir zu unsrer Unternehmung — und ihr Schicksal teilten wir. Die Elemente erhoben sich wider uns. Es stürmte an dem Tage im Rotgäßchen wie Anno 1588 auf dem Atlantischen Ozean, und noch dazu gab's ein Gestöber von weichem Schnee. Ein Windstoß entriß meiner Schwester den Fensterflügel und schlug ihn darauf so schnell wieder zu, daß ich kaum Zeit hatte, meinen ausgestreckten Arm zurückzuziehen und das Tintenfläschchen vor dem Sturze zu retten. Sein Inhalt übersprühte die Glasscheibe, tropfte, mit Schnee und Regen vermischt, vom Fenstersimse herab, umhüllte meine Finger mit der Farbe der Trauer.

Laut und lebendig gestaltete sich der Schluß des ganzen Abenteuers. Pepinka mußte etwas von unserm Treiben vernommen haben, denn plötzlich

stürzte sie herbei. Ihr Antlitz glich dem rot aufgehenden Monde, ihre Haubenbänder flogen — ich weiß noch recht gut, daß sie eidottergelb waren.

„Ihr Verdunnerten!“ rief sie. „Jesus, Maria und Josef! Fenster aufreißen, mitten im Winter! Was fällt euch ein, ihr ihr . . .“ Der Rest sei Schweigen. Mögen die Ehrentitel, mit denen sie uns ausstattete, der Vergessenheit anheimfallen. Sie bildeten eine relativ milde Einleitung zu den in prophetischem Tone ausgesprochenen Worten:

„Ihr könnt euch freuen. Gleich wird die Polizei über euch kommen!“

Da war mit einemmal alles erloschen, jeder Funke des Hasses gegen die Greislerin und bis aufs letzte Flämmchen unsre lodernde Racheglut. Nur noch einen heißen Wunsch hatten wir, nur mit einer Bitte bestürmten wir Pepinka: Nur die Polizei nicht hereinlassen! Nur der Polizei nicht erlauben, daß sie komme, uns „einzuführen“!

Der Winter verrann, das Frühjahr war nahe; wir begrüßten die ersten wärmeren Tage mit Freude und hofften auf unsre baldige Abreise nach Zdißlawitz. Sehr angenehm und wie ein Gruß aus der Heimat mutete es uns an, als wir eines Morgens einen schönen Hannaken im blauen Mantel auf dem Gange stehen sahen. Er schien zu warten, und bald erschien denn auch Papas Jäger, von dem er sich vermutlich hatte anmelden lassen, und holte ihn ab. Wir liefen eiligst ins Kinderzimmer, um dort zu verkünden, daß der Franz soeben einen Hannaken zu Papa geführt habe. Pepi empfing unsre Nachricht ohne Überraschung. Anischa saß auf einer Fußbank neben dem Tischchen, an dem unsre kleinen Brüder spielten, und hatte die Augen voll Tränen. Als wir auf sie zutraten, nahm sie unsre Hände und küßte sie mit innigster Zärtlichkeit, aber unsre Frage, warum sie geweint habe, wollte sie nicht beantworten. Pepi schaffte uns bald und auffallend gebieterisch fort. Auch war die Zeit zur Unterrichtsstunde da. Nachher wurde der gewohnte Spaziergang auf die Bastei unternommen, dann Toilette gemacht und Schlag vier Uhr zu Tisch gegangen. Am Nachmittag, als wir mit Mademoiselle Hélène „die Kleinen“ besuchen kamen, was sahen wir? — Sophieberl auf dem Arme eines fremden Mädchens, das mit ihr herumtanzte, während Pepi mit den Buben Verstecken spielte. Das tat sie sonst nie, das war Anischas Amt.

„Wo ist Anischa?“ riefen meine Schwester und ich, von einer bösen Ahnung ergriffen, aus. Pepi machte zuerst Ausflüchte, vertröstete uns, versicherte, Anischa sei nur für kurze Zeit weggegangen und würde bald wiederkommen. Wir brachten ihren Versicherungen den größten Unglauben entgegen. „Weggegangen?“ — Anischa ging nie weg, außer am Sonntag, und heute war gar nicht Sonntag.

Auf einmal durchblitzte es mich . . . Wie pflegte Pepi, wenn sie ein wenig böse war, zu sagen: „Er kommt heute nicht.“ Und wie pflegte Anischa zu antworten? — „Heute nicht und morgen nicht.“

Jetzt aber ganz gewiß, jetzt war „er“ gekommen und hatte sie hinweggeführt; denn „er“, das war kein andrer als der Hannak, den wir am Morgen

gesehen hatten. Gern war sie nicht mit ihm gegangen; sie hätte sonst nicht so arm und verweint auf dem Fußschemel gesessen bei den Brüdern, sie hätte uns nicht so inbrünstig die Hände geküßt . . . Die Liebe! Die Geliebte! Da hatte sie Abschied von uns genommen . . . Und wir nicht von ihr . . . warum hat man uns nicht Abschied nehmen lassen von ihr? Warum? fragte ich und wollte doch die Antworten nicht hören, die Pepinka nur so aus dem Ärmel schüttelte. Ich wollte auch nicht hören, daß Anischa wiederkommen werde . . . Belogen und betrogen fühlte ich mich. Nein, nein! sie würde nicht wiederkommen, nie! Der grausliche Hannak würde sie nie mehr hergeben. Ich klagte ihn an und Pepi, die ihm Anischa überliefert hatte, schrie und schluchzte und benahm mich recht wie ein Unband, als ich den ersten bitteren Schmerz meines Lebens erfuhr.

Im Laufe des Sommers erkannte ich dann mit freudiger Beschämung, wie unrecht es von mir gewesen war, an einem Wiedersehen mit Anischa zu verzweifeln. Die schwer Entbehrte besuchte uns und brachte allerlei Eßwaren mit, die uns vortrefflich schmeckten. Sie lobte ihren Mann, ihren Sohn, ihre zwei braven Kühe und sah gut und zufrieden aus. Nur waren ihre Hände sehr abgearbeitet.

Manches Jahr hindurch ist sie so gekommen zur Sommerszeit, und bis zu ihrem Tode bin ich mit ihr im Verkehr geblieben. Meinerseits im schriftlichen; ihre Antworten auf meine Briefe bestanden in einigen Zeilen, die sie dem Herrn Pfarrer diktierte. Sie setzte nur ein kleines, meist recht schiefes Kreuz darunter, denn schreiben konnte die vortreffliche Erzählerin nicht.

Auf dem letzten Zettel, den ich von dem geistlichen Herrn bekommen habe, fehlte Anischas kleines Kreuz. Dafür stand ein andres, ein größeres auf einem Hügel des Friedhofs ihres Dorfes, und unter ihm ruhte die Getreue.

Mademoiselle Hélène hatte kaum zwei Jahre bei uns zugebracht, als es auch von ihr scheiden hieß. Ihre Familie rief sie nach Frankreich zurück. Sie trennte sich nicht leicht von uns Kindern; am schwersten aber, wir konnten uns darüber nicht täuschen, trennte sie sich von Mama. Sie schien von einer großen Besorgnis erfüllt und bat dringend und wiederholt, ihr nur gewiß in einiger Zeit Nachricht geben zu lassen . . . nur ganz gewiß! . . . Mama versprach's, umarmte sie, und beide hatten Tränen in den Augen.

Der Wagen war schon angemeldet worden, der Mademoiselle Hélène zum Postgebäude auf dem „alten Fleischmarkt" bringen sollte. Von dort aus setzte sich die Diligence in Bewegung. Wöchentlich ein paarmal kam sie dick und gelb herbeigerasselt und fuhr über den Haarmarkt dahin, mit Reisenden besetzt, die sich auf dem Wege nach fremden, fernen Ländern befanden.

Heute trug sie uns einen köstlichen Besitz davon. Fritzi und ich knieten auf Stühlen am offenen Fenster. Mama stand zwischen uns und hatte ihre Arme um uns gelegt. In höchster Spannung blickten wir auf die Straße hinab, und leise begann in mir die Hoffnung sich zu regen: Vielleicht kann Mademoiselle Hélène sich doch nicht entschließen, von uns fortzugehen . . . Vielleicht kommt sie wieder zurück . . .

Nun rollte er heran, im Trabe zweier kräftiger Pferde, der breite, schwere Kasten, ein rosiges Gesicht neigte sich aus dem Schlage . . . und wir hatten die letzten Grüße getauscht mit unsrer guten Hélène Hallé.

Als wir zurückkehrten in ihr verlassenes Zimmer, fiel eine große Traurigkeit uns aufs Herz Die Möbel hatten längst ihre imposante Feierlichkeit für uns verloren, und wir meinten, auch ihnen die Bekümmernis darüber anzusehen, daß sie der besten Mademoiselle nicht mehr dienen sollten. Auch die kleinen Brüder fragten betrübt nach ihr; von allen wurde sie schwer vermißt.

Was wir an ihr verloren hatten, die uns den Gehorsam zur Freude, das Lernen zum Genuß, das Leben leicht und heiter gemacht hatte, das ermaßen wir aber erst völlig, nachdem ihre Nachfolgerin eingetroffen war. Grausamer für uns hätte ein Tausch kaum ausfallen können.

Wer Mademoiselle Henriette unsern Eltern empfohlen hatte, wußten wir nicht, doch davon waren wir überzeugt: Beim jüngsten Gericht wird er Rechenschaft ablegen müssen über dieses Verbrechen.

In seinem Zorne hatte Gott Mademoiselle Henriette zur Gouvernante geschaffen. Sie war schön und jung; darin bestand die einzige Ähnlichkeit, die sie mit Hélène Hallé hatte. In allem übrigen war sie ihr Widerspiel.

Äußerlich eine mittelgroße, schlanke Brünette, nächtiges Dunkel im Haar, Feuer in den Augen. Innerlich — ein Drache. Eine treue Anhängerin der Moral, die unsre Modernen erfunden zu haben glauben, eine Dienerin der Pflicht, „sich auszuleben". Sehr unwillkürlich bildeten ihre Zöglinge dabei doch einige Hindernisse, und als solche hat sie uns herzlich gehaßt. Es regnete Strafen. Die ärgste diktierte sie mir, als ich einmal in offenen Aufruhr gegen sie geriet, weil sie statt „les Autrichiens" „les autres chiens" gesagt hatte. Hoch angerechnet soll übrigens der zornmütigen Dame eines werden, und ihr zum Ruhme muß ich es besonders hervorheben: Wohl hat sie uns hungern, hat uns bis zur Erschöpfung im Winkel stehen, viele Seiten aus Noël et Chapsal auswendig lernen lassen, von denen wir kein Wort verstanden, — geschlagen hat sie uns nicht. Die Note fehlt in der Symphonie ihres Erziehungsprogramms. Trotzdem lernten wir durch sie aufs gründlichste erfahren, wie tief unglücklich Kinder sein können, die sich wehrlos einer böswilligen Macht überantwortet fühlen.

Wir würden nicht lange unter den Launen der Tyrannin gelitten haben, wenn Mama sich damals um uns hätte kümmern können. Aber sie konnte nicht, sie war krank und unsre Trennung von ihr durch mehrere Wochen eine vollständige.

Im Vorfrühling gab sie einem Kindlein das Leben, das sich sehr beeilte, auf alle Vorteile dieses Geschenks zu verzichten. Es brauchte keine Wiege, nur einen Sarg. Einige Wochen verflossen, und endlich durften wir zwei Großen zuerst, die drei Kleinen nach uns die arme, kranke Mama wieder besuchen und täglich ein bißchen länger, wenn auch nicht stundenlang wie sonst, bei ihr bleiben.

Und einmal wurde mir eine große, unaussprechlich große Freude zuteil. Mamas treue Pflegerin, Tante Helene, die Schwester unsres Vaters, brachte eine wundervolle Nachricht: Doktor Wierer hatte der Mama erlaubt, auszufahren, und sie ließ sagen, daß ich, ich, die Marie, sie begleiten werde. Das war mir ein Glück, vom Himmel gefallen, das war mir die pure Seligkeit. Mich wollte sie mitnehmen bei ihrer ersten Ausfahrt, keines von meinen Geschwistern, nur mich, mich allein! So hat sie mich denn, machte ich sofort aus, am liebsten von uns allen. Günstlingsgefühle erfüllten mich. Daß Fritzi erstaunt und betrübt dreinsah, daß die Brüder schrieen: „Auch ausfahren! Auch ausfahren mit der Mama!“ ließ mich ganz gleichgültig. Mochten sie nur spazieren gehen auf der Bastei, ich fuhr mit Mama, denn ich — ich war ihr Liebling. O sehr oft war es mir schon so vorgekommen. Jetzt wußte ich's.

Wir fuhren in das Belvedere. Papa hatte die noch schwache Rekonvaleszentin über die Stiege getragen und in den Wagen gehoben; er war unter der Einfahrt stehen geblieben, als der Schlag geschlossen worden, und hatte mir lächelnd zugerufen: „Acht geben auf die Mama!“

Im Garten des Belvederes machte sie nur einige Schritte bis zur ersten Bank des großen Parterres und blieb dort sitzen und sprach nicht. Ich lief vor ihr hin und her, ich ahmte, entschlossen, sie zu zerstreuen, das Summen und Brummen der Mücken und der Fliegen nach, ich setzte mich zu ihr und schwatzte ihr allerlei vor und besaß doch sonst das Geheimnis, sie lachen zu machen. Heute versagten alle meine Unterhaltungskünste. Wohl nickte sie mir liebreich zu, blieb aber schweigsam und traurig, schlug den pelzverbrämten Mantel fester um ihre schmale Gestalt und fröstelte, obwohl die Sonne, die im Scheitel stand, so glühende Strahlen niedersandte, daß die Blumen ihre Köpfchen verdrießlich neigten und das junge Gras förmlich versengt aussah.

Am Abend, als wir durch das Kinder- in unser Schlafzimmer gingen, fanden wir dort Tante Helene im Gespräch mit Pepi, beide sehr aufgeregt. Pepi perorierte in ihrer heftigen Weise: „Ich hab's ja gesagt . . . Ausfahren lassen . . . Jetzt schon ausfahren! Gleich umbringen wäre gescheiter.“ Sie schimpfte über Doktor Wierer, und als wir wissen wollten, was denn geschehen sei, bestand ihre Antwort in einem neuen, heftigen Ausfall gegen den Arzt.

Und nun war's, wie es schon wochenlang gewesen: Mama war wieder krank. Der Eingang, durch den man aus dem Gouvernantendepartement zu ihr gelangte, blieb wieder verschlossen, das Speisezimmer blieb wieder unbenutzt. Es stieß an ihr Schlafgemach und befand sich wie dieses an der Vorderseite des Hauses. Ebenso der Salon und die Wohnung Papas.

Wenn unser Drache am Morgen Billette schrieb auf rosenfarbigem Papier, mit einem Blümchen in der Ecke, schlichen meine Schwester und ich uns davon, leise und gebückt über den Gang an den Fenstern Mademoiselles vorbei und weiter ans Ziel unsrer Wünsche, in die Nähe Mamas, ins Speisezimmer. Auf zweien der Stühle, die dort in langer Reihe an der Wand links vom Eingang standen, nahmen wir Platz und — warteten.

Worauf? Nun, daß Mama uns rufen lasse. Sie würde uns doch gewiß einmal rufen lassen, und da wollten wir gleich bei der Hand sein. Wir saßen ganz still und rührten uns nicht, aus Furcht, weggeschickt zu werden.

Manchmal ging Papa an uns vorbei mit unhörbaren Schritten und mit gesenktem Haupte. Er öffnete vorsichtig die Tür des Krankenzimmers und trat auf ein Zeichen, das ihm von dort gegeben wurde, ein oder kehrte wieder zurück in seine Gemächer, ebenso lautlos, wie er gekommen war. Oder auch er trat an ein Fenster, lehnte die Stirn an die Scheiben und blieb so stehen, lang, lang, endlos schien es uns.

Regelmäßig, zur selben Morgenstunde kam Doktor Wierer, den Pepi von jeher angefeindet hatte, und den auch wir nicht liebten, weil er uns beim geringsten Unwohlsein auf schmale Kost setzte, auf „einen Spinat und eine Ponade".

Unsre Großmutter Vockel war auch täglich da und holte Erkundigungen nach der Kranken ein. Und Grandmaman Bartenstein, Mamas Mutter! — Wenn sie erschien, brachte sie Trost und Zuversicht. Sie sprach nie eine Besorgnis, immer eine Hoffnung aus. Immer lag der Widerschein heldenmütig bewahrten Seelenfriedens auf ihrem durchsichtig blassen Gesichte, dem das ihrer Tochter so ähnlich war. Immer schritt sie gerade aufgerichtet, schmal wie eine Gerte, in ihrer tiefen Witwentrauer dahin, und keiner vermochte wahrzunehmen, welch eine schwere Sorgenlast auf ihren zarten Schultern ruhte.

Voll Angst, weggeschickt zu werden, lehnten wir uns zurück auf unsern Stühlen, so oft jemand eintrat, muckten nicht und spielten uns auf die Unsichtbaren hinaus. Wenn aber eine unsrer Großmütter kam, standen wir auf und küßten ihre Hände. Sie würden uns nicht fortwinken, diese lieben, alten Hände, das wußten wir. Auch die gute Tante Helene hatte nichts gegen unser Dableiben einzuwenden; sie brachte uns manchmal sogar einen Gruß von Mama. Eines unvergeßlichen Tages kam sie aus dem Krankenzimmer sorgenvoller und bekümmerter denn je. Mama sandte meiner Schwester eine zärtliche Umarmung, und mich — es kam merkwürdig zögernd heraus — mich ließ sie zu sich rufen. Ich jauchzte auf, ich wollte zu ihr stürzen. Die Tante hielt mich an beiden Schultern fest. Merkwürdig ernst und fast feierlich sprach sie zu mir. Sie stellte mir vor, daß Mama das Fieber habe und sich infolgedessen manches einbilde, das gar nicht sei. So bilde zum Beispiel die arme Mama sich jetzt ein, daß ich ein großes Unrecht begangen habe. Darüber wolle sie mich zur Rechenschaft ziehen, und was sie wolle, müsse geschehen; sie dürfe um keinen Preis durch einen Widerspruch aufgeregt werden. Der Doktor habe es strengstens verboten. Deshalb müsse ich, weil sie durchaus darauf bestand, zu ihr kommen, müsse die Vorwürfe, die sie mir machen würde, schweigend anhören, um Verzeihung bitten und dann sogleich fortgehen. Dringend legte mir die Tante das alles ans Herz, und ich versprach gern, es zu tun. Ach, unaussprechlich gern! Was lag mir daran, von Mama ausgezankt zu werden, wenn ich sie nur wiedersehen durfte!

Zitternd vor Glückseligkeit betrat ich ihr Zimmer und wollte auf sie zueilen. Da streckte sie den Arm abwehrend aus.

Sie lag auf dem Ruhebette, in einen Schal gehüllt, eine Decke über den Knieen. Ihr Kopf war in die Kissen zurückgelehnt, und mit Schrecken sah ich, daß ihr schönes, ihr geliebtes Gesicht ganz klein und auch seltsam verändert, fast fremd geworden war. Ihre reichen, braunen Haare, die sich sonst in weichen Locken an die Schläfen schmiegten und die Wangen umspielten, waren glatt gescheitelt und von einer kleinen, weißen Haube bedeckt.

Am ungewohntesten aber war der Ausdruck der Augen, die mich mit unruhig gequälten Blicken ansahen. Und eine harte, klanglose Stimme, in der ich die ihre kaum erkannte, erhob sich und klagte mich der Lüge an. Der Lüge, die uns immer als das Schimpflichste hingestellt wurde? Das war ja gar nicht möglich, das war ein grausamer Scherz, und wenn mir nicht ein Schluchzen die Kehle zugeschnürt hätte, — ich hätte gelacht.

Ein Wort stieß ich heraus, oder vielmehr, es kam von selbst, es drängte sich auf meine Lippen: „Mama!“ und obwohl Tante Helene, die hinter das Ruhebett getreten war, mir Zeichen machte, zu schweigen, wiederholte ich doch immer: „Mama,“ als wäre sie es nicht, neben der ich da stand, als müsse ich sie herbeirufen können. Mich zu verteidigen, fiel mir nicht ein; ich dachte nicht einmal daran, daß mir unrecht geschah. Ich fühlte einen dumpfen Schmerz, eine grenzenlose Betroffenheit und hatte zugleich die Empfindung: es muß ausgehalten werden, es geht vorbei. Auf einmal wird meine Mama mich in ihre Arme nehmen, und alles wird wieder gut sein.

Die Erlösung, auf die ich hoffte, kam nicht.

Mama wies mich zurück, so oft ich nähertrat und ihre Hand zu fassen suchte.

Ohne Erbarmen wurde ich zuletzt fortgeschickt.

Ich bin damals im siebenten Jahre gewesen und bin heute im fünfundsiebzigsten. Wenn aber die Erinnerung an jene Stunde lebhaft vor mir aufsteigt, erwacht noch ein Reflex der Qual, die damals mein Kinderherz zerriß. Damals, als ich, nach der Ausweisung aus dem Zimmer Mamas, mich nicht entschließen konnte, seine Schwelle zu verlassen, nicht zu rufen, nicht zu pochen wagte, nur den Mund an den Türspalt preßte, an dem meine Tränen herunterliefen, und hineinhauchte leise und jammervoll:

„Verzeih! Verzeih!“

Dieses Wiedersehen mit meiner viel-vielgeliebten Mama blieb das letzte.

Von Tag zu Tag stiegen die Besorgnisse um sie. Der furchtbare Ausspruch: „Keine Hoffnung mehr!“ wurde getan, und eines Morgens kamen Großmama Vockel und Tante Helene verweint und übernächtig zu uns und brachten die Trauerbotschaft.

In der Nacht, während wir schliefen, hatte Mama uns für immer verlassen ... Für immer? — das ließ sich nicht begreifen. Wie hatte sie uns für immer verlassen können, die uns so liebgehabt?

Unser Vater ließ sagen, daß er uns sehen wolle, und wir gingen zu ihm.

Im Speisezimmer trafen wir Grandmaman Bartenstein. Sie trat aus dem Gemach ihrer entschlafenen Tochter uns entgegen. Wir blieben stehen. Ich erinnere mich der fast scheuen Ehrfurcht, die mich bei ihrem Anblick ergriff.

Auf den Mienen meiner Geschwister malte sich, bewußt und unbewußt, dasselbe Gefühl. Es lag in dem Augenblick etwas Überirdisches in der Erscheinung dieser Frau. Ein so großartiges Bild der Resignation hat sich mir nie wieder dargeboten.

Man sagte uns, sie sei am Morgen gekommen, einige Stunden, nachdem sie die Meldung vom Tode Mamas erhalten hatte. Sie sei niedergekniet am Bette und habe gebetet, das Gesicht in den Händen, lautlos, tränenlos. Kein Beben durchlief ihre Glieder, kein Schluchzen hob ihre Brust, aber allen Anwesenden war, als wohnten sie einer feierlich ergreifenden Andachtsübung bei. Endlich hatte sie sich erhoben, hatte einen langen Kuß auf die Stirn der Toten gedrückt und war hinweggeschritten, aufrecht wie immer.

Jener fernen Vergangenheit mußte ich gedenken, als diese stille Heldin vor nun auch schon vierzig Jahren nach Zdißlawitz kam zur Hochzeit ihrer Enkelin, unsrer Sophie. Da besuchte sie zum erstenmal das Grab ihrer Tochter. „Laßt mich allein!" sprach sie mit einer Bestimmtheit, der niemand entgegenzutreten wagte. Nicht einmal auf dem Wege zur Gruft wollte sie begleitet sein. —

Unser Vater hemmte nicht den Ausbruch seines Schmerzes. Der starke Mann war völlig gebrochen, seine Stimme versagte, als er mit uns sprechen wollte, und er weinte mit seinen Kindern wie ein Kind.

Wir aber — wie bald stellte sich die Reaktion gegen alle die dunkeln und herzzerreißenden Eindrücke, die wir an diesem Tage empfangen hatten, ein! — Wir spielten am Abend ganz vergnügt in den Zimmern der Kleinen. Plötzlich besann ich mich dessen, was geschehen war, und sagte zu meiner Schwester: „Jetzt ist diese beste Mama gestorben, wir werden sie nie wiedersehen — warum sind wir denn nicht traurig?"

„Warte nur," erwiderte sie, „wenn erst die schwarzen Kleider kommen, dann werden wir schon traurig sein."

So spät wie noch nie traten wir die Reise nach Zdißlawitz an. Sie nimmt heute sechs Stunden in Anspruch; damals dauerte sie anderthalb, und wenn das Wetter schlecht war, zwei Tage. Im Reisewagen, uns gegenüber, auf dem Platz, den sonst Mama an der Seite unsres Vaters eingenommen hatte, saß Tante Helene. Schwermütiger Ernst an der Stelle erquickender Heiterkeit. Die traurige Jugend, die sie durchkämpft und durchduldet hatte, in Mühsal und Leid, warf einen Schatten über ihr ganzes Leben.

Es war kein geringes Opfer, das sie ihrem Bruder brachte, als sie sich entschloß, die Leitung seines Hauses und der Erziehung seiner Kinder zu übernehmen. Sie gab damit ihre Unabhängigkeit auf und den Frieden ihres kleinen, mit kunstvoller Sorgfalt geführten Haushalts, um an die Spitze eines großen zu treten, in dem die verschiedensten Elemente sich geltendmachen wollten, und dessen Herr ein unglücklicher, schwerlebiger Mann war.

Als ein langes Fest war uns sonst die Reise erschienen, und die Vorbereitungen zu ihr schon so angenehm. Das Einpacken, besonders das der Unterrichtsgegenstände, die immer zuerst in den Koffern verschwanden, welch ein Genuß! Und die Fahrt selbst, das Rollen über die Landstraße, an den Pappel-

bäumen vorbei, durch Ortschaften und Dörfer. Das Wechseln der Pferde auf den Poststationen, das lustige Trompetengeschmetter, mit dem die Postillone uns gern ergötzten, denn sie wußten: „fürs Blasen“ gibt's ein Extra-Trinkgeld.

Zuletzt dann, die Krone des Ganzen, die Ankunft in Zdißlawitz. War das ein Drängen im Schloßhof, wenn unsre Wagen hereinfuhren! war das ein Willkommenrufen und Versichern, man hätte die Stunde, die uns wiederbringen sollte, kaum erwarten können! Nicht minder herzlichen Willkomm als die Menschen bot die traute heimische Natur, boten die Felder, die Wiesen, die blütenüberschneiten Bäume am Rande der Wege und im Garten jeder Halm und jeder Strauch. Kein schöneres Wiedersehen aber als das mit unsrer Lindenallee, unserm liebsten Spielplatz an heißen Sommertagen, — o wie herzlich habe ich oft gewünscht, ein Riese zu sein mit ungeheuren Armen, um alle diese Wipfel umfassen und an mein Herz drücken zu können!

(Weitere Abschnitte folgen.)

Über griechische Kunst.

Von

A. Furtwängler.

Griechische Kunst — für die große Menge ist sie wohl immer noch etwas zwar sehr Berühmtes, aber auch etwas gar wenig Gekanntes, etwas Fernes und Kaltes, das man zwar anerkennen muß, das einem aber im Grunde gleichgültig und langweilig ist.

Und in dieser Empfindung lassen sich viele befestigen und bestätigen durch den Blick auf die Entwicklung der neueren Kunst, die sich von dem Klassizismus des früheren 19. Jahrhunderts so energisch abgewendet hat. Man verwechselt die echte griechische Kunst mit jener blassen, kraft- und blutlosen Gestalt, welche der neuere Klassizismus aus mißverstandener Nachahmung der Antike sich gebildet hatte. Man überträgt den gesunden Widerwillen gegen jene schwächliche Geburt der neueren Zeiten auf das Ursprüngliche, das Klassische, Griechische, das man wirklich zu kennen sich nicht bemüht.

Aber auch ernstere und tiefere Naturen gibt es, die sich um die griechische Kunst nicht kümmern wollen, weil sie in andern Epochen gefunden haben, was sie ausfüllt. Indem sie die unsrer Zeit und unserm Empfinden so viel nähere gewaltige Persönlichkeit Rembrandts oder diejenige Dürers mit ganzer Seele erfassen, glauben sie keinen Raum mehr zu haben für Aufnahme der so andersgearteten griechischen Kunst und schließen sich gegen diese ab.

Auch die trefflichen Männer, die den Begriff der „Heimatkunst" geprägt, die unsre Künstler auf die Kraft des heimatlichen Bodens verweisen und ohne Zweifel dadurch gesundend und kräftigend wirken, auch sie glauben die Antike sich und andern fernhalten zu müssen. Sie hoffen, mit einer künstlichen Selbstbeschränkung jene Vorzüge wieder zu erreichen, die frühere Epochen durch ihre natürliche Eingeschränktheit genossen, jene schlichte Kraft, die, auf sich und auf heimischen Traditionen ruhend, nicht unruhig und unsicher in die Ferne nach Vorbildern zu spähen, sondern nur sich selbst zu folgen braucht, um Tüchtiges zu erzeugen.

Allein, kann jene Eigenschaft früherer Zeiten heute künstlich je wiedergewonnen werden? Gewiß nicht durch ein absichtliches Abschließen vor der Kenntnis der Kunst der Vergangenheit und der Griechen insbesondere — ein Abschließen, das heutzutage auch gar nicht mehr durchführbar ist. Denn wenn auch vielleicht dies oder jenes Kunstmuseum sich der Antike gegenüber ablehnend verhalten und sie ausschließen wollte, so würde dies nichts bedeuten gegenüber der Macht, welche in der bloßen Tatsache des Vorhandenseins und des immer fortschreitenden Bekanntwerdens der klassischen griechischen Kunst liegt.

Seien wir glücklich, daß sie existierte, daß sie uns nicht ganz verloren ist, daß uns, wenn auch nur Trümmer und Ruinen, doch etwas von ihr geblieben ist.

Seien wir glücklich, daß es so Köstliches einmal gegeben hat, daß wir doch noch etwas genießen können von Geruch und Farbe jener herrlichen Blume, die ein glücklicher Himmel einst in einer glücklichen Epoche zeitigte.

Und wirklich, es scheinen viele, viele so zu empfinden, und das Gefühl freudigen Staunens, liebender Dankbarkeit scheint zu steigen und zu wachsen bei allen denen, welche der griechischen Kunst nähertreten können. Und deren Zahl wird immer größer.

Ein deutliches Zeichen der Zeit war kürzlich der über Erwarten große Erfolg, den die Ausstellung von Werken griechischer Kunst privaten Besitzes hatte, welche der Burlington fine arts Club im Sommer des vergangenen Jahres in London veranstaltete. Manche hatten vorher geglaubt, die trümmerhaften antiken Werke würden keine rechte Anziehungskraft ausüben können, und sie prophezeiten einen Mißerfolg der Ausstellung. Das Gegenteil trat ein. Und warum? Weil die siegende Kraft der Antike unüberwindlich ist, und weil diese Kraft immer mehr wirken kann, je mehr man Kunst überhaupt kennen lernt.

So ist denn vorauszusehen, daß die griechische Kunst, so trümmerhaft sie uns erhalten ist, in der Folgezeit noch immer gesteigerte Wirkung ausüben wird.

Früher konnte man noch wähnen, durch Nachahmung dem vergangenen Alten Gleichwertiges an die Seite stellen zu können. Je mehr unsre Kultur aber fortschreitet, um so deutlicher und allgemeiner wird die Erkenntnis werden, daß jenes Antike eben unwiederbringlich verloren ist, und daß man durch bloße Nachahmung ihm am wenigsten nahekommt, daß man es hingegen mit liebender Bewunderung auffassen und in sich aufnehmen muß, um sich dadurch zu kräftigen, und daß es Köstlicheres nicht gibt, das wir aufnehmen könnten, als eben die griechische Kunst, daß sie etwas Einziges, einmal Gewesenes, nie wieder Zurückzukaufendes ist, ein kostbares Kleinod, an dessen Glanze sich erfreuen, sich erwärmen zu können ein jeder erstreben muß.

Jene siegende Kraft der griechischen Kunst, von der wir sprachen, hat sich schon gar früh gezeigt. Ja, eigentlich von ihrem ersten Anfang an. Es wird gut sein, sich dies etwas genauer zu vergegenwärtigen.

Schon in jener fernen, erst durch die neuesten Entdeckungen immer klarer werdenden Welt des zweiten Jahrtausends v. Chr. spielt griechische Kunst eine mächtige Rolle. Denn so dürfen wir die sogenannte mykenische oder besser kretische Kunst jener Epoche doch wohl nennen, obwohl die eigentlichen Träger und Schöpfer dieser Kunst schwerlich im Sinne der späteren klassischen Zeiten reine Griechen waren. Jene kretische Kunst hat sich nicht nur über die verschiedensten Stämme auf den Inseln und dem griechischen Festlande verbreitet und ist weit nach Norden gedrungen — sie hat selbst auf die uralte und in sich gefestigte ägyptische Kunst eine Zeitlang Einfluß gewonnen, und wir können noch erkennen, wie die ägyptischen Künstler die Eigenart jener Kunst bewunderten. Eine tiefergehende Einwirkung konnte sie hier freilich ebensowenig ausüben, als es viele Jahrhunderte später die entwickelte griechische Kunst der Ptolemäerzeit konnte, weil das Ägyptische viel zu fest und starr sich ausgebildet hatte. Jene kretische Kunst war innerlich aller ägyptischen und orientalischen weit überlegen und trug in sich schon den ganzen Keim, aus dem die klassisch-griechische Kunst sich entwickeln sollte. Nicht starrer Zwang, sondern heitere Freiheit war ihr inneres Prinzip. Sie wußte das Organische, Lebendige in seiner eigentlich charakteristischen Erscheinung, in der Bewegung zu erfassen und darzustellen, wie es die ägyptische und orientalische Kunst niemals erreicht hat. Die unlängst von der italienischen Expedition in der Gegend von Phaistos auf Kreta bei Agia Triada gefundene steinerne Vase mit dem festlichen lärmenden Zuge von Männern und Musikanten ist ein neues, glänzendes Zeugnis hierfür; die Darstellung ist als packende Wiedergabe bewegten Lebens eine eminente Leistung und steht hoch über allem, was die reichen und alten Kulturen Mesopotamiens wie Ägyptens je hervorgebracht haben.

Als dann Jahrhunderte später die klassische griechische Kunst heranwächst, da nimmt sie sofort den Kampf mit dem Oriente auf. Zwischen Griechen und Phönikern namentlich entspinnt sich ein Wettstreit nicht nur in kommerziellen, sondern ebenso in künstlerischen Dingen. Und die Griechen wurden bald die Sieger. Es ist überaus anziehend, in den zahlreichen Funden kleinerer Kunstgegenstände aus dem 8., 7. und 6. Jahrhundert v. Chr., die uns Gräber und Heiligtümer geliefert haben, den Kampf des griechischen Elementes mit dem phönikischen und das ständige Wachsen und den mächtigen Aufschwung des Griechischen im einzelnen zu beobachten. Ja, das Griechische drang erobernd vor bis in die eigentliche Heimat des Orientalischen. Überraschend waren die Funde, die man neuerdings in den Gräbern des alten Karthago gemacht hat; sie zeigten, daß die Karthager des 6. Jahrhunderts v. Chr. sich schon vorwiegend griechischer Kunstgegenstände bedienten. Und im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. haben die phönikischen Großen ihre prunkvollen Särge von griechischen Künstlern machen lassen. Die Sarkophage aus der Königsgruft von Sidon (im Museum zu Konstantinopel) gehören zu den vollendetsten Erzeugnissen reinster griechischer Kunst, die wir überhaupt besitzen.

Auch das stolze Persien hat sich der Macht der griechischen Kunst gebeugt. Schon bevor die Schlachten von Marathon und Salamis geschlagen waren,

hat griechische Kunst siegreichen Einzug am Hofe des Perserkönigs gehalten. Nicht nur arbeiteten ionische Künstler einzelne Prunkgegenstände dort, sondern die ganze persische Kunst wurde durchsetzt von griechischem Wesen schon im 6. Jahrhundert v. Chr. Denn was wir persische Kunst nennen, ist nichts als ein Gemisch von Jonisch-Griechischem mit Orientalischem. Später, aus dem 5. und 4. Jahrhundert, haben wir namentlich in geschnittenen Siegelsteinen die Beweise, wie die griechische Kunst bei den Persern dominierte, wenn sie sich auch etwas an das Fremde anpassen mußte. So war das gewaltige, weite persische Weltreich von griechischer Kunst längst erobert, bevor es Alexander zu dem seinen machte. So wurde der ganze Orient Griechenland untertan. Im fernen Indien selbst wirkte die griechische Kunst mächtig; ja, sie gab hier erst den Anstoß zu einer monumentalen Plastik überhaupt. Und in noch fernerem Lande, in China, gab, wie sich immer deutlicher herausstellt, ebenfalls die griechische Kunst den Anstoß zu neuer heimischer Entwicklung.

Nur die ägyptische Kunst, mit der Religion aufs engste verwachsen, verharrte in starrer Abgeschlossenheit und zwang die griechischen Herren des Landes, sich vor ihr zu beugen; und dasselbe taten die Nachfolger der griechischen Könige in Ägypten, die römischen Kaiser. Es fand zwar in beschränktem Maße ein gewisser Austausch an künstlerischen Formen statt, allein, im ganzen blieben sich ägyptische und griechische Kunst wie zwei getrennte Welten fern. Durch diese ihre Starrheit leistete die ägyptische Kunst aber auch Verzicht auf jede Weiterentwicklung in aufsteigendem Sinne.

Leicht drang die griechische Kunst zu den Völkern im Norden und Westen vor. Von den Kolonien am Schwarzen Meere aus verbreiteten sich griechische Kunstarbeiten weit ins Land der Skythen hinein, und die Barbaren versuchten, selbst mit den ihnen gebrachten griechischen Elementen weiterzuarbeiten. So entstand ein eigentümlicher griechisch-skythischer Stil, der die schlichten, natürlichen griechischen Elemente zu etwas seltsam Phantastisch-Ungeheuerlichen umgestaltet hat, und der weit nach Asien hinein drang. Ja, es scheint, daß das Wappentier Chinas, der chinesische Drache, mit diesem durch Sibirien gedrungenen griechisch-skythischen Strome zusammenhängt.

Den Skythen analog verhielten sich die Kelten im Westen, die von verschiedenen Seiten her mit griechischen Kunstformen bekannt wurden. Auf der Basis griechischer Elemente entwickelte sich ein eigener keltischer Kunststil, der im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. besonders blühte und ein geschlossenes ornamentales System ausgebildet hat.

Doch dasjenige Volk des Westens, das am intensivsten die griechische Kunst in sich aufnahm, ja, das es so weit brachte, mit der Lehrmeisterin selbst auf manchen Gebieten erfolgreich wetteifern zu können, waren die Etrusker. Während die eigentlichen Italiker, obwohl zahlreiche griechische Kolonien unter ihnen bestanden, sich immer stumpf verhielten und nichts Eigenes zu entwickeln vermochten, so haben die Etrusker das Griechische begierig aufgesogen und bei sich zu einer eignen Blüte weiterentwickelt. Die alten Etrusker waren zur Zeit der Höhe ihrer Kultur, im 6. und 5. Jahrhundert v. Chr., geradezu Enthusiasten für griechische Kunst, und es ist erstaunlich,

wie sehr sie sich in dieselbe einzuleben und wie geschickt sie auf der Basis des Gelernten Eigenes zu schaffen wußten.

Durch die Etrusker zunächst sind die Römer mit griechischer Kunst bekannt geworden. Lange bildet Roms Kunsttätigkeit nur einen Ausläufer der etruskischen.

Was weiter geschah, ist so bekannt, daß eine Andeutung genügt. Rom eroberte sich die antike Welt. Allein, die notwendige Folge davon war, daß die griechische Kunst Rom eroberte. Wir pflegen seit der Zeit der Vollendung der römischen Weltherrschaft die antike Kunst „römisch" zu nennen — mit Unrecht. Es gibt keine römische Weltreichskunst, sondern nur eine griechische im Dienste römischer Macht. Die Erscheinungen in der Kunst, die wirklich speziell italisch-römisch genannt werden dürfen, sind relativ unbedeutend. Die leitende, herrschende Kraft, die alle wesentlichen Formelemente lieferte, war immer und allezeit die griechische. Die Macht der griechischen Typen war eine ungeheure. Es ist wunderbar, zu beobachten, wie Jahrhunderte hindurch im ganzen römischen Weltreich für die Statuen der römischen Großen, dann der Kaiser, Prinzen, Kaiserinnen und Prinzessinnen nichts andres als immer wieder jene Typen verwendet werden, die einst in kurzer produktiver Zeit im kleinen Griechenland für Athleten, Heroen und Gottheiten geschaffen worden waren.

Verkümmerte Reste griechischer Kunst waren es, die später von Byzanz und Rom aus in unser Mittelalter flossen.

Viele Jahrhunderte hindurch waren die Menschen blind der antiken Kunst gegenüber. Ihre Werke, die sich erhalten hatten oder wieder auftauchten, wurden zertrümmert und zerschlagen. Da war kein fühlendes Auge, das den Schimmer dieser Schönheit empfand. Und wie man blind war für die Antike, so war man blind für die Natur. Beides hängt eng zusammen. Beides löste sich gemeinschaftlich. Sobald man wieder die Natur zu sehen anfing, wurde man auch für die Antike sehend und empfing belebenden Anstoß von ihr. Dies gilt schon für die mittelalterliche Epoche, in der zuerst ein großer plastischer Stil neu erstand, das 13. Jahrhundert. Bei Niccolò Pisano ist der Anstoß, den die Antike gab, evident. Aber wahrscheinlich ist es, daß auch die französischen Künstler, die den eigentlich gotischen Stil schufen, von der Antike Anregung empfangen haben, namentlich für den Kontrapost in der Stellung der Figur und den Wurf und Schwung des Gewandes.

Dann kam die Periode der sogenannten Renaissance. Daß man nun die Antike bewunderte und von ihr sich mächtig beeinflussen ließ, kam natürlich nicht daher, daß damals die Antiken weniger mehr zerstört, mehr gesammelt, erhalten und durch Ausgrabung vermehrt wurden, sondern letzteres war die Folge von ersterem. Und die Bewunderung der Antike war nur die notwendige Begleiterscheinung zu dem neuen Sehen der Natur, das die Renaissanceperiode in erster Linie kennzeichnet. Das Auge erwachte wieder für die unendliche Fülle der Formen der Natur, und damit war auch der Antike wieder neue Wirksamkeit verliehen.

Allein, die Gebiete, wo die Renaissance erwuchs, besaßen von reiner, älterer griechischer Kunst kaum etwas. Es war das Gewand der späteren römischen Kaiserzeit, in dem die Antike zunächst wieder vor die Augen trat und wirkte.

Nun aber trat die Wissenschaft ein. Sie erkannte allmählich als ihre Aufgabe, das echte Griechische aus der Umhüllung herauszuschälen und zu dem reinen Ursprünglichen vorzudringen. An diesem Ziele der Forschung, das schon Winckelmann sich gestellt hatte, arbeitet sie noch heute.

Eine mächtige und umgestaltende Wirkung auf die europäische Kunst übte die Antike gegen Ende des 18. Jahrhunderts und zu Anfang des 19. Jahrhunderts aus. Und wieder war es ein und derselbe Drang, der hier nach einer Umkehr zum Natürlichen und zum rein Menschlichen auf allen Gebieten, dort nach einem Wiederanknüpfen an die Antike und einer Nachahmung griechischer Kunst rief. Allein, diese Epoche entbehrte ganz, was die Renaissance so ausgezeichnet hatte: die eigene, selbständige, kraftvolle Naturanschauung. So lebendig und wahr der Drang jener Zeit nach dem Reinen und Natürlichen war, so Schönes und Großes er auf andern Gebieten — vor allem dem der Literatur — erzeugte, die künstlerischen Leistungen waren schwächliche. Wie tief steht die bildende Kunst der Goetheschen Epoche unter der Poesie!

Ja, diese Nachahmung der Antike, wie sie namentlich von Thorwaldsen und seinem Kreise betrieben ward, hat dem wirklichen Verständnis der griechischen Kunst nur Hindernisse bereitet und geschadet. Die Menge nahm nun — und nimmt vielfach noch heutzutage — diejenigen Eigenschaften für die wahren der antiken Kunst, welche jene Nachahmungen aus ihr gezogen hatten; und dies war eine fade, leere Allgemeinheit, eine kraftlose, weichliche Banalität, bar jeder inneren, individuellen Kraft, bar jeder gesunden, unmittelbaren Naturanschauung; in mißverstandener Weise warf man Formen durcheinander, die nicht harmonierten und den Idealen ganz verschiedener Zeiten angehörten. Auch die besten Werke eines Thorwaldsen sind, mit der wirklichen griechischen Kunst verglichen, von jenen Mängeln voll. Die Folge mußte sein, daß man die Antike bald als kalt und langweilig, als öd und leer empfand.

Doch durch Gründung von Museen, durch Forschung und Grabung ward die echte griechische Antike immer mehr bekannt, und jener falsche Begriff mußte weichen. Wir stehen noch mitten in diesem Prozesse der Entwicklung drin.

Unsre Kunst aber hat sich erst lebhaft abgewendet von jener Nachahmung der Antike und hat dann im sogenannten Realismus oder Naturalismus, kurz, in allem andern ihr Heil gesucht, nur nicht mehr in der Antike. Doch auch diese Zeit ist vorüber. Mehr und mehr kündet sich das Bedürfnis an nach Vereinfachung der Form, nach festem Stile; und damit wird der Blick unsrer Künstler wieder mehr und mehr auf die Antike gelenkt. Es mehren sich in unsern Tagen allmählich die Künstler, die mit bewundernder Liebe auf die inzwischen durch die Fortschritte der Forschung immer reiner sich darstellende griechische Kunst schauen und sich von ihr neue Kraft und Anregung holen.

Woher nun diese ungeheure, durch Jahrtausende hindurch währende und immer sich erneuende Macht der griechischen Kunst? Woher diese Kraft, daß sie auf die verschiedensten Nationen und die verschiedensten Zeiten immer belebend zu wirken vermochte? Und dabei hat sie ja mit vollem Einsatz aller Mittel, mit allen Registern eigentlich nur einmal, nur auf Rom gewirkt; sonst waren es immer nur einzelne Schößlinge, und nach dem Untergange der antiken Kultur waren es gar nur Trümmer, die wirken konnten.

Ein Hauptteil der griechischen Kunst, die höhere Malerei, ist vollständig verloren gegangen. Die Reste geringer dekorativer Malerei, die wir besitzen, erregen Staunen, wo sie bekannt werden; allein, sie können nur eine blasse Ahnung von dem Verlorenen geben. Aber auch von der Plastik sind ja nur Fragmente erhalten, und von dem, was das Altertum selbst als das Beste und Höchste in der Plastik ansah, von den Bronzestatuen der ersten Meister, ist fast gar nichts uns geblieben. Für die weitaus meisten der antiken plastischen Meisterwerke müssen wir uns mit zumeist sehr geringen Kopien späterer Zeiten begnügen, und wir sind glücklich, wenn wir auch nur diese haben. Man denke, was das wäre, wenn wir von der großen Kunst der Renaissanceepoche nichts besäßen als etliche Kopien! Wenn man Antike und neuere Kunst vergleichend abschätzen will, muß man gerechterweise wohl bedenken, welch ungeheurer Unterschied hier obwaltet, indem wir hier die Meisterwerke selbst, dort nur zufällige Trümmer und Kopien zur Vergleichung haben. Was an Originalen der produktiven Epoche Griechenlands auf uns kam, ist nur vom blindesten Zufall gewählt; es ist in keiner Kunstgattung gerade das, was die Alten selbst als ihr Bestes anerkannt haben.

Und dennoch diese Kraft und diese ungeheure Wirkung der Antike!

Ich war unlängst einmal wieder im Camposanto zu Pisa, in jenen stimmungsvollen Hallen, die angefüllt sind mit Kunstwerken der verschiedensten Epochen. Hier sind Denkmäler aller möglichen Zeiten und Stile durcheinander. Hier ist Etruskisches, hier Römisches, hier Gotisches und Renaissance, hier auch Modern-Antikisierendes in Canovascher Art. Und unter all dem steht ganz bescheiden ein attisches Grabrelief aus dem vierten Jahrhundert vor Christo, nichts als eine sitzende Frau darstellend, vor der eine andre steht. Doch neben diesem Relief erscheint alles andre ringsum gering, leblos, hart, kalt und beschränkt. Die absolute Superiorität der griechischen Plastik tritt hier mit zwingender Deutlichkeit in unsre Empfindung. Wie einfach-natürlich, wie schlicht und gesund, wie rein und frei menschlich sind jene beiden attischen Frauen, und wie klar in der plastischen Form! Nichts von dem andern ringsum hält daneben Stich.

Ich war unlängst in Ägypten und habe dort die ungeheuren Werke der alten ägyptischen Kunst bewundert, sowohl die Großartigkeit der Architektur als den Reichtum und die Feinheit der Plastik, in der eine Fülle von Naturbeobachtung in einen wahrhaft monumentalen Stil gebracht ist. Doch bei aller Bewunderung klang in mir immer stärker und stärker eine Saite der Sehnsucht, die mich weg von hier zu griechischer Kunst hinrief. Die einförmige Starrheit, die unablässige Wiederholung immer gleicher Formeln in

der ägyptischen Kunst wirken auf die Dauer wie drückende, mehr und mehr beängstigende Fesseln, aus denen die Seele sich hinaussehnt in den Bereich freierer Kunst. Der schwere Druck despotischen Zwanges liegt auf allen Werken in Ägypten.

Allein, nicht nur hier kann einen die Sehnsucht nach Griechischem befallen; sie tut es auch in viel, viel modernerer Umgebung. Wer den Riesensaal durchwandert hat, der 1900 auf der Ausstellung in Paris die Werke moderner Plastik vereinigte, der weiß, wie beunruhigend und nervenzerreißend diese wirkten. Das Auge empfindet die Vorzüge der antiken Plastik wohl nie stärker und unmittelbarer, als nachdem es eine Sammlung moderner Plastik aufgenommen hat. Man kann diese Wirkung ja auch in vielen Museen erproben; nur schadet es ja immer der Frische der Eindrücke, daß unsre Museen die Kunstwerke so präpariert und klassifiziert darbieten. So wie uns die Eigenart und der Wert einer Person unsrer nächsten täglichen Umgebung oft erst recht deutlich wird und zu klarem Bewußtsein kommt, wenn wir sie zufällig einmal unerwartet in einer ungewohnten Umgebung erblicken, so geht es uns auch mit den Kunstwerken: eine in ganz fremde Umgebung versprengte Antike kann unendlich stärker wirken als Hunderte von wohlgeordneten und katalogisierten Museumsstücken.

Doch wir haben bis jetzt nur Wirkungen konstatiert und wollten doch von deren Gründen sprechen! Über diese ist es freilich schwerer sich klar zu werden als über jene.

Ein Hauptgrund jener übermächtigen und immer wieder siegenden Wirkung der Antike liegt gewiß in einer in der Tat ganz einzig dastehenden Vereinigung zweier Eigenschaften, die sich zueinander als Gegensätze verhalten und sich eigentlich auszuschließen streben. Doch sind es eben diese beiden Eigenschaften, die sich vereinigen müssen, wenn ein Kunstwerk entstehen soll, und zwar wird das Kunstwerk um so höher stehen, je stärker jede von jenen beiden Eigenschaften gleichzeitig in demselben zur Geltung kommen wird. Man kann jene Eigenschaften verschieden benennen; es wird deutlich genug sein, wenn wir sie etwa Freiheit und Gesetz oder auch Natur und Stil heißen wollen.

Gerade das Nebeneinander dieser beiden Eigenschaften, und zwar der höchsten Steigerung jeder von beiden, die Vereinigung beider in ihrer höchsten Potenz, ist dasjenige, wodurch die griechische Kunst ganz einzig dasteht, worin ihr keine andre gleichkommt, und wodurch sie ihre höchsten Wirkungen erzielt. In ihrer glücklichsten Epoche sind jene beiden Eigenschaften mächtig entwickelt, allein, sie halten sich die Wage. Wo immer wir sonst hinblicken, sinkt bald die eine, bald die andre Schale der Wage.

Die einseitige Ausbildung der einen, von uns Gesetz oder Stil genannten Eigenschaft charakterisiert z. B. die starr auf einem Standpunkt verharrende ägyptische und orientalische Kunst. Ihr gegenüber hat die griechische Kunst schon in ihrer ältesten Erscheinung, in der sogenannten mykenischen oder kretischen Kunst des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, das Prinzip der Freiheit und der Natur auf ihre Fahne geschrieben. Wir haben bereits vorhin angedeutet, wie mächtig ebendadurch die griechische Kunst schon damals, obwohl sie in

Technik und Beherrschung der äußeren Mittel weit zurück war, sich über alle orientalische und ägyptische emporschwang, und wie sie später ebendadurch jene völlig besiegte.

Das Gegenteil, das zu einseitige Streben nach Freiheit und Natur, das Vernachlässigen gesetzmäßigen Stiles, kennen wir von der neueren Kunstentwicklung genug. Dem zerfahrenen, stil- und traditionslosen Naturalismus gegenüber steht die Antike stolz da im Vollbesitze gefestigten Stiles, der sie nie verläßt, auch wenn sie die Natur am unmittelbarsten wiedergibt.

Die allzu große Freiheit, die Loslösung von allem in Tradition begründeten Stil, welche unsre neuere Kunst charakterisiert, hat in neuester Zeit zu einer Reaktion geführt, die schon ganz extreme Erscheinungen hervorgebracht hat. Im Gefühle, daß ein fester Stil uns fehlt, hat man blind auf irgendwelche vergangene starre Stilisierung zurückgegriffen, wie auf die des früheren Mittelalters oder die Ägyptens. Alle Forderungen von Natur und Freiheit zurückstellend hat man nur das Bedürfnis nach Gesetz und Stil zu befriedigen gesucht und dabei die Anregung vergangener primitiver und befangener Kunstepochen benutzt. Ein besonders deutliches und bekanntes Beispiel dieser modernen Reaktion bietet, dem zur Ausführung bestimmten Entwurfe nach, das neue, große Bismarckdenkmal für Hamburg.

Vom Kampfe solcher Extreme befreit steht die griechische Kunst da. Ihr war es durch jene einzig glückliche Vereinigung der verschiedenen Elemente möglich, große monumentale plastische Wirkung zu erzielen, ohne dabei die natürliche Freiheit der menschlichen Gestalt aufzugeben.

Wir aber befinden uns zwischen den streitenden Gegensätzen: hier bietet man uns absolut stillose Ausschnitte aus der Natur, direkte Imitationen eines beliebigen Stückes Wirklichkeit — dort wendet man sich von der Natur gänzlich ab und eignet sich die stammelnde Sprache primitiver und starrer Stilisierung vergangener Zeiten an.

Zwischen diesen Kontrasten hin und her getrieben, bietet die moderne Plastik ein überaus unerfreuliches Bild. Doch auch wenn wir den Blick auf die vergangenen großen Epochen der neueren Kunst richten — auch in der Renaissanceplastik (und nur die Plastik können wir billigerweise mit der Antike vergleichen) finden wir nicht entfernt jenen Grad der gleichzeitigen Ausbildung der vereinigten zwei Elemente wieder, den wir oben hervorhoben. Auch die Renaissance bleibt in dem einen oder in dem andern zurück. Und in der Antike selbst sehen wir die vollendetste Vereinigung nur in der relativ kurzen Epoche der höchsten Kunstblüte, wogegen vorher, in der Zeit des archaischen Stiles, das eine der beiden Elemente, der „Stil“, in der späteren Zeit, der der hellenistischen Epoche, das andre, die „Natur“, das Übergewicht hat. Die Freiheit, die zu den Grundeigenschaften der griechischen Kunst gehört, brachte die nie rastende, nie stillestehende Entwicklung mit sich. Die griechische Kunst hatte ebensosehr immer „Stil“; aber sie beruhigte sich nie, solange sie lebendig war, mit dem Festhalten an einer Stufe, sondern stieg und stieg immer weiter.

Verweilen wir noch etwas bei dem Grundsatze, den wir aufstellten, daß die Vereinigung jener zwei Elemente in dem Kunstwerke notwendig sei, und daß dies um so höher stehe, je höher beide Elemente nebeneinander entwickelt sind.

Es ist gewiß nicht nötig, näher auszuführen, daß sicher nicht dasjenige Werk, das die Natur am genauesten wiedergibt, das beste Kunstwerk ist. Ein jeder weiß durch persönliche Erfahrung aus den Wachsfigurenkabinetten, wie widerwärtig die bloße Naturnachahmung ist. Es gehört eben notwendig jenes zweite Element dazu, jenes Umschaffen der Natur, das sich im Stilisieren des Naturvorbildes kundgibt. Jedes Kunstwerk ist das Resultat unsres eigensten inneren Schaffens, in dem und durch das wir in Wetteifer treten mit der schaffenden Natur und uns als selbständige Schöpfer kühn neben sie stellen. Deshalb erfüllt es den, der es schafft, ebenso wie den, der es genießend aufnimmt, mit dem Hochgefühle, das mit der vollen Betätigung jeder Kraft verbunden ist.

Das Kunstwerk ist niemals bloße Wiedergabe der Natur, sondern immer die Wiedergabe, der Ausdruck von innerlich Geschautem und Empfundenem. Auch die Landschaft, die Figur, die wir malen oder plastisch bilden, ist nicht eigentlich Nachbildung ebendieser Gegenstände, sondern vielmehr Wiedergabe unsrer inneren Empfindung von denselben. So ist jedes Kunstwerk ein selbständiges, eignes Nachschaffen und Neuschaffen der Natur, das nach unserm eigenen inneren Bedürfnisse geschieht. Die Art dieses Bedürfnisses schwankt nun freilich nach Zeit und Volk ungemein; unverrückbar ist nur die Grenze, welche unsre menschliche Organisation selbst uns steckt, d. h. unsre Fähigkeit, aufzunehmen und zu sehen. Das Resultat ist immer dasselbe: das Kunstwerk muß Stil zeigen, wie verschieden dieser auch sein mag.

Je stärker ein Kunstwerk stilisiert ist und dadurch von der Natur abweicht, desto deutlicher tritt sein Charakter als Kunstwerk, als vom Menschen eigen und selbständig Geschaffenes zutage. Allein, es wird, nicht von den Primitiven freilich, aber von aller höher entwickelten menschlichen Kultur als ein schwerer Mangel empfunden, wenn ein Kunstwerk allzuwenig von dem Reichtum der Natur wiedergibt, wenn vor allem bei organischen Gestalten ihr Wesentlichstes, ihre Fähigkeit freier Bewegung, nicht zur Anschauung gelangt, wie dies bei der starren, strengen Stilisierung gewisser Kunststufen der Fall ist.

Je weniger aber ein Kunstwerk stilisiert, je genauer es die Natur wiedergibt, um so notwendiger wird ihm, um seinen Charakter als Kunstwerk zu retten, die Betonung des persönlichen, die Natur nach eignem Bedürfnis umschaffenden produktiven Elementes. Wenn dieses fehlt, so hört das Werk auf, Kunst zu sein, und ist nur eine Wiederholung der Natur, die doch immer unendlich geringer ist als diese selbst, also widerwärtig wirken muß.

Aus ihrer Unfähigkeit heraus, mit der Charakteristik der Freiheit des Organischen auch die notwendige Stilisierung zu verbinden, hat die modernste Kunst, um ihren Charakter als Kunst sich zu bewahren, sich der Nachahmung primitiver Stile in die Arme geworfen, indem sie lieber selbst bei organischen Figuren auf ihr Wesentlichstes, die Freiheit der Bewegung, verzichten als auf

die Stufe bloßer Naturnachahmung herabsinken will. Ihr Mittel ist verzweifelt, aber richtig ist der Grundsatz, den sie damit bekennt: daß Naturwiedergabe selbst niemals das Ziel der Kunst sein kann, sondern nur ein Mittel zu ihrem wirklichen Zwecke, nämlich dem, einer inneren Vorstellung Ausdruck zu geben, den Drang des eignen menschlichen Selbstschaffens zu befriedigen. Es ist das Wesen der Kunst selbst, indem sie ein freies menschliches Nachschaffen ist, das bei allem Streben nach Naturwiedergabe doch immer auch Abweichungen von der Natur bedingt.

Das Laienurteil hat zu allen Zeiten nur die eine Seite, die Naturwiedergabe, beachtet und nach ihrer Höhe die Werke der bildenden Kunst geschätzt. Das war im klassischen Altertum ebenso wie in neueren Zeiten. Das andre Element, die notwendige Naturabweichung durch das Stilisieren, nahm der Laie als etwas Selbstverständliches, das er nicht weiter beachtete. Gleichwohl aber fühlte er sich, ohne zu wissen, warum, verletzt, wo dies Element fehlte oder zu schwach war, wie in den Zeiten des sogenannten Realismus. Dann wurde über den Verfall der Kunst geklagt und wurden die alten Meister gepriesen, und es entwickelten sich Richtungen, die auf das alte Stilisieren zurückgriffen. Diese Wandlungen sind mehr als einmal in der Geschichte nicht nur der bildenden Künste zu verfolgen.

Die griechische Kunst besitzt nun in ihrer Blütezeit, wie wir sagten, eine ganz einzig glückliche Mischung von lebendigster Naturwahrheit und wirkungsvollstem Stilisieren.

Man denke, um sich dies näher zu vergegenwärtigen, nur einmal an die Bildung des nackten menschlichen Körpers in der Plastik. Wo ist das menschliche Fleisch, wo der ganze Bau des menschlichen Körpers richtiger, wahrer, lebensvoller gebildet worden als in den Originalen griechischer Plastik der Blütezeit? Aber wo findet sich mit dieser höchsten Natur so viel Stil vereint, wo ist die Klippe einer bloßen Modellimitation so vollständig vermieden, wo begegnet diese Umbildung der Natur zugunsten plastisch monumentaler Wirkung neben solchem Festhalten an der Natur? — Die Renaissance kann gerade hierin nicht entfernt konkurrieren, und die neuere und neueste Kunst erst recht nicht; die letztere klebt ja bekanntlich ganz am Modell, über dessen Imitation sie sich nur dadurch zu erheben weiß, daß sie etwa auf die primitiven Stile wieder zurückgreift, denen Natur und Leben fehlt.

In einem kleinen Museum in Südfrankreich, ich glaube, in Aix, erinnere ich mich in demselben Saale mit Gipsabgüssen nach der Antike eine vom Staate dahin geschenkte, ganz neue Marmorstatue gesehen zu haben, eine nackte weibliche Figur. Der Abguß der Venus von Medici stand nicht ferne; man konnte beide Figuren mit einem Blicke messen. Der Kontrast war fürchterlich. Die moderne Statue war in ihrer Art trefflich und virtuos gearbeitet; sie bildete ein Modell mit allen Details nach, auch mit der durch das Tragen des Korsetts veränderten Brust; die Naturbeobachtung war aufs Äußerste getrieben. Allein, die Wirkung? Bei dem modernen, künstlerisch ungebildeten Laien, der den nackten Körper in Natur so gut wie nicht kennt, wird jene Statue einen gegenständlichen Reiz ausüben, eben als naturalistische Dar-

stellung des Nackten; allein, dies ist kein ästhetischer Reiz. Das Auge des künstlerisch Gebildeten wendet sich wie erlöst von der modernen Figur zu der antiken hinüber, die ihn zwar weniger an den Mitmenschen erinnert, der sein Hemd ausgezogen hat, aber ihm das volle, tiefe Gefühl gesunder Menschlichkeit vermittelt. Und diese erhebende ästhetische Wirkung verdankt das antike Werk der Stilisierung, die es mit der Naturnachbildung zu vereinigen gewußt hat.

Oder blicken wir auf die Bildung des Gewandes. Da ist es besonders deutlich, wie, um plastisch monumentale Wirkung zu erzielen, die Natur nicht einfach nachgebildet, sondern stilisiert werden muß. Die Antike hat das Gewand immer stilisiert; aber wo findet man gleichwohl die Natur der Stoffe und ihres Fallens, ihr Gleiten, Kleben, ihr Bauschen und Knittern, ihr Wehen und Flattern wahrer dargestellt als in der griechischen Plastik? Es genügt, an die Torsen vom Parthenon zu erinnern, deren Gewänder von Naturabschrift so weit entfernt sind und doch so eminent natürlich wirken!

Wenn wir endlich die Bildung des Kopfes und seiner Teile, insbesondere der Augen und des Haares, betrachten, so wird der absolute Vorrang der griechischen Plastik erst recht evident. Freilich läßt es sich mit Worten nicht gut deutlich machen, aber an Originalen jedem leicht demonstrieren, wie stark die Antike das Auge stilisiert, d. h. von der Natur abweichend auf bestimmte Wirkung hin umgebildet, und welche Fülle verschiedenen geistigen Ausdrucks voll Tiefe und Wahrheit sie damit zu erreichen gewußt hat. Auch an den gelungensten plastischen Werken der Renaissance erscheinen die Augen, indem sie weniger stilisiert sind und der Natur genauer folgen, neben den griechischen Originalen der Blütezeit trocken und ausdruckslos.

Und nun dieser ganze Reichtum der Idealköpfe griechischer Plastik! Wo ist dem entfernt Vergleichbares zu finden! Die ganze Skala des Menschlichen, vom heiter Sinnlichen des jugendlichen Satyrs bis hinauf zu der Gedankenmajestät des Götterkönigs Zeus, alles hat Verkörperung gefunden in den festen Idealtypen der griechischen Plastik. Dem hat keine andre Kunst etwas Ähnliches entgegenzustellen. Indem sie frei von den Fesseln der Nachahmung einzelner Modelle und dennoch immer im Anschlusse an die Formen der Natur schuf, hat die griechische Kunst die ganze Mannigfaltigkeit menschlichen Wesens in charakteristischen Typen gestaltet. Welcher Reichtum fein abgestufter plastischer Formen entfaltet sich, wenn wir uns diese Idealtypen vergegenwärtigen, den liebenswürdig-klugen Hermes, den hoheitsvollen, reinen und begeisterten Apollon, den düsteren Ares, den biederen Hephaist, die klare, kluge Athena, die liebessüße Aphrodite, die reine, frische, jagdfrohe Artemis, die wehmütige Mutter Demeter und so weiter den ganzen olympischen Kreis bis zu den niederen, derben Dämonen herab!

Allein, was weniger bedacht zu werden pflegt: die griechische Kunst ist auch in der Bildung des einzelnen lebenden Menschen, im Porträt, jeder andern Plastik überlegen. Und zwar wiederum durch jene Fähigkeit, von den Einzelheiten des Modells zu abstrahieren, die Natur für künstlerische Wirkung umzugestalten und doch alles Wesentliche der Natur voll beizubehalten. Erst in neuerer Zeit beginnt man den ganzen Reichtum der griechischen Porträt-

bildung zu ermessen, indem man erst jetzt den weitzerstreuten und oft abscheulich mißhandelten, durch schlechte Ergänzung entstellten und in dunkle Winkel verbannten griechischen Porträtköpfen die gebührende Aufmerksamkeit schenkt und sie durch Photographien bekannt macht. Freilich ist diese nähere Kenntnis bis jetzt noch auf einen sehr kleinen Kreis von Fachgelehrten beschränkt. Selbst dem „Kunsthistoriker" von Fach pflegt dies reiche Gebiet fremd zu sein, da er es ja in der Regel für genügend hält, sich von der Antike nur eine oberflächliche Vorstellung anzueignen. Und der Archäologe interessierte sich bis in die neueste Zeit fast nur für das Ikonographische, d. h. nur für die Porträts, denen man glaubt einen bestimmten berühmten Namen beilegen zu können. Lediglich als Kunstwerke, wie sie es in so hohem Maße verdienten, sind die griechischen Porträts bis jetzt noch fast gar nicht gewürdigt worden. Freilich steht auch hier dieselbe Schwierigkeit hemmend entgegen wie bei den idealen Schöpfungen griechischer Kunst: auch die Porträts sind uns zumeist nur in späteren und vielfach umgearbeiteten Kopien erhalten, und diese Kopien selbst sind wieder trümmerhaft oder schlecht ergänzt und noch schlechter aufgestellt. Es gehört immer einige Energie dazu, um sich durch dieses Dorngestrüpp durchzuarbeiten, allein, die Mühe wird überreich gelohnt.

Es ist übrigens merkwürdig, zu sehen, wie lange sich die griechische Kunst davon ferngehalten hat, die Individualität im Menschen zur Darstellung zu bringen. Noch die Epoche des Phidias hat kein eigentliches Porträt hervorgebracht. Doch in der Epoche gegen 400 v. Chr. stehen wir vor einem plötzlichen Hervorbrechen vollentwickelter individueller Porträtkunst. Das herrliche Bildnis des Euripides, das in mehreren Repliken erhalten ist, steht an der Spitze einer glänzenden Serie, die weiter zu den charaktervollen Köpfen des Sokrates, des Plato und ungezählter andrer Griechen führt, die, wenn auch sonst uns unbekannt, doch durch ihre Bildnisse als leibhafte Personen vor uns stehen.

Um von der plastischen Gestaltungskraft der griechischen Kunst und ihres Vorranges vor allen andern Epochen einen Begriff zu gewinnen, gibt es kaum ein bequemeres Mittel, als die griechischen Münzen zu betrachten. Jeder Sammler von Münzen, jeder, der eine große Münzsammlung überblickt, weiß und hat es vor Augen, wie turmhoch die griechische Kunst alle andern Epochen überragt. Die Verhältnisse liegen hier günstiger für eine gerechte Beurteilung der griechischen Kunst, weil wir von dem, was sie auf dem Gebiete der Münzen hervorgebracht, doch wirklich noch den größeren Teil in Originalen selbst besitzen, was ja bei der größeren Plastik nicht entfernt der Fall ist. Wie unerschöpflich ist die Fülle der Idealköpfe auf den griechischen Münzen der Blütezeit! Auch der Kenner, der alles auf diesem Gebiete verfolgt, staunt hier immer wieder von neuem über den nicht enden wollenden Reichtum der Gestaltungskraft griechischer Kunst. Und an die Idealköpfe reiht sich dann in der Epoche nach Alexander die Serie der zum Teil nicht minder staunenswerten Porträtköpfe. Wie ärmlich, kärglich, wie befangen, wie hart und trocken ist demgegenüber auch das Gute, das die Münzen andrer Epochen bieten!

Doch auch diese Schatzkammer griechischer Kunst, die Münzen, ist bisher nur wenigen vertraut. Die Münzen liegen in den Kabinetten ebensowohl verwahrt wie den weiteren Kreisen unzugänglich. Und ihre Bewahrer, die Numismatiker, haben gewöhnlich für das Künstlerische ihrer Schätze wenig Sinn, indem sie nur auf das Historische, das numismatisch Merkwürdige achten und eine schlechte, aber seltene der schönsten Münze vorziehen, wenn diese häufiger vorkommt.

Allein, auf allen Gebieten der antiken Kunst haben wir über Ähnliches zu klagen. Überall ist das künstlerisch Große und Wertvolle das am wenigsten gekannte. Es ist immer nur ein kleiner Kreis bis jetzt, der es selbständig zu suchen und zu finden versteht. Wogegen der Kreis derer ein sehr großer und weiter ist, die das historisch Wertvolle, das antiquarisch oder mythologisch Interessante bemerken, erforschen und publizieren. Diese Dinge pflegen gut gekannt und bearbeitet zu sein; die wissenschaftlichen Institute geben große Mittel zu ihrer Publikation. Wogegen die wirkliche Kunst der Griechen, die Meisterwerke ihrer großen Künstler, soweit sie uns geblieben sind, vielfach selbst heute noch unerkannt und nicht beachtet oder doch nur von ganz wenigen gekannt in den Winkeln der Museen stehen!

Wir sprachen eben von den griechischen Münzen; da darf eine andre Klasse kleiner Kunstwerke nicht unerwähnt bleiben. Ich meine die Gemmen, die geschnittenen edlen Steine. Wer sich in dieses überaus reizvolle, aber freilich schwer zugängliche Gebiet einarbeitet, der weiß auch von der Größe griechischer Kunst zu erzählen. Sie tritt ihm auch hier übergewaltig entgegen. Und man kann hier sehr gut die Renaissance unmittelbar vergleichen; denn zahlreiche treffliche Renaissancekünstler haben es versucht, die Antike auf diesem Gebiete zu erreichen. Sie sind, wie jeder Kenner weiß, tief unter ihr geblieben; ihre besten Leistungen können sich an künstlerischem Werte mit den griechischen auch nicht im entferntesten messen. Um auf diesem Gebiete zu urteilen, muß man freilich sich erst gründlich eingearbeitet haben. Wir besitzen wenigstens einige wenige griechische Gemmen der großen Blütezeit, die zu dem Köstlichsten zählen, was uns von griechischer Kunst geblieben ist; aber auch noch die feinen Gemmen der augusteischen Epoche sind allen Renaissanceleistungen weit überlegen.

Also Superiorität der griechischen Kunst, wo immer wir sie genauer prüfen und kennen lernen können.

Gibt unsre herrschende kunstgeschichtliche Literatur ein richtiges Bild davon? Entschieden nicht. Hier pflegt die griechische Kunst zwar respektvoll, aber verhältnismäßig oberflächlich und kurz abgehandelt zu werden, wogegen die in künstlerischer Hinsicht traurigen Wüstengebiete der spätrömischen, byzantinischen und frühmittelalterlichen Kunst in voller Ausdehnung und mit viel großen Worten von dem neuen Geiste des Christentums und der germanischen Völker vorgetragen werden, als ob diese Kunst der griechischen etwas mindestens Gleichartiges wäre.

Gewiß soll die Wissenschaft alles Gewesene gleichmäßig erforschen, aber sie darf sich des Urteils nicht enthalten, und sie muß zu unterscheiden wissen,

was wirklich groß und was klein und unbedeutend ist. Bedauernswert sind diejenigen, die meinen, mit historisch gerechtem Sinne alle vergangenen Epochen gleich hoch schätzen zu müssen. Sie verdienen nicht, daß so Herrliches einmal gewesen ist, wie es die griechische Kunst war; sie wissen Perlen und Schmutz nicht zu unterscheiden.

Doch die Kenntnis und richtige Schätzung der griechischen Kunst ist in ständigem Wachstum. Wir stehen erst am Anfange; wir sehen noch ein ungeheures Feld vor uns, auf dem uns neue Entdeckungen winken. Langsam zieht sich der Nebelschleier, der bisher das Bild der griechischen Kunst verhüllt, mehr und mehr zurück, und ihre gewaltigen Umrisse treten schärfer und schärfer heraus.

Die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hat eine Art Wiedergeburt der Renaissance gebracht. Insbesondere die frühere Epoche der Renaissance ward neuentdeckt und in ihren köstlich frischen Leistungen erst richtig wiedererkannt und eingeschätzt. Allein, der Blick erweitert und vertieft sich in der Gegenwart. Er beginnt sich wieder auf die Antike zu richten, die man früher wohl genug zu kennen meinte, deren wahre Züge sich aber jetzt erst dem suchenden und staunenden Blicke enthüllen. Wenn mich nicht alles täuscht, so gehen wir im zwanzigsten Jahrhundert einer Periode neuer und höchster Schätzung der Antike entgegen. Und diese neue Epoche einer auf eindringender Kenntnis beruhenden Bewunderung der antiken Plastik wird unsre eigene bildende Kunst nicht wieder in die Fesseln akademischer Nachahmung schlagen, wie sie im Gefolge der Winckelmannschen Begeisterung für die Antike eingetreten war. Sie kann durch ihr vertieftes Verständnis des Griechischen nur Befreiung bringen von jenen und andern Fesseln; sie kann nur den Sinn für gesunde echte Kunst beleben; sie wird berufen sein, um ein Beispiel zu nennen, einst weiteren Kreisen die Augen zu öffnen für die trostlose Barbarei der Plastik unsrer üblichen Ehrendenkmäler.

Im Zusammenhange mit allem, was im neuen Jahrhundert nach einer Gesundung unserer Kultur drängt und treibt, wird die Kenntnis griechischer Kunst ihre Wirkung üben, wird helfen, Verkehrtheiten zu erkennen und zu beseitigen, und helfen, gesundere eigene neue Kultur zu begründen.

Die Entstehung des „Don Karlos".

Von
Alfred Gercke in Greifswald.

Die Probleme des „Karlos".

Erich Schmidts Urteil, daß sich Schiller „mit einer verblüffenden Theaterwillkür über Lücken und Widersprüche hinwegsetze" (Lessing II 198), erweist sich in keinem Drama so wahr wie im „Don Karlos". Die ersten, in der „Thalia" gesondert erschienenen Aufzüge waren mit einer Menge von Einzelheiten überladen, Gemeinplätzen und philosophischen Betrachtungen sowie der Vorfabel zugewiesenen historischen Angaben, die in ihrer Masse mehr dazu dienten, die Charaktere von den verschiedensten Seiten aus zu beleuchten als die mehrfach sprunghaft fortschreitende dramatische Handlung langsam und stetig sich entwickeln zu lassen. Der erste oder richtiger der zweite Akt hatte beim Erscheinen nach Wielands oft wiederholter Bemerkung mehr Verse als die längste Tragödie des Sophokles. Der dritte Akt ist fast ausschließlich einer Entfaltung des Charakters Philipps und dem akademischen Vortrage des Weltbürgers Posa gewidmet; ihre Unterredung allein umfaßt in der wissenschaftlichen Ausgabe von H. Sauppe 22 Seiten in Großoktav. Dagegen holen die beiden letzten Aufzüge in knappstem Rahmen nach, was vorher hinausgeschoben worden ist: die dramatische Handlung läßt jetzt zum Motivieren kaum noch Zeit, in fast verwirrender Fülle drängt ein Ereignis das andre, viele Fäden werden fallen gelassen, andre im Widerspruche zu dem Vorausgehenden und auf Grund andrer Voraussetzungen angesponnen, die Katastrophe fast gewaltsam herbeigeführt. Um eine äußere Gleichmäßigkeit herzustellen, wurden in der ersten Hälfte gleich bei der ersten Gesamtausgabe ungefähr 1000 Verse gestrichen, und bis zur Ausgabe letzter Hand fiel allmählich eine fast gleiche Anzahl.

Kein Wunder, daß die Zeitgenossen schon unmittelbar nach dem Erscheinen des Werkes daran vieles, namentlich in der Sprache, auszusetzen fanden, manches nicht verstanden und Widersprüche und Unmöglichkeiten nachwiesen. Der Verfasser empfand über die nach seiner Meinung übelwollenden

und übereilten Kritiken einen nicht geringen Ärger. Das Ganze einheitlich zu gestalten, war ihm schon dadurch unmöglich gewesen, daß er das Drama stückweise veröffentlicht hatte, sowie er die einzelnen Aufzüge oder Auftritte fertiggestellt, ohne doch das Ganze auch nur im Kopfe fertig zu haben. Die Abstriche allein, so beherzt und geschickt er sie auch vornahm, genügten keineswegs, alle Unebenheiten in Charakterzeichnung und Führung der Handlung zu beseitigen. So sah sich denn Schiller veranlaßt, zur Erläuterung und Verteidigung einzelner Zusammenhänge wie der Einheit des ganzen Dramas ungefähr ein Jahr nach seinem Erscheinen (1788) „Briefe über Don Karlos“ zu veröffentlichen. Und hierin gab er die Berechtigung des Hauptvorwurfes zu:

Es kann mir begegnet sein, daß ich in den ersten Akten andere Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte . . . Während der Zeit nämlich, daß ich es ausarbeitete, welches, mancher Unterbrechungen wegen, eine ziemlich lange Zeit war, hat sich in mir selbst vieles verändert . . . Was mich zu Anfang vorzüglich in demselben gefesselt hatte, that diese Wirkung in der Folge schon schwächer und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indeß bei mir aufkamen, verdrängten die früheren; Karlos selbst war in meiner Gunst gefallen, . . . und aus der entgegengesetzten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen . . .

Dieses offene Geständnis wird völlig begreiflich, wenn man weiß, daß Schiller den Plan zum „Don Karlos“ 1782 faßte, während der ersten Hälfte des folgenden Jahres sich ihm in Bauerbach widmete, die Arbeit nach einer Unterbrechung von fast einem Jahre in Mannheim Juli 1784 aufnahm und allmählich in Sachsen fortführte, bis das Stück im Sommer 1787 vollendet vorlag.

Aber diese ungünstigen äußeren Umstände erklären wohl vieles und Schillers innere Wandlungen mehr, doch nicht alles. Seine ganze Natur war, und namentlich in jener Epoche, dem ruhigen Ausspinnen einer in sich geschlossenen Gedankenreihe abhold. Goethe hat das Eckermann geschildert (18. Januar 1825):

Er griff in einen großen Gegenstand kühn hinein und betrachtete und wendete ihn hin und her, und sah ihn so und so, und handhabte ihn so und so. Er sah seinen Gegenstand gleichsam nur von außen an, eine stille Entwicklung aus dem Innern war nicht seine Sache. Sein Talent war mehr desultorisch. Deßhalb war er auch nie entschieden und konnte nie fertig werden; er wechselte oft noch eine Rolle kurz vor der Probe. Und wie er überall kühn zu Werke ging, so war er auch nicht für vieles Motiviren.

Sein „Don Karlos“ ist nie fertig geworden. Er hätte ihn von Grund aus umarbeiten müssen. Da aber die ersten drei Akte in den Händen des Publikums waren, so dachte er nur daran, „die zweite Hälfte der ersten so gut anzupassen“, als er konnte: „die Anlage des Ganzen war nicht mehr umzustoßen“ (1. Brief). Selbst „Übertretungen, die dem Blödsichtigsten sogleich ins Auge fallen“, konnte er nicht ungeschehen machen, wenn er nicht alles umstoßen wollte. So konnte seine nachträgliche Rettung des Ganzen auf Kosten vieler Einzelheiten nicht glücken. Hebbel hat daher Schillers Urteil später umgedreht: „‚Don Karlos‘ ist in allen Einzelheiten anzuerkennen, nur nicht in seiner Totalität.“ Aber das Ganze wird von den Einzelheiten ge-

tragen. Je mehr nun eine ästhetische Kritik die vermißte Einheit mit geschickter Verwendung der ihr genehmen Einzelheiten zu gewinnen suchen muß[1]), um so mehr wird die literarhistorische Forschung gerade den Einzelheiten nachgehen, ohne sich durch irgendwelche subjektive Hypothese einer einheitlichen Grundidee vorweg beeinflussen zu lassen.

Obwohl dem Kritiker Schiller der Nachweis einer geschlossenen Einheit der Handlung im „Don Karlos" und der Beweggründe ihres vornehmsten Trägers, des Posa, mißlungen ist, hat er doch auf einige versteckte Gedanken überraschend aufmerksam gemacht und damit eine philologische Behandlung des Dramas angebahnt. Neuerdings ist ihm darin Ernst Elster[2]) mit Glück gefolgt und hat einige fein beobachtete Zusammenhänge leise angedeutet und in Verbindung mit älteren Phasen der Arbeit gesetzt, deren Geschichte er an der Hand von Schillers eignen brieflichen Mitteilungen urkundlich nachweist. Dieser Monographie folgt die reife, alle Seiten umfassende literarhistorische Darstellung und Würdigung des „Karlos" in Minors „Schiller"[3]).

Tiefere Einblicke in die Genesis des Werkes und seine ältesten Gestaltungen wenigstens an einzelnen Stellen zu werfen, habe ich gelegentlich einer methodologischen Untersuchung[4]) versucht, indem ich einigen der dunkelsten, lückenhaftesten und widerspruchsvollsten Partien nachging. Sie aus dem fertig vorliegenden Werke zu erklären, ist unmöglich. Nur wer Schillers Winke folgt und über den neuen Ideen, die bei ihm aufgekommen sind, die alten, halbvergessenen nicht vernachlässigt und halbe Andeutungen zu verstehen, fallengelassene Motive zu ergänzen sich liebevoll bemüht, wird lebendiges Wasser auch aus scheinbar totem Felsgesteine schlagen und die Quellen wieder rieseln sehen und murmeln hören, die in ihrer Vereinigung den Strom gebildet haben, der noch lange, jedem Auge sichtbar, Wasser von ganz verschiedener Färbung und Eigenart mit sich führt.

Der Dichter selbst würde die Berechtigung und Möglichkeit solcher Quellenforschung vermutlich leugnen. Das tun alle Dichter. Und Schiller hatte 1788 trotz seines Geständnisses bereits wichtige Zwischenglieder seiner Arbeit vergessen: er sah nur den Fortschritt seiner eignen Entwicklung sich im „Karlos" widerspiegeln und wollte im Widerspruche zu seinen brieflichen Äußerungen an Körner nachträglich alle „Eilfertigkeit" seinen Kritikern allein zuschieben (9. Brief), weil er „in dem Stücke mehr als einmal die glänzendere Situation der Wahrheit nachgesetzt habe" (11. Brief).

---

[1]) Diesen Standpunkt vertritt vorwiegend H. Bellermann in seinem vielgelesenen Erläuterungswerke „Schillers Dramen". Vierte Auflage. Berlin 1905. Dagegen vgl. O. Brahm, „Deutsche Rundschau" 39, 1889.

[2]) Zur Entstehungsgeschichte des Don Karlos. Habilitationsschrift von Ernst Elster Halle 1888.

[3]) Schiller. Sein Leben und seine Werke. Dargestellt von J. Minor. Berlin 1890. Bd. II.

[4]) Gercke, Die Analyse als Grundlage der höheren Kritik. Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur. Herausgegeben von J. Ilberg. Leipzig 1901. Bd. VII.

Aber das ist nicht immer geschehen. Prinz Karlos spricht dem Freunde I 2 von seiner „viehischen Erziehung“, und darauf stützt sich der in den beiden ersten Aufzügen durchgeführte Widerwille gegen seinen Vater. Trotzdem erklärt er der Königin, als er in seiner Leidenschaft nichts Widerstrebendes anerkennen will, I 5 (Thalia):

was müssen sei, erfuhr der Knabe nie,
wird sich der Jüngling an das Wort gewöhnen?

Das rhetorische Pathos, der Glanz der augenblicklichen Situation riß den Dichter mit fort, und er verstieß gegen die von ihm selbst geschaffene Wahrheit.

Nicht selten standen zwei Auffassungen als gleichwahr oder gleichglänzend nebeneinander und sich entgegen; der Dichter hätte sich zwischen ihnen entscheiden müssen. Aber dazu konnte er sich nicht entschließen; er wendete den Vorwurf hin und her, neigte jetzt zu dieser, dann wieder zu jener Fassung und verband auch wohl beide, die innerlich nicht zusammenhingen.

So erhalten seine sämtlichen Hauptfiguren etwas Zwiespältiges in der Charakterzeichnung. Philipp ist bald fürchterlich, bald furchtsam; bald ein Nero, bald ein einsamer, nach Mitgefühl hungernder Mensch, argwöhnisch gegen alle andern, aber zu Posa vertrauensselig. Die Königin entsagt, um später wieder Karlos zu lieben; in echter Weiblichkeit hält sie sich zurück und begeistert sich für Posas Rebellion, weil die Idee kühn ist, facht sogar selbst einen Aufstand in Madrid an. Die Eboli ist einmal die lautere, unentheiligte Natur, und unmittelbar darauf wirft sie sich weg. Karlos soll als Riesengeist gezeichnet werden und erscheint als ein willenloses Werkzeug seines Freundes. Posas Figur endlich ist, wenn man sie im ganzen betrachtet, völlig verzeichnet, weil aus unvereinbaren Naturen zusammengesetzt.

Ein ähnlicher Dualismus zieht sich durch die Handlung hindurch. Alle Liebeshoffnung Karls ist ihm durch die erste Unterredung mit der Königin definitiv abgeschnitten: trotzdem bleibt sie das Grundmotiv für sein weiteres Handeln, und auch Posa glaubt hier noch im vierten Aufzuge den Hebel einsetzen zu können. Noch im Frühling 1786 gab Schiller in einer Vorbemerkung zum dritten Aufzuge vor, das Stück sei nur „ein Familiengemälde aus einem königlichen Hause“, wie er das am 7. Juni 1784 Dalberg auseinandergesetzt hatte; und nichts weiter fand er in dem Stoffe, als er zuerst an ihn herantrat (an Reinwald 27. März 1783). Aber schon am 14. April 1783 wollte er die Inquisition an den Pranger stellen, und von 1784 an war die Politik namentlich in Hinblick auf die Freiheit der unterdrückten Niederlande ein so wichtiger Inhalt seines Schauspieles, daß daneben die Liebesgeschichte auffallend zurücktrat.

In Einzelheiten läßt sich ein gleicher Zwiespalt beobachten. So in der Erziehung des Prinzen. Wichtiger ist die strenge spanische Etikette, die der Königin nicht einmal ihre Tochter zu beliebiger Zeit zu sehen gestattet; sie bildet die Voraussetzung für Karlos' wiederholten Versuch, sie zu sprechen, und für Posas Vermittlerrolle. Trotzdem können sich Alba und der Prinz im Vorgemache der Königin ungehindert treffen und aussprechen, und sie selbst tritt plötzlich ohne Begleitung zwischen sie. Die Prinzessin Eboli erinnert

Karlos sogar an häufiges ungezwungenes Beisammensein beim Kartenspiel und Ball; er hat der Geliebten Handschuh zu stehlen versucht und beim Eintritt des Königs seine Dame, die Königin, im Tanze stehen lassen; der Monarch selbst hat es bemerkt (II 8).

Sogar innerhalb desselben Auftrittes stehen Widersprüche unvermittelt nebeneinander. Ruy Gomez hat sich um die Hand der Eboli beworben (I 3). Einmal ist das der Vorfabel zugewiesen; auf die Frage der Königin: „Ist es schon lang, daß Sie den Grafen ausgeschlagen?“ antwortet die Prinzessin:

O, viele Monate. Prinz Karlos war
noch auf der hohen Schule.

Und dafür hatte sie tausend Gründe; der Königin genügt der eine, daß sie den Grafen nicht schätzen kann. Unmittelbar vorher aber sagt die Oberhofmeisterin:

Sie haben uns
noch nicht gesagt, ob Gomez hoffen darf?
Ob wir Sie bald als seine Braut begrüßen?

Und die Königin ist gebeten worden, Fürsprache für ihn einzulegen, hat es aber bisher nicht getan, obwohl die Eboli das Schlafzimmer mit ihr teilt. Jetzt fällt sie der Königin zu Füßen und fleht sie um Erbarmen an: sie will — was der Königin zu Herzen geht — nicht aufgeopfert werden.

Bisweilen sind die verschiedenartigen Entwürfe künstlerisch zu einer neuen Einheit verbunden, so in dem Auftritte Karls mit Alba II 5, wo der Prinz zuerst resigniert ist und, wegen seiner Liebeshoffnungen sogar erfreut, in Madrid bleiben zu können, eine übertriebene Liebenswürdigkeit und Geduld zeigt, dann, als Alba ausfallend geworden ist, selbst in maßlosem Zorne aufflammt.

In der Regel finden sich aber die widersprechenden Auffassungen nur notdürftig verbunden, bisweilen bunt durcheinander laufend. Das ist sogar in dem Glanzstücke der Fall, das im Mittelpunkte des ganzen Dramas unsre Bewunderung für Posa und ein menschliches Interesse für Philipp wecken soll (III 10). Allerdings ist hier Philipp „der gerechteste der Könige“, ein „Riesengeist“; er ist Mensch geblieben:

Mensch aus des Schöpfers Hand. Sie fuhren fort
als Sterblicher zu leiden, zu begehren:
Sie brauchen Mitgefühl.

Posa weiß, was ihn berechtigt, so klein und niedrig von Menschenwürde zu denken:

Die Menschen zwangen Sie dazu; die haben
freiwillig ihres Adels sich begeben . . .
So überkamen Sie die Welt . . .
Wie konnten Sie in dieser traurigen
Verstümmlung — Menschen ehren?

Darum ist alles bei ihm zu entschuldigen: „Sie haben Recht. Sie müssen.“ „Sie waren gut.“ Und so kann alles wieder gut werden:

Ein Federzug von dieser Hand, und neu
erschaffen wird die Erde.

Aber diesen Zügen, die so wichtig sind, stehen doch fast mehr Aussprüche Posas gegenüber, wonach Philipp als Menschenfeind und Ungeheuer erscheint:

Sie wollen pflanzen für die Ewigkeit,
und säen Tod! Ein so erzwungnes Werk
wird seines Schöpfers Geist nicht überdauern . . .
Der Mensch ist mehr, als Sie von ihm gehalten.
Des langen Schlummers Bande wird er brechen
und wiederfordern sein geheiligt Recht.
Zu einem Nero und Busiris wirst er
Ihren Namen . . .
O schade, daß, in seinem Blut gewälzt,
Das Opfer wenig dazu taugt, dem Geist
des Opferers ein Loblied anzustimmen! . . .
. . . Und schrecklich . . . wenn für diesen Preis,
für das zertretne Glück von Millionen
Sie nichts gewonnen hätten! . . .
Die Ruhe eines Kirchhofs! Ihre Schöpfung,
Wie eng und arm! Das Rauschen eines Blattes
Erschreckt den Herrn der Christenheit. Sie müssen
vor jeder Tugend zittern.

Deshalb ist für Posa keine Wahl:

Mich wählen Sie nicht, Sire, Glückseligkeit,
die Sie uns prägen, auszustreun. Ich muß
mich weigern, diese Stempel auszugeben.

Die Verbindung mußte durch die Münze hergestellt werden, die der Marquis selbst prägte. Aber wie war es möglich, auf das Entgegenkommen des Königs zu rechnen, wenn man ihm so feindselig, so ingrimmig mit Keulenschlägen entgegentrat? Und nun vollends, wenn er wirklich ein Nero war?

Posa hofft einmal alles vom Könige, dann wieder nichts. Auch in Glaubenssachen hat er zwei Seelen. Ziemlich im Beginne der Unterredung sieht er sich mißverstanden; er ist kein Protestant, er denkt nicht an die Reformation:

Ihr Glaube, Sire, ist auch der meinige . . .
Meine Wünsche verwesen hier . . .
Die lächerliche Wuth der Neuerung . . .
wird mein Blut nie erhitzen.

Und doch will er mit einem Federzuge die Erde neu geschaffen sehen. Und doch tritt er offen für den neuen Glauben und die Gewissensfreiheit ein:

Schon flohen Tausende
aus Ihren Ländern froh und arm. Der Bürger,
den Sie verloren für den Glauben, war
Ihr edelster . . .
Und jauchzend sieht Europa seinen Feind
an selbstgeschlagnen Wunden sich verbluten.

Sogar ein verfeinerter Atheismus ist ihm sympathisch. Schillers Gedanken aus den „Göttern Griechenlands“ malt hier Posa aus, wie sich Gott als Künstler in ewige Gesetze verhüllt, und schließt:

Die sieht der Freigeist, doch nicht ihn. Wozu
ein Gott? sagt er: die Welt ist sich genug.
Und keines Christen Andacht hat ihn mehr
als dieses Freigeists „Lästerung" gepriesen.

Und das sagt Posa dem allerchristlichsten Könige, dem Beschützer der Inquisition, dessen Glauben er teilt; und Philipp muß erst durch den Kardinal Großinquisitor (V 10) hören, was er selbst einsah („Hüten Sie sich vor meiner Inquisition!" III 10), er habe sich in eines Ketzers Arme geworfen, den doch ein Blick ihm entlarvte. Dagegen ist nichts zu sagen.

Natürlich sind derartige Widersprüche, denen ganz verschiedene Charakterbilder sowohl von Philipp wie von Posa zugrunde liegen, nicht in einem Atem erfunden worden, sondern gehören verschiedenen Perioden der Arbeit Schillers an. Unsre Aufgabe ist es, diese verschiedenartigen und oft so unvereinbaren Bestandteile zu sondern und zunächst zu ermitteln, was von ihnen älter, was jünger ist. In dem letzten Falle gehört das Ungeheuer Philipp sichtlich der ältesten Periode an. Posa ist erst allmählich zum Beschützer der protestantischen Niederlande, zum Freigeiste und Weltbeglücker geworden. Aber es ist kaum auszudenken, zu welchen Konsequenzen die älteren Bestandteile der Unterredung geführt haben könnten, in denen Posa dem Könige seine Verworfenheit ins Antlitz schleuderte. Und doch müssen wir den Spuren älterer Auffassungen nachgehen und sie zu verstehen suchen, wenn wir die Genesis des Werkes verstehen wollen.

Widersprüche gilt es nicht einfach als solche hinzunehmen, sondern aufzulösen. Dafür liegt ein berühmtes Beispiel vor, das viel besprochen, aber noch nicht genügend erklärt und für die Forschung verwendet worden ist. Im zweiten Aufzuge erhält Karlos von unbekannter Hand durch einen Pagen der Königin ein mit E. unterzeichnetes Billett, das ihn zu einem Stelldichein einladet; er glaubt, es sei von Elisabeth geschrieben:

Noch hab' ich nichts von ihrer Hand gelesen (II 4),
Ich kenne ja die Handschrift nicht (II 15).

Dagegen gibt Karlos im letzten Auftritte (V 11) der Königin ihre Briefe zurück, die sie bis auf einen ihm einst als Braut geschrieben, und die zeitweise in Posas Verwahrung gewesen waren (IV 5—V 3). Ein Brief, erst von der Stiefmutter dem Prinzen zugesendet,

ist auch darunter, den sie damals,
als ich so tötlich krank gelegen, nach
Alcala mir geschrieben. Stets hab' ich
auf meinem Herzen ihn getragen. Mich
von diesem Brief zu trennen fällt mir schwer.

So sagt Karlos (IV 5), und der Marquis antwortet: „just um diesen Brief war mir's zu thun": auch er kennt ihn.

Diesen Widerspruch finden manche Gelehrte, wie Boxberger, unbedeutend, obwohl an dem Irrtume Karls die Exposition des zweiten und dritten Aufzuges hängt und der nach Alcala gesendete Brief seinen Untergang herbeiführt. Schon 1787, unmittelbar nach dem Erscheinen des „Don Karlos", machte ein Kritiker (Kindervater) darauf aufmerksam und urteilte: „Alles

dreht sich in der Folge um diese Spindel, und der Verfasser zerbricht sie selbst? Wie konnte das seinen Augen entgehen?“ Darauf antwortete Schiller, „daß Übertretungen, die dem Blödsichtigsten sogleich ins Auge fallen, auch wohl dem Verfasser, der unter seinen Lesern selten der am wenigsten Unterrichtete ist, dürften sichtbar gewesen sein“ (1. Brief). Warum zerbrach er denn sehenden Auges die Spindel? Auch Hoffmeister (Supplement zu Schillers Werken. Erster Teil. Stuttgart 1838. S. 310) sagt: „An der Königin Handschrift, die der Prinz einerseits notwendig kennen muß und anderseits notwendigerweise nicht kennen darf, scheitert streng genommen die ganze Tragödie,“ und neuerdings Minor: „Das ist freilich kein nebensächlicher, sondern ein Widerspruch, welcher die Grundlagen des Stückes berührt.“

Aber wie ist diese Berührung zu denken? Wie ist der Widerspruch zu erklären? Elster verzichtet darauf vollständig und nennt ihn nur auffällig: er soll „für die Ermittlung der Entstehungsgeschichte des Werkes gar keine Bedeutung“ haben. Und doch sind derartige fundamentale Widersprüche die ersten Angriffspunkte einer Homerkritik geworden! Beim „Don Karlos“ scheinen aber alle Kritiker stillschweigend vorauszusetzen, daß alles, was in der ersten Hälfte steht, älter sein müsse als das, was der zweiten Hälfte angehört. Darum genügt Bellermann der Gemeinplatz, „daß der Dichter bei der langen Arbeit an seinem Werke ... wohl einmal von seinem Gedächtnisse im Stiche gelassen worden ist“. Aber das wollte ja Schiller nicht wahrhaben!

Nimmermehr konnte ein denkender Dichter, der die von Karlos verkannte, vom Könige sofort erkannte (IV 12) Handschrift der Eboli eingeführt hatte, wovon die ganze Aktion der Eboli und ihrer Mitverschworenen abhing, dies ganz vergessen. Nimmermehr konnte er jetzt noch ein ganz disparates Motiv dazu erfinden. Den Brief nach Alcala hat er seiner Hauptquelle, St. Réal, entlehnt, wo Posa ihn dem Todkranken überbringt; dagegen ist das Billett der Eboli, mit dem Posa den Vorstoß des Komplottes pariert, eine freie Erfindung Schillers: sie wird also das jüngere Motiv sein. Seine Einführung hätte die Folge haben müssen, daß Karlos' Irrtum sich nicht hinterher als unmöglich erwies: der der Quelle entlehnte Brief der Königin und die daran hängenden Wirrnisse mußten gestrichen werden; dann hätte Schiller die glänzende Situation der Wahrheit geopfert. Aber wie hätte dann die Katastrophe herbeigeführt werden sollen? Dann hätte Karlos sich nicht verraten geglaubt, wäre nicht zur Eboli gestürzt und nicht von Posa gefangengesetzt worden; dann hätte sich Posa nicht selbst geopfert. Darauf konnte der Dichter nicht verzichten. Die Aussprache mit der Eboli hätte freilich auch durch ein andres Mittel herbeigeführt werden können, beispielsweise durch ein rein zufälliges Begegnen. Aber der zweite Aufzug mit seinen ebenfalls glänzenden Situationen war bereits in den Händen des Publikums, ehe der Dichter die konsequente Fortführung der Handlung völlig durchdacht hatte: und daher blieb der Widerspruch stehen, und blieb auch, nachdem seine Kritiker ihn hervorgezogen hatten.

Der „Karlos“ bietet viele derartige Probleme, die auf den ersten Blick unbegreiflich erscheinen, die aber, richtig gelöst, tiefere Einblicke in die Entstehung

des Werkes gewähren. Das rechte Stellen und Beantworten dieser Fragen wird uns durch die Analyse des Dramas selbst ermöglicht. Wir besitzen aber außerdem Briefstellen, die uns über die Zeiten der Freundschaft mit Körner und über die Ausarbeitung des ältesten Druckmanuskriptes bis zu der ersten Beschäftigung Schillers mit dem neuen Stoffe zurückführen, abgesehen von einem wunderbaren Entwurfe aus dem Jahre 1783, der uns einen ganz andern „Don Karlos" zeigt. An ihm ist die Forschung natürlich nicht achtlos vorübergegangen, aber aus den Briefen pflegt sie nur die Stellen auszuheben, in denen ausdrücklich von Karlos die Rede ist. Und doch lassen uns die ganzen Briefe der Bauerbacher Zeit einen so tiefen Einblick in die inneren Erlebnisse des Dichters tun und zeigen eine so innige Verknüpfung der eignen Erlebnisse Schillers mit vielen Stellen des Dramas, daß die Erklärer kaum umhin können, eines aus dem andern zu belegen und aufzuhellen[1]). Denn die dramatischen Charaktere und erst recht Einzelheiten der Handlung spiegeln oft genug Selbsterlebtes des Dichters wider, und die Briefe lassen uns oft im unklaren, wie weit die dichterische Phantasie dem Briefschreiber Wendungen diktiert hat, die dem Drama entlehnt sind. Auch das Zwiespältige des „Don Karlos" tritt uns deutlich als Zwiespalt schon in der Seele des jugendlichen Dichters entgegen.

Schiller in Bauerbach.

Nach seiner Flucht aus Stuttgart fand der herzogliche Medikus auf einem kleinen Gutshofe der Frau v. Wolzogen in dem ärmlichen und einsamen Dorfe Bauerbach, das wenige Stunden von Meiningen entfernt liegt, ein stilles Asyl. Sein Aufenthalt dauerte vom 8. Dezember 1782 bis zum 24. Juni 1783. Bereits am Tage nach seiner Ankunft erbat er sich von dem Meininger Bibliothekar Reinwald, dem er sich am 7. Dezember persönlich vorgestellt hatte, eine Anzahl verschiedenartiger Werke und darunter auch die des Abbé St. Réal. Dessen „Geschichte des Don Carlos von Spanien" (1672) hatte ihm im vergangenen Sommer der Mannheimer Intendant H. v. Dalberg zur dramatischen Bearbeitung geliehen, und nun widmete Schiller ein gut Teil seines Bauerbacher Aufenthaltes der ersten Bearbeitung des neuen Planes, dessen spätere Ausführung ihn weit hinausführen sollte über die in vieler Beziehung so harten und unfertigen Dramen seiner Sturm- und Drangperiode.

Hier in Bauerbach mußte sich der gewaltige Sturm seines Innern legen, der mit dem Bruche mit seiner Vergangenheit, dem Aufgeben des Vaterlandes und des Elternhauses und der Ungewißheit über seine ganze Zukunft verbunden war. Hier mußte es sich entscheiden, ob er zum Dichter geboren war. Mit seinem Herzblute schrieb er die Szenen seines „Karlos"; in keinem andern Drama Schillers haben die Helden so viel Seele, Nerven und Puls vom Dichter selbst: ihnen lieh er seine eignen Ansichten und Gefühle, sie zehrten von seinen eignen Empfindungen und Erlebnissen, und die Wirksamkeit der Situation riß ihn dann nicht selten fort ohne Rücksicht auf das Ganze, das noch nicht fest und einheitlich vor seinem Geiste stand.

[1]) Vgl. jetzt K. Berger, Schiller. München 1905. Bd. I, S. 499.

Zeitlich fiel die Arbeit am „Karlos“ vor die letzte Ausgestaltung der Luise Millerin. Und der Dichter der „Räuber“ und des „Fiesko“ konnte sich nicht plötzlich verleugnen. Auch auf die erste Zeit nach seiner Flucht erstreckt sich sein Bekenntnis:

„Unbekannt mit dem schönen Geschlecht, unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war.“ (Ankündigung der Rheinischen Thalia.)

Wie richtig Schiller, nachdem in Bauerbach und Mannheim seine rasche Entwicklung erfolgt war, sich selbst beurteilte, beweisen außer den älteren Dramen auch große Partien des „Don Karlos“.

Während die Königin ein Engel sein mußte, sollten „ein grausamer, heuchlerischer Großinquisitor und ein barbarischer Herzog von Alba“ (Brief vom 27. März 1783) als Teufel gemalt werden; und als dritter kam Domingo hinzu. Von der Grausamkeit und einer davon nicht ganz zu trennenden Heuchelei des Großinquisitors sind jetzt nur noch in einer einzigen Szene (V 10) einige Züge erhalten, mit markigen Strichen gezeichnet und nachträglich des Bombastes entkleidet, der das Bild des Domingo in den beiden ersten Aufzügen entstellte. Namentlich im ersten Auftritte konnte der Dichter sich nicht genug tun in Schwarzmalerei des Menschenmäklers, dem Karlos die unglaublichsten Vorwürfe ins Gesicht schleuderte:

Bist du es nicht, der unter Gottes Larve
die freche Brunst in fremdem Ehbett löschte,
den heißen Durst nach fremdem Golde kühlte,
den Armen fraß und an dem Reichen saugte?
Bist du es nicht, der ohne Menschlichkeit,
ein Schlächterhund des heiligen Gerichtes,
die fetten Kälber in das Messer hetzte?
Bist du der Henker nicht, der übermorgen
zum Schimpf des Christenthums, das Flammenfest
des Glaubens feiert und zu Gottes Ehre
der Hölle die verfluchte Gastung gibt?
Betrüg ich mich? Bist du der Teufel nicht,
den das vereinigte Geschrei des Volkes,
des Volks, das sonst an Henkerbühnen sich
belustigt und an Scheiterhaufen weidet,
den das vereinigte Geheul der Menschheit
aus dem entweihten Orden stieß (I 1).

Das war ein andrer Franz Moor, der auch den König in festen Händen hielt, „den du am Seil zum Himmel und zur Hölle lenkst“. Diese krassen Schilderungen hat Schiller später gestrichen, doch in dem vorletzten Auftritte den König als Werkzeug der Inquisition gezeichnet („Uns wollten Sie entfliehen. Des Ordens schwere Ketten drückten Sie“). Diese Gedanken beschäftigten den Dichter im März und April 1783:

„Außerdem will ich es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen in Darstellung der Inquisition die prostituirte Menschheit zu rächen, und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will . . . einer

Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen." (An Reinwald 14. April.)

Auch später sagt und tut Domingo noch genug Ungeheuerliches, vermittelt z. B. zwischen Philipp und der Eboli; ihr hat er bewiesen,

daß Fälle möglich wären, wo die Kirche
sogar die Körper ihrer jungen Töchter
für höh're Zwecke zu gebrauchen wüßte (II 11).

Der barbarische Herzog von Alba sollte wie ein Schnitter am Ende aller Tage gezeichnet werden, wenn die reiche Ernte der Missetat in vollen Halmen stände; dann sollte er auf Erden richten wie Gott im Himmel (II 5); er hieß „Gottes Strafgericht, des Fanatismus rauher Henkersknecht" (I 2). Aber zur Ausführung dieser Skizze ist es niemals gekommen; der Handlung des Dramas zuliebe blieb Alba der Intrigant St. Réals und daher, wie Schiller selbst später ganz wohl einsah (5. Oktober 1785), der Reform bedürftig.

Auch Philipp mußte nach dem Geständnisse des Dichters, da er nicht als Engel gezeichnet werden konnte, ein Teufel und Ungeheuer werden. St. Réal lieferte ihm für den Ehemann und Vater, französische Historiker für den König die dunklen Farben. Schon 1784 glaubte Schiller diesen Standpunkt überwunden und erklärte zu Anfang des nächsten Jahres öffentlich im Vorworte der „Thalia":

Mein Plan ist vereitelt, wenn ich bei Philipps Darstellung den französischen Scribenten folge. Man erwartet — ich weiß nicht welches? Ungeheuer — mein Stück fällt zusammen, sobald man ein solches darin findet.

So übte er Selbstkritik an seiner Schwarzmalerei aus der Bauerbacher Zeit. Aber trotzdem hat er vieles stehen lassen, was eine Verzeichnung und Verzerrung des finsteren Charakters war.

Wie Philipp II. bei Mercier als zweiter Tiberius aufgefaßt war, so warf Schiller anfänglich seinen Namen zu einem Nero und Busiris (III 10). Noch hatte Posa die Sprache des geschmeidigen Hofmannes nicht gelernt, und noch kannte er den König nur als ein Ungeheuer, der die Menschheit opferte, das Glück von Millionen zertrat, ihre Freuden hinwürgte, nur Tod säte und den Flamändern keine andre Ruhe gönnte als die eines Kirchhofes. Er hat den harten Kampf mit der Natur gerungen, sein ganzes Leben zerstörenden Entwürfen hingeopfert. Genie und Tugend blühen für den Thron nur so, wie für des Schnitters Sense Halme sich vergolden. Und was ist seine Schöpfung?

Wie eng und arm! Das Rauschen eines Blattes
erschreckt den Herrn der Christenheit —
Er muß vor jeder Tugend zittern (III 10).

Der eigne Sohn ruft ihm zu:

Durch welchen Misverstand hat dieser Fremdling
zu Menschen sich verirrt? . . . ihn gebar kein Weib (II 2).

Das ist das Scheusal, das zum Glück auf der Erde nicht vorhanden ist, die Inkarnation des Bösen. Und mit dieser unmöglichen Charakteristik verbindet sich die ebenso unmögliche und ungeheuerliche Vorstellung vom Wesen der

absoluten Monarchie und ihrer Träger überhaupt. Lerma erwartet, daß Karlos dereinst eine Ausnahme bilden wird („Seien Sie ein Mensch auf König Philipps Thron. Sie haben auch Leiden kennen lernen.“ V 7). Aber selbst Posa war in Sorge, ob Karlos als König die Probe bestehen, ob er, eine sieche Majestät, den fürchterlichen Strahl einer wahren und kühnen Freundschaft aushalten werde:

Ein ungeheurer Spalt
reißt vom Geschlecht der Sterblichen ihn los,
und Gott ist heut, wer gestern Mensch noch war.
Jetzt hat er keine Schwächen mehr. Die Pflichten
der Ewigkeit verstummen ihm (I 9).

Und der Thronerbe selbst findet dies Gemälde vom Monarchen „wahr und schrecklich“. So wahr findet der Dichter dies Gemälde, daß Posa dem König ins Angesicht sagen kann:

Da Sie den Menschen aus des Schöpfers Hand
in Ihrer Hände Werk verwandelten,
und dieser neugegossnen Kreatur
zum Gott sich gaben — da versahen Sie's
in Etwas nur . . . Dafür
sind Sie auch einzig — Ihre eigne Gattung —
um diesen Preis sind Sie ein Gott (III 10.)

Philipp selbst, der zu bereuen erröten würde (II 2), aber trotzdem von Leidenschaft dahingerissen war, bittet den Großinquisitor: „Halte mir den Rückfall in die Sterblichkeit zu Gut,“ und der Vertreter der Kirche überhört darauf mit ihm die Elemente der Monarchenkunst:

Der Erde Gott verlerne zu bedürfen,
was ihm verweigert werden kann. Wenn Sie
um Mitgefühle wimmern, haben Sie
der Welt nicht Ihresgleichen zugestanden? (V 10.)

Das sind die krassen Übertreibungen der „Räuber“, die bei der Ausarbeitung des „Karlos“ vielfach gestrichen, gemildert und durch entgegenstehende Äußerungen aufgehoben wurden. So droht Philipp der Elisabeth gegenüber nur (IV 9), die Stimme der Natur nicht mehr zu hören. Und so droht er in rasender Wut über den Betrug Posas:

Sein Sturz
erdrücke seinen Freund und sein Jahrhundert!
Laß sehen, wie man mich entbehrt. Die Welt
ist noch auf einen Abend mein. Ich will
ihn nützen, diesen Abend, daß nach mir
kein Pflanzer mehr in zehen Menschenaltern
auf dieser Brandstatt ärnten soll . . .
Die Menschheit büße mir für ihn! (V 9).

Das sind die alten Züge, nur in eine neue Beleuchtung gerückt. Denn der Dichter, der das Scheusal überwunden und beseitigt glaubte, wollte es nun zum Schlusse des Dramas wohl als etwas völlig Neues, aber psychologisch Erklärtes einführen. Er läßt Feria (V 8) berichten: „Die Verrätherey des Marquis hat auf Einmal seine ganze Natur verändert. Wir erkennen ihn nicht mehr“ und läßt den König zunächst im Zustande eines Nachtwandelnden

auftreten (V 9). Aber wenn wir den Schilderungen der Bauerbacher Zeit nachgegangen sind, so erkennen wir bald den König wieder: seine alte Natur bricht wieder durch. Noch beim Abschlusse des Dramas waren auf Schillers Palette die grellen Farben nicht vertrocknet, mit denen er das Gemälde vom Monarchen gemalt hatte.

Aber seine Jugendlichkeit und die positiven Daten seiner Quellen reichen nicht aus, den starken Auftrag dieser Farben in Schillers Darstellung des Königs zu erklären; ein ganz persönlicher Anlaß kam dazu, nämlich seine Erbitterung gegen den Herzog von Württemberg, den er in dem Despoten zeichnete, zum Leidwesen von Schillers Vater. Namentlich die grausame, allen Eigenwillen ertötende Erziehung des Karlos spiegelte des Karlsschülers eigne Erlebnisse wider: noch in der Ankündigung der „Thalia" mußte er sich durch die Schilderung seiner Erfahrungen Luft machen. Selbst das Sohnesverhältnis ist kein ganz fremder, poetischer Zug, sondern aus der Akademie übertragen: der Herzog wollte der Vater der Eleven heißen; in ihren Eingaben mußten sie davon Gebrauch machen. So steht am Kopfe eines Schillerschen Gesuches: „Eine innere Überzeugung, daß mein Fürst und unumschränkter Herr zugleich auch mein Vater sei" (1. September 1782), und eine letzte nach der Flucht schloß mit „aller Empfindung eines Sohnes gegen den zürnenden Vater" (24. September 1783). Noch in der Ankündigung erklärte er sogar öffentlich, er wolle sich nicht gegen denjenigen stellen, „der bis dahin mein Vater war". Erst wenn man dies weiß, versteht man das leidenschaftliche Bedürfnis des Dichters, seinen Karlos aussprechen zu lassen, was er selbst gelitten hatte und noch in Bauerbach litt. Er empfand das tief und sagte in der Ankündigung der „Thalia":

Es befremdet vielleicht, auf dem Anzeigeblatt eines Journals die Jugendgeschichte seines Verfassers zu finden, und doch war kein Weg natürlicher, den Leser in das Innre meiner Unternehmung zu führen, als wenn ich ihm die Bekantschaft des Menschen machte, der sie ausführen soll.

Sein Karlos ist er selbst. Wie der Dichter seinen Landesvater zu erweichen versucht hatte, so versuchte es Karlos Philipp gegenüber:

Ich will ihn tilgen diesen Zweifel — will
mich hängen an das Vaterherz, will reißen,
will mächtig reißen an dem Vaterherzen,
bis dieses Zweifels felsenfeste Rinde
von diesem Herzen niederfällt . . .
Ich bin nicht schlimm, mein Vater — heißes Blut
ist mein Verbrechen, mein Verbrechen Jugend (II 2).

Wenn oft auch wilde Wallungen sein Herz verklagen, sein Herz ist gut.

Ich will Sie kindlich, will Sie feurig lieben,
nur hassen Sie mich nicht mehr. — Wie entzückend
und süß ist es, in einer schönen Seele
verherrlicht uns zu fühlen!

Wie er sich im Affekte einredet, wahr und unverdächtig sei sein Erbieten („wofür soll' ich ihm schmeicheln?"), so erwartet er auch von dem Vater eine rasche Umstimmung. Die erste Bitte, die er an ihn wagt, er kann sie ihm nicht weigern. Und er hofft noch mehr:

von Angesicht zu Angesicht mit ihm
in seiner Gunst mich wiederherzustellen (I 7).

Philipp hat ja noch nie die Stimme der Natur gehört. Aber er will sie nicht hören, und der Württemberger ist kalt verschlossen geblieben: „mein Vater blieb unbewegt. Wir sind getrennt auf immer und mehr, als wir's schon waren.“ (II 15.) Die immer dringlicher wiederholte Bitte wird immer ungnädiger abgelehnt. Denn „widerrufen kann der König nie. Wir kennen ja den König“ (IV 3).

Mit Bangen sieht Karlos der Zukunft entgegen:

Wenn ich den Vater je in ihm verlernte,
was würde mir der König sein? (I 2.)

Und doch sind in Wahrheit längst die demantstarken Bande der Natur auf ewig zwischen ihnen gesprungen:

Sprich mir von allen Schrecken des Gewissens,
von meinem Vater sprich mir nicht . . .
Kann ich dafür, wenn eine viehische
Erziehung schon in meinem jungen Herzen
der Kindesliebe zarten Keim zertrat?
Mein „Vater“ sagst du? Recht! mit diesem Namen
erschreckten meine Ammen mich — das war
von allen Künsten ihrer Kinderzucht
die wirksamste, wenn alle Ruthenstreiche
an mir verloren waren (I 2).

Dabei mag Schiller auch an harte Züchtigungen des leiblichen Vaters gedacht haben, aber „der Fürchterliche, der, wie sie es nannten, mein Vater war“, paßt auf den Fürsten. Und wie hier der Groll („hier fühl' ich, daß ich bitter werde“) so spricht ein andermal aus Karlos Schillers Verzweiflung, die ihn zeitweise gepackt und zu dem letzten Versöhnungsgesuche bewogen hatte:

Thun Sie etwas,
das meine kindliche Verpflichtung schärft,
das mich als Ihren Schuldner ewig bindet,
behandeln Sie mich gnädiger. Es ist
mein dringendes Bedürfniß, ist mein letzter
verzweifelter Versuch. Nur Dankbarkeit
kann meine Tugend retten (II 2).

Wie Schiller sich von Stuttgart fortsehnte, so Karlos von Madrid:

Ich soll und muß aus Spanien. Ein Übel,
das niemand ahndet, tobt in mir. Mein Hiersein
ist Odemholen unter Henkershand,
schwer liegt der Himmel zu Madrid auf mir,
wie das Bewußtsein eines Mords. Die Luft
ist Pest um mich, und Pest in meinem Busen.
Ich fürchte Wahnsinn — nur die schleunigste
Veränderung des Himmels kann mich heilen.

Das ist tief empfunden. Auch Schiller suchte Verhältnissen zu entfliehen, die ihm zur Folter waren. „Eiserne Stäbe“ schieden den Karlsschüler von der wirklichen Welt; und wie ein Fremdling, ein Gefangener kommt sich Karlos

am Hofe Spaniens vor. Als er Philipps Erlaubnis nicht erhalten kann, denkt er an heimliche Entfernung:

Was in Madrid der Vater ihm verweigert,
wird er in Brüssel ihm bewilligen.

So verschiedenartig wechselnde Gefühle durchkreuzten sich auch in Schillers Brust, als er der Gefangenschaft entfloh und bange in die Zukunft sah. Zeitweilig beherrschte ihn sogar eine dumpfe Resignation, und seinem Karlos ist dieser Hamletzug tief eingeprägt: „Carlos hat", schreibt er an Reinwald (14. April 1783), „von Shakespears Hamlet die Seele — Blut und Nerven von Leisewitz Julius, und den Puls von mir."

Als er sich selbst in der Ankündigung der „Thalia" schilderte, da geschah es unwillkürlich mit Wendungen, die auch auf seinen Karlos paßten:

Hier kam nur Eine Neigung zur Reife, eine, die ich jetzo nicht nennen will; jede übrige Kraft des Willens erschlaffte, indem eine einzige sich konvulsivisch spannte; jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren.

So fand Posa (I 2) den Freund: in seinem kranken Herzen hatte die unglückselige Liebe alles andre verschlungen; unter dem Zwange wuchs sie zu einer verhängnisvollen Leidenschaft. Und doch schlummerte in der Seele des Thronerben auch brennender Durst nach Tatenruhm und wurde wieder geweckt durch Posa und die Königin und die auf ihn gesetzten Hoffnungen der flandrischen Provinzen. Inniger und einheitlicher verband sich bei Schiller mit leidenschaftlicher Liebe zur Dichtkunst sein jugendlicher Ehrgeiz:

In einer Epoche, wo noch der Ausspruch der Menge unser schwankendes Selbstgefühl lenken muß, wo das warme Blut eines Jünglings durch den freundlichen Sonnenblick des Beifalls munter fließt, tausend einschmeichelnde Ahndungen künftiger Größe seine schwindelnde Seele umgeben, und der göttliche Nachruhm in schöner Dämmerung vor ihm liegt — mitten im Genuß des ersten verführerischen Lobes, das ungehofft und unverdient aus entlegenen Provinzen mir entgegenkam . . .

Er schrieb dies, als er gerade 25 Jahre alt wurde (11. November 1784), von einer schon vergangenen Zeit. Und nun höre man Karlos:

Ein Sonnenstrahl der Hoffnung
glänzt in mir auf, und eine süße Ahndung
fliegt durch mein Herz . . . Heftig braußt's
in meinen Adern — dreiundzwanzig Jahre,
und König Philipps Sohn, und nichts gebaut, —
und nichts zertrümmert unter diesem Monde.
Ich bin erwacht, ich fühle mich — Allmechtig
regt sichs in mir, wie Lebensglut im Lenz
durch alle Röhren dringt und alle Pulse
der todten Schöpfung munter macht. Ich höre
das Rufen meines Gottes. Meine Weihung
zum Könige pocht wie ein Gläubiger
aus meinem Schlummer mich empor, und alle
verlornen Stunden meiner Jugend mahnen
mich laut wie Ehrenschulden. Er ist da,
der große, schöne Augenblick, der endlich
des hohen Pfundes Zinsen von mir fordert,

mich ruft die Weltgeschichte, Ahnenruhm . . .
Nun ist die Zeit gekommen, mir des Ruhmes
glorreiche Schranken aufzuthun (II 2).

Das sind ganz neue Töne. Das ist der Anfang dazu, die Welt, die in den „Räubern“ in Trümmern geschlagen worden ist, auf idealem Fundamente wieder aufzubauen[1]).

Acht Jahr rang mein Enthusiasmus mit der militairischen Regel, aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark, wie die erste Liebe. Was sie ersticken solte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir zur Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealenwelt aus.

Zu einer solchen neuen Welt gestaltete sich den beiden Schwärmern Karlos und Posa „das kühne Traumbild eines neuen Staates“. Mit Begeisterung entzündete die Vorsehung ihren Liebling, so daß er sich „vermaß in süßer Trunkenheit, der Schöpfer eines neuen goldnen Alters in Spanien zu werden“ (I 2); und sterbend durfte der Busenfreund ihn noch einmal mahnen,

daß er für die Träume seiner Jugend
soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird,
nicht öffnen soll dem tödtenden Insekte
gerühmter besserer Vernunft das Herz
der zarten Götterblume — daß er nicht
soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter, lästert (IV 21).

Solche allgemeinen Träumereien, durch deren Verwirklichung Karlos „sich beherzt getraute, das Paradies dem Schöpfer abzusehen“, erhielten einen positiven Inhalt durch den Kampf gegen Inquisition und Intoleranz, durch die Forderung der Rettung Flanderns. Freiheit war das Losungswort:

Auch mir hat einst von einem Karl geträumt
dem's feurig durch die Wangen lief,
wenn man von Freiheit sprach.

„Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen, als den Ausspruch der Welt — an keinen anderen Thron mehr zu appelliren, als die menschliche Seele,“ kündigt der Herausgeber an; vor diesem und keinem andern Tribunal will er sich stellen.

Aber der Mensch bedurfte menschlicher Teilnahme, und gerade in der Einsamkeit Bauerbachs empfand Schiller lebhaft diese Lücke und war geneigt, trotz der trüben Erfahrung, die er mit dem vorsichtigen Weltmanne Dalberg gemacht hatte, sein Herz dem aufzuschließen, der ihm freundlich entgegenkam. Wieder und wieder sprechen die Briefe jener Zeit davon, und der Reflex liegt im „Don Karlos“ vor. Sehnsüchtig ruft die Königin aus:

wo sind ich, was ich suche? — eine Seele,
die sich vertraulich an die meine schmiegte? (I 4.)

Und nicht einmal der König kann auf die Dauer ohne eine mitfühlende Seele bleiben. Aber nur Karlos, der sogar die Prinzessin von Eboli zur Vertrauten machen will (II 8), hat einen Busenfreund, der alles mit ihm teilt, weniger

[1]) Vgl. Hoffmeister, Bd. I, S. 294 ff.

eine selbständige Persönlichkeit als eine Verdoppelung der einen. Karlos' Herz sagt ihm, daß sein Posa aus Millionen herausgefunden ist, ihn zu verstehen,

daß die schaffende Natur
den Rodrigo im Karlos wiederholte,
und unsrer Seelen zartes Saitenspiel
am Morgen unsers Lebens gleich bezog.

Dieses Bild schwebte Schiller vor, als er am 4. Januar 1783 ein Kompliment an Herrn Pastor Sauerteig bestellte „den ich nicht anstehe, meinen Freund zu nennen, denn da wir uns beide in der Liebe gegen Sie begegnen, so müssen wir nothwendig gleich bezogen seyn". Die Übereinstimmung dieser Stellen ist besonders wichtig; sie sichert das älteste Zeugnis für Schillers Arbeit am „Don Karlos" und gibt uns ein Rätsel auf betreffs des Vorbildes des Marquis Posa.

Einen solchen Freund, der ganz in ihm aufging, hatte Schiller vor der Flucht und für die Flucht in dem treuen Streicher gefunden. In Bauerbach fehlte ihm zunächst ein solcher Busenfreund, der seine Seele ganz verstand. Der hilfsbereite Meininger Bibliothekar Reinwald, mit dem er schon angeknüpft hatte, und der ihm bald nähertrat, hatte überhaupt mehr ein Herz für seine Schicksale und für seine Energie als für den eignen Zauber einer so überspannten, noch durchaus unfertigen Natur. Er mochte das Vorbild eines schreckenlosen Hüters der Tugend werden, der des Prinzen unbewachtes Herz vor Schmeichelei bewahrte, ihn kräftig faßte und seinen Genius bei seinem großen Namen rief. Dem Richtspruche seines pedantischen Mentors mochte sich der schwankende Jüngling oft blindlings unterwerfen. Aber mit dem kränklichen, reizbaren, verbitterten älteren Manne schwärmte Schiller nicht; er trug ihm seine Pläne vor, weil er einen Menschen brauchte, aber er mußte sich hüten, in seinem Feuer nicht ausgelacht zu werden (14. April 1783). Über der Arbeit empfand er weniger, was ihm fehlte. Aber einmal lernte er durch die Bemühung Reinwalds einen jungen Herrn v. Wurmb kennen: „Er war beim ersten Anblick mein Busenfreund. Seine Seele schmolz in die meinige." (An Streicher 14. Januar 1783.) Dieses Strohfeuer — denn mehr war es nicht — verriet sein Sehnen. Erst das tägliche Zusammenleben mit Frau v. Wolzogen vom 20. Mai an gewährte vollen Ersatz. Bis dahin mußte die Poesie ihm ersetzen, was die Wirklichkeit ihm vorenthielt, und dankbare Erinnerung leistete dabei wohltätige Hilfe.

Mit welcher rührenden Hingabe und Bewunderung Andreas Streicher an dem Dichter hing, schildert ein aus seinem Nachlasse herausgegebener Bericht[1]), worin er sich selbst bescheiden nicht nennt. Er war ein angehender Tonkünstler, zwei Jahre jünger als Schiller; durch Streichers Uneigennützigkeit hatte dieser seit achtzehn Monaten die Überzeugung erlangt, „daß er hier auf eine Hingebung und Aufopferung bauen könne, die an Schwärmerei gränzten, und die nur von den wenigen Edlen erzeugt wird, deren Gemüth und Geist ebenso viele Liebe und Freundschaft als Verehrung und Hochachtung

[1]) „Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782—1785", Stuttgart 1836, anonym erschienen.

verdienen“ (S. 64). Während des letzten Jahres in Stuttgart verging selten ein Tag, an dem sich die beiden nicht gesehen oder auf kurze Zeit gesprochen hätten; ihr Vertrauen kannte keinen Rückhalt. Nur durch Streicher, der in Hamburg bei dem berühmten Bach Musik studieren wollte, wurde die Flucht ermöglicht, deren Aufregungen und Strapazen er teilte; ja, Streichers eignes Glück wurde dadurch gestört: da er den mittellosen Freund nicht verlassen wollte, ging sein Reisegeld darauf, er mußte den Plan der Weiterreise und seiner Ausbildung in Hamburg aufgeben und setzte seine ganze Zukunft aufs Spiel.

Das war der Busenfreund, der „unter Millionen Menschen herausgefunden“ war, Schiller zu verstehen. „Mir ward ein Glück,“ sagt Posa IV 21, „wie es nur wenigen geworden: ich liebte einen Fürstensohn;“ nur einem einzigen war sein Herz geweiht. Er ist bereit, die Träne zu weinen, die dem Freunde Linderung gibt; Carlos ist ihm der große Mensch, vielleicht der einzige, den die Geisterseuche seiner Zeit verschonte (I 2). Die Vorsehung selbst hat die beiden füreinander bestimmt:

So tritt herunter, gute Vorsehung,
laß dich herab, ein Bündniß einzusegnen,
das neu und kühn und ohne Beispiel ist,
seitdem du oben walltest. Hier umarmen,
hier küssen sich vor deinem Angesicht
zween Jünglinge, voll schwärmerischen Muths,
doch edlern, bessern Stoffs als ihre Zeiten . . . (I 9).

Mit furchtbaren Schwüren geloben sie sich ewige, unwandelbare Freundschaft. Und daran (die auseinandergezogenen Vorgänge I 2 und I 9 stimmen allerdings nicht genau) erinnert später Posa: Karlos solle jenes Eides gedenken,

den wir in jenen schwärmerisch n Tagen
auf die getheilte Hostie geschworen.
Den meinen hab' ich gehalten, bin
ihm treu geblieben bis zum Tod (IV 21).

Es klingt direkt wie eine Erinnerung an das gemeinsam Erlebte, wenn Schiller Posa mit stolzer Brust und leuchtenden Blickes ausrufen läßt:

Es hat gewirkt. Es hat. Es ist gelungen.
Jetzt ist's gethan. Gepriesen sei die Allmacht,
die es gelingen ließ! . . . Du bist
gerettet, Karl — bist frei — und ich
. . . ich drücke dich an meine Brust
zum erstenmal mit vollem, ganzem Rechte;
ich hab' es ja mit allem, allem, was
mir theuer ist, erkauft — O Karl, wie süß,
wie groß ist dieser Augenblick! Ich bin
mit mir zufrieden (V 3).

Das Genie ist bis zu einem gewissen Grade egoistisch und muß es sein. Der schönste Dank des Dichters gewährt dem Freunde einen Platz in seinem Himmel, und in poetischer Verklärung und Steigerung wird das hochherzige Opfer seines Retters in der Not jetzt zu einer Selbstaufopferung Posas: das ist eine

aus Schillers eigenstem Empfinden und überquellendem Dankgefühle entstandene Weiterbildung des gegebenen Stoffes, der Freundschaft göttliche Geburt:

Der Todte war mein Freund . . . für mich ist er gestorben.
Sein schöner Lebenslauf war Liebe, Liebe
für mich sein großer, schöner Tod . . .
Mich zu erretten, warf er sich dem Tod,
den er erlitt, entgegen (V 4).

Karlos kann den Verlust nicht fassen:

Ich frage, giebt es keinen Gott? So lange Mütter
geboren haben, ist nur einer — einer
so unverdient gestorben.

Das ist die Überschwenglichkeit heißen, jugendlichen Dankgefühls, des Gefühls ewiger Verpflichtung und ewiger Freundschaft.

Posa war im übrigen ein Abbild des Karlos und wie dieses auch des Dichters, und auch seine Tat war die Ergänzung der Energielosigkeit des Karlos: so traten zwei Seiten der Dichterseele in die Erscheinung. Auch Posa hatte den Puls von ihm, und in seinem Wagemute spiegelte sich Schillers Entschluß wider, alle Brücken hinter sich abzubrechen. Wohl mochten ihn in jenen Zeiten schwerer Ungewißheit oft genug bange Zweifel beschleichen, ob er durchführen könne, was er begonnen, ob er der Mann sei, sein Geschick mit Gewalt in eine andre Bahn, zu Glück und Ruhm zu lenken. Derartige Gedanken konnte er dem Marquis in den Mund legen, wenn sich für Karlos keine geeignete Situation fand:

Wer hieß auf einen zweifelhaften Wurf
mich alles setzen? alles! so verwegen,
so zuversichtlich mit dem Himmel spielen?
Wer ist der Mensch, der sich vermessen will,
des Zufalls schweres Steuer zu regieren,
Und doch nicht der Allwissende zu sein?[1])
. . . Der Augenblick ist kostbar, wie
das Leben eines Menschen! Und wer weiß,
ob aus des Richters karger Hand nicht schon
die letzten Tropfen für mich fallen? (IV 21.)

Wenn sich die untergeordnete Person Posas, diese schemenhafte Verdoppelung des Karlos, durch seine Tatkraft über ihn erhob, um im Tode den Bund zu besiegeln und über sich selbst hinauszuwachsen, so mußte er eignes Leben bekommen.

„Karlos selbst war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit vorausgesprungen war, und aus der entgegengesetzten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen", äußerte Schiller später selbst (1. Brief). Man hat das nur auf eine spätere Zeit, auf die letzten Phasen des Dramas bezogen. Aber Karlos spiegelte hauptsächlich die eine Seite seiner Stimmung in Bauerbach wider: die krank-

[1]) Hier mag etwa eine solche Prosafassung vorausliegen: „Wer ist's, der sich vermißt, des Schicksals schweres Steuer regieren zu können, und doch nicht der Allwissende ist" oder „ohne d. A. zu sein". Das Folgende ist lückenhaft.

hafte Unentschlossenheit, die konvulsivische Spannung; und diese Stimmungen waren nicht dauernder Natur, nicht des Dichters eigenster Charakter. Ihm entsprach Posa besser und auf die Dauer immer mehr; seine Tatkraft, sein Wagemut, seine Umsicht konnten eher die Jugendträume in die Wirklichkeit übertragen. Auf Schiller war etwas übergegangen von dem entsagungsvollen, stillen Wirken des ehrenfesten, zuverlässigen Reinwald; dies bewirkte, daß Posa schon bald anfing, der Überlegene zu werden, der Führer und Mentor des fürstlichen Freundes, aus einem toten Sprachrohr ein beredter Spiegel seiner Tugenden und Fehler, der eigentlich Gebende in dem nun ungleichen Freundesbunde, der in seines Karlos Seele ein Paradies für Millionen schuf (IV 21). Nunmehr umschloß sein Herz, noch einem einzigen geweiht, doch bereits die ganze Welt. Seine Träume waren schön; die Vorsehung berief ihn vor der Zeit von seiner Pflanzung ab. Jetzt zauderte er sogar, ohne weiteres in die Hand des Fürstensohnes einzuschlagen; jetzt hielt er für möglich, daß dieser Heldensinn auf einer schweren Probe sinken, daß Karlos auf dem Throne ihrem Jugendideale untreu werden könne (I 9). Jetzt war Posa es, der fragte: „Der Traum ist göttlich. Doch wird er nicht verfliegen?“ Jetzt bedurfte auch der Freundesbund einer neuen, verinnerlichten Bekräftigung; den schwärmerischen Eid wollte Karlos selbst nicht; und Posa konnte das Gelübde des Knaben als Mann unter der Bedingung erneuern, daß ihm die Tugend seines Freundes höher stehen solle als eine blinde Anhänglichkeit: wenn der Wurm der Schmeichelei des künftigen Königs Herz umklammern, sein Herz Tränen zu weinen verlernen und sein Ohr dem Flehen sich verriegeln sollte, wollte Posa ein schreckloser Hüter seiner Tugend sein, ihn kräftig fassen, seinen Genius bei seinem Namen rufen (I 2). Schon bald erhielt er dazu Gelegenheit: er zerriß das Billett des Königs an die Eboli, machte ihm heftige Vorhaltungen und zeigte ihm, wohin sich seine freventliche Leidenschaft verirrt hatte (II 15). Wäre ihm dies nicht gelungen, so hätte Karlos recht, der mit unterdrücktem Weinen ausrief: „Ich weiß, daß du mich nicht mehr achtest.“

Vor dem Tugendbunde schrumpfte die Liebe fast zu einem Nichts zusammen; mit völliger Verkehrung seiner ursprünglichen Rolle als Liebesbote wurde zeitweilig Posa der schützende Heros, zu dem das Liebespaar gläubig aufsah, an den es nach seinem Tode wie an ein überirdisches Wesen zurückdachte. Karlos selbst stellt die alten Verhältnisse auf den Kopf, wenn er beim Abschiede der Königin sagt:

> Sie haben den Göttlichen gekannt . . .
> Sie waren unsers Bundes einzige
> Vertraute — unter diesem Namen werden
> Sie auf der ganzen Welt das Theuerste
> mir bleiben (V 11).

Das Mittel ist zum Selbstzwecke geworden, der Zweck zum Mittel. Die Erklärung dieser Umdrehung ist einfach: Posa konnte sich nicht mehr als williges Werkzeug der unglückseligen Liebe des Prinzen unterordnen; er stand über ihr und benutzte sie als pädagogisches Mittel für seine höheren Zwecke. Jetzt war auch die Situation verschoben: Posa hatte selbst die Liebe keimen sehen, und

obwohl es in seiner Macht stand, sie zu bekämpfen, nährte er die Liebe, die ihm nicht unglückselig war; denn in ihr erkannte er früh der Hoffnung goldnen Strahl, die Karlos zum Vortrefflichen führen, zur höchsten Schönheit erheben sollte: seine ganze Leitung war, ihm seine Liebe zu erklären (IV 21).

Dieser Gedanke war dem Dichter schon in Fleisch und Blut übergegangen, als er am 25. Mai 1783 selbst die Rolle seines Posa bei der jugendlichen Lotte v. Wolzogen übernehmen wollte: „Sie haben mir Ihre Lotte anvertraut, die ich ganz kenne," schreibt er dem Bruder:

Ich danke Ihnen für diese grose Probe Ihrer Liebe zu mir. Ich sehe daraus, daß Sie gros von mir denken müssen, denn jeder andre als ein edler empfindender Mann würde die schöne Seele Ihrer Schwester nicht zu *lenken* verdienen . . . Rechnen Sie auf meine Sorgfalt für *ihre Bildung*.

Und in demselben Briefe äußerte er sich fast altklug über Freundschaft und Jugendhitze:

Beide noch unvollkommen, hätten wir zu früh und zu viele Schwächen an uns beobachtet, und wären nie für einander erwärmt worden. *Achtung nur ist der Freundschaft unfehlbares Band*, und diese mußten wir erst beide erwerben. [Vgl.: „Ich weiß, daß du mich nicht mehr achtest," II 15.] Diesen Rath giebt Ihnen kein kalter, pedantischer Moralist, der das verdammt, was er selbst nicht hat, — ein Jüngling spricht mit Ihnen. — Ein Jüngling, der eben so oder noch ungestümer glüht wie Sie, der alle Fehler der übereilenden Hitze gemacht hat, und seinen starren Kopf oft genug zersplittert hat, um seinem Freunde die Lehre zu geben, kaltes Blut erst zu fragen.

Der pedantische Moralist war allerdings aufgegangen in den Marquis Posa, und dieser sah auf die Verirrungen des jugendlichen Karlos, dessen aufbrausende Schwärmerei er doch selbst noch soeben geteilt hatte, wie auf etwas längst Vergangenes zurück, der reife Mann auf die Schwächen des unvollkommenen Knaben. Der Einfluß Reinwalds ist auch hier unverkennbar.

Unter seinem Einflusse war Posa der ältere, überlegene Mann geworden, der zielbewußte Vorkämpfer der jetzt höher gesteckten und klarer ins Auge gefaßten Ziele, den man keiner unreifen Einbildung mehr zeihen konnte; er war fortan

der Träumer nicht, der etwas unternähme,
was nicht geendigt werden kann (IV 3).

Die Jugendschwärmereien sollten, soweit sie Bestand hatten, verwirklicht werden: dann waren sie keine Hirngespinste, bloße Träume mehr (I 2). Aber die Freundschaft füllte Posas Gedanken nicht mehr aus:

sein Busen war für einen Freund zu groß
und Karlos Glück zu klein für seine Liebe (IV 13).

Sein Herz, obwohl dem Einzigen geweiht, *umschloß die ganze Welt* (IV 21).

Für einen *Knaben* stirbt
ein Posa nicht. Der Freundschaft arme Flamme
füllt eines Posa Herz nicht aus. Das schlug
der ganzen Menschheit. Seine Neigung war
die Welt mit allen kommenden Geschlechtern (V 9).

Von diesem Kosmopolitismus hat auch der „Knabe Karl“ etwas mitbekommen, bevor Schiller ihn übersprang. Sein Verbrechen ist: „er verehrt die Menschheit.“ (II 10.) Er selbst erklärte überschwenglich, ihm sei

die Welt zu eng (!), die Liebe aufzufassen,
die hier in diesem Busen für sie quillt — —
Hier schlägt ein Herz, wie keins in allen Ländern,
die meinem Vater zinsbar sind. Dies Herz,
groß wie mein Rang, der Menschheit aufgethan,
und weit genug, die Schöpfung zu umschließen . . . (I 2).

Und Posa bezeugte ihm, „ein ganzer Weltkreis hatte in deinem Busen Raum.“ (II 15.) Diese Umdichtung des Grundzuges war sowohl Schiller wie Reinwald geläufig, als dieser Mitte Juni 1783 nach Weimar reisen wollte, und der Dichter fürchtete, er werde „geblendet von so viel schimmernden Genies den matten Flimmer eines Johanniswurms nicht mehr bemerken“. Da quälte er sich fast mit Besorgnissen, daß seines Posa Vorbild ihm nacheifern könne:

Wenigstens bin ich ein guter Mensch — und Ihr Freund. Was hilft Ihnen auch der Mann, dessen Genie eine Welt umspannt, dessen Herz aber für Ihre Leiden und Freuden zu eng — dessen Auge für Ihre Schicksale trocken ist? — Unterwerfen Sie besonders Wielanden dieser Probe[1]).

Er warnte den Freund vor Posa!

Schillers Geist umspannte selbst eine Welt; das Vaterland hatte er mit seiner Flucht aufgegeben. Die großen neuen Ideen sollte sein Posa unerschrocken auch dem Vertreter der alten Weltordnung entwickeln, ohne ihn doch als Richter anzuerkennen. Auch diese Unterredung scheint in den Grundzügen schon der Bauerbacher Zeit anzugehören. Das älteste Zeugnis für sie ist die Ankündigung der „Thalia“ (vom 11. November 1784), in der Schiller „den Ausspruch der Welt“ als einzige Fessel tragen wollte. Sie hebt an:

Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient. Frühe verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte.

Damit ist die große Unterredung Posas mit Philipp (III 10) unzweideutig bezeichnet:

Ich kann nicht Fürstendiener sein . . .
(Pflichten?) Der Staat,
dem ich sie schuldig war, ist nicht mehr . . .
Dem Vaterlande? Wo ist das? Ich weiß
von keinem Vaterlande.

Die „Räuber“ kosteten ihm, sagt Schiller, Familie und Vaterland, und ähnlich in den Briefen nach der Flucht. In der Ankündigung der „Thalia“ nennt er sich selbst „losgesprochen von allen Geschäften, über jede Rücksicht hinweggesetzt — ein Bürger des Universums, der jedes Menschengesicht in seine Familie aufnimmt, und das Interesse des Ganzen mit Bruderliebe umfaßt“. So spricht Posa vor Philipp:

[1]) Zwei Punkte erinnern an die Worte Karls zu Philipp II 2: der Johanniswurm an „und das Insekt will klagen?“ (Th. 1707) und die Tränenprobe an: „Durch welchen Misverstand hat dieser Fremdling zu Menschen sich verirrt? — die ewige Beglaubigung der Menschheit sind ja Tränen, sein Aug' ist trocken, ihn gebar kein Weib.“

Ich liebe
die Menschheit, und in Monarchieen darf
sich niemand lieben als mich selbst . . .
. . . Ich bin . . . sogleich nicht vorbereitet,
was ich als Bürger dieser Welt gedacht,
in Worte Ihres Unterthans zu kleiden.
. . . Darf meine Bruderliebe
sich zur Verkürzung meines Bruders borgen?

Wenn Schiller den Menschen in jedem Zirkel aufsuchen und „die Magnetnadel an sein Herz hinhalten" wollte, so ist in diesem Punkte Posa eines Besseren belehrt:

Doch wer,
als die Allgegenwart allein, kann in
den Abgrund jeder Menschenbrust sich tauchen?
der Seele neugeborne Frucht in des
Gedankens stiller Wiege überraschen?

Im übrigen steht der Philosoph und Kosmopolit dem Dichter vor Augen, und es ist merkwürdig, zu sehen, wie vollständig er sich mit ihm identifiziert, seine weltbeglückenden Ideen, die dieser so vor Philipp keinem andern offenbart hatte, in der Ankündigung andeutet und fast unwillkürlich in den Ausdrücken und Bildern seines Dramas spricht.

Die Anlehnung der Ankündigung, die wir auch früher beobachten konnten [1]), setzt Philipp als Menschen, nicht mehr als Ungeheuer, voraus, und Posa tritt ihm ganz so gegenüber, wie er uns noch jetzt im Drama entgegentritt. Für die Behauptung der Frau Körner, ihr Mann sei das Vorbild Posas gewesen (also 1786/87), bleibt kaum etwas übrig, außer vielleicht unwesentliche einzelne Züge.

Weniger deutlich spiegelten sich die Erfahrungen und neuen Eindrücke des Dichters in der Königin wider. Zunächst war ihre Figur ganz schemenhaft, nicht plastisch angeschaut. Als der König seinen ganzen Hof zu einem Blutgerichte feierlich einladet und auch Elisabeth auffordert, sie zu begleiten, schreit sie auf: „Zum Scheiterhaufen? Auch mich, Barbar?" (I 6, Th. 1215.) Auch dem Prinzen Karlos gegenüber braucht sie Kraftworte, die noch an die Sprache der „Räuber" erinnern:

Auf Ihres Vaters Leichnam, auf den Trümmern
des Allerheiligsten gedenken Sie
in meinen Arm zu eilen — eine That,
wovor die Sonne schaamroth sich verkriechen,
worüber Menschen, Schöpfer und Natur
in allgemeinem Sturme schaudern würden?
. . . fühlen Sie, statt Donnern des Gewissens,
die Wollust, Gott zu sein (I 5).

---

[1]) Vgl. auch „ein seltsamer Mißverstand der Natur hat mich in meinem Geburtsort zum Dichter verurtheilt" mit D K II 2 „durch welchen Mißverstand hat dieser Fremdling zu Menschen sich verirrt?" — „tausend einschmeichelnde Ahndungen künftiger Größe" mit II 2 „von tausend süßen Ahndungen betrogen". — „Acht Jahr rang mein Enthusiasmus mit der militairischen Regel" und I 2 „Oft hab' ich mit mir selbst gerungen."

Aber in Bauerbach lernt Schiller wenigstens ein weibliches Wesen, die bald zärtlich von ihm geliebte mütterliche Freundin Frau von Wolzogen, die dem Flüchtlinge das stille Asyl gewährt, näher kennen, und der wohltuende Umgang übt einen mildernden Einfluß aus. Sie erzieht das große Kind, das sie mit der ganzen Zärtlichkeit einer Mutter liebt, und zu dessen klar hervortretender Größe sie zugleich mit Bewunderung aufsieht (vgl. V 11). Nach seiner Abreise von Bauerbach, zu der sie ihn schließlich bewogen hat, wie Elisabeth Karlos zum Aufbruche nach Flandern, legt er ihr noch Rechenschaft ab über sein Tun in Mannheim und läßt sie in die volle Tiefe seiner halb dichterischen, überschwenglichen Empfindungen blicken:

Bleiben Sie, meine liebe, bleiben Sie was Sie mir bisher gewesen sind, meine erste und theuerste Freundin, und lassen Sie uns ohne Zeugen ein Beispiel unverfälschter Freundschaft seyn. Wir wollen uns beide besser und edler machen, wir wollen durch wechselseitigen Antheil und den zärtesten Bund schöner Empfindungen die Glükseligkeit dieses Lebens erschöpfen und am Ende stolz auf dieses untadelhafte Bündnis seyn. Nehmen Sie keinen Freund mehr in Ihrem Herzen auf. Das Meinige bleibt Ihnen bis in den Tod, und wo möglich noch über diesen hinaus. (28. Juli 1783.)

Das ist die Grundstimmung in dem Bunde des Don Karlos und der Königin, zu dem ja auch Posa gehört, wie sie besonders am Schlusse des Dramas zum Ausdrucke gelangt, „Sie beide“, sagt Posa (IV 21),

gehören zu einander. Diesen Glauben
soll mir kein feiges Vorurteil zerstören.
Versprechen Sie mir, ewig ihn zu lieben,
von Menschenfurcht, von falschem Heldenmuth
zu nichtiger Verleugnung nie versucht,
unwandelbar und ewig ihn zu lieben . . .?

Edler und besser soll die Liebe Karlos machen; in diesem Sinne erklärt sie ihm Posa:

Ich wollt' ihn führen zum Vortrefflichen,
Zur höchsten Schönheit wollt' ich ihn erheben.

Posa ist der Zeuge dieses „zärtesten, untadelhaften“ Bündnisses. Der Dichter selbst will keinen Zeugen, obwohl er auch keinen fürchtet:

Bin ich nicht stark, Elisabeth? Ich halte
in meinen Armen Sie und wanke nicht.
Von dieser Stelle hätten mich noch gestern
des nahen Todes Schrecken nicht gerissen . . .
Ich hielt Sie in dem Arm und wankte nicht.

„Wie viel, wie unendlich viel haben Sie nicht schon an meinem Herzen gebessert, und diese Verbesserung, freuen Sie Sich, hat schon einige gefährliche Proben ausgehalten,“ schreibt Schiller am 11. August 1783. „Fühlen Sie ihn ganz, den Gedanken, denjenigen zu einem guten Menschen gebildet zu haben, und noch zu bilden, der, wenn er schlecht wäre, Gelegenheit hätte Tausende zu verderben.“

Dieser Gedanke bestimmt auch die reine Liebe der Königin:

Unendlich
wie Ihre Liebe, ist Ihr Schmerz — unendlich
wie er, ist auch der Ruhm, ihn zu besiegen.
Erringen Sie ihn, junger Held. Der Preiß
ist dieses hohen starken Kämpfers werth,

des Jünglings werth, durch dessen Herz die Tugend
so vieler königlicher Ahnen rollt.
. . . Hoch stellte Sie die Vorsicht . . .
Verdienen Sie der Welt voran zu gehen . . . (I 5).

So spricht eher eine Mutter als ein zweiundzwanzigjähriges, selbst leidendes und verzagtes Wesen.

Auch in religiöser Beziehung hat die tiefgläubige Frau einen wohltätigen, nachwirkenden Einfluß auf Schiller ausgeübt, ohne freilich seine Freigeisterei gleich zurückhalten zu können. In den Briefen liegen diese Einwirkungen mehr zutage als im „Don Karlos" (Elisabeth: „der Kampf mit Gott ist Gaukelspiel," I 5), aber das Vertiefen der frivolen französischen Liebesgeschichte bei St. Réal, das Durchdringen deutschen Gemütes, das Verwerfen der frevelhaften Verirrung wird wesentlich dem Einflusse der Frau von Wolzogen zuzuschreiben sein. Endlich festigte sie auch den Charakter des reinen, aber unerfahrenen und leicht zu beeinflussenden Jünglings. Auf Karlos' Frage gibt Lerma eine treffende Antwort: „Jedwede Tugend ist fleckenrein — bis auf den Augenblick der Probe." (IV 4.) Erst in Mannheim trat die Versuchung mannigfacher Art an Schiller heran.

Der Wollust Pfeil zerbrach an dieser Brust,
lang, ehe noch Elisabeth hier herrschte —
ob ich ihn jetzt noch fürchte? (II 9)

Das vollgültigste Zeugnis hat er Henrietten in dem Mannheimer Briefe vom 11. September 1783 ausgestellt; nur zu Anfang schimmert noch die Welt des Dichters hindurch, in der Karlos vielleicht für immer Abschied von Elisabeth nimmt; dann spricht der wirkliche Mensch:

Bis dahin, meine Geliebteste Freundin, übergebe ich Sie dem Arm des unendlichen Gottes, der uns einander in der bestimmten Stunde glüklicher wiedergeben wird. Gedenken Sie meiner in Ihren einsamen Augenblicken, nennen Sie mich in Ihrem Gebete mit Ihren Kindern Gott, und flehen Sie ihn um Schutz für mein Herz und meine Jugend. Meine Freundschaft — wenn der Gedanke Ihnen Freude gewähren kann — bleibt Ihnen unwandelbar und gewis, und soll mein allmächtiges Gegengift gegen alle Verführung seyn. — Sie waren die erste Person, an welcher mein Herz mit reiner unverfälschter Zuneigung hieng, und eine solche Freundschaft ist über allen Wechsel der Umstände erhaben. Fahren Sie fort, meine Theuerste, mich Ihren Sohn zu nennen, und seien Sie versichert, daß ich das Herz einer solchen Mutter zu schäzen weis. Unsere Trennung, deren Nothwendigkeit ich Ihnen nicht erst beweisen darf, wird meine Gemüthsruhe wiederherstellen, eine Ruhe die ich schon lange nicht mehr genossen habe . . .

Er gab nur äußere Gründe dieser Unruhe an, aber er bedurfte auch einer Ruhe, die ihm das aufreibende Leben in Mannheim besser gewähren konnte als die Stille Bauerbachs. Dort war die erste Liebe über ihn gekommen, dort hielt alles die Erinnerung an die Geliebte wach und weckte jeden Tag aufs neue unerfüllbare Wünsche in ihm.

(Schluß im nächsten Hefte.)

Das Märchen von der Prinzessin und dem Gänsehirten.

Novelle

von

Margarete Siebert.

Heidi von Plessenthin kehrte einige Wochen vor ihrem siebzehnten Geburtstag aus dem Pensionat in die Heimat zurück. Als ein zwölfjähriges Kind hatte sie das elterliche Haus verlassen. Nun kam sie als erwachsene junge Dame wieder, den Sinn bereichert durch eine bunte Wissenschaft von allerlei merkwürdigen Dingen zwischen Himmel und Erde, die der Unterricht gelehrt oder der Verkehr mit den Gefährtinnen vermittelt hatte. Noch vor kurzer Zeit hatte sie mit Bangen der Trennung von den Freundinnen und Lehrerinnen entgegengesehen, im Andenken der Ungeduld, mit der sie jedesmal die Rückkehr aus ihrem stillen Schloß in den heiteren, mannigfach angeregten Kreis herbeiwünschte.

Viele ihrer Freundinnen verließen zu gleicher Zeit die Erziehungsanstalt. Unter den Scheidenden herrschte zuletzt eine erhobene Stimmung. Alle Gefühle glühten noch einmal wärmer auf und verdichteten sich zu Versicherungen ewiger Freundschaft. Neben dem Trennungsweh hielt sie die fröhliche Erwartung der Zukunft in Spannung. Vor den meisten der Mädchen lag das kommende Leben wie ein angenehmes, sonnenbeschienenes Land, in dem sie umhegt und umschwärmt als zierliche Blumen wachsen sollten. Einige der Strebsameren aber, darunter auch Heidi von Plessenthin, gedachten nicht, ihres Lebens Zweck und Inhalt nur in Spiel und Zerstreuung zu suchen, sondern sie gelobten sich, ernsthaft an ihrer geistigen Entwicklung zu arbeiten. Heidi hatte sich vorgenommen, daheim viele und gute Bücher zu lesen und ihr Klavierspiel durch eifrige Übung zu fördern. Außerdem meinte sie, daß das tätige Leben mancherlei neue und große Aufgaben an sie heranführen würde, an denen sie die Kräfte von Geist und Herz üben und unablässig steigern könnte.

Eine der Gefährtinnen nach der andern wurde von ihren Eltern abgeholt und zog in die Weite. Heidi harrte lange Zeit und ward unwillig und ungeduldig, als weder Vater noch Mutter erschienen. Endlich ward ihr die Erlösung in der holden Gestalt ihrer Tante Lilian, der Gräfin Unna, die kam, um sie zum Bahnhof zu geleiten.

Heidi hatte nur wenige Meilen zurückzulegen. Trotzdem war sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend unterwegs. Sie konnte nur Lokalzüge mit schlechten Anschlüssen benutzen und hatte nach der Eisenbahnreise noch mehr als zwei Stunden mit dem Wagen zu fahren.

Sie erwog, ob der Vater oder die Mutter sie abholen würden. Vielleicht kamen gar beide; die Rückkehr der erwachsenen Tochter bedeutete sicherlich ein wichtiges Ereignis für das ganze Haus.

Heidis Spannung wuchs, bis ihr zuletzt nur eine sehr leidenschaftliche Begrüßung Genüge zu tun vermocht hätte. Der Zug fuhr in den Bahnhof ein. Ihr Herz schlug stark; sie beugte sich weit aus dem Fenster. Aber der Platz lag öde, und nur ein Beamter kam, um der gnädigen Baronesse zu melden, daß ein herrschaftlicher Wagen aus Plessenthin sie erwartete.

Heidis Miene ward stolz und kalt. Doch als sie auf der Auffahrt den wohlbekannten kleinen Jagdwagen mit den schönen Füchsen erblickte, und der junge Kutscher ihr ehrerbietig und freundlich zulächelte, da siegte die Freude. „Karl, ich komme nach vorn zu dir," sagte sie; „ich will nachher fahren." Ihr Gepäck ward gebracht, und die Pferde zogen an. Heidi schaute sich mit großen Augen um. Sie erwartete, alles verändert zu finden, denn sie war über Jahr und Tag nicht daheim gewesen. Nun wunderte sie sich, wie ihr alles so klein vorkam. „Gnädige Baronesse sind aber auch sehr gewachsen," sagte der Kutscher.

„Glaubst du, daß es daran liegt?"

„Doch wohl. Als ich fort war, dachte ich auch, alles wäre größer, und nachher wunderte ich mich."

„Du, dann müßten die kleinen Leute die Welt ganz anders sehen als wir, und für Vater und für dich wäre sie noch anders als für mich. Ihr seid noch ein gut Stück größer. Du bist groß geworden! Schau, wie viel meine Schulter unter der deinen ist, und ich war in der Pension die Zweitgrößte."

„Ja," sagte Karl, „als ich diente, gnädige Baronesse, da war ich der Längste."

„Sag, Karl," fragte Heidi, „der Herr Baron und die Frau Baronin sind doch wohlauf?"

„Ich glaube. Den Herrn Baron habe ich heute morgen gesehen, und die Frau Baronin ist auch gesund, meine ich."

„So, so. — — — Bitte, laß mich nun fahren."

„Die Füchse gehen scharf."

„Ei, was denkst du? Ich kann fahren."

Sie nahm die Zügel. Karl behielt sie sorgsam im Auge, immer bereit, einzugreifen, sobald es nottäte. Aber alles ging gut. Nach einer Weile meinte Heidi jedoch, daß ihre Aufmerksamkeit von der Zügelführung allzusehr

in Anspruch genommen würde, während sie noch viel zu schauen und zu fragen hätte; sie gab ihrem Nachbarn die Leine zurück.

„Ob Vater mich wohl reiten läßt? Was meinst du?"

„Ich weiß nicht. Der Herr Baron hat nichts gesagt."

„Ist ein Pferd für mich auf dem Hof? Ist der Lanzelot noch da?"

„Ja. Aber er ist ein bißchen unruhig. Und die Wellgunde ist verkauft, und der Fürst Blücher ist eingegangen."

„Was? Wie kam das?"

Karl berichtete von allen Veränderungen auf dem Hofe; Heidi fragte durcheinander nach Menschen und Tieren. Zuletzt sagte sie: „Daß du wieder bei uns bist, Karl, das ist fein. Ich dachte, dein Vater würde dich nicht mehr fortlassen."

„Meine Brüder sind jetzt beide zu Hause. Der Herr Baron fragte mich, und ich wollte gern wieder zu ihm kommen. Vater steht sich besser mit Jochen und Heinrich als mit mir. Und ich bin lieber bei den Pferden als auf dem Acker, und als ich diente, waren sie mir auch das liebste. Aber für gutes Schießen hab ich die Tressen bekommen."

„Du warst gewiß ein sehr guter Soldat," sagte Heidi freundlich. — „Wie lange ist deine Mutter schon tot?" fragte sie dann.

„Vier Jahre zu Michaelis."

„Ach, die Zeit vergeht so schnell," seufzte sie. „Ich hatte deine Mutter sehr gern; sie war immer so freundlich. Sie konnte prachtvolle Kartoffelpuffer backen, weißt du noch? Solche guten äße ich heute noch gern; aber ich glaube, kein andrer Mensch verstünde sie zu backen ... Du," fing sie wieder an, „ich habe mich sehr auf zu Hause gefreut. Wenn ich nur reiten darf. Du reitest den Lanzelot noch zu und kommst immer mit; da ist alles ganz sicher. Ich will Vater recht bitten, und wenn er mit dir darüber spricht, mußt du es auch tun. Dann erlaubt er's sicherlich."

„Ja, gnädige Baronesse, das wäre sehr schön."

Heidi erzählte ihm, wie gut es ihr in der Erziehungsanstalt gefallen hätte, in der sie vier Jahre lang war. Sie hätte sehr viel gelernt: Literatur und Geschichte und Sprachen und Klavierspielen und Malen. Und sie wäre stets die Erste gewesen, und alle hätten sie sehr gern gehabt, die Lehrerinnen und auch die Mädchen. „Und Sonntags bin ich oft zu Tante Lilian gegangen," sagte sie; „weißt du, zu der Gräfin Unna, der Hofdame. Du hast sie wohl schon gesehen, sie ist Mutters Cousine und kommt manchmal nach Plessenthin, und sie ist wunderschön, nicht wahr?"

„Ja," sagte Karl gehorsam.

Doch sein Ton schien Heidi nicht überzeugt genug zu klingen, denn sie versicherte: „Siehst du, Tante Lilian hat goldenes Haar, aber du denkst vielleicht, es ist rot, und magst es nicht. Aber es ist gar nicht rot, sondern sehr schön. Und Tante Lilians Haut leuchtet förmlich, und Hände hat sie, ach, so feine — ich bekomme niemals solche zarten Hände — wie die Blumenblätter. Ein Prinz wollte Tante Lilian heiraten, und zur Gemahlin eines Prinzen hätte sie auch gepaßt. Ich habe sie gefragt, warum sie den Prinzen nicht

geheiratet hätte, und da hat sie gesagt: ‚Ach, Schätzchen, er war mir zu dumm.' Und am Ende ist es vielleicht auch wirklich stolzer, eine Gräfin Unna zu sein als die morganatische Frau eines Prinzen. Morganatisch heißt nämlich, daß sie doch keine Prinzessin geworden wäre. Sie hätte dann kaum noch zu Hofe gehen können, wo sie von klein auf verkehrt hat, — und wenn sie dann noch einen dummen Mann gehabt hätte, dann wäre ihr Leben schrecklich gewesen. Einen dummen Mann zu haben, denke ich mir das Schrecklichste auf der Welt; ich heirate sicherlich keinen dummen Mann."

Plötzlich fuhr Heidi in die Höhe: „Da ist Vater."

Ein großer Reiter hielt in einiger Entfernung auf dem Felde. Auf den lauten Ruf hin setzte er sein Pferd in Bewegung und ritt auf den Wagen zu.

Der Freiherr Eberhard von Plessenthin war nicht mehr jung; er mochte in seinem fünfundvierzigsten Lebensjahre stehen. Er war schön und stattlich. Seine Tochter glich ihm. Heidi war ein hohes, schmales Persönchen, das auf leichten Füßen durch die Welt lief. Schwarzes, schlichtes Haar rahmte lieblich ihr klargeschnittenes, helles Gesichtchen mit den strahlenden Augen ein.

Als der Reiter näherkam und seinen Hut schwenkte, konnte Heidi nicht mehr im Wagen bleiben. „Halt an!" rief sie, und ehe die Pferde noch standen, sprang sie zur Erde und lief auf den Vater zu. Er hielt sein Pferd, beugte sich zu ihr und reichte ihr die Hand, die sie fest faßte und an ihr Gesicht drückte. „Mein Mädel," sagte der Freiherr zärtlich, „mein großes Mädel! Aber von dem verfluchten Gaul kann ich nicht herunter. Steig lieber wieder auf; ich komme ein Stück mit dir."

Heidi gehorchte. „Vater," sagte sie, „warum hat mich niemand abgeholt?"

„Abgeholt?"

„Ja, von der Bahn."

„Aber Mädel, das tun wir doch nie. Bedenke, die zwei Stunden Fahrt!"

„O, bei Tante Lilian tut's Mutter sehr oft. Und ich dachte, ihr würdet kommen. Ich habe so lange gewartet. Alle waren fort; ich war die allerletzte."

„Ja, Heidi, Mutter wollte auch immer hinfahren, aber es kam jedesmal etwas dazwischen. Ja, und sieh mal, jetzt im Frühjahr, all die Arbeit in der Wirtschaft — na, und schließlich bist du auch so glücklich hier."

„Ja," sagte sie, „Vater, und nun bin ich eure große Tochter. Ach, ich freu mich so sehr auf zu Hause. Es ist hier viel, viel schöner als irgendwo in der Welt."

„Das ist recht, mein Mädel, daß du es auch findest. Fahrt nur zu, ich komme gleich nach." Er wandte sein Pferd zur Seite, um in die Felder zu reiten.

Das Plessenthiner Schloß lag still und vornehm im weiten Park. Kaum ein Laut schallte von den Wirtschaftsgebäuden herüber, die durch Buchenhecken vom Park abgetrennt waren. Das Schloß war ein feiner, mäßig großer Bau aus der Übergangszeit des Barock ins Rokoko, von schönen Verhältnissen. Glänzend unter dem leuchtenden Frühlingshimmel lag es da und schaute in den klaren Teich zu seinen Füßen, auf dem die Schwäne lautlos ihre Bahn zogen.

Als der Wagen auf der Auffahrt hielt, öffnete sich die Tür, und ein Diener erschien. Heidi sprang vom Wagen und lief schnell durch die Halle, die Treppe hinauf, zu den Zimmern ihrer Mutter.

Auf dem Absatz des ersten Stockwerks kam ihr Frau von Plessenthin entgegen. Sie war fast einen Kopf kleiner als die Tochter und sah hübsch und fein aus. Aber ihre Züge sowohl wie ihre Hände und Füße waren so klein geraten, als wäre die Frau in zartestem Alter in ihrem Wachstum gehemmt worden und hätte nachher nie die nötigen Kräfte zur rechten Entwicklung ihrer Glieder aufbringen können. Sie trug ein weites Schleppgewand von grüner Seide, das am Halsausschnitt und an den Ärmeln mit breiten Spitzen besetzt war.

Heidi umfaßte sie: „Kleine Mama!" sagte sie.

Die Mutter lächelte freundlich. „Mein liebes Kind," erwiderte sie, „hast du eine gute Reise gehabt? Ich mußte mir leider die Freude versagen, dich abzuholen, trotzdem ich bis zum letzten Augenblick auf sie rechnete. Aber es ging durchaus nicht: du weißt, wie die Pflichten in Anspruch nehmen. Tante Lilian war so gütig, dich zu chaperonnieren? Willst du erst auf dein Zimmer gehen und dich ein wenig zurechtmachen? Es wäre wohl angebracht nach der Fahrt auf der staubigen Landstraße. Der Tee ist in meinem Zimmer serviert."

Einige Wochen später ritt Heidi mit Karl durch die Felder dem Walde zu. Ihr Vater hatte ihr gestattet zu reiten, aber nie allein. Er hatte ihr auch ein Reitkleid geschenkt. Ein Damensattel war noch aus den Zeiten vorhanden, in denen ihre Mutter als Mädchen und als junge Frau viel ritt. Die Baronin sprach zuerst davon, das Reiten mit der Tochter zusammen wieder aufzunehmen, aber ihre Tatkraft erschöpfte sich wie gewöhnlich in dem Reden darüber, daß sie etwas tun könnte oder würde.

Heidi hoffte, den Vater zu begleiten. Aber er ritt nicht spazieren, und für sie war's ein trübseliges Vergnügen, von einem Felde zum andern zu sprengen und nachher stundenlang zu halten und die Feldarbeit zu überwachen. Glücklicherweise war Karl da, der sie als sicherer Schutz begleiten konnte und es auch gern tat. Der Baron hielt viel auf ihn, den er von Kindheit an kannte, denn Karl war der Sohn eines begüterten Bauern aus dem Dorfe. Er war immer viel auf dem Ritterhofe gewesen, bis er zu den Ulanen in die nächste Stadt kam. Nach seiner Dienstzeit war der Freiherr sehr zufrieden, in ihm einen zuverlässigen Mann zu gewinnen, der eine besondere Gabe und Neigung hatte, mit den Tieren umzugehen. Karl war zweiundzwanzig Jahre alt, groß und schön, blondlockig und blauäugig, mit einer schmalen Nase und einem freundlichen Mund. Er lebte gern für sich, abseits von andern Menschen. Seinem Vater und seinen Brüdern war er zu still.

Schweigend ritten das Fräulein und er nebeneinander. Heidi sah gut zu Pferde aus, trotz ihrer Magerkeit; sie hielt sich gerade und geschmeidig wie eine Haselgerte.

Der April war in diesem Jahre warm und beständig. Die Bäume hatten die zarten Schleier des ersten Grüns umgetan, und der Himmel spannte sich

tiefblau. Heidi sah auf den schnellen Bach, neben dem sie hinritten, an dessen Rande Anemonen und Primeln aufblühten, und sagte gedankenvoll: „Es ist zu schön auf dem Lande. Wenn man nur mehr zu tun hätte!“

Sie seufzte. „Ich hab gar nichts zu tun. Wenn ich nicht reiten dürfte, wüßte ich nicht, was ich den lieben langen Tag über anfangen sollte. Vater will mich im Herbst mit auf den Anstand nehmen. Aber ich weiß, wie das geht, von früher her. Wenn ich morgens oder abends still am Waldesrand sitze und warte, ob nicht ein Reh kommt, ja, dann vergeß ich ganz, was ich soll. Und wenn eins kommt und sieht mich an, — dann kann ich es nicht totschießen. Und wenn ich ein Hase wäre, wollte ich auch lieber in der Sonne sitzen und Kohl fressen als totgeschossen werden. Darum will ich lieber gar nicht auf den Anstand gehen . . . Wir wollen in den Wald reiten,“ schlug sie vor, „zum Hünengrab, da ist es schön. Ich war in diesem Jahr noch nicht da. Früher sind wir mal zusammen dort gewesen; weißt du das noch?“

Karl nickte.

Sie ritten durch den Forst auf glattem Wege, der mit abgefallenen Tannennadeln bedeckt war. Die Stämme standen in geraden Reihen kahl nebeneinander, ohne Unterholz. Dann leuchtete es grün auf; eine besonnte Lichtung lag vor ihnen.

„Können wir nicht absteigen und Lanzelot und die Freia grasen lassen? Sie laufen doch nicht fort.“

„Die Freia nicht, und bei ihr bleibt auch der Lanzelot,“ stimmte Karl zu.

Er stieg ab und half Heidi vom Pferde. Sie raffte ihr Kleid zusammen und wies nach rechts. „Dort ist das Hünengrab,“ sagte sie.

Sie drangen vor. Das Hünengrab lag auf einem Hügel, von breiten Kiefern umstanden, unter denen es dunkel war. Es war ein riesiger, rechteckig behauener Stein. Heidi setzte sich. „Komm, setz dich auch her,“ sagte sie zu Karl. Er zögerte einen Augenblick; dann warf er sich zu ihren Füßen auf den Boden. Es war still zwischen ihnen. Sie hörten das Rauschen des Waldes, fern, geheimnisvoll, dumpf. Sie lauschten lange Zeit. Heidi wandte den Kopf ihrem Begleiter zu und sah ihn mit großen Augen an. „Wer hier wohl begraben liegt?“ flüsterte sie. — „Ein König,“ sagte er leise.

„Ja, und seine Königin. Das Grab ist so groß; da liegen gewiß zwei.“

„Das glaube ich auch.“

„Ich denke mir, der König ist im Kampfe gefallen,“ sagte Heidi, „und da hat die junge Königin auch nicht mehr leben wollen und hat sich getötet, mit seinem Schwert. Und ihre Getreuen haben die beiden begraben. Nun liegen sie im Grabe, nebeneinander, ganz still und gerade auf dem Rücken. Ich denke mir, der König ist etwas größer als die Königin. Er hat blonde Locken, kurze, blonde Locken und eine schmale Krone auf dem Kopfe mit einem großen, roten Stein vorn über der Stirn, der funkelt und leuchtet, und ein weißes Gewand hat er an und um sich den Purpurmantel. Und die Hände faltet er um sein langes Schwert gerade vor sich. Die Königin hat blonde

Haare, ganz schlichte; sie fließen über ihre Schultern und gehen bis zu den Knieen herab. Sie liegt auch da in einem weißen Kleide mit der Krone auf dem Kopf. Aber sie hat die Hände auf der Brust übereinandergelegt und hat den Kopf etwas der Seite zugeneigt, wo der König liegt."

Sie schwiegen wieder; endlich sagte Karl: „Ich glaube aber, die Königin hat schwarze Haare."

Heidi sah gedankenvoll in den Wald. „Ja, vielleicht hat sie schwarze Haare," sagte sie langsam; „es kann schon sein. Aber der König ist sicherlich blond."

In die Stille hinein sang wiederum das mächtige Rauschen, bis ein helles Pochen laut wurde.

„Das ist ein Specht," sagte Heidi.

Karl lächelte. „Meine Mutter hat gesagt, der Specht wäre ein kleines, mageres Männchen mit einem spitzen Hut und einem braunen Rock. Und er wäre verzaubert, weil er sein Leben lang immer nur an seine Schätze gedacht hat. Vor lauter Angst, man könnte sie ihm stehlen, hat er sie in die Baumstämme versteckt, und dann ist er unselig darüber gestorben, gerade am Pfingstsonntag, als die Glocken läuteten. Denn er hat immer nur nach seinem Gelde gesucht, weil er die Baumstämme vergessen hatte, wo es war. Und da ist er in den Specht verwandelt worden und klopft und hämmert nun immerfort, um seine Schätze wiederzufinden. Wenn ihn einmal einer am Pfingstsonntag trifft, wenn die Glocken läuten, und er hat kein Geld bei sich und macht sich auch nichts aus Geld und ruft den Specht an:

Specht, Specht, Spechtelein,
Sorg für die liebe Seele dein,

dann kann er den Specht erlösen."

„Bist du ein Sonntagskind?" fragte Heidi.

„Ja," sagte er lächelnd, „aber den Specht habe ich nie am Pfingstsonntag unterm Glockenläuten getroffen."

„Hast du danach gesucht?"

„O ja, oft, früher. Ich hätte doch so gern das dürre Männchen im braunen Rock gesehen mit dem kleinen Hut. Denke nur, wenn er da oben auf dem Aste säße — — —"

Heidi sah in die Höhe. Sie hatten beide nicht bemerkt, daß Karl in die Anrede ihrer Kindertage zurückgefallen war.

„Deine Mutter wußte wohl viele Geschichten?"

„Ja, sehr viele. Als ich noch klein war, erzählte sie oft, Sonntags besonders; in der Woche hatte sie nicht viel Zeit. Sie hat mir auch erzählt, daß im Frühling, wenn die Saat grün ist, eine feine, große Frau über die Felder geht und sie segnet. Sie geht ganz in weißen Schleiern, die weit hinter ihr herfliegen, und sie hat blaue Augen und langes, dunkles Haar. Und wenn sie am Ende des Dorfes angekommen ist, dann heben die Schleier sie auf und tragen sie fort. Und sie kommt gerade zur Mittagsstunde. Ein Sonntagskind, das ganz reinen Herzens ist, das kann sie auch sehen. Einem jungen Burschen hat sie einmal einen ihrer Schleier geschenkt, und damit

konnte er auch fliegen und sich unsichtbar machen. Als ich noch klein war, bin ich immer mittags in die Felder gelaufen und hätte sie gern gesehen, und ich war sehr traurig, daß ich sie nicht traf, denn ich dachte, ich wäre nicht reinen Herzens. Mutter hat's einmal gemerkt, daß ich darüber traurig war, und hat mich getröstet und gesagt, ich sollte noch warten, ich müßte erst erwachsen sein, dann käme die segnende Frau doch noch zu mir."

„Deine Mutter war eine feine Frau," sagte Heidi.

„Ja, das war sie. Ihr Vater war Schullehrer, da kannte sie viele schöne Bücher. Sie wollte auch, ich sollte Lehrer werden oder gar Pastor; aber sie wurde dann sehr kränklich, und da wurde die Zeit versäumt, zu der ich auf die Schule in die Stadt getan werden mußte. Ehe sie starb, hat sie mir noch gesagt, sie hätte wohl daran gedacht, daß ich fort müßte damals, zur richtigen Zeit, aber sie hätte mich gern bei sich behalten, und ich sollte ihr nicht böse sein. Aber ich habe ihr gesagt, ich wäre lieber nicht Lehrer, ich wäre nicht gern in der Stube."

„Euer Hof ist schön," sagte Heidi. „Wenn ich in einer Geschichte von einem recht stattlichen Hofe lese, so fällt mir immer der eure ein mit seinem hohen Dach und der großen Diele. Ist der Herd noch in der Ecke mit dem großen Kupferkessel?"

„Ja," sagte Karl; „wenn ich mir mal ein Haus baue, so soll es sein wie unsres."

„Es ist viel älter als unser Schloß," meinte sie; „das alte Schloß ist abgerissen, und das ist schade, sie hätten es neben dem neuen stehen lassen sollen, wenn sie durchaus nicht mehr darin wohnen wollten."

„Die Linde vor unserm Haus soll tausend Jahre alt sein," berichtete Karl. „So alt ist sie vielleicht nicht, aber uralt sicher. Ich habe oft denken müssen, was für wunderliche Geschichten sie wohl weiß — gar zu wunderliche. Vor uns Menschen hat sie sicher keinen Respekt."

Heidi sah auf ihn herab. „Karl," sagte sie plötzlich, „warum bist du kein Baron."

Er schaute überrascht zu ihr auf.

„Du könntest doch so gut einer sein. Möchtest du es nicht?"

Er schüttelte den Kopf.

„Aber denke doch," fuhr sie fort, „wenn du nun Karl Freiherr von Bütow hießest und das Nachbargut hättest und immer zu uns kämest, wäre das nicht schön?"

Er senkte den Blick. „Doch, das wäre wohl ganz schön."

„Wirst du dich bald verheiraten?" fragte sie nach einer Weile.

Er schüttelte wieder den Kopf.

„Hast du keine Braut?"

„Nein."

„Aber du wirst doch bald eine haben?"

„Nein." Er sah vor sich hin, dann sagte er: „Ich gehe nach Amerika."

Sie staunte: „Nach Amerika?"

„Ja. Ich warte nur noch ein bißchen. Ich muß erst noch Geld sparen. Vielleicht gibt mir Vater meinen Teil, wenn ich es ihm recht sage. Ohne Geld wird man nämlich nicht in Amerika hineingelassen. Da kaufe ich mir ein Stück Land mit einer großen Wiese und baue mir ein Haus und habe viele Pferde."

„Ich möchte auch nach Amerika," sagte Heidi. „Aber ich muß hier bleiben. Ich bin ja ein Mädchen, und dann bin ich doch auch eine Freiin von Plessenthin."

„Ja," fuhr er fort, „da lebe ich ganz für mich allein. Ich weiß schon ganz genau, wie ich alles mache; ich habe viel über Amerika gelesen aus Großvaters Büchern, die ich bekommen habe, und in der Zeitung, und dann habe ich mir auch Bücher aus der Volksbibliothek geholt, wenn ich in der Stadt war."

„Warum willst du fort?" fragte sie traurig. „Ist Vater nicht gut zu dir?"

Er errötete. „Doch, gnädige Baronesse, aber in Amerika, da bin ich ganz für mich, und niemand sagt mir etwas, und ich habe immer den Himmel über mir und habe meine Pferde."

„Ich kann's dir nicht verdenken," stimmte sie zu.

Nach einer langen Stille stand sie auf. „Wir müssen heim."

Langsam schritten sie durch den Wald. Auf der Lichtung grasten ruhig die Tiere, Kopf an Kopf.

Heidi bückte sich und pflückte einige Anemonen, die sie ins Kleid steckte. Dann trat sie zu ihrem Pferde. Karl hielt die Hände hin, um sie auf den Sattel zu heben; sie stützte sich leicht auf seine Schulter und schwang sich hinauf. Dabei streiften ihre Augen die seinen. Er war dunkelrot geworden und sah sie mit großen, traurigen Augen an.

„Karl," sagte sie sanft, wie begütigend, „lieber Karl!"

Er antwortete nichts, sondern wandte sich seinem Pferde zu. Schweigend ritten sie durch den Wald. Erst als sie zwischen den Feldern waren, sagte Heidi halblaut, wie träumend: „Ob wir wohl die Frühlingsgöttin sehen? Es ist Mittag. Ach, ich möchte, sie schenkte uns ihren Schleier."

Im Mai feierte Heidi ihren siebzehnten Geburtstag. Dazu luden die Eltern einige Gutsbesitzer mit ihren Angehörigen ein. Sie kamen aus ziemlicher Entfernung, denn in der Nähe gab es keine Familien, mit denen man verkehren mochte. Um dem Fest die höchste Weihe zu geben, sagte sich Tante Lilian auf zwei Tage an und kam, im weißen Kleide, elegant und wunderschön wie eine Fee und kluggewandt und freundlich wie stets. Niemand vermochte sich eine Lebenslage vorzustellen, der Lilian Unnas gelassene Liebenswürdigkeit nicht gewachsen sein möchte, wie es auch undenkbar war, daß ihr etwas zwischen Himmel und Erde imponierte. Die Geschichte mancher großen und kleinen Leidenschaft, die ihr gegolten hatte, ward erzählt, ohne daß der Bericht von dem geringsten Zeichen einer erhöhten Teilnahme der schönen Dame wußte. Ein Königsohn hatte sie umworben, und ein junger, berühmter Dichter hatte ihr einen Band

feuriger Lieder gewidmet und sich dann erschossen. Auch sein Tod schien sie nicht ins Herz zu treffen. In den Gedichten aber las die Welt zu ihrem Erstaunen, daß Lilian Unna die schönste, aber auch die trauervollste aller Frauen wäre, die über die Erde wandelten.

Lilian war die rechte Cousine der Baronin; die Mütter waren Schwestern gewesen.

Heidi war über Lilians Besuch sehr beglückt. Zärtlich an sie geschmiegt, ging sie mit ihr durch den Park, um ihr alle Lieblingsplätze zu zeigen. Am Hause lief hinten eine lange, glasgedeckte Veranda, die ganz mit Rosengebüsch umrankt war. Heidi erzählte Lilian, daß sie von ihrem Schlafzimmer im ersten Stock auf das Dach der Veranda klettern und von da ohne Gefahr in den Garten springen könnte. Als Kind hätte sie das Unternehmen hundertmal gewagt, und jetzt, mit ihren langen Beinen, würde sie es noch besser ausführen können. Lilian lächelte und fragte, ob sie auch wieder zurückklettern könnte. „Doch, ganz einfach," sagte Heidi; „soll ich dir's vormachen?" Aber Lilian verzichtete; Heidis weißes Kleid könnte Schaden nehmen.

Dann gingen sie tiefer in den Park hinein, der sich in den Wald verlor. Heidi wollte Lilian noch zu etwas besonders Schönem führen. Sie stiegen aufwärts, bis sie ins Freie traten, auf den Vorsprung eines Hügels. Er war nicht hoch, beherrschte aber die flache Gegend; sie sahen weit in wohlbebautes Land hinein. Auf diesen begünstigten Platz war ein kleines Jägerhäuschen gebaut worden. Ringsum stand hohes Gebüsch, Haselsträucher und weißer Holunder. Heidi setzte sich mit Lilian auf die Bank neben der Tür. „Wir können auch hineingehen," sagte sie; „drinnen ist alles eingerichtet, und der Schlüssel liegt unter der Schwelle. Früher blieb Vater manchmal zur Nacht hier, wenn er auf dem Anstand war, aber jetzt ist ihm angst, er könnte Rheumatismus bekommen."

„Ach, Tante Lilian, es ist so schön bei uns, und ich möchte nirgendwo lieber sein. Aber es ist so einsam, und ich habe nichts zu tun. Ich lese viel und spiele auch Klavier, aber manchmal sehne ich mich doch so. Wenn es nicht so umständlich wäre, würde Vater mich wohl ein oder zweimal wöchentlich in die Stadt fahren lassen, um Klavierstunden zu nehmen; aber es sind jedesmal vier Stunden zu fahren."

„Laß nur, Kind," tröstete Lilian; „deine Eltern werden dich sicherlich bald ausgehen lassen. Ich denke, sie kommen dann in die Stadt, und du gehst zu Hofe, und wir sehen uns oft."

Heidi lächelte. „Ja, Tante Lilian, das wäre schön. Und doch, siehst du, immer möchte ich nicht in der Stadt sein. Ich kann hier reiten. Das habe ich sehr gern."

„Warum solltest du in der Stadt nicht reiten können? Ich tue es doch auch."

„Ja?" sagte Heidi ganz erstaunt; „kann man das? Aber nein," setzte sie hinzu, „das Rechte ist das nicht. Da kann man immer nur einige Wege reiten, immer nur dieselben, und das ist gar nichts. Hier reiten Karl und ich durch den Wald und über den Bach, und so recht wissen wir nie, wo wir hinkommen."

„Wer ist Karl?“

„Karl ist unser Kutscher.“

„Derselbe, der mich abholte?“

„Ja.“

„Mit ihm reitest du täglich aus?“

„Ja. O, Karl ist prachtvoll. Er ist kein gewöhnlicher Kutscher, sondern sehr fein ist er und sehr sorglich. Wenn er nicht aus dem Dorfe wäre, so könnte er ein Baron sein oder ein Graf. Er sieht wunderschön aus und hat so feine, gelassene Bewegungen. Und er liest sehr viel — Schillers Werke hat er gelesen und Heinrich von Kleist — und hält sich immer besonders, von den andern Leuten fern. Aber sie haben ihn doch gern; er ist wirklich gut.“

Nach Tisch kamen die andern Gäste, darunter mehrere junge Mädchen und Herren. Eins der Mädchen, Lolo von Lettwitz, war von den Familien zur Freundin Heidis ausersehen worden, da sie schon mit einer Wagenfahrt von anderthalb Stunden zu erreichen war. Sie war achtzehn Jahre alt, groß, blond, von vollen, weichen Formen. Sie sprach sehr wenig und sah beinahe schläfrig aus; aber die Herren pflegten großes Wohlgefallen an ihr zu finden.

Die jungen Leute vergnügten sich im Garten eine Weile mit Reifenwerfen und schlugen dann eine Partie Krocket vor. Heidi sagte, der Kasten mit den Geräten zum Spiel wäre im Keller, und die ganze Gesellschaft zog hin, ihn zu holen. Die Herren erhoben aber Einspruch dagegen, daß die Damen in den Keller hinabstiegen, und behaupteten, sie würden den Kasten finden. Doch sie schienen beim Suchen kein Glück zu haben, und Heidi wollte ihnen nachgehen, als Lolo gähnend sagte: „Ach, komm fort, das ist langweilig.“

„Wir können nicht weggehen,“ meinte Heidi; „wenn die andern kämen und fänden uns nicht, so möchten sie sehr erstaunt sein.“

„Ach,“ sagte Lolo, „damit erleben sie eine Überraschung, und dafür können sie hier auf dem Lande nicht dankbar genug sein.“

Der Kasten ward gefunden, und das Spiel begann. Man zankte sich nicht einmal dabei, spielte aber auch ohne rechten Schwung. Endlich fragte Lolo, ob man nicht tanzen könnte. Heidi sagte, einen Saal hätten sie wohl, auch einen Flügel darin. Da erbot sich Tante Lilian, zu spielen, und die jungen Leute drehten sich bis zum späten Abend im Kreise.

Als die fremden Gäste fortgefahren waren und Heidi kam, um den Eltern gute Nacht zu sagen, strich ihr der Vater übers Haar und sagte: „Na, mein Mädel, heute hast du dich doch schön amüsiert?“

Nachher lag Heidi wachend im Bett. Sie war von dem Tanzen, von der Musik, von dem Wein, den sie zum Abend getrunken hatte, überhaupt von all dem Getümmel abgespannt und doch aufgeregt. Sie dachte, daß sie sehr dankbar für den heutigen Tag sein müßte, und doch fühlte sie sich nicht froh, sondern so schwermütig, als ob sie weinen sollte. Sie wünschte sich immer Menschen herbei, und nun sie kamen, gefielen sie ihr nicht. Lolo sollte ihre Freundin sein, aber sie wußte gar nicht, was sie mit ihr reden sollte.

Lolo antwortete kaum, wenn man etwas zu ihr sagte, und dabei hatte man immer das Gefühl, als täte sie das nicht, weil sie sich innerlich über die andern Menschen lustig machte. Die Herren waren vollkommen gräßlich. Sie sagten zwar fortwährend „gnädigstes Fräulein", aber viel mehr wußten sie nicht; nein, sie waren furchtbar dumm, und eingebildet waren sie auch.

Heidi stand auf und trat ans Fenster. Schimmernd im Sternenlicht lag der Garten zu ihren Füßen. Die Sehnsucht erfaßte sie, noch einmal draußen spazieren zu gehen. Sie zog sich eilig an, öffnete das Fenster und schwang sich hinaus. Behend ließ sie sich auf den Boden gleiten, stand aufatmend und sah sich um. Der Garten kam ihr seltsam vor, als wäre sie in einer Zauberwelt. Träumend ging sie zwischen den dunklen Laubgängen hindurch. Alles schien ihr lebendig, beseelt, atmend in der lichten Frühlingsnacht. Sie seufzte; das Weben und Nahen um sie verhieß tiefes, wonnevolles Leben; aber in welchem Lande wollte es sich erfüllen?

Sie saß auf einer Bank an der Hecke, die den Park vom Hofe schied, unbeweglich, lange Zeit, die Arme auf die Lehnen gebreitet und das Gesicht zu den Sternen erhoben. Sie horchte auf ein weiches, lockendes und klagendes Pfeifen, das näherkam. Die Melodien erhoben sich und starben wieder; leise setzten sie ein, brachen ab — ein kurzer, scharfer Ton, und wieder schwebten die Töne in sanften Rhythmen auf und ab. Sie wußte, wer da vorüberging. So konnte nur Karl pfeifen. Sie horchte, bis die Töne in der Weite verhallten, und saß regungslos und dachte, wie nahe er ihr vorbeigegangen war. Aber er wußte nicht, daß sie dasaß. . . . . .

Am Nachmittag des andern Tages tranken ihre Eltern und Lilian in der Glasveranda den Tee. Heidi saß etwas entfernt von ihnen und las Maeterlincks Buch vom versunkenen Tempel, das ihr Tante Lilian mitgebracht hatte.

Die Baronin fragte Lilian nach ihren Bekannten aus der Hauptstadt. Lilian berichtete von allerlei Todesfällen, Verlobungen, Heiraten, Kindtaufen, von legitimer und verbotener Liebe und sagte zuletzt: „Die Kle Helberg hat einen Doktor Pieper geheiratet."

„Was?" fragte die Baronin, „einen Doktor? Doch nicht etwa einen Arzt?"

„Durchaus. Einen Frauenarzt. Er hat sogar eine große Klinik."

„Einen Akkoucheur also," sagte Frau von Plessenthin im Tone milden Entsetzens. „Das ist ja geradezu unschicklich. So etwas hätte ich der alten Helberg nie zugetraut."

„Sie hat ihn auch nicht geheiratet, sondern die Kle."

„Aber sie hat es gestattet."

„Ich glaube, die Kle hat nicht viel gefragt."

„Die Arme wird wirklich schwer an ihren Kindern gestraft!" seufzte die Baronin. „Erst die furchtbare Geschichte mit Litte und nun auch die Kle! Und die Kle sah so angemessen aus! Und nun solch ein Affront."

„Es ist ein großes Unglück, daß der alte Helberg tot ist," sagte der Freiherr. „Bei seinen Lebzeiten wäre eine solche Heirat unmöglich gewesen."

„Wer weiß! Die Kle hat reichlich so viel Temperament wie Litte, wenn nicht noch mehr. Und der Doktor Pieper ist kein Lakai, sondern er soll ein recht ansehnlicher Mann sein und verdient sehr viel Geld."

„Aber eine Gräfin Helberg und jetzt Frau Doktor Pieper!"

„Ach," sagte Lilian, „der Kle scheint's recht gleichgültig zu sein, ob ihr Ehegemahl ein Graf Pieper ist oder nur ein Herr Doktor. Und die alte Helberg war schon zur Kur im Sanatorium ihres Schwiegersohnes, und sie muß man erzählen hören! Sie endet noch damit, daß sie die glänzende Partie ihrer Kle preist! Und wenn sie an die arme Litte denkt, so hat sie auch allen Grund dazu."

„Wo Litte wohl hingeraten sein mag?" erwog die Baronin.

„Niemand weiß es. Vielleicht ist sie schon längst als Frau Schulze oder Lehmann glücklich geworden und hat sechs Kinder."

Der Freiherr runzelte die Stirn. „Liebe Lilian," sagte er, „du verzeihst, aber solche Gespräche sind mir außerordentlich fatal. Solche Verirrungen darf man nicht als amüsante Gesprächsobjekte bespötteln."

„Wenn dir's peinlich ist, so will ich schweigen," sagte Lilian, „obgleich ich gar nichts dabei finde. Ob Hans Müller oder Prinz Bentschen, es ist nicht erheblich. Sie lieben und sterben alle, und es kommt nur darauf an, daß sich Art zu Art findet."

„Ja, das meine ich auch," erwiderte der Baron.

„Ich glaube, wir meinen es aber recht anders."

„Ich kann mich nicht genug wundern, Lilian! Du, die Vornehmste der Vornehmen, und solche Ansichten. Höchstens kann ich mir denken, daß ihr in eurer Stellung euch so unantastbar erhaben fühlt, daß ihr gern den Sport übt, mit solchen Dingen zu spielen."

„Ich spotte gar nicht," sagte Lilian, „wenn ich auch keinen Doktor Pieper heiraten werde. Er würde einfach nicht zu mir passen. Wenn er zu mir paßte, so nähme ich ihn sicherlich; darauf kannst du dich verlassen."

Der Freiherr war rot geworden und trommelte mit den Fingern auf dem Tisch. „Um dich ist's ein Jammer, Lilian," sagte er; „wie hat dich mit deinen Gaben das Leben verarmen lassen! Hast du kein Gefühl mehr für die Verantwortlichkeit unsres Standes? Wir können unsre Vorrechte nur aufrechterhalten, wenn wir unsre Pflichten anerkennen. Und deren geringste ist, daß wir unser Blut zur Ruhe zwingen. Aber heutzutage ist Beherrschung altmodisch; Männer nicht nur, nein, auch die Frauen aus den edelsten, reinsten Familien werfen täglich alle Scham und Scheu hin und achten ihr bestes Gut, ihre Ehre, für keinen Heller wert, wenn sie nur mit ihrer Darangabe einen kurzen, eklen Genuß einhandeln können. Nun, ich kann's nicht ändern. Aber ich tue solche Menschen von mir ab, und wenn ich ganz allein bleiben sollte. Mir sind solche Ausschreitungen so widerwärtig, daß mir eine Frau befleckt erscheint, wenn sie nur in Gedanken mit ihnen spielt. Und du, Lilian, dächtest auch anders, wenn du anstatt Ansichten Erfahrungen hättest. Jedenfalls solltest du nicht so leichtfertig sprechen; dazu fällt deine Meinung zu schwer ins Gewicht. Und ich dächte, du wärest deiner Stellung so nahe am

Throne auch einige Rücksichten schuldig. Das ist sicher wahr: wenn wir der gesetzlosen roten Rotte nicht so viel Anlaß gäben, mit Fingern auf uns zu weisen, so würde sie nicht wie eine Pestkrankheit in unserm armen Lande wüten können."

Lilian zuckte die Achseln und sagte gelassen: „Das sind alles Entwicklungen, lieber Eberhard; es lohnt nicht, sich darüber aufzuregen. Aber du hast recht, wir wollen von andern Dingen reden." Sie schwieg und sah die Veranda hinab. Ihr Blick streifte Heidi. Sie lächelte und sagte, indem sie die Augen senkte: „Ihr habt da einen bildschönen Kutscher. Warum laßt ihr ihn nicht bei Tisch servieren?"

„Was fällt dir ein, Lilian, dich um unsern Kutscher zu bekümmern!" rief der Freiherr.

Lilian zuckte wieder die Achseln. „Ach, ich meinte nur so. Man muß ausnützen, was man hat. Und dieser junge Mann würde äußerst dekorativ wirken."

Heidi schlug ihr Buch zu, warf es in den Schaukelstuhl und ging in den Garten. Nur Lilian bemerkte ihren Fortgang. Unterdes antwortete der Freiherr auf die Frage: „Der Mann ist ein wohlhabender Bauernsohn. Ich bin froh, daß ich ihn habe; er ist goldecht. Ich würde ihm nie zumuten, zu servieren, und er würde es auch nicht tun. Ich werde meine Vorrechte behalten, aber auch niemand anderm zu nahe treten."

„Und mit diesem jungen Menschen reitet Heidi alle Tage?"

„Allerdings, und ich könnte mir keinen zuverlässigeren Schutz denken. Mit ihm schick ich meine Tochter unbesorgt bis nach Amerika. Er weiß, was er sich und mir schuldig ist."

Lilian antwortete nichts, und der Freiherr stand auf und sagte: „Du bist heute in eigentümlicher Stimmung, liebe Lilian. Ich muß jetzt aufs Feld; ich hoffe, ich habe beim Abendessen das Glück, dich in deinem alten Glanze zu sehen."

Lilian lächelte. „A rivederci, lieber Eberhard," sagte sie und winkte dem Vetter mit ihrer schönen Hand zu.

Zum Abend zogen schwere Wolken auf, und es wetterleuchtete. Die Baronin schlug ihrer Cousine vor, einen geschlossenen Wagen zur Fahrt nach dem Bahnhof zu benutzen, aber Lilian lehnte ab. „Es ist zu heiß darin. Ich bin froh, mir den Wind um die Ohren wehen zu lassen. Regen schadet mir nichts. Ich habe meinen Wettermantel und ziehe im schlimmsten Fall die Kapuze über den Kopf."

Heidi hatte sehr still bei Tisch gesessen; jetzt hob sie den Blick und sagte: „Du solltest doch den großen Wagen nehmen, Tante Lilian, dein schöner Teint könnte leiden."

Aber Lilian lächelte. „Bewahre, mein Herz; so viel Umstände brauche ich mit meinem Teint nicht zu machen; er ist verläßlich. Außerdem, bedenke, Mairegen macht schön."

„Nun, du hast nicht nötig, erst schön zu werden," sagte Heidi. Sie ging aus dem Zimmer und kam erst wieder, als der Wagen abfahren sollte und

sie gerufen ward. Bei ihrem Erscheinen sprang Lilian noch einmal von ihrem Sitz herunter, um sie zu küssen. „Süße, kleine Heidi," sagte sie, „laß es dir gut gehen. Und denke gern an Tante Lilian; sie hat dich lieb."

Heidi sah sie finster an und stand noch und starrte dem Wagen nach, als er längst verschwunden war. Endlich wandte sie sich ins Haus zurück. Sie warf sich in ihren Kleidern aufs Bett und las, und manchmal hob sie den Kopf und lauschte. Dann klappte sie das Buch zu und lag da und wühlte das Gesicht in die Kissen. Mit einem Male sprang sie auf, lief zum Fenster und schwang sich hinaus in den Garten. Ohne sich zu besinnen, wandte sie sich dem Wirtschaftshof zu. Er lag still da und sah im Dämmerlicht der hellen Nacht sehr weiträumig aus. Heidi ging nach einer fernen Ecke, aus der noch Licht schimmerte. Hier war der Pferdestall. Karl war beschäftigt, die Pferde abzuschirren. Leise pfiff er vor sich hin. Heidi sah ihm zu, und als er fertig war und sich zum Gehen wandte, rief sie ihn halblaut an. Er fuhr überrascht herum. „Gnädige Baronesse!" sagte er erschrocken. Heidi trat näher. „Ich wollte nach Lanzelot sehen," sagte sie ruhig; „er war heute so heiß."

Karl befühlte das Pferd. „Er ist wie immer," sagte er mit dumpfer Stimme und vermied, sie anzusehen. Sie standen neben dem Pferd, das sich gelagert hatte und seinen Kopf Heidi entgegen hob. Sie streichelte es gedankenlos und heftete den Blick auf den Mann vor ihr. Dann wandte sie sich kurz und ging. Als Karl ihr nicht folgte, blieb sie stehen: „Was hast du denn hier noch zu schaffen?" fragte sie scharf. „Ich dächte, du müßtest längst fertig sein."

Er erwiderte nichts; aber er trat aus dem Stall heraus und schloß die Tür.

Auf dem Hof stand Heidi vor ihm.

„Was hat die Gräfin gesagt, als du mit ihr fuhrst?" fragte sie halblaut.

Er sah sie wieder mit erstaunten Blicken an. „Die Komteß? Zu mir?"

„Ja. Ihr werdet doch die zwei Stunden nicht immer still geschwiegen haben?"

„Sie hat nicht viel gesagt," murmelte er.

„Was denn?'

„Aber gnädige Baronesse!"

„Hat sie nicht gefragt, ob du nicht von uns fortgehen wolltest, und ob du nicht Lust hättest, in die Stadt zu gehen, und daß sie dir behilflich sein würde, eine gute Stelle zu bekommen?"

Er sah mit zusammengezogener Stirn an ihr vorbei und kämpfte mit sich, ob er antworten sollte. Endlich gehorchte er ihrem heischenden Blick und sagte zögernd: „Sie hat wohl nur gefragt — — —"

„Was?"

„Aber gnädige Baronesse, ich möchte doch nicht — — —"

„O," sagte sie, „du brauchst mir auch gar nichts zu erzählen. Ich weiß alles. Nun, du kannst gewiß sehr dankbar sein für so hohe Protektion. Geh nur ja recht bald zu ihr — sie wird dich schon unterbringen. Sicherlich

wirst du bald königlicher Leibkutscher und kannst dann die wunderschöne Gräfin Unna zum Hofball fahren — —"

Sie ließ ihn stehen und ging mit weiten Schritten über den Hof davon.

Nach einigen Tagen saß sie im Zimmer ihrer Mutter, als ihr Vater eintrat und sagte: „Heidi, was ist das für eine Wirtschaft! Du hast Karl zum Reiten bestellt, und da steht er schon über eine halbe Stunde und wartet auf dich, und du sitzest hier und trödelst und hast noch nicht einmal dein Reitkleid an."

„Ich habe noch keine Lust zum Reiten."

„Du bist ein albernes Frauenzimmer," sagte der Baron. Er öffnete das Fenster und rief hinunter: „Karl, absatteln! Die Baronesse reitet nicht."

Heidi zog den Mund zusammen. Mit finsteren Augen sah sie auf den Vorplatz hinaus und sah, wie Karl die Pferde wegführte. Sie stand auf, um in ihr Zimmer zu gehen, als ihr Vater sie anredete: „Heidi, ich wünsche, die Leute sollen gut und vor allen Dingen vernünftig behandelt werden. Ich dachte, darüber brauchte ich dir gegenüber kein Wort zu verlieren. Es gehört sich so, und man kann sie auch sonst nicht halten. Und hier siehst du es — du warst so viel mit Karl zusammen und hast dem Mann gewiß mit deinen Launen gehörig zugesetzt. Er hat mir heute gekündigt, auf Johanni."

Heidi wandte sich von dem Vater ab, der Tür zu, und faßte den Griff fester. Die Baronin sagte: „Das finde ich aber unerhört. Wir haben den Menschen doch geradezu mit Wohltaten überhäuft. Das hast du von deiner Güte, Eberhard; du verwöhnst die Leute viel zu sehr; ich habe es immer gesagt, man hat nichts wie Undank."

„Ich tue nur, was in Ordnung ist," sagte der Freiherr kurz. „Um Karl tut es mir allerdings leid, ich hätte Häuser auf ihn gebaut."

„Auf solche Leute ist nie Verlaß," sagte die Baronin. „Warum in aller Welt will er denn gehen?"

„Nun, Gründe hat er natürlich nicht; er will fort, sich verbessern — was weiß ich."

Heidi ging hinaus und schloß leise die Tür hinter sich. In ihrem Zimmer saß sie steif und weiß am Fenster, stundenlang. Bei Tisch fiel dem Vater ihre Blässe auf, und er fragte, ob sie sich krank fühlte. Sie antwortete, ihr wäre nur der Kopf benommen; ob er ihr erlauben wollte, nachmittags zu reiten? „Natürlich," sagte er; „nur bitte ich mir aus, daß du pünktlich bist. Und laß dir nicht etwa einfallen, Karl merken zu lassen, daß uns seine Kündigung verdrießt."

Über eine halbe Stunde waren Heidi und Karl stumm hintereinander hergeritten, als sie ihn an ihre Seite rief. Doch sie schwieg auch dann noch. Endlich sagte sie: „Nun, hast du schon eine neue Stelle in der Hauptstadt?"

„Nein," sagte er tonlos.

„Aber wohl eine in Aussicht?"

„Ich gehe nicht wieder in Stellung, wenigstens hier nicht."

„Nicht?" staunte sie. „Wo willst du denn hin? Etwa gleich nach Amerika? Ich denke, du hast noch kein Geld?"

„Ich weiß noch nicht, wohin ich gehe."

„So." — —

„Karl," sagte sie nach langer Pause freundlicher, „das hätte ich nicht gedacht, daß du das tun würdest."

Er sah sie mit dunklem Blick von der Seite an, antwortete aber nichts.

„Was soll ich denn machen, wenn du fort bist?" fragte sie kläglich.

Er schwieg. Da ließ sie die Gerte durch die Luft sausen. „Na, desto besser," sagte sie und setzte ihr Pferd in Trab.

Sie ritten schnell am Waldessaum hin, bogen in einen breiten Weg und ritten im dämmernden Grün des hohen Buchenganges. Dann hörte der Wald auf, und junge Schonung und weite, einsame Felder lagen unter dem mattweißen Himmel vor ihnen. Heidi hielt ihr Pferd an und blickte schweigend über das gestreckte Land. Endlich sagte sie: „So, hier wollen wir absteigen."

„Die Pferde sind heute zu unruhig; sie können nicht allein bleiben."

„Wer sagt denn, daß wir von ihnen weggehen wollen? Jedenfalls will ich herunter."

Er widersprach nicht mehr, sondern stieg ab und trat zu ihr, um ihr aus dem Sattel zu helfen. Sie glitt herab und stand neben ihm und ihre Schulter berührte seinen Arm. Da legte er unwillkürlich die Hand um ihre Hüfte. Fast unmerklich war die Berührung, aber sie spürte sie und wandte den Kopf und sah ihn an und sah gerade in seine Augen. Und ihr Blick war heiß und tief.

„Gnädige Baronesse," stammelte er verwirrt und wollte zurücktreten. Aber sie hielt seine Hand und sah ihn immer noch an, lächelnd, verheißend.

Er schüttelte den Kopf bebend und wie in Angst. „Gnädige Baronesse!" wiederholte er mit stockender Stimme.

„Nenne mich doch einmal Heidi," bat sie raunend. „Früher, als wir Kinder waren, hast du doch immer so gesagt."

„Heidi," flüsterte er. Ihr Kopf lehnte an seiner Schulter. Er streichelte sie mit scheuer Hand, und dann beugte er sich und küßte sie auf den Mund.

Der Frühling ging in diesem Jahre schnell und heiß hin. Ehe man sich bedachte, hatten die Obstbäume abgeblüht, und die Rosen schlossen sich auf. Der Freiherr schüttelte den Kopf über den trocknen Mai, der den Feldern nicht guttat. Seit Wochen wollte kein Regen kommen. Wohl kamen schwere Wolken herauf, und der Wirbelwind erhob sich; es wetterleuchtete in der Ferne; aber immer zogen die Wolken fort, ohne sich zu erschließen, und der Wind dörrte alles Leben aus. Die Baronin verließ ihre Zimmer nicht mehr, und Heidi lag matt auf dem Sofa oder lief in treibender Unruhe im Schloß herum und kam hinunter in die Wirtschaftsräume und fragte die Mamsell, ob sie ihr nicht helfen könnte. Das Mädchen sah sie verwundert an und sagte, sie

dankte der gnädigen Baronesse für ihre Bereitwilligkeit, aber die Arbeit wäre fest eingeteilt und nichts Außergewöhnliches zu tun. Heidi ging wieder in ihr Zimmer hinauf und schloß sich ein, trotzdem solche Vorsichtsmaßregel unnötig war, denn es fiel niemandem ein, sie zu stören. Stundenlang spielte sie Klavier. Sie war musikalisch und spielte gut, und während des Spiels kam einige Ruhe über sie, bis sie wieder abbrach, sich auf ihr Bett warf und mit zerwühltem Haar lag und Ströme von Tränen weinte.

Sie schien immer größer und magerer zu werden und war blaß; nur ihre Augen brannten in dunklen Höhlen. Ihr Vater sah sie an und sprach davon, daß man den Doktor fragen müßte, Heidi wäre nicht wiederzuerkennen bei dieser verfluchten Kopfhängerei. Sie sollte ausfahren, ihre Freundin Lolo besuchen und munter und vergnügt sein. Aber Heidi lehnte ab; sie hätte keine Lust, Besuche zu machen, und Lolo wäre nicht ihre Freundin, sondern Lolo und sie könnten einander nicht leiden. Einmal kam auch der Doktor, als er im Dorf zu tun hatte, und sagte, solche Mattigkeit käme leicht bei den jungen Damen in diesem Alter. Er verschrieb Eisenpillen, die so groß waren wie die Kirschen, und Salzsäure. Heidi lächelte verächtlich und stellte die Medikamente in den Schrank. Ihr Vater fragte wohl einmal, ob sie die Mittel einnähme. Als sie aber meinte: „Ach, das Zeug nutzt nichts," da gab er ihr recht und sagte, er hätte auch nie Medizin genommen; sie würde sich schon von selbst wieder aufrichten; sie hätte seine Natur.

Seine Frau stellte an Heidis Lebenskräfte geringe Ansprüche und bemerkte keine große Veränderung an ihr. Manchmal kam die Tochter mit einer Handarbeit zu ihr. Dann empfand es ihre Mutter nur wohltuend, und fast ohne daß es ihr zum Bewußtsein kam, daß Heidi so viel gesetzter würde, und sie erzählte ihr endlose Geschichten von den Hofbällen, die sie in ihrer Jugend mitgemacht hatte, und von den Leuten, mit denen zusammen sie jung war. Die Baronin ließ sich allwöchentlich ein Paket Bücher aus der Leihbibliothek in der Stadt schicken und las fast jeden Tag einen Roman. Da sie sich auf keinen länger als höchstens vier Wochen besinnen konnte, so blieb ihre Teilnahme für die Verwicklungen rege. Sie liebte es, ausführliche Vermutungen über die Schicksale der Leute anzustellen, von denen sie gerade las. Solchen Erörterungen lauschte Heidi mit geringer Aufmerksamkeit. Die Mutter forderte von einem Roman, daß er glücklich endete und spannend wäre, und spannend nannte sie einen steten Wechsel von Begebenheiten. Heidi aber bevorzugte Bücher, die ihre Mutter entweder als langweilig beiseite legte, oder deren Nennung allein ihre Empörung herausforderte, wie Goethes und Shakespeares Werke. Die Baronin wußte, daß diese Dichtungen bei irgendwelchen Leuten in hoher Schätzung standen. Aber sie meinte, daß ihnen solche Geltung nur in einer Welt werden könnte, die von Anstand und guter Sitte nichts wüßte. Der verfeinerte Geschmack erhobener Kreise mußte solche Darstellungen aus den Niederungen des Lebens als unschicklich ablehnen.

Die Baronin ahnte nicht, daß ihre Tochter mit den übelbeleumundeten Büchern von früh bis spät verkehrte. Heidi sprach niemals von dem, was sie las noch was sie sonst trieb. Und wenn sie früher über ihre Beschäftigungen

geschwiegen hatte, weil keine Seele danach fragte, so verschloß sie sich jetzt um so hartnäckiger. Denn nun wußte sie, daß Gedanken und Gefühle in ihr aufgestanden waren, von denen ihre Umgebung nichts wissen durfte.

Seit jenem Ritte, der Heidi ihrem jungen Gefährten verband, wuchs die Macht ihrer Liebe mit jedem Tage. Karl und sie trafen einander täglich, wenn sie auch kaum noch wagten, zusammen auszureiten, in der Furcht, sie könnten, ihrer Zärtlichkeit hingegeben, der Wachsamkeit auf ihre Umgebung vergessen und überrascht werden. Sie suchten einander des Abends, wenn alles im Hause zur Ruhe gegangen war. An diese Zusammenkünfte dachte Heidi den ganzen Tag, und die übrige Welt war tot für sie. Trotzdem mußte sie sich zur Anteilnahme am Leben ihrer Angehörigen und zur Unbefangenheit zwingen. Kein Laut, keine Miene durfte die Wünsche verraten, die ihren Sinn beherrschten.

Sie war sich mit aller Klarheit bewußt, daß die Anstrengung des doppelten Lebens an ihren Kräften zehrte. Zu der Angst vor einer Entdeckung, die sie unerbittlich von ihrem Freunde reißen würde, kam die Sorge um ihn. Karl hatte sie in den ersten Tagen nach jenem Ritt scheu gemieden, bis Heidi ihre Unruhe nicht mehr bewältigen konnte und eines Abends ging, um ihn aufzusuchen und zum Sprechen zu bewegen. Sie fand ihn in der Nähe des Hauses durch die dunklen Wege irren, so verstört, daß sie die eigne Angst vergaß und nur daran dachte, wie sie ihn trösten und beruhigen möchte. Sie fühlte, wie in Karls Seele das Unrecht brannte, das er seinem Herrn zufügte, der ihm vertraute. Der Gedanke, daß auch sie ihre Eltern betrog und verletzte, kam ihr gar nicht. Sie war sich der Erkenntnis, daß ihr Geliebter an Herzenswert und Schönheit über allen Menschen der Erde stand, so gewiß, um eher zu meinen, er ließe sich zu ihr herab als sie sich zu ihm. Sie spürte bei jedem Zusammentreffen, wie stark der Widerstand war, den alle Kräfte im Leben ihres Freundes seiner Liebe entgegensetzten. Aber sie empfand auch mit einer Wonne, die sie vollkommen bezwang, wie sein Gefühl immer wieder über alle Hemmnisse hinwegstürzte, um sich allein an sie zu klammern.

Eines Morgens fuhr Karl den Freiherrn zur Stadt. Heidi gedachte den ganzen Tag mit Herzensangst der Qual, die ihm das stundenlange Zusammensein mit seinem Herrn schaffen mußte. Sie traf ihn noch sehr spät nach seiner Rückkehr. Er war verstummt und verdüstert. Endlich gestand er ihrer drängenden Frage, daß er an diesem Tage im Begriff gewesen wäre, alles im Stich zu lassen und in die weite Welt zu gehen. Nur die Sehnsucht, Heidi noch einmal zu sehen, hätte ihn zurückgelockt. Heidi las in seinen Augen noch mehr, als er ihr vertraute. „Du willst dich totschießen," sagte sie; „ich weiß es. Wenn du das tust, sterbe ich dir sofort nach, auf der Stelle!" Und dann bat sie ihn fast kniefällig, nie etwas zu tun, worum sie nicht wüßte, bis er ihr heilig, beim Andenken seiner Mutter, die Erfüllung ihrer Bitte versprach.

Sie trafen sich zumeist im Walde, beim Hünengrab oder am Jägerhäuschen. Dorthin kam Heidi am liebsten. Sie sahen von hier aus weit über das ruhende Land, das die Nachtnebel deckten, und hörten auf das Atmen

des Waldes. Der Holunder blühte und duftete in süßer Herrlichkeit; die Glühwürmchen schwärmten, und die Vögel zwitscherten leise in ihren Nestern.

Sie saßen nebeneinander, lange Zeit sehr still.

„Ich lebe nur noch für den Abend," sagte Heidi endlich; „nur bei dir wird mir wohl. Ach, ich möchte immer still in deinen Armen ruhen. Da ist mir, als ob ich aus Glut und Unrast heimkehrte . . . . . Flöte mir ein Lied," bat sie.

„Was für eins?" fragte er gepreßt.

„Du bist ja ein Reitersmann. Also ein Reiterlied."

„Ich weiß keins."

„Doch."

„Nein, ich weiß keins. Oder — nur eins — Morgenrot — — —"

„Ja, das flöte," sagte sie.

Er fing an. Zweimal mußte er ansetzen. Dann ward sein Atem sicherer, und die Töne umschwebten sie klar und sanft. Als er endete, saß sie still, den Kopf an seine Schulter gelehnt, und ihre Tränen tropften auf seine Hände. Wie zur Antwort auf das Lied fing eine Nachtigall neben ihnen zu schlagen an.

Heidi erzählte Karl, daß ihre Tante Lilian geschrieben hätte, Heidi sollte im Sommer zu ihr kommen und mit ihr ins Gebirge oder an die See gehen. Aber der Freiherr wollte seine Tochter nicht reisen lassen. Um Lilian wäre stets ein großes Getriebe, und Heidi wäre noch zu jung, um in Gesellschaft zu gehen. Auch hätte Lilian zu freie Grundsätze. Sie beschränkten sich zwar auf ein leeres Gerede, aber Heidi könnte die wahre Meinung nicht von der vorgeblichen unterscheiden, sondern möchte durch solche Gespräche Schaden nehmen.

Heidi lächelte trübe bei ihrem Bericht.

„Es wird doch so kommen, daß du gehst," sagte Karl.

„Nein, wenn Vater einmal nein sagt, erlaubt er's nicht."

„Dann kommt es ein andres Mal. Einmal muß es kommen."

Sie schwiegen.

„Du denkst, ich werde gehen und dich vergessen," fing sie an. „Aber ich weiß, wie es in Wirklichkeit kommt. Du gehst fort, bald, und lebst in weiter Ferne, und ich höre nie wieder etwas von dir. Und mir gefällt nie wieder jemand nach dir, und ich denke immer nur an dich und gräme mich."

„Du heiratest einen Baron oder einen Grafen, Heidi, und dann hast du mich bald vergessen. Das muß so kommen; das weißt du nur noch nicht, jetzt. Oder — —"

„Was?" fragte sie sanft, als er stockte.

„Oder — oder — du wirst nicht gern an mich denken und an alles — — —"

„Karl," sagte sie, „ich weiß, das denkst du immer. Ach, Karl, warum bin ich eine Baronesse? Ich kann doch nichts dafür. Wenn mein Vater Schullehrer wäre oder Küster, dann würdest du das nicht denken! Ach, dann könnten wir uns heiraten! Karl," flüsterte sie, „könnten wir doch nach Amerika gehen. Du kaufteſt ein großes Land und eine Wiese und bautest ein Haus,

und ich würde dir helfen in allem. Ich kochte für dich — ich würde es schnell lernen, und du würdest nicht zu anspruchsvoll sein, und wir hätten einen Garten, und Kinder hätten wir auch. Da wäre ich keine Baronesse. Ach, Karl, du mußt doch wissen, wie ich dich liebe. Siehst du, früher habe ich auch gedacht wie Vater, es wäre etwas Besonderes, von Adel zu sein, und habe mich gefreut, daß ich dazu gehörte. Aber als ich dich sah und immer mit dir war — — Vater ist so herrlich und wirklich ein vornehmer Mann, aber siehst du, so gut wie du und so zart, nein, — so gut ist keiner auf der Welt, und so schön bist du, du bist schöner, als ein Mensch sein kann. Du bist viel, viel schöner als ich; das kannst du mir glauben. Denke doch, sogar Tante Lilian hast du gefallen, und sie kennt gewiß die allervornehmsten Männer."

Sie machten eine Pause. „Karl," sagte sie dann, „ich wollte nicht davon anfangen — aber — ich kann nicht — es läßt mir keine Ruhe — ich muß so oft daran denken. Karl, sag mir: was hat Tante Lilian damals zu dir gesagt, als du sie nach der Bahn fuhrst? Damals, am Abend nach meinem Geburtstag?"

Er sah sie erstaunt an. „Aber Heidi, das weiß ich doch nicht mehr."

„Doch, du wirst dich besinnen können. Sie muß etwas Besonderes von dir gewollt haben; sie wollte durchaus mit dir fahren, trotzdem es sehr schlechtes Wetter war. Tante Lilian ist sonst sehr empfindlich gegen Regen und Wind. Sag mir doch, was sie gesagt hat."

„Heidi, ich weiß es wirklich nicht mehr genau. Sie hat wohl allerlei gesagt und war sehr freundlich und hat wohl auch gefragt, ob ich noch lange hier bleiben wollte, — aber das ist doch nichts Besonderes."

„Ach, du hast nur nicht gemerkt, was sie wollte. Sie bestand darauf, mit dir zu fahren. Sonst ist sie gar nicht hartnäckig, sondern alles ist ihr ziemlich gleichgültig; ich kenne sie ganz gut. Und seit meinem Geburtstag kann ich sie nicht mehr leiden. Sie redet immer sehr weise und tut, als ob sie über Vorurteile und so etwas erhaben wäre. Aber sie hat kein Herz und ist furchtbar hochmütig. Sie ist nur hochmütiger als alle. Andre denken, nur Grafen und Barone sind ihresgleichen, aber sie denkt, ihresgleichen ist niemand auf der Welt, weder Barone noch Grafen noch Prinzen, und deshalb tut sie, als ob sie alle Unterschiede verachtet. Und du hattest ihr gefallen, weil du anders bist, besser und schöner als alle die albernen Leute, die sie nur kennt. Und sie hat alles auf der Welt satt, weil sie denkt, daß sie alles haben kann. Und ich glaube, sie wollte dich verführen."

Er lachte jetzt geradezu. „Aber Heidi, wie kannst du dir so etwas einbilden! Es kommt nur daher, weil du mich liebhast."

„Nein, ich weiß es; du merkst nur so etwas nicht. Hast du es denn bei mir bemerkt, daß ich dich lieb hatte von Anfang an?"

Er errötete. „Ich dachte doch nur immer an dich," sagte er fast verlegen; „und manchmal dacht ich auch — du — — aber dann dacht ich wieder, es ist unmöglich — und dann — — —"

„Ich habe dich immer lieb gehabt, immer. Ich wußte es nur nicht. Ach, und als ich es merkte, da habe ich zuerst gewünscht, es wäre nicht so, und wollte es bezwingen, und als ich hörte, daß du fort willst, da wußte ich, daß ich es nicht mehr konnte."

Er saß vornüber gebeugt und stützte den Kopf in die Hände.

„Sollte ich das nicht sagen?" flüsterte sie, legte den Arm um seine Schulter und beugte sich zu ihm.

Er rührte sich nicht.

„Sieh mich doch an," bat sie ihn; „Karl, ich bitte dich, sieh mich doch nur an. Es ist gewiß alles schrecklich für dich und für mich. Aber ich muß immer wissen, daß du mich liebst. Karl — —"

„Heidi," sagte er heiser, „mir ist, als sollte mir alles entzwei gehen, aber sagen kann ich es nicht. Heidi, ich weiß bloß, daß ich fort sein müßte — ja — und daß ich es doch nicht — — —"

Seine Stimme versagte. Er erhob sich und stand vor ihr. Sie reckte sich an ihm empor und sah ihn mit glühenden Augen an. „Karl, ich weiß ja doch nur durch dich, was Leben ist. Sag es mir, Karl, sag es mir — sag, wie du mich liebst — wir wollen froh sein — wir sind stolz — — wir sind glücklich — — — Karl, ich liebe dich, ich liebe dich so glühend, so unsäglich — —"

Er umfaßte sie. Er zitterte am ganzen Leibe. Zuerst hielt er sie von sich entfernt mit gespannten Armen, bis er sie mit Gewalt an sich riß und wie in Verzweiflung küßte. „Heidi, — — du — — liebst mich — — — ich habe nur dich — — nur dich auf der Welt — — —"

Er hob sie auf. „Heidi — — du — — Meine — —"

Sie öffnete die Augen und sah ihn an und lächelte und flüsterte: „Nur dich — — du — — Geliebter — — —"

Heidi fing an, sonderbare Gewohnheiten anzunehmen. Manchmal, wenn der Freiherr nach elf Uhr vom Felde nach Hause kam, fand er sie im Morgenkleid beim ersten Frühstück, und sie gähnte fortwährend und sah so blutleer und übernächtig aus, daß ihm ihr Anblick jede gute Stimmung verdarb. Er ging in sein Zimmer oder schickte sie fort, sich nochmals hinzulegen und auszuschlafen. Seiner Natur waren solche Zustände fremd und zuwider, so daß ihn der Unmut zu übermannen drohte, wenn er sie in ihrer Trübsal dasitzen sah, und er sich bezwingen mußte, nicht aufzufahren. Einmal entschlüpfte ihm ein hartes Wort über dieses matte Schmachten, und er sagte seiner Tochter, es hörte alles auf, sich so gehen zu lassen; dafür gäbe auch die stärkste Bleichsucht keine Entschuldigung ab; sie sollte sich zusammennehmen. Jeder Mensch müßte sich beherrschen; ihm gefiele auch manches nicht, was ihm zu tun obläge. Und sie sollte überlegen, wie gut sie es zu Hause hätte; kein Mensch legte ihr etwas in den Weg. — Da hatte Heidi zu weinen angefangen, stumm, ohne ein Wort zu sagen, und hatte ihren Vater mit einem so verzweifelten, fast erliegenden Ausdruck angesehen, daß ihm un-

heimlich wurde und er das Zimmer verließ, weil er sich keinen Rat mehr wußte. Von da ab ließ er sie in Ruhe. Aber der Aufenthalt im Hause deuchte ihm seit der Rückkehr der Tochter nicht lieblicher. Es kam fast so weit, daß er bedauerte, Lilians Vorschlag nicht angenommen zu haben. Doch nun war es zu spät, Lilian war mit ihrer Prinzessin in Schottland und wollte von dort nach Biarritz gehen. Auch sagte er sich, daß Heidis Gesundheit den Anstrengungen eines Lebens, wie es Lilian führte, nicht gewachsen sein würde. Die Stille zu Hause, wo sie gute Luft hatte, geschont und gepflegt wurde und sich Bewegung machen konnte, wann sie mochte, war das richtige für sie. Er tröstete sich mit der Erwartung, daß die Zeit seine Tochter zu einem vernünftigen und kräftigen Menschen heranbilden würde.

Heidi aber setzte ihre Hoffnung nicht auf die Zeit, sondern sie meinte, daß sie ihr nur Gram bringen könnte. Immer verzweifelter gedachte sie alles zukünftigen Lebens. Wohl schmiedete sie tausend Pläne, wie sie das Recht ihrer Liebe durchsetzen könnte, um immer wieder vor der Erkenntnis Halt zu machen, daß alle Anstrengung hoffnungslos wäre. Ihr Vater würde den Bund seiner Tochter mit seinem Knecht nie gutheißen, sondern ihn für verderblich und verächtlich halten und mit allen Mitteln zu sprengen suchen. Noch für Jahre hinaus hatte er die ausschließliche Gewalt über seine Tochter. Auch ein Geständnis Heidis, daß sie sich ihrem Geliebten längst zu einem Bündnis vereinigt hatte, das sie für immer an ihn schloß, würde den Vater nicht zum Nachgeben bewegen. Heidi entsann sich mancher dunklen Bemerkung, deren Sinn ihr jetzt klar ward, in der er sich über ähnliche Verwicklungen innerhalb seiner Kreise ausgesprochen hatte. Er konnte niemals begreifen, wie manche Familien die Schwere solcher Verfehlung verdecken wollten, indem sie die gefallene Tochter für einige Zeit entfernten und nachher in der alten Umgebung wieder erscheinen ließen, als wäre alles wie einst. Wenn ein vornehmes Mädchen so weit ihrer Würde vergaß, daß sie sich an einen Mann niedrigen Standes wegwarf, so brachte sie damit unsägliches Unglück, unermeßliche Schande über ihre Familie. Aber solche Sünde war durch kein Mittel jemals wieder aus der Welt zu schaffen, sondern mußte in Demut getragen und durch ein Leben strenger, offenbarer Buße gesühnt werden. Die allerverwerflichste Schwäche aber sah der Freiherr in einer nachträglichen Billigung, die den sündigen Bund zu einem gesetzlichen zu machen gestattete. Er war überzeugt, daß schlimmer Fluch auf solcher Vereinigung liegen mußte. Nicht rasch genug konnte das überheiße Gefühl vergehen, um nur Elend zurückzulassen; jeder der beiden Menschen, die sich in vorschneller Leidenschaft gefunden hatten, mußte zu bald der eignen Verblendung und der eignen Sünde inne werden und den Unwert im andern erkennen, der gewissenlos ein Gut forderte und nahm, das nur die Frucht ernstesten Werbens sein durfte.

Heidis Erkenntnisvermögen ward durch die Erfahrung ihres Liebeslebens schnell geschärft. Sie wußte seit langem, daß ihr Vater mit seiner Frau nicht glücklich lebte; sie begriff sogar nicht, wie er jemals so verblendet hatte sein können, um ihre Mutter zu seiner Gattin zu erwählen. Aber Heidi sah auch, wie der Vater sich bemühte, seine Pflicht gegen seine Frau durch stete Rücksichts-

nahme und Freundlichkeit zu erfüllen. Er wußte nichts von Mitleid gegen sich noch von der Hingabe an unberechtigte Gefühle; er hätte auch kein Verständnis für die Verfehlung andrer fassen können.

Wenn aber Heidi vielleicht die Berechtigung ihres Vaters zu solchen Urteilen von seinem Standpunkt aus anzuerkennen vermochte, so kam es ihr doch nun und nimmer in den Sinn, ihre Liebe auch nur einen Augenblick lang für verwerflich zu halten. Wenn die Welt, sogar die Besten in ihr, die Reinheit und Innigkeit ihres Liebesbundes, den Wert ihres Geliebten nicht einzusehen vermochte, so war solche Verkennung nur ein Zeichen für die Schlechtigkeit der Welt. Die erste, heiligste Pflicht hieß die Menschen, an Liebe und Treue festzuhalten. Wollte die Welt solche Hingabe nicht gestatten, so war es besser, solcher Verderbnis den Rücken zu kehren, als mit ihr zu paktieren.

Heidi wurde wirr und stumpf im Widerstreit ihrer Wünsche und Gedanken. Und jeder Tag gefährdete ihre Liebe immer mehr; nur wie durch ein Wunder waren die Zusammenkünfte bisher einer Entdeckung entgangen.

Zuletzt wurde sie durch die nie schlafende Erregung so kraftlos, daß ihr Vermögen versagte, überhaupt an Vergangenheit oder Zukunft zu denken. Sie lebte wie zeitlos dahin und meinte, daß in ihrer Liebe Anfang und Ende ihres Daseins beschlossen wären. Alle Ereignisse vorher waren für sie wertlos geworden; sie vergaß sie. Alle Zukunft aber mußte qualvoll sein, denn der Freund würde ihr entrissen sein, und allein nach ihm fragte sie.

Karl bemerkte ihre Schwäche wohl, trotzdem sie in seiner Gegenwart ruhiger war und daher auch kräftiger erschien als andern Menschen gegenüber. Er dachte nur daran, wie er sie schonen sollte, und wußte doch, daß ihre Liebe sie aufrieb, und daß die Liebkosungen, nach denen sie wie er dürstete, ein gefährliches Heilmittel ihrer Unrast waren.

Der Mond schwamm klar und rund am hohen Himmel, da saß Heidi auf dem Stein des Hünengrabes, im dunklen Kleide, groß, schmal und blaß, und wartete auf ihren Geliebten. Als sie ihn kommen hörte, stand sie auf, um ihm entgegenzugehen. Sie schlang die Arme um seinen Hals, küßte ihn und flüsterte: „Ich habe mich so nach dir gesehnt, daß ich glaubte, du kämest nie mehr!“

„Heidi,“ sagte er nur und hielt sie an sich gedrückt und küßte sie immer wieder. Aneinandergeschmiegt gingen sie unter den dunklen Stämmen auf und ab, und ihre Herzen zitterten in ihnen.

„Mir ist nichts eingefallen,“ sagte sie; „dir auch nicht,“ sprach sie für ihn weiter, als er schwieg. „Wie sollte es auch! Es ist ja nicht möglich. Uns kann nichts helfen. Niemand.“

„Heidi,“ sagte er stockend, „wenn wir nur so viel Geld hätten, um nach Amerika zu kommen. Dann könnte ich für dich arbeiten — ja — vielleicht würde dann noch alles gut werden.“

„Ja,“ sagte sie, „das wäre schön. Wir haben aber nicht so viel Geld. Wir haben gar nichts.“

Sie seufzten tief.

„Vater gibt mir nichts," sagte er. „Ich habe ihn gefragt und ihm gesagt, ich wollte nach Amerika und mir dort Land kaufen, und er sollte mir meinen Teil geben, und wenn es auch nur ein bißchen wäre, und dann wollte ich fortgehen und nichts mehr wollen, und ich habe es ihm gesagt, wie ich nur konnte. Aber er wurde zornig und sagte, ich könnte wohl warten, bis er begraben wäre, und ich sollte ihm nicht mehr vor die Augen kommen, und er könnte auch nichts geben, selbst wenn er wollte."

„Was habe ich mir den Kopf zerbrochen!" sagte sie. „Ich habe auch an Tante Lilian gedacht; sie hat immer geredet, als ob sie uns verstehen würde. Und wenn sie uns auch nicht gern hülfe und es ihr vielleicht mit ihrem Reden nicht Ernst ist, sie täte es doch vielleicht, wenn ich sie anflehte und ihr alles sagte, und wenn sie es könnte. Aber sie ist weit fort, und dann hat sie auch kein Geld, sie reicht nie mit ihrem Gehalt als Hofdame, und Vermögen hat sie nicht. — Wenn ich es Vater doch sagte," fuhr sie fort; „aber das würde alles nur schlimmer machen."

Sie standen vor dem Stein des Hünengrabes; Heidi setzte sich und hielt seine Hand. „Du kannst glauben, er schießt mich lieber tot, ehe er es zugibt. Er ist nun einmal so. Und wenn ich es ihm sage, dann jagt er dich fort — — und es wird alles fürchterlich — — und wie er dich behandeln würde — — — Herr Gott, wenn ich daran denke — — nein — — ich stürbe lieber — — ich — — —" sie zitterte am ganzen Körper, und die Tränen liefen über ihre Wangen. Er saß neben ihr und hielt sie an sein Herz gedrückt und küßte sie heiß, und seine Tränen rannen auf ihr Gesicht und machten es feucht. „Heidi," flüsterte er nur, „ach, Heidi!"

„Wir wollen lieber sterben als uns trennen, nicht wahr?" sagte sie.

Er nickte. „Ja, sicherlich."

„Siehst du," sagte sie, „ich denke immer, wenn wir tot wären, das wäre am besten. Sieh, ohne dich kann ich nicht leben, ach, und wenn ich dich habe, sterbe ich so gern."

Er antwortete nicht. Sie hob den Kopf und sah ihn an. „Willst du nicht sterben?" flüsterte sie.

„Heidi," sagte er, „ich habe immer gedacht, daß es so kommen wird. Es konnte nicht anders sein. Aber nur bei mir, Heidi. Du mußt leben. Du weißt nicht, wie es im Leben ist. Du wirst in Glanz und Freude leben, und alles ist wieder gut. Du darfst nicht sterben."

Sie lächelte. „Ich sollte leben können? Ohne dich? Nach all dem? Ach, das glaubst du selbst nicht." Sie hielt seine Hand an ihr Herz gedrückt. „Fühlst du, wie's klopft? Weißt du, was es schlägt? Es schlägt nur für dich, und ohne dich steht es still. Früher, ja, noch im Anfang, als wir uns liebten, da war ich noch Heidi, Heidi Plessenthin. Jetzt bin ich nur noch ein Stück von dir. Es ist kein Tropfen Blut in mir, der dir nicht zugehört. Wir können uns nicht lösen . . . . Fasse mich und küsse mich. Ich will dich nicht mehr lassen. Ich will nicht mehr nur in Heimlichkeit dir angehören. Ich will immer bei dir sein. Ich kann es nicht im Leben, so will ich es im Tode."

Er hielt sie auf seinen Knieen, und sie sahen sich an mit Blicken, als wären ihre Seelen zusammengeflossen zu einer einzigen Tiefe, aus deren dunklem Spiegel die Gedanken und Gefühle emportauchten, von beiden empfangen, beiden zu eigen.

„Sterben ist schön, mit dir," sagte sie leise, wie für sich in süßem Hauch. „Wenn ich stark wäre, hieße ich dich leben oder ginge mit dir, als Magd oder als deine Geliebte; wir könnten an der Straße schlafen. Ach, aber sie würden uns nicht beieinander lassen. Ich bin auch nicht stark; all meine Kraft ist wie verbrannt. Ich sehne mich nur, zu ruhen, zu ruhen mit dir. Ruhe wird uns nur im Tode. Ich kann dich auch nicht freilassen. Mich von dir zu trennen, das wäre, wie wenn mich ein Schwert in zwei Teile spaltete. Siehst du, nun werde ich dir zum Verhängnis. Aber ich glaube, es stirbt sich nicht schwer."

„Mein Leben war niemals etwas," sagte er. „Heidi, warum liebst du mich? Wenn ich dich doch nur geliebt hätte! Du warst die Herrentochter — daß du mich liebhaben würdest — Heidi, du solltest leben; ich lebe nicht mehr gern. Ich bin ein dummer, trüber Mensch, in mein Leben kann nichts Schönes mehr treten; aber du bist klug und froh und jung."

Sie lächelte wieder. „Ich hatte dich und du mich. Das gab mir das Leben. Was sollte noch kommen?" Sie atmete tief. „Du mußt mich erst erschießen und dann dich," raunte sie fast unhörbar; „du kannst ja so gut schießen, du hast so viel Preise dafür bekommen. Du mußt nur gut treffen, wir müssen beide gleich tot sein. Und wir wollen es auch bald tun, noch in dieser Woche. Es geht nicht länger so, wir können es nicht ertragen, und wenn es jemand entdeckte! Und wir wollen schreiben, sie sollen uns in ein Grab legen, vielleicht tun sie es dann — — Liebster, sag, liebst du mich, tut es dir denn nicht leid, — du, mein Geliebter — —"

Sie ward still unter seinen Küssen und lag wie träumend in seinem Arm, bis ihr die Lider über die Augen sanken. Als er merkte, daß sie schlief, saß er lange Zeit regungslos. Endlich stand er auf und trug sie sacht im Mondenlicht durch den Wald.

Im Plessenthiner Schloß wurde zeitig zu Abend gegessen, da der Baron früh aufstand und nicht spät wachte. Herr und Frau von Plessenthin saßen allein bei Tisch; Heidi war mittags so schattenhaft blaß und still gewesen, daß der Vater sich wie erlöst fühlte, als sie um die Erlaubnis bat, sich zurückzuziehen. Er fragte beim Nachhausekommen nach ihr und hörte, daß sie am Nachmittag, als die Baronin nach ihr sah, auf ihrem Bett gelegen und nur gebeten hätte, sie allein zu lassen. „Sie hat wohl ein bißchen Migräne," sagte Frau von Plessenthin; „ich leide ja auch so viel daran."

Der Freiherr meinte, er wollte nach dem Abendbrot zu ihr gehen, um ihr gute Nacht zu sagen, und war im Begriff, seinen Vorsatz auszuführen, als Heidi eintrat, ruhigen Angesichts, aber fast so bleich wie das weiße Kleid, das sie trug. In der Hand hielt sie einen großen Strauß dunkler Rosen. „Na, Heidi, wieder auf den Füßen?" sagte der Vater; „so ist's recht."

Heidi lächelte. „Ich will die Rosen auf dein Zimmer stellen, Mutter," sagte sie.

„Ach ja, und bitte, bringe die Patiencekarten mit."

Heidi kam mit dem Päckchen wieder. „Willst du Patience legen, kleine Mama?" fragte sie.

„Aber Kind, wie jeden Abend."

„Patiencelegen ist sicherlich ein guter Zeitvertreib," sagte Heidi und küßte die Mutter auf die Stirn, „ob die Patience nun aufgeht oder nicht." Dann trat sie zu ihrem Vater. „Vater, komm doch noch in den Garten."

„Ja, aber nur einen Augenblick; ich bin todmüde."

Sie gingen am Teich entlang, auf dessen dunklem Wasser die Schwäne ruhevoll schwammen. „Vor einem halben Jahr bin ich angekommen, und mir scheint's so furchtbar lange her zu sein," sagte Heidi.

„Ja, Heidi, aber ein sehr gutes halbes Jahr war's gerade nicht. Na, ich will dir gewiß nicht wehe tun — um Gottes willen, weine nur nicht gleich, es wird sich alles finden."

Heidi hatte den Kopf abgewandt; jetzt kehrte sie ihr Gesicht dem Vater zu und sah ihn mit feierlichen Augen an. „Du hast keine Freude an deiner Heidi, Vater, ich weiß, aber glaube mir, mir ist dabei viel weher. Aber ich kann nicht anders. Ich weiß wohl, du denkst, das ist keine Entschuldigung. Aber ich weiß nichts andres zu sagen; ich kann nicht anders."

„Nein, nein, mein Mädel, ich bin dir auch nicht böse."

Sie wandelten schweigend weiter. Eine Sternschnuppe fiel gerade vor ihnen zur Erde.

„Na, hast du dir auch etwas gewünscht? Vielleicht könnte ich dem Schicksal ein bißchen aufhelfen, was Heidi?"

„Ich habe keine Wünsche," sagte sie.

„Das nenne ich bescheiden."

Sie lächelte. „Oder doch, daß du mich lieb hast, Vater, immer."

„Das ist doch selbstverständlich," sagte der Freiherr; „du bist ein sonderbares kleines Frauenzimmer. Aber jetzt wollen wir hineingehen. Geh nur bald zu Bett und schlafe ordentlich aus; dann ist morgen alles gut."

„Ja, Vater," hauchte sie.

„Du bist ja zum Umfallen," sagte er besorgt; „geh nur gleich. Gute Nacht."

„Sie nahm seine Hand und hielt sie und schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn. „Gute Nacht, Vater, und sei mir nicht böse."

„Bewahre, mein Mädel, und nun geh. Schlaf wohl. Gute Nacht."

Am Jägerhäuschen wartete Karl auf Heidi. Die Nacht war finster; der Himmel war mit schweren Wolken bedeckt, aber kein Wind regte sich; die Blätter an den Bäumen hingen schlaff; auch die Tiere schwiegen. Alles Lebendige litt stumm unter der Schwüle.

Karl stand regungslos an den Türpfosten gelehnt und wußte nicht, wie lange er schon wartete. Endlich hörte er schnelle Schritte, und Heidi kam.

„Du," sagte sie hastig, „ich konnte nicht früher kommen, ich konnte heute gar nicht fort. Mutter kam zu mir in meine Stube, denke, sie wollte mir noch etwas von Tante Lilian erzählen. Und sie ging erst spät fort, und ich hatte große Angst, du könntest warten, und dann bin ich nur schnell gelaufen, und im Park ist es finster. Ich bin hingefallen. Du hast doch nicht zu lange gewartet — — —"

Sie schmiegte sich bebend an ihn. „Hast du alles? Ja? Und du willst es doch auch noch? Und ich habe geschrieben, an Vater, — ach Karl, Karl, glaub mir doch, ich habe gar keine Angst — es war gar nicht schön, es war solche Qual, und ich kann es nicht mehr ertragen, und nur du warst gut — du bist ja mein Glück, mein einziges Glück. Du bist meine Wonne. Ich liebe dich — — nur dich — — — Und Gott wird uns sicher verzeihen; — er hat uns doch füreinander bestimmt — ja — und im Himmel, da ist es gewiß schöner — und da läßt uns der liebe Gott sicherlich beieinander — — —"

Sie warf sich an seine Brust. „Karl, küsse mich. Küsse mich zu Tode. Karl, küsse mich — — Karl, daß ich dir gehören durfte — daß ich mit dir sterben darf — — du mein Geliebter — — ich bin selig — — selig — — —"

Der Knall des Schusses zerriß die Stille. Dann ward es todesruhig ringsum.

Heidi bewegte noch einmal die Lippen. Er ließ sie sacht zur Erde gleiten. „Heidi!"

Jammer und Entsetzen schüttelten ihn.

„Heidi! Du — Meine — du — — kleine Heidi — — Heidi! Du hast es so gewollt. Heidi — — —"

Der andre Tag zog schön und strahlend herauf. Vor Sonnenaufgang hatte sich der Wind erhoben und die Wolken verjagt.

Der Freiherr hielt in aller Frühe auf dem Felde, als sein Förster kam, um ihm zögernd die Mitteilung zu machen, er hätte die gnädige Baronesse und Karl im Jägerhäuschen gefunden, und sie hätten sich erschossen. Dem Freiherrn ward eiskalt; er richtete sich hoch auf. Er begriff sofort, daß die Meldung wahr wäre.

Er wandte sein Pferd, ritt den Wald hinauf, trat in das Jägerhäuschen und blieb längere Zeit bei den Toten. Als er wieder heraustrat, schloß er die Tür ab und nahm den Schlüssel mit sich. Er ritt auf den Hof, kam ins Zimmer seiner Frau und sagte: „Weißt du, wo deine Tochter ist?"

Die Baronin sah ihn erstaunt an: „Nun, doch in ihrem Zimmer."

„Sie ist tot," sagte er. „Oben im Jägerhäuschen liegt sie, erschossen, mit — — — mit — — — nun, mit dem Menschen da, mit Karl."

Die Baronin begriff ihn zuerst nicht, sondern starrte ihn fassungslos an. „Aber das ist doch nicht möglich," stammelte sie endlich.

Ihr Mann wandte sich von ihr, ging in sein Zimmer, schloß sich ein und sprach niemanden. Er schickte nur Briefe an den Pastor und an den Amtmann. In aller Stille wurden die Vorbereitungen zum Begräbnis ge-

troffen. An einem warmen Abend wurden die Toten in die Erde gesenkt, oben im Walde am Jägerhäuschen. Der Freiherr stand neben dem Sarge und blickte vor sich hin, während der Pastor ein Gebet sprach, und die Leute aus dem Schlosse und aus dem Dorfe reihten sich dichtgedrängt um das Grab und hielten sich ganz still. Die Baronin war zuhause geblieben.

Sie weinte und jammerte und schrieb unzählige Briefe an ihre Freunde und Verwandten und beteuerte, wie sie nicht begreifen könnte, daß Heidi ihren Eltern solchen Kummer anzutun imstande war.

Ihr Mann antwortete auf ihre Reden so wenig, als vernähme er sie nicht. Dann kam Lilian Unna und hörte still allen Jammer. Als die Baronin aber kein Ende mit ihren Vorwürfen finden wollte, da sagte sie: „Wenn hier jemand anzuklagen ist, nun — so tragen nur wir die Schuld. Wir ließen sie ganz allein. Die armen Kinder!“ Sie schwieg, und erst nach einer Weile setzte sie langsam hinzu: „Und doch — — — was ist unser Leben, daß wir um sie klagen dürften?“

Später ging der Freiherr mit seiner Frau auf Reisen. Aber er ertrug das untätige Leben in der Fremde nicht lange und kam auf sein Gut zurück und tat sein Tagewerk wie zuvor. Von seiner Tochter sprach er niemals.

Das Grab zwischen den Holunderbüschen am Jägerhäuschen ward von den Dorfleuten in Ehren gehalten, und die Liebesleute kamen gern und brachten Blumen, um es zu kränzen. Als aber die Jahre hingingen, sahen sie manchmal die Gestalt des Freiherrn da oben sitzen, so starr und still wie ein Bild von Stein.

Die Schriften des Neuen Testaments und die Gebildeten der Gegenwart.

Von

Hans Schmidt.

Vor dreißig Jahren schrieb David Friedrich Strauß, der bekannte Kritiker der evangelischen Geschichte vom Leben Jesu, in seinem vielgelesenen Buche „Der alte und der neue Glaube“ die Worte: „Das religiöse Gebiet in der menschlichen Seele gleicht dem Gebiet der Rothäute in Amerika, das, man mag es beklagen oder mißbilligen, soviel man will, von deren weißhäutigen Nachbarn von Jahr zu Jahr mehr eingeengt wird.“ Ich glaube, daß der geistvolle und gelehrte Mann diese Worte, die damals auf vielseitige Zustimmung rechnen durften, heute nicht wiederholen würde. Die Abkehr vom Materialismus, das Suchen nach einer Weltanschauung, die auch das religiöse Bedürfnis befriedigt, ist heute so deutlich spürbar, daß von einer fortschreitenden Einengung des religiösen Gebietes nicht mehr die Rede sein kann. Man braucht, um sich davon zu überzeugen, nur einmal ein paar Bücheranzeigen von Verlegern theologischer Werke zu durchblättern: fast überall, nicht selten auch bei eigentlich fachmännischer Literatur, findet man da in den Prospekten einen Appell an die Kauflust „weiterer Kreise“, an die „Gebildeten aller Stände“, an „religiös interessierte Laien“. Und daß dieser Appell willige Leser findet, zeigt sich in der erstaunlichen Größe und Zahl der Auflagen, die religiöse und religionsgeschichtliche Bücher seit einiger Zeit erreichen. Von Harnacks „Wesen des Christentums“ wurden in einem Jahre (1901) 25000 Exemplare verkauft; von Boussets jüngst erschienenem „Jesus“ zeigte die Verlagsbuchhandlung schon nach $1^1/_2$ Monaten das zwanzigste Tausend an.

Es ist keine Frage: verglichen mit der Zeit vor einem Menschenalter ist das religiöse Interesse mächtig gewachsen; so sehr, daß man bereits nicht ganz selten der Meinung begegnet, „eine neue Zeit steige gegenwärtig in unserm Vaterlande für die Religion empor“ [1]).

[1]) Gunkel in „Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion“, S. 40. München, J. F. Lehmann.

Bei diesem Neuerwachen religiösen Interesses muß es nun wundernehmen, daß die Kenntnis der Bibel unter unsern Gebildeten offensichtlich abnimmt. Nach Belegen für diese Behauptung braucht man sich nicht lange umzusehen: Wäre es vor fünfzig Jahren wohl möglich gewesen, daß eine große Zeitung einen Festartikel mit den Worten begonnen hätte: „Der Ausspruch des Psalmisten, daß des Menschen Leben sechzig Jahre und, wenn es hoch kommt, siebzig Jahre währe, hat keine Geltung für gewisse Ausnahmemenschen“ [1]), oder daß ein hochangesehener Mann in einer öffentlichen Rede, den Segen Jakobs und den ersten Petrusbrief miteinander vermischend, folgendes Bibelzitat zustande gebracht hätte: „Und, Herr Abgeordneter Singer, wenn Sie den Mut hätten wie der Löwe von Juda, der sich erhebt in der Wüste und ausschaut, wen er verschlinge, wie es in der Bibel heißt, dann würden Sie auch nichts ausrichten können?“ [2])

Solche Versehen wirken komisch, aber sie haben doch auch eine sehr ernste Seite. Was würden wir sagen, wenn jemand uns Zitate aus der „Ilias“ in solcher Verstümmelung vorzutragen wagte! Und doch hat die Bibel, das Neue Testament vor allem, auf die Geistesgeschichte unsres Volkes einen unermeßlich viel größeren Einfluß gehabt als das klassische Altertum. Im Dienste des Neuen Testaments hat Lessings Prosa ihre ganze Schönheit und Schärfe entfaltet. Herder hat am „Geist der hebräischen Poesie“ und an den Evangelien gelernt, die dichtende Seele des Volkes zu verstehen. Goethe nennt die Bibel „das Buch aller Bücher“ und ein andermal „ein ewig wirksames Buch“. Fichte hat seine tiefsten Gedanken in eine Paraphrase des Prologs zum Johannesevangelium gekleidet. Und wer wollte Hegel verstehen, ohne das Neue Testament zu kennen! Bismarck läßt sich in „einer stillen, warmen Nacht“ am Rhein durch sein „kleines Testament“ zu christlichen Gedanken führen, und gelegentlich schreibt er einmal an seine Braut: nun wolle er den Brief an die Hebräer lesen, den er noch gar nicht kenne.

Auch wenn wir von Religion und Sittlichkeit einmal ganz absehen, so würde es, meine ich, einen Bruch mit der geistigen Vergangenheit unsres Volkes, eine Entfremdung von dem Tiefsten, was in deutschen Worten gedacht und gedichtet ist, bedeuten, wenn der Abwendung unsrer Gebildeten von der Bibel nicht Halt geboten werden könnte. Aber worin hat diese Abwendung ihren Grund? Warum greifen die vielen Tausende, die heute religiöse Bücher kaufen, so selten zu der Haupturkunde der Religion, zum Neuen Testament?

Zweierlei scheint mir daran die Schuld zu tragen. Erstlich: Luthers Übersetzung. Dieses Urteil muß auf vielen Widerspruch gefaßt sein. Hat nicht Luther das Neue Testament in die deutsche Literatur eingeführt? hat nicht mit ihm der große Einfluß dieses Buches auf die Geschichte unsrer Sprache, unsrer Kunst, unsres gesamten Denkens erst recht eigentlich seinen Anfang genommen? Und ferner: war nicht Luthers Übersetzung eine mustergültige „Verdeutschung“? In seinem „Sendbrief vom Dolmetschen“ hat er sich

[1]) Leitaufsatz der „Post“ zu Mommsens achtzigstem Geburtstage.

[2]) Generalpostmeister Stephan in der Reichstagssitzung vom 28. Januar 1897.

selbst gegen seine katholischen Kritiker über die Grundsätze seiner Übersetzungskunst ausgesprochen: „Man muß nicht", sagt er da, „die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll Deutsch reden, sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markt darum fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen, so verstehen sie es denn und merken, daß man Deutsch mit ihnen redet." Konrad Ferdinand Meyer läßt seinen Hutten von Luthers Übersetzung sagen:

Ein frommer Tag, da ich, gestreckt ins Gras,
Die „Schrift, verdeutscht durch Martin Luther", las.
Gern hör ich deiner Sprache, Luther, zu,
Wer braucht das Wort gewaltiger als du?
Auf einer grünumwachs'nen Burg versteckt,
Hast du die Bibel und das Deutsch entdeckt.
Ich las, und alte Mär aus Morgenland,
In Fleisch und Blut verwandelt, vor mir stand.
Den Heiland hör ich, der mich traulich lehrt,
Aus einem Fischerboot mir zugekehrt.
Und plaudert hier am Brunn im Schattenraum
Mit einem Weiblein er, mich wundert's kaum.
Vielleicht dortüben wandelt am Gestad
Durchs hohe Korn er auf verdecktem Pfad . . .
Der Rittersmann, der Knecht im Bauerkleid
Vernimmt von ihm den Weg zur Seligkeit. —
Auch seine Henker tragen deutsche Tracht,
Zu Köln wird er im Dornenkranz verlacht,
Und spottend geht an seinem Kreuz vorbei
Ein Chorherr aus der Mainzer Klerisei . . .

Diese Worte bringen zu schönem Ausdruck, wie gut Luther gelungen ist, was seine erklärte Absicht war: die Schrift „klar und gewaltig zu verdeutschen". Aber zugleich lassen sie uns erkennen, wie es kommt, daß diese Nachdichtung heute vielen nicht mehr ein Weg, sondern ein Hemmnis der Bibelkenntnis ist. Für uns liegt ja die Zeit „der Chorherren aus der Mainzer Klerisei", die Zeit, wo „Rittersmann und Knecht im Bauerkleid" die Bibel lasen, nun auch schon wieder ein halbes Jahrtausend zurück; und vieles, was ihnen vertraut klang, ist unsern Ohren ein fremder Laut geworden. Es geht uns damit an manchen Stellen wie mit Albrecht Dürers Bildern, die wir auch erst studieren müssen, ehe wir sie verstehen.

Dazu kommt, daß nicht alle Teile des Neuen Testaments Luthers Übersetzungskunst gleich zugänglich gewesen sind: die schlichten, im Volkston gehaltenen Erzählungen der Evangelien haben, wie die historischen Bücher des Alten Testaments, seiner einfachen und markigen Sprache näher gelegen als die zum Teil kunstvollen Perioden und scharf zugespitzten Streitreden, die wir in den neutestamentlichen Briefen finden. Wie Paulus mit den Judenchristen debattiert — dafür darf man die Worte doch nicht „von der Mutter im Hause, den Kindern auf der Gasse und dem gemeinen Manne auf dem Markte" leihen. Und wenn Bismarck den Hebräerbrief in seinem kleinen Testament

nach Luthers Übersetzung wirklich ganz durchgelesen hat, wird er, glaube ich, an einigen Stellen nicht zum richtigen Verständnis gekommen sein.

Wir brauchen also, wollen wir das Neue Testament unserm Volke erhalten, zunächst eine neue, in gegenwärtiger Sprache und mit gegenwärtigen Hilfsmitteln ausgeführte Übersetzung.

Aber für unsre Gebildeten wird auch eine solche moderne Übersetzung, deren wir ja schon einige, darunter die vortreffliche von Weizsäcker, besitzen, das Neue Testament noch nicht lebendig machen.

Das führt uns zu der zweiten Tatsache, von der ich glaube, daß sie unsre religiös interessierten Gebildeten der Bibel entfremdet. Für Luther war das Ideal, das ihm bei seiner Verdeutschung vorschwebte, eine Bibel, die der beredte und getreue Ausdruck seiner eignen tiefen Frömmigkeit wäre. Die Bußgebete der Psalmisten waren ihm Worte eigner Herzensangst, und „daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben" hat Luther selbst tiefer empfunden und deshalb durch Hinzufügung des Wörtchens „allein", das im Griechischen nicht steht, auch schärfer zum Ausdruck gebracht als Paulus. Bis weit in das 19. Jahrhundert hat man so die Bibel fast allgemein als eine Urkunde der jeweils herrschenden Frömmigkeit betrachtet; sah man doch in ihr das Wort Gottes, die reine und ewig gültige Wahrheit, die, zeitlos mitten in der Zeit, von jedem religiösen Empfinden, von jeder neugewonnenen Erkenntnis, von jedem sittlichen Grundsatz fordern durfte, sich zuerst als mit ihr einstimmig zu legitimieren, und die natürlich gerade deshalb nach den der jeweiligen Gegenwart wertvollen Gedanken verstanden und gedeutet wurde. Noch Hegel, dessen Philosophie von der Wahrheit ihrer Begriffe doch vor aller Autorität rein um der logischen Notwendigkeit dieser Begriffe willen überzeugt war, hat den Grundgedanken seines Weltbildes, daß Gott die Endlichkeit, Natur und Menschengeist, als Entäußerung seiner selbst gesetzt habe, in das Neue Testament hineingelesen. Und Albrecht Ritschl, der nächst Schleiermacher einflußreichste Theologe des 19. Jahrhunderts, für dessen Theologie gerade die Abwendung von dem Intellektualismus solcher Spekulation charakteristisch ist, war nicht minder der Überzeugung, damit das Ureigenste der Religion des Neuen Testamentes ausgesprochen zu haben. In der Gemeindefrömmigkeit und im Predigtgottesdienst steht diese Betrachtung der Bibel, bei der man sie wie ein für die Gegenwart geschriebenes Erbauungsbuch liest, noch immer in Kraft. Und da sie naturgemäß gerade die tiefsten, über die Schranken ihrer Zeit am meisten hervorragenden Gedanken, das Gesetzmäßige und Ewige in der biblischen Frömmigkeit, betonen, alles zeitlich Bedingte und Minderwertige aber übersehen oder zur Höhe des andern emporduten wird, hat sie ihr gutes Recht und ist wohlgeeignet, den Trost und die sittliche Gewalt der biblischen Religion unter uns in Wirksamkeit zu halten.

Aber etwa seit der Mitte des 18. Jahrhunderts hat daneben nun eine andre Betrachtung der Bibel sich durchzusetzen begonnen, die keinen geringeren Anspruch auf Berechtigung erhebt. Es ist die „geschichtliche". Von den Werken unsrer großen Profanhistoriker, unsrer Philosophen und nicht zuletzt

unsrer klassischen Dichter her ist allmählich auch in die Bibelwissenschaft, zuerst in die vom Alten Testament, dann auch in die neutestamentlichen Disziplinen, eine Macht eingezogen, die den Geisteswissenschaften vergangener Jahrhunderte unbekannt war, der „geschichtliche Sinn".

Auf allen Gebieten hat sich dadurch das Bild der Vergangenheit verändert: Rembrandt durfte die römischen Soldaten, die bei der Kreuzigung zugegen sind, in die Rüstung seines Volkes und seiner Zeit kleiden; wie würde es uns heute anmuten, wenn wir den Hauptmann unter dem Kreuz uns in der Uniform einer gegenwärtigen Armee denken sollten! Wir haben ein Gefühl bekommen für die zeitliche Ferne auch der biblischen Dinge, und darum wagen wir es nicht mehr, Worte und Personen der biblischen Welt unmittelbar in unsre Zeit zu übertragen. Wir fragen nach der historischen Umgebung, in der wir sie uns ursprünglich zu denken haben, nach dem konkreten Anlaß und der scharf umrissenen ältesten Bedeutung eines jeden Wortes. Wir fragen nach den politischen und kulturellen Zeitumständen, nach den Voraussetzungen und Wirkungen jedes einzelnen Personenlebens.

Damit ist für die Wissenschaft der Theologie seit kaum mehr als hundert Jahren eine schier erdrückende Fülle von neuen Aufgaben und Problemen erwacht. Und mit solchem Eifer und Ernst wurde ihre Beantwortung von allen Seiten in Angriff genommen, daß es einen Augenblick fast den Anschein gewann, als sei die Theologie ganz zu einem Teil der Geschichtswissenschaft geworden, als habe die altehrwürdige Wissenschaft der Dogmatik und Ethik ihrer jüngeren Schwester, der historischen Theologie, ganz das Feld geräumt.

Dem Neuen Testament wurde dabei naturgemäß die meiste Aufmerksamkeit gewidmet. Ein ganzes Heer von Gelehrten, deren Namen im Buche deutscher Wissenschaft zum nicht geringen Teil an guter Stelle stehen, haben seiner geschichtlichen Erforschung ihre Lebensarbeit gewidmet und allmählich sein geschichtliches Verständnis heraufgeführt. Ein Beispiel mag den Unterschied der von ihnen geübten Betrachtungsweise von der oben charakterisierten althergebrachten zeigen.

Im vierten Kapitel des Markusevangeliums lesen wir das folgende Gleichnis Jesu:

> So ist es mit dem Reich Gottes, wie wenn ein Mensch den Samen aufs Land geworfen hat und dann schläft und wieder aufsteht Nacht und Tag, und der Same sproßt und wächst — wie? weiß er selber nicht. Aus eigener Kraft bringt die Erde die Frucht, erst den Halm, dann die Ähre, dann vollen Weizen in der Ähre. Wenn aber die Frucht es zuläßt, schickt er gleich die Sichel, denn die Ernte ist da.

Wie wird der schlichte Bibelleser, der die Worte als unmittelbar an sich gerichtet, als zu seiner Förderung und Erbauung ihm in die Hand gegeben liest, dieses Gleichnis verstehen? Er wird ihm die Mahnung entnehmen, sich zu bescheiden. Wenn seine Arbeit — getan im Dienste einer guten Sache, zur Verwirklichung dessen, was er als Gottes Willen empfindet — keinen sichtbaren Erfolg hat, wenn die Dinge langsamer gehen, als seine eilenden Wünsche es möchten, dann wird ihm dies Gleichnis ein Trost sein. Wir

sollen tun, was wir können, wird Jesus ihm mit diesen Worten sagen, aber im übrigen sollen wir geduldig und getrost warten, bis die Dinge von selber reif werden. Alle, denen Seelen vertraut sind, Lehrer und Erzieher, werden aus dem so verstandenen Gleichnis Kraft und Trost schöpfen, und vielleicht hätte mancher Staatsmann aus seiner Weisheit lernen können.

Nun aber treten wir an das Gleichnis heran vom Standpunkt historischer Betrachtungsweise. Da richtet sich unsre Aufmerksamkeit zunächst darauf, daß die schlichten Worte nicht von irgend jemandem gesprochen sind, sondern von Jesus von Nazareth. Auch der vorher skizzierten erbaulichen Auslegung wird dies von Wert sein, aber nur in dem Sinne, daß dadurch eine besondere göttliche Dignität dieses Ausspruchs gewährleistet erscheint. Der Historiker hat ein andres Interesse. Ihm liegt zunächst daran, die Züge der individuellen, welthistorischen Persönlichkeit Jesu, die er nach den Quellen zu einem Bilde gestalten will, durch das, was er den von ihm überlieferten Aussprüchen entnehmen kann, zu bereichern. Ein Gleichniswort aber, wie das unsre, bietet für die Erkenntnis des äußeren und inneren Lebens seines Schöpfers ein reiches Material. Wenn wir z. B. in einer alten jüdischen Schrift[1]) die beiden Gleichnisse lesen: „Wenn einer als Kind lernt, wem soll ich ihn vergleichen? Geschriebener Tinte auf neuem Papier! Wenn einer als Greis lernt, wem soll ich ihn vergleichen? Geschriebener Tinte auf abradiertem Papier!“ — blickt uns aus einem solchen Wort nicht das Antlitz eines Mannes an, dem Papier, Tinte, Feder, Radiermesser tägliche Gebrauchsgegenstände sind? Das Antlitz eines dem bunten Leben längst entfremdeten, am Schreibtisch grau gewordenen Gelehrten? Damit vergleiche man nun, was die Gleichnisse Jesu von seinem äußeren Leben verraten: „Hier redet einer, der die Angst des verirrten Lammes und des gewitterbangen Vogels mitfühlt, und dem Wachstum und Reife der Frucht, Sausen des Windes, Regen und Sonnenschein Bestandteile des eignen Lebens sind. Mit dem Verständnis des Kenners schildert er die Arbeit des Bauern und Handwerkers; er weiß, was ihm frommt und schadet, nimmt teil an seinen Leiden und Freuden.“ Der Mann, der das Evangelium gebracht hat — das zeigt ein Gleichnis wie das unsre zunächst mit aller Deutlichkeit —, ist ein Kind des kleinen, stillen Landstädtchens oder des Dorfes in Palästina gewesen. Wichtiger aber ist, was wir aus einem solchen Wort für das innere Leben dessen erfahren, der es geprägt hat: Wir erkennen aus ihm, wie aus allen Gleichnissen Jesu, einen „klaren und nüchternen Verstand“, der „die gesunden und folgerichtigen Ordnungen und Notwendigkeiten“, die in der Natur herrschen, auch im sittlichen Leben erkennt und sich an ihnen freut, und zugleich eine liebevolle und künstlerische Aufgeschlossenheit auch für das Kleinste, das ihm begegnet. In Gedanken, die das Geschick von Weltall und Menschheit bewegten, hat er Zeit gefunden, nachdenklich und liebevoll dem Sämann zuzusehen, der von seinem bestellten Felde getrost nach Hause geht.

Und weiter lehrt uns das Gleichnis, daß der Kummer aller wandernden Apostel und Propheten, nicht pflegen zu können, was sie gesät haben, auch

[1]) Pirke Aboth (die Sprüche der Väter). Herausgegeben von Strack. Leipzig 1901, S. 39.

Jesu Seele bewegt hat. Der Apostel Paulus hat sich über diese Sorge, die auch ihn gequält hat, mit dem Glauben getröstet: „Ich hoffe, der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollenden bis zu dem Tag Jesu Christi." (Phil. 1, 6.) Jesus hat denselben Trost in der Natur gefunden. Ihm hat die junge, frische Saat, die fern von ihrem Sämann wächst und zu ernteschweren Halmen wird, die Zuversicht gegeben, daß seine Arbeit sich vollenden, die von ihm verheißene Herrschaft Gottes über sündenreine und versöhnte Menschen auch ohne sein Zutun Wirklichkeit werden muß[1]). Dabei trug er — auch das würden wir, wenn wir es nicht aus andern Worten wüßten, aus diesem Gleichnis lernen — die geheimnisvolle und überschwengliche Gewißheit im Herzen, daß *er* es sei, der am Tage der Vollendung Gottes Ernte sammeln werde; und doch hat er sich in Demut beschieden, gar nichts tun zu können, um diese Vollendung zu beschleunigen, ja, nicht einmal ihre Zeit und Stunde zu wissen. So blickt uns sein Bild aus diesem kurzen Worte an, gleich verehrungswürdig um der fröhlichen Zuversicht und um der kindlichen Demut seines Glaubens willen.

Hier ist nun der Punkt, an dem sich auch aus einem so flüchtig gezeichneten und beliebig ausgewählten Beispiel erkennen läßt, daß die geschichtliche Betrachtung des Neuen Testaments in einer Beziehung der gegenwärtigen Religion, namentlich der historisch Gebildeten, besser zu dienen vermag als die herkömmliche, erbauliche. Die geschichtliche Betrachtung hat die religiösen Personen des Neuen Testaments, vor allem die *Person Jesu*, neu entdeckt. An Stelle unpersönlicher göttlicher Orakel zeigt sie uns im Neuen Testament die Gestalten großer, verehrungswürdiger Menschen — freilich ohne Heiligenschein und Himmelsglorie, freilich in vielem uns fremdartig, aber doch Menschen von einer bezwingenden Güte und Demut, Kraft und Freudigkeit, Menschen, bei denen jeder, der Augen hat, sehen muß, daß Religion die Seele adelt.

Als vor siebzig Jahren die geschichtliche Kritik (und jede *geschichtliche* Betrachtungsweise ist zugleich *kritisch*) in dem „Leben Jesu" von David Friedrich Strauß zum ersten Male mit rücksichtsloser Konsequenz auf die gesamte evangelische Geschichte angewandt wurde, ging eine mächtige Erregung durch unser Volk, weil es damals den Anschein hatte, als löse sich diese Geschichte unter der Hand des Kritikers restlos auf in Mythen und Sagen. Heute sehen wir es vor Augen — oder können es wenigstens sehen —, daß das letzte Resultat einer ernsten geschichtlichen Erforschung der Urkunden unsrer Religion kein negatives, sondern ein positives ist. Goethe freilich hat das von Anfang an vorausgesehen. Er sagt:

> Ich bin überzeugt, daß die Bibel immer schöner wird, je mehr man einsieht und anschaut, daß jedes Wort, das wir allgemein auffassen und im besonderen auf uns anwenden, nach gewissen Umständen, nach Zeit- und Ortsverhältnissen einen eigenen, besonderen, unmittelbar individuellen Bezug gehabt hat[2]).

[1]) Vgl. *Heinrich Weinel*, Die Bildersprache Jesu. Gießen 1900.
[2]) Maximen und Reflexionen, VI.

Dieses Goethewort ist das Motto eines neuen, von Professor Joh. Weiß in Marburg herausgegebenen Buches, dessen erste Lieferung vor kurzem erschienen ist, und das den Titel führt: „Die Schriften des Neuen Testaments". Bekannte Führer der jüngeren Generation in der evangelischen Theologie — ich nenne nur Gunkel, Jülicher, Bousset, Baumgarten — bieten hier neben einer neuen Übersetzung eine Erklärung des Neuen Testaments, die versuchen soll, „dem gebildeten und über die Probleme unsrer Religion nachdenkenden Leser ein lebendiges geschichtliches Verständnis der Urdokumente des Christentums zu erschließen. Geschichtlich ist diese Erklärung, weil sie dazu anleiten will, die Schriften und die Persönlichkeiten aus ihrer Zeit und Umgebung zu verstehen; lebendig soll sie sein, weil die Verfasser sich bemühen, das eigenartige, kraftvolle religiöse Leben, das in diesen Büchern einen unübertroffenen Ausdruck gefunden hat, nachzuempfinden und ein Gefühl für seine Größe und Innerlichkeit in dem verständnisvollen Leser zu erwecken" [1].

Unsre oben als Beispiel gegebene Gleichniserklärung hat verschiedene Ausführungen der vorliegenden ersten Lieferung im Auge gehabt und zum Teil wörtlich zitiert.

In diesem Buche wird von berufenen Männern geboten, was uns als notwendig erschienen ist: eine neue Übersetzung und eine gemeinverständliche geschichtliche Erklärung des Neuen Testaments. Ich glaube deshalb, daß es geeignet ist, den Gebildeten der Gegenwart die Schätze des Neuen Testaments zu erhalten, wiederzugewinnen oder neu zu erschließen.

[1] Die Schriften des Neuen Testaments. Neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt von Prof. D. O. Baumgarten, Prof. D. W. Bousset, Prof. D. M. Gunkel, Privatdozent Lic. W. Heitmüller, Privatdozent Lic. Dr. G. Hollmann, Prof. D. A. Jülicher, Privatdozent Lic. R. Knopf, Pastor Franz Koehler, Pastor Lic. W. Lueken, Prof. D. Joh. Weiß. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1905. Erste Lieferung. Preis 1 Mark. Vollständig in 10 Lieferungen zu je 1 Mark.

Eine neue Art, Shakespeare zu spielen.

Von

A. Brandl.

Je mehr Mittel modernster Bühnenkunst aufgeboten werden, um bei der Darstellung Shakespeares die Illusion zu erhöhen — Mittel, an die er nicht gedacht, für die er nie geschrieben haben kann —, desto tiefer und voller ist die Wirkung. Wenn die Meininger zeigten, wie die Volksszenen im „Julius Cäsar" aufzubauen und zu beleben sind, wenn jetzt im Neuen Theater Berlins der Wald im „Sommernachtstraum" mit Wucht und Duft zur Geltung gebracht wird, so nimmt es sich nicht als unorganische, aufdringliche Zutat aus, sondern wie ein Fortschritt im Erfassen des poetischen Kerns. Es ist, als hätte Shakespeares Phantasie dem Realismus späterer Jahrhunderte vorgegriffen und mit einer Kraft der Verlebendigung gearbeitet, die unsern Bühnentechnikern die größten Aufgaben stellt. Darum denkt kein vernünftiger Theatermann daran, seine Aufführungen auf die dürftige Holzschnittmanier des 16. Jahrhunderts zurückzuschrauben, wenn auch gelegentlich ein rückständiger „Kenner" die Vorteile des durch keine Dekorationen beengten Dichterwortes anpreist; sondern es gilt der Grundsatz: für Shakespeare ist die zauberhafteste Versinnlichung gerade gut genug.

Da mag wohl auch an einige Vorzüge des alten Shakespeareschen Theaters erinnert werden, die im 17. Jahrhundert, als die heutige Opernbühne aufkam, vergessen wurden und sich um so eher der Beachtung empfehlen, als Shakespeare seine Stücke sorgsam dafür eingerichtet hat. Sein Bretterboden sprang bis in die Mitte des Parterres vor; als im Jahre 1599 das Fortuna-Theater gebaut werden sollte, möglichst nach dem Muster von Shakespeares Globus-Theater, erhielt der Kontrakt die ausdrückliche Bestimmung: the stage . . . in breadth to extend to the middle of the yard of the said house. Wie günstig war es für einen Schauspieler, der einen Monolog zu sprechen hatte, wie etwa „Sein oder nicht sein" oder den Fluch des Lear, wenn er in das Zentrum des Hauses vortreten konnte, um jeden Laut, jede Geste plastisch und aus der Nähe zur Wirkung zu bringen! Auch

für synoptische Darstellung war in einer Weise gesorgt, die wir gar nicht kennen. Auf der rückwärtigen Hälfte der Bühne stand nämlich nicht bloß ein Balkon, wie in veralteten Shakespeare-Büchern zu lesen ist, sondern da erhob sich auf Säulen ein oberes Stockwerk, das im Schwanentheater von 1596 eine Front von sechs Fenstern hatte und bald als die Zinnen einer Stadtmauer ausgestattet wurde, bald als die Privatgemächer eines Palastes oder als eine Galerie für Geistererscheinungen u. dgl. Das erlaubte z. B. in „Romeo und Julia" die Nachtszene, wo die Heldin das Gift nimmt, mit einer Vollkommenheit zu spielen, wie sie heute kein Regisseur erreicht. Es ist Abend — die Zeit wird in diesem Drama von südlicher Leidenschaft mit charakteristischer Sorgsamkeit markiert. Oben betritt Julia, von der Beichte scheinbar getröstet zurückkehrend, ihr Zimmer; Verzweiflungsmonolog: Gifttrinken; Einschlafen. Unten bereitet Mutter Capulet mit der Amme und „zwanzig Köchen" geschäftig das Hochzeitsmahl. Um drei Uhr gesellt sich Vater Capulet dazu, scherzt und drängt zur Eile — ahnungslos, daß oben sein Kind im Scheintod liegt. Es wird Morgen; die Mutter sendet die Amme hinauf, um Julia zu wecken; der Jammer der Dienerin zieht die Eltern in das Schlafzimmer. Oben herrscht Entsetzen — unten, auf der Straße vor dem Palaste, zieht der Bräutigam auf, mit Musikanten; in Freuden will er die Braut zur Kirche geleiten. Welcher Widerstreit der Stimmung auf beiden Schauplätzen! Wie ergreifend dann Vater Capulets Aufklärung: „O Sohn, die Nacht vor deiner Hochzeit buhlte der Tod mit deiner Braut." Die Trauernden und den Unglückspalast birgt der zusammenschlagende Vorhang; davor bleiben die Musikanten allein auf der Straße stehen, stecken ihre Instrumente ein, bringen uns durch Clownsscherze wieder ins Gleichgewicht. All das läßt sich der heutige Regisseur entgehen, obwohl es für seinen Direktor Ruhm und Gold bedeuten würde. Im Deutschen Theater sah ich alles gestrichen, was zwischen Julias Gifttrinken am Abend und den Weckversuchen der Amme am Morgen liegt. Der Gegensatz zwischen den fröhlichen Hochzeitsvorbereitungen unten und der Brautleiche oben entfällt. Daß die Nacht verstreicht, wird nur durch das Niedergehen des Vorhanges für eine Minute markiert. Doch Direktor Brahm machte mich darauf aufmerksam, daß eine Kerze neben Julias Bett, die vor dem Niedergehen des Vorhanges lang war, nach dessen Emporgehen nur mehr als Stümpfchen dastand. Vive la bagatelle! Das Schönste aber kam jetzt, am Morgen: der Bräutigam mit all seinen Musikanten trat in das Schlafzimmer der Braut, die noch im Bette lag. Wo in allen Weltteilen und Jahrhunderten war das Sitte? Besonders wohlangebracht nahmen sich nachher die Scherze der Musikanten im Totenzimmer aus. Shakespeares Regisseur vor dreihundert Jahren verstand sich auf sein Handwerk besser.

Wer in diesen Punkten das gute Alte wieder zu Ehren bringen will, muß freilich erst mit dem Zimmermann reden, muß probieren, wie sich ein Bühnenvorsprung und ein oberes Stockwerk auf der Bühne ausnehmen, muß Geschmack in seinen Apparat und auch Geld in seinen Beutel tun. Aber ein andrer Punkt, in dem das Shakespearesche Theater dem unsern künstlerisch

überlegen war, ist ohne Auslagen und Umstände durchzuführen. Es ist die Vermeidung der Pause.

Als vor einigen Jahren unter Erich Schmidts Ägide die Vorlesungen des „Urfaust" begannen, war man verwundert, wie mit so einfachen Mitteln, bloß durch das jugendfrische Wort des Dichters im Munde berufener Sprecher, eine so erschütternde Wirkung zu erzielen war. Die Gesichter der Schauspieler erglühten vor innerem Feuer, die Zuhörer wurden windelweich, zwei Stunden verflogen wie eine. Denn es gab keine Unterbrechung. Nur mit der inneren Illusion wurde gearbeitet, aber sie wurde nie gestört. Ebenso gab es auf Shakespeares Bühne weder Akt- noch Szenenpause. Wir ersehen dies aus den ältesten Originalausgaben; noch in der Folio von 1623 sind „Romeo", „Antonius und Kleopatra" und viele andre Stücke ohne Akt- und Szenenabteilung schlichtweg gedruckt; die Absätze in unsern modernen Shakespeare-Drucken rühren von späteren Herausgebern her. Wir erschließen es ferner aus der Zeit, die ein Stück zu dauern pflegte: „zwei kurze Stunden" nahm die Aufführung von „Heinrich VIII." in Anspruch (Prolog, S. 13); da war kein Absetzen möglich. Hauptsächlich aber spüren wir es an der Vorsicht, mit der Shakespeare, so oft ein Wechsel der Dekoration nötig wurde, dafür sorgte, daß inzwischen einige Minuten, unter Umständen auch eine oder zwei Szenen, vor dem Vorhang spielten. Darin lag nämlich die eigentliche Schlauheit: der Vorhang hing nicht vor der ganzen Bühne, sondern in der Mitte der Bühne. In der einen Abbildung, die wir vom Innern eines Elisabethanischen Theaters besitzen, in der des Schwanentheaters 1596, kann der Vorhang, dessen Existenz durch viele Anspielungen gesichert ist, nur vor dem Doppel-Stockwerk gehangen haben, das, wie gesagt, auf der hinteren Bühnenhälfte stand, ja, sie nahezu ausfüllte. Davor war Platz genug für große Volksszenen. Die offene Straße war da gedacht, oder ein Schlachtfeld, oder Wald und Heide, irgendein unbestimmtes Lokal, niemals aber eine Dekoration, außer etwa ein tragbarer Stuhl. Tote, die hier fallen, müssen unter Angabe eines Grundes oder Modus im Texte des Stückes hinausgetragen werden. Hinter dem Vorhang aber wurde gespielt, was sich an bestimmter Stätte zwischen vier Wänden abwickelte. Tote konnten da liegen bleiben, z. B. Paris in „Romeo"; Dekorationen gab es da genug, z. B. Bett, Eß- und Kneiptisch, Sitzungsmöbel, Thron, Traualtar, Hexenkessel. In einem Lustspiel von W. Percy um 1600 sind als „properties" vorgeschrieben: ein Ziegelofen, eine Faunshütte, eine hohle Eiche, ein Brunnen mit Eimer, eine Rasenbank; und nur dann dürfen Zettel dafür angebracht werden, wenn sich zu viele Leute auf die Bühne gedrängt haben (Shakespeare-Jahrbuch, Bd. 48, S. 233). Es war eine richtige Illusionsbühne, und sie war um so wertvoller, als sie, dank der illusionslosen Vorderbühne, keine Verwandlungspausen erheischte. Wenn aber in unsern Theatern ein Shakespeare-Stück, namentlich ein Königsdrama mit häufigem Bildwechsel, dargestellt wird, so hört ungefähr nach jeder Viertelstunde das Spiel auf, das Licht wird abgedreht, Maschinenarbeit geht vor sich, und inzwischen irrlichtelieren die Geister der Zuschauer. Nach dem zweiten oder dritten Akte geht sogar die Gesellschaft zum Biere, redet

und lacht und kehrt ganz zerstreut zurück. Eine volle Wirkung ist da nicht mehr zu erwarten. Es ist ein großer Beweis für Shakespeares Genie, daß Dramen wie „Romeo" und „Othello", die uns genau die Zeit vorrechnen und streng darauf komponiert sind, uns niemals aus der leidenschaftlichen Erregtheit zum Bewußtsein kommen zu lassen, trotz solcher Zerbrechung in der Mitte nicht abfallen.

Nicht jede Pause ist unkünstlerisch. Das griechische Trauerspiel hat sie sogar zu einem Grundpfeiler seiner Kunst gemacht, indem es den Chor darauf verlegte, durch den wir inmitten der heroischen Begebenheiten aufatmen, rasten und in Schicksalsbetrachtung erstarken. Die Oper im 17. Jahrhundert hat sie mit Musik ausgefüllt; sie besaß daher das Recht, den Vorhang von der Mitte der Bühne an deren Vorderwand zu verschieben, wie es der Theatererbauer Inigo Jones in London seit der Rückkehr der Stuartkönige aus Paris tat, um beträchtliche Zeiträume für den Wechsel der Versatzstücke vorzusehen. Nach der Gepflogenheit dieser Opernbühne, die bis zum heutigen Tage bei uns das Monopol hat, sind viele neuere Dramen eingerichtet, so daß ein Akt eine gewisse Rundung und Abgeschlossenheit in sich birgt. Schillers „Tell" ist ein Hauptbeispiel dieser Gattung; auch die meisten Schauspiele unsrer Romantiker und gemäßigten Realisten gehören ihr an; es war nur folgerichtig, daß sie bis vor einigen Jahrzehnten mit Zwischenaktsmusik aufgeführt wurden, und da sie hierfür gedacht und gedichtet sind, sollte man sie ihnen eigentlich nicht rauben. Shakespeare hat ein ganz andres Verhältnis zur Pause. Er verwendet sie nur in wenigen episch gearteten Dramen, um große Zeitabstände zu markieren. In „Heinrich V." tritt zwischen je zwei Akten ein Prologredner auf, um uns zu sagen: jetzt segelt der König nach Frankreich — er steht vor Agincourt — er segelt nach England zurück. Im „Wintermärchen" erscheint die Zeit und kündet uns, daß die gleich nach der Geburt ausgesetzte Prinzessin von Sizilien zur Jungfrau herangewachsen ist. In „Romeo und Julia" ist der Prologspruch vor dem zweiten Akte vielleicht echt, fehlt aber vor jedem folgenden Akte; ja, die weitere Handlung ist so konzentrisch aufgebaut, mit der fieberhaften Leidenschaftlichkeit des Südens und mit häufigen Zeitangaben, daß wir nicht einen Augenblick aus der Schwüle herauskommen dürfen; denn ein nüchternes Besinnen könnte leicht der Wahrscheinlichkeit des Ganzen gefährlich werden. Noch fester werden wir im „Othello" in atemloser Spannung gehalten; sind doch die Verdachtsgründe der Eifersucht so schwach! Damit wir dennoch von Zeit zu Zeit eine Erholung und neue Empfänglichkeit für tragische Dinge gewinnen, hat Shakespeare mit großer Kunst bald lyrische, bald komische Einlagen angebracht: die Scherze mit der Amme und den Musikanten, die Lieder von Nachtigall und Lerche und von der Weide. Eine Pause ist hier überflüssig und schädlich; sie bricht der Illusion das Rückgrat; sie ist äußerst unkünstlerisch. In den Tragödien mit loserer Komposition, zu denen „Hamlet" und „Lear", besonders aber die Königsdramen gehören, sind bei modernen Aufführungen die Szenenpausen wegen ihrer Häufigkeit am gefährlichsten. Sie zerlegen die ohnehin lockeren Stücke oft in eine Reihe Tableaux. Trotz einschneidender Kürzungen wird das Spiel auf vier Stunden ausgedehnt,

und trotz der vierstündigen Bemühung bleibt der Fluß der Handlung leicht unklar. Ein „Hamlet“ in „zwei kurzen Stunden“, Schlag auf Schlag vorgeführt — wie anders würde er wirken!

Probieren geht über Studieren. Das Großherzogliche Hoftheater in Weimar wird beim diesjährigen Shakespeare-Tag am 29. April einen Versuch mit der pausenlosen Darstellung eines Shakespeare-Stückes wagen. Alle Bühnenfreunde sind hierzu willkommen geheißen; den Mitgliedern der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft werden die gewohnten gastlichen Veranstaltungen des Großherzoglichen Theaters am Abend ihres Jahresfestes bereits in angenehmer Erinnerung sein. Das Experiment soll mit „Richard II.“ gemacht werden. Die Wahl hat mein lieber Freund Josef Kainz getroffen, der mit Lust auf den Plan einging und sich erbot, eigens von Wien nach Weimar zu kommen, um die Titelrolle zu spielen. Denn nichts sei bei der gegenwärtigen Bühnenpraxis für den Darsteller so lästig und nervengefährlich wie die häufigen Pausen: sie brächten ihn oft noch mehr aus der Stimmung als den Zuschauer. Die späten Ostern machten dies Jahr eine Verschiebung des Shakespeare-Tages notwendig, und darüber haben wir Kainz verloren; aber Wieke aus Dresden ist tapfer für ihn eingetreten, und die Künstlerschar Weimars hat ihr Können dem neuartigen Unternehmen mit Eifer zugewendet. Von vornherein wurde der Grundsatz aufgestellt: keine nennenswerten Auslagen für Architekten, Tischler und Maler. Weimar besitzt nicht eine Drehbühne, wie sie München durch Lautenschläger und v. Possart gewonnen hat; aber noch vollständiger als durch diesen kostspieligen Apparat sollen die Pausen beseitigt werden durch einfache Anbringung eines Mittelvorhanges zwischen der zweiten und dritten Kulisse und eine Spielordnung, von der einige Proben in genauerer Einzelbetrachtung folgen mögen.

Diese Spielordnung ist Shakespeares eigenes Werk und braucht nur aus den Andeutungen im Texte herausgeschält zu werden. So gut wie alles, was in unsern Ausgaben von Bühnenanweisungen und Ortsangaben über den Szenen steht, ist dabei schlankweg zu vergessen; denn es rührt erst von den Herausgebern des 18. Jahrhunderts, besonders von Cappell, her. Aber da Shakespeare seine Dramen mit Rücksicht auf die Theaterkasse nicht in den Druck gab, also den Schauspielern nicht öffentliche Vorschriften machen konnte, zwang er sie desto sorgsamer durch den Wortlaut seiner Verse, das auf der Bühne zu sein, was er wünschte. Es war sein Schutz gegen Willkür und Torheit der Darsteller. Achtet man beim Lesen auf diese Winke, so staunt man, wie er, der hochfliegende Dichter und Denker, zugleich unausgesetzt das praktische Szenarium vor Augen hatte und hiermit die ganze Handhabung des Vorhanges. Gehen wir auf den Anfang von „Richard II.“ ein. Der König mit seinem Gefolge zieht nicht auf, sondern sitzt, sobald der Vorhang weggezogen wird, bereits auf dem Thron und wendet sich an einen der Großen mit der Frage: „Johann von Gaunt, hast du hierher gebracht . . . deinen kühnen Sohn?“ Er versucht, Bolingbroke zur Nachgiebigkeit gegen Mowbray zu bewegen; da es mißlingt, ladet er beide nach Coventry zum Turnier und schließt: „Lord Marschall, laßt das Heroldsamt der Waffen die Führung

dieser innern Unruh' schaffen." Er geht nicht ab, sondern der Vorhang fällt zu; nur ein Ausschnitt der Audienz ist uns gezeigt worden. — Ganz anders kehrt dann Gaunt wieder; er eilt nach Coventry und spricht, schon im Abreisen, rasch mit einer Herzogin über eine Untat des Königs; „leb wohl," ist' sein Schlußwort, „nach Coventry muß ich," — so geht er vor unsern Augen ab. Die Szene mit ihrem ganz unbestimmten Hintergrund ist vor dem Vorhang gedacht, als ein flüchtiges Intermezzo. Sie hat den inneren Zweck, uns den hinterhältigen Charakter des Königs zu schildern, und den äußeren, für die Verwandlung der Dekoration hinter dem Vorhang Zeit zu schaffen; denn die nächste Szene spielt vor der Stadt Coventry in glänzender Turnierversammlung. Sobald der Vorhang verschwindet, geben uns ein paar Sätze des Lord Marschall Gelegenheit, dies Bild zu genießen. Dann zieht der König mit Gefolge ein — wir wissen, welche großen Summen die Theaterdirektoren der Shakespeare-Zeit auf reiche Kostüme verwendeten. Turnier zwischen Bolingbroke und Mowbray, mit Lanzen und wohl gar zu Pferde; unterbrochen durch den König; Verbannung beider; Vorhang zu, ohne daß der König abzieht. Doppelt vereinsamt und traurig bleibt auf der Vorderbühne der verbannte Bolingbroke mit seinem Vater zurück, zu elegischem Abschied. So weit der erste Akt nach heutiger Abteilung. Spielt man ihn mit Shakespeareschen Vorhangbehandlung, so wirkt er nicht bloß konzentrischer, sondern es treten auch die Hauptszenen mehr ins Licht, die bloßen Sympathieszenen natürlicher in den Schatten; der Zuschauer kann rasten, ohne daß ihn Pausen zur Zerstreutheit veranlassen.

Zweiter Akt. An den schweren Abschied Bolingbrokes vom Vater reiht sich unmittelbar ein leichtfertiges Gespräch des Königs mit seinen Günstlingen. Mitten im Reden kommt er mit ihnen aus der Kulisse; „gehen wir . . . wir eilen," sagt er beim Abgehen. Dann Vorhang weg: Gaunt in seinem Palast auf dem Krankenstuhl; seine Mahnrede an den König; sein Tod; der König legt Hand auf seinen Besitz und geht ab. Die zurückbleibenden Freunde Gaunts planen Aufstand und gehen hinaus. Oberes Stockwerk: Gemächer der Königin, die sich mit den Günstlingen bespricht; unserm heutigen Mangel an einer Oberbühne ist hier leicht abzuhelfen, indem man die vorangehende Aufstandplanung vor den Vorhang verlegt. Dann Lagerszenen, ohne konkrete Lokalandeutungen, also vor dem Vorhang; die Königlichen auf der einen Seite, die Leute Bolingbrokes auf der andern — bei Shakespeare eine ungemein häufige Teilung, namentlich im Schlußakt von „Richard III." unvermeidlich, wo sogar die offenen Zelte der schlafenden Gegner Richard und Richmond, das eine rechts, das andre links, gleichzeitig zu sehen sind. Offene Hauptszene: der König in Schloß Flint, das in voller Mächtigkeit zu sehen ist; anfangs steht er oben, später steigt er hinab in die Gewalt der Aufrührer; indem er abgeführt wird, geht der Vorhang zu. Sympathieszene: Königin und Gärtner im Freien vor dem Vorhang. Inzwischen wird dahinter die Westminster-Halle vorbereitet, in der der ganze vierte Akt spielt, die Abdankung Richards. Beachtenswert ist dabei, wie alle Szenen, in denen die Handlung durch Hauptpersonen fortschreitet, bei aufgezogenem Vorhang und

vor Dekoration gedacht sind. Was dazwischen liegt, würde in der griechischen Tragödie teils durch Botenbericht, teils durch Chorgesang ersetzt werden. Abtönung muß sein, und sie ist bei Shakespeare durch Rast für das Auge allein besser erreicht als in unsern Theatern durch Unbeschäftigkeit von Auge und Ohr zugleich.

Der Schlußakt zeigt einige besondere Feinheiten. Shakespeare brauchte drei Szenen mit Dekoration: Bolingbroke, als neuer König auf dem Thron, muß von Aumerles Verschwörung erfahren; Richard im Kerker wird umgebracht; Bolingbroke, wieder auf dem Thron, verfällt in Schwermut und Sühnegedanken. Jeder dieser Hauptszenen mußte er einige Aktion vor dem Vorhang vorangehen lassen. Die Gefängnisausstattung war offenbar einfach; zu ihrer Anbringung genügten einige Minuten, in denen sich der Mörder vor dem Vorhang uns vorstellt; zu ihrer Entfernung ist vollends nur ein Renemonolog des Mörders vor dem Vorhang angehängt. Der ersten Thronszene mit Bolingbroke aber ist eine ziemlich gewichtige Zwischenszene vor dem Vorhang vorangeschickt, worin der Herzog York in seinem Privatpalast zunächst die Londoner Vorgänge teilnahmsvoll seiner Frau erzählt, dann die Verratspläne seines Sohnes Aumerle erfährt und sofort nach seinen Stiefeln, seinem Pferde ruft, um als loyaler Warner zum Könige zu eilen. Nötig ist hierbei eine Dekoration nicht; auch kann sie zur Stimmung der Szene nichts beitragen, wie das in Thron- und Gefängnisszenen der Fall ist; dennoch wäre zu erwägen, ob für solche Zwischenszenen mit bekannter Lokalität nicht ein Illusionsvorhang sich empfähle, der hier als Schloßzimmer bemalt sein müßte. In mancher Hinsicht sind wir ohne Zweifel verwöhnter als die verwöhntesten Engländer vor dreihundert Jahren, und da die Aufführungen Shakespeares ja nicht kahler, sondern mit allen verfügbaren Mitteln, mit modernen und alten, wirksam gemacht werden sollen, wäre solchen Wünschen möglichst entgegenzukommen. Aber derlei Einzelheiten sind spätere Sorgen. Was in Weimar am 29. April zunächst in Frage steht, ist die Pause. Sollte sich ihre Abschaffung bei Shakespeare im wesentlichen als empfehlenswert herausstellen, so gibt es gescheite Praktiker genug, die für das Weitere Rat finden werden.

In England hat man seit sechs Jahren Versuche gemacht, bei Stücken der Elisabethzeit irgendwie die Pause auszuschalten. Ein reicher Privatmann bei London ließ in seinem Garten das Schwanentheater von 1596 nachbauen, genau bis auf das Strohdach; aber das Vorhanggesetz entging ihm, und so fanden die Zuschauer bei den Aufführungen keinen Vorteil gegenüber der herkömmlichen Bühne heraus. Der unternehmende Theaterdirektor Beerbohm Tree ersann eine Art synoptischer Bühne; da steht z. B. links zwischen Säulen ein Königsthron; kaum ist hier eine Szene gespielt, so dreht sich die Gesellschaft in die Mitte der Bühne, wo sofort eine Schlacht stattfindet, und dann auf die rechte Seite unter ein Dach, um ein Privatgespräch darzustellen. So sah ich im August 1903 Marlowes „Eduard II." in Oxford aufführen. Die Pausen waren beseitigt, zu großem Nutzen für die Einheitlichkeit und ohne sonderlichen Schaden für die Verständlichkeit des Ganzen. Aber es war nicht die Technik Shakespeares, sondern die der mittelalterlichen Weihnachts-

und Passionsspiele; den Hauptszenen fehlte die kräftige Dekoration und Illusion, den Nebenszenen jegliche Abstufung, und wie der Dichter das Kommen oder Gehen der Personen vorgeschrieben hatte, blieb oft in flagranter Weise unbeachtet. Neuestens haben amerikanische Universitäten das Problem aufgegriffen; sie scheinen dem richtigen Sachverhalt um so viel näher gekommen zu sein, als sie, was das Studium der älteren englischen Dicht- und Sprachwerke betrifft, dem konservativen England voranstreben. Unsre deutschen Theater haben den Ruhm, Shakespeare am meisten zu spielen und ihn volkstümlich gemacht zu haben, wie es bei keinem Volke ein ausländischer Dichter jemals war; es ist ein Zeichen nicht für schwaches Nationalgefühl, sondern für starke Kunstfreude; so dürfte hinreichend Boden bei uns vorhanden sein, die Kunstmäßigkeit Shakespeares nach einer neuen Seite hin zur Anschauung und Geltung zu bringen.

Die akademische Freiheit der Studenten.

Von

Hans Paalzow.

I.

Während der letzten Wochen hallte ganz Deutschland wider von Erörterungen über die akademische Freiheit. In den Zeitungen, im Parlament und an allen Stammtischen, besonders aber in den Gesprächen der jungen und alten Akademiker war davon die Rede. In der Tat ist die Bewegung, die jetzt die deutschen Universitäten und technischen Hochschulen ergriffen hat, ein vorher nicht dagewesenes Schauspiel, das die Frage nahelegt: *Was ist unter akademischer Freiheit der Studenten zu verstehen?*

Es sind ganz verschiedene Dinge, die es sich gefallen lassen müssen, jetzt mit diesem Namen bezeichnet zu werden. Da ist zunächst das *Sonderrecht* der Studierenden, oder sind vielmehr die kümmerlichen Reste der akademischen Gerichtsbarkeit und der sonstigen Privilegien, die sich in unsrer Zeit der Gleichheit aller vor dem Gesetz noch erhalten haben. In früheren Jahrhunderten war die Universität eine Welt für sich, mit eigenem Recht und eigener Verfassung. Heute ist bei uns in Preußen im Grunde nur noch *eine* sonderrechtliche Vorschrift zu nennen, die eine größere Bedeutung für die Studenten hat, nämlich die Bestimmung, daß Freiheitsstrafen bis zu zwei Wochen, und zwar ebenso Haft- wie Festungs- und Gefängnisstrafen, auf Antrag der gerichtlichen Vollstreckungsbehörde im akademischen Karzer verbüßt werden können. Ob diese Vorschrift nicht dem Strafgesetzbuch, also dem Reichsrecht zuwiderläuft, ist bestritten. Ferner ist aber auch ihre innere Berechtigung sehr zweifelhaft. *Gneist* und *Windthorst* haben sie im Jahre 1879 gegen lebhaften Widerspruch mit knapper Mehrheit durchgesetzt, und wenn es einmal zu einem Reichsgesetz über den Strafvollzug kommen sollte, wird sie sicher aufgehoben werden. Sie gilt übrigens nur für die Studierenden der *Universitäten*. Schon damals, als die Vorschrift gegeben wurde, wies man auf den Widerspruch hin, der darin liege, daß man den Studierenden der Universitäten dies Privileg gewähre, den Studierenden der

technischen Hochschulen aber nicht, daß bei einem Konflikt mit dem Nachtwächter der eine Bruder, der das Polytechnikum besuche, „mit der unsaubersten Klasse von Gefangenen zusammen eingesperrt werde", wie Gneist sich ausgedrückt hatte, der andre Bruder dagegen, ein Student der Universität, auf den Karzer wandere. Dieses Vorrecht ist nicht ohne praktische Bedeutung, denn die Kriminalität der Studenten ist, wie die Statistik beweist, leider ziemlich groß. Besonders häufig sind die Verurteilungen wegen Beleidigung und wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt.

Zu den nicht rechtlichen, aber tatsächlichen Privilegien ist die Freiheit zu rechnen, deren die Schlägermensuren sich erfreuen. Zwar steht ausdrücklich in den Vorschriften für die Studierenden, daß auch wegen Schlägermensuren disziplinarisch eingeschritten werden soll; trotzdem werden sie von verschiedenen Universitätsbehörden im Einvernehmen mit der Polizei entweder ganz allgemein oder doch an bestimmten Tagen der Woche stillschweigend geduldet.

Der jetzige Streit um die akademische Freiheit hat jedoch mit studentischen Sonderrechten nichts zu tun. Und ebensowenig mit der Lernfreiheit, wenn auch behauptet wird, daß die Rechte, welche die Studenten jetzt für sich in Anspruch nehmen, wie das unbeschränkte Recht freier Meinungsäußerung, aus der Lernfreiheit ohne weiteres folgen.

Worin besteht die Lernfreiheit? Sie bezieht sich zunächst auf die Auswahl und Reihenfolge der Vorlesungen. Sie ist ferner die Freiheit in der Auswahl der Lehrer und endlich die Freiheit in der Wahl der Universität. Die Lernfreiheit, die mit der Lehrfreiheit der Professoren und Dozenten in einem gewissen Zusammenhange steht, erleidet eine Reihe von Beschränkungen, einerseits durch die an der Universität geltenden Vorschriften, anderseits durch die Prüfungsordnungen. An den technischen Hochschulen ist ein ganz spezieller Studienplan vorgeschrieben; hier ist deshalb die Lernfreiheit erheblich geringer als an den Universitäten.

Bei dem gegenwärtigen Streit dreht es sich um ein Stück der studentischen Lebensfreiheit. Diese Lebensfreiheit der Studenten ist kein Recht im juristischen Sinne, sondern ein Ausfluß der allgemeinen natürlichen Freiheit des Handelns. Die natürliche Freiheit der Studenten, ihr Leben nach ihrem Gefallen einzurichten, wird geregelt durch die Selbstzucht und Selbstkontrolle des einzelnen. Sie findet ihre Grenze in den staatlichen Verbotsgesetzen, vor allem aber in der akademischen Disziplin, welche die Aufgabe hat, Ordnung, Sitte und Ehrenhaftigkeit unter den Studierenden zu wahren. Wo heutzutage Beschwerde darüber geführt wird, daß die akademische Freiheit von der Regierung angegriffen oder unzulässig beschränkt werde, da handelt es sich fast immer um Fälle der akademischen Disziplin, bei denen die Disziplinarbehörde es für geboten hält, gegen gewisse Handlungen der Studierenden einzuschreiten, während diese hierin eine unzulässige Verletzung ihrer Freiheit erblicken.

Die Lebensfreiheit der Studierenden ist also etwas rein Negatives: die Freiheit vom Zwange. Der Zustand, in dem der Student lebt, wird nur infolge eines Kontrastes von ihm als ein freier empfunden. Die Schulzeit mit ihrem Zwange liegt hinter ihm. Auf der Schule durfte er nicht nach

Belieben arbeiten oder feiern, sondern hatte von einem Tag zum andern bestimmte Aufgaben zu erledigen. Auch außerhalb des Unterrichts war er in seiner freien Bewegung sehr fühlbar eingeschränkt, nicht nur in bezug auf das Tabakrauchen an öffentlichen Orten, den Besuch von Wirtschaften und Konditoreien und das Tragen von Siegelringen; er mußte auch um neun Uhr zu Hause sein. In der Schule herrschte strenge Disziplin; die Schüler wurden als Unerwachsene behandelt. Das alles ändert sich, wenn der junge Mann auf die Hochschule zieht. Er kann ins Kolleg gehen oder schwänzen, er ist in seiner ganzen Lebensführung so gut wie gar nicht eingeengt. Er ist frei von jedem Zwange. In dieser Luft der Freiheit soll er sich eine freie Bildung und Gesinnung erwerben und zu einer freien sittlichen Persönlichkeit sich ausbilden.

Der Kontrast besteht aber nicht nur zwischen Schulzeit und Studentenzeit, sondern auch zwischen den Studentenjahren und dem späteren Leben, dem sogenannten Philisterium. Dies beschwert den alten Burschen mit einer Reihe von Pflichten, denen er sich nicht beliebig entziehen kann, und gewährt ihm nicht dasselbe Maß von sozialer Freiheit.

Wenn man in früheren Zeiten von akademischer Freiheit der Studenten sprach, so dachte man in erster Linie an die Freiheit des „Raufens, Saufens und Faulenzens". Wie eigenartig mutet uns die Definition an, die Schleiermacher von der studentischen Freiheit gibt:

Auf der Straße leben und wohnen auf antike Art; sie mit Musik und Gesang, oft ziemlich rohem, erfüllen wie die Südländer; schlemmen wie der Reichste, solange es gehen kann, oder einer Menge von Bequemlichkeiten bis zu zynischer Unordnung entsagen wie der Ärmste, ohne eines von beiden zu sein; die Kleidung aufs sorgloseste vernachlässigen oder mit zierkünstlerischer Aufmerksamkeit eigentümlich daran schnörkeln; eigene Sprachbildung, eigene, geräuschvolle Arten, Beifall oder Tadel zu äußern, und ein vorzüglich auf diese ungestörte Mannigfaltigkeit sich beziehender, gewissermaßen öffentlich eingestandener und gestatteter Gemeingeist, dies ist unstreitig das Wesen der studentischen Freiheit.

Wie sehr haben sich die Verhältnisse seitdem geändert! Wer wäre wohl imstande, nach dieser Beschreibung den deutschen Studenten der Gegenwart wiederzuerkennen? Wohl hat auch der heutige Student noch ein lebhaftes Standesbewußtsein. Aber die besondere Tracht ist — abgesehen von den bunten Mützen und Kneipjacken — ganz verschwunden, und eine besondere Studentensprache gibt es kaum noch. Trotzdem gibt es noch heute eine besondere studentische Sitte, die auch von den Behörden und vom Publikum respektiert wird, wenn sie mit Humor und ohne Bosheit einherschreitet und die Karnevalsstimmung das ganze Jahr hindurch sich bewahrt; sie ist noch so fröhlich wie einst, aber nicht mehr so barock. Im Jahre 1846 schrieb Eduard Zeller über das akademische Leben:

Gerade das, was die sonstige Sitte fordert, wird hier oft recht ausdrücklich und absichtlich vernachlässigt, was sie verbietet, mit Vorliebe aufgesucht; wo sie die andern bindet, da will sich der Student durch ihre Verhöhnung seiner Freiheit bewußt werden; bei Dingen, die sie freistellt, liebt er es, sich pedantisch in die wunderlichen Formen seines Komments einzuschnüren; das Wesen der akademischen Bräuche besteht großenteils in nichts weiterem als im systematisierten Widerspruch gegen die natürliche Ordnung der Dinge, im komischen Pathos einer konsequent durchgeführten Grille.

Auch diese Schilderung trifft nicht mehr zu. Der deutsche Student der Gegenwart ist in seiner äußeren Erscheinung wie in seinem ganzen Wesen von andern gebildeten jungen Leuten kaum noch zu unterscheiden; seine Sitten sind milder geworden. Begeht er einmal eine Ausschreitung, so nimmt er die Strafe dafür willig auf sich. In dieser Beziehung fühlt sich die Studentenschaft durch das Vorgehen der akademischen Behörden nicht beschwert.

Was heute der Student im Namen der akademischen Freiheit für sich reklamiert, ist etwas Höheres und Edleres: er will einen gewissen Anteil am öffentlichen Leben, wenigstens in studentischen Angelegenheiten und innerhalb des Rahmens der Hochschule; er verlangt für sich das Recht freier Meinungsäußerung und freier Verbindung mit Studierenden andrer Hochschulen.

Als Subjekt dieses beanspruchten Rechtes ist zunächst der einzelne Student als Individuum ins Auge zu fassen; hierbei ist auch die Frage nach dem Verhältnis der Studierenden zur Politik zu erörtern. Weiter kommen als Subjekte aber in Betracht die studentischen Vereine; das führt zu einer Betrachtung der studentischen Vereine und Verbindungen, besonders derjenigen, die eine gewisse Fühlung zum öffentlichen Leben haben, zu denen auch die katholischen Verbindungen und Studentenvereine gehören. Endlich ist noch zu reden von den studentischen Ausschüssen, von den Gesamtvertretungen der Studentenschaft, die an einer Reihe von Hochschulen ins Leben gerufen sind.

Ich habe bisher meist schlechthin von Hochschulen geredet und darunter neben den Universitäten namentlich auch die technischen Hochschulen verstanden. Denn die Unterschiede zwischen den verschiedenen Arten von Hochschulen sind mehr und mehr im Schwinden. Früher hielten die Universitäten die technischen Hochschulen, die sich erst im Laufe der letzten hundert Jahre von bescheidenen gewerblichen Lehranstalten zu ihrer jetzigen Bedeutung entwickelt haben, nicht für ihresgleichen; es bestand tatsächlich auch ein erheblicher Unterschied zwischen beiden Kategorien von Hochschulen. Seitdem die technischen Hochschulen aber das Promotionsrecht erhalten haben und Professoren technischer Hochschulen im preußischen Herrenhause sitzen, halten diese jüngeren Schwestern sich den älteren für gleichberechtigt, ja, vielleicht sogar noch für etwas Besseres. Denn wer kann gegen Gott und die Technik? Die technischen Wissenschaften stehen nach der Meinung ihrer Jünger heute viel mehr im Vordergrunde als die übrigen. Auch in dieser Beziehung ist die jetzige studentische Bewegung interessant. Von der Universität Jena ging das Bestreben aus, die katholischen Verbindungen zu unterdrücken. Von hier sprang die Bewegung nach den technischen Hochschulen in Hannover, Braunschweig, Charlottenburg und Aachen über, und auch Karlsruhe und Darmstadt ließen sich vernehmen.

Noch im Jahre 1901 schrieb Theobald Ziegler, er habe in Charlottenburg bei der Jubelfeier vom 19. Oktober 1899 in den studentischen Kommersreden den Ton der Freiheit vermißt, wie es denn mit der ganzen Entwicklung der technischen Hochschulen zusammenhänge, daß ihre Studenten nicht in derselben Weise frei studierten wie die der Universitäten. Wirklich ist die akademische Freiheit auf dem Boden der technischen Hochschulen nicht allzu alt. Professor Bornhak behauptet sogar in seinem Buche über die Rechts-

verhältnisse der Hochschullehrer in Preußen, daß die Freiheit der Wissenschaft, die den Universitätsprofessoren durch die Verfassung gewährleistet sei, den Lehrern der technischen Hochschulen nicht in gleichem Maße zukomme:

„Sie stehen den Universitätsprofessoren gleich," meint er, „soweit die Lehre der Wissenschaft den Gegenstand ihrer Lehrtätigkeit bildet. Das ist der Fall in der Abteilung für allgemeine Wissenschaften, insbesondere für Mathematik und Naturwissenschaften. Die Technik setzt ihrerseits die Wissenschaft voraus, ist aber selbst nicht solche, sondern Kunst in Anwendung auf die Bedürfnisse des praktischen Lebens. Die Technik wird daher durch die verfassungsmäßige Freiheit der Wissenschaft nicht mitgedeckt. Der Lehrfreiheit nach Inhalt und Form sind nur die Vertreter der wissenschaftlichen Fächer teilhaftig; die Vertreter der Technik unterliegen unbeschränkt den Anweisungen der Aufsichtsbehörde in demselben Maße, wie jeder Gymnasiallehrer für seinen Unterricht mit Weisungen versehen werden kann."

Es ist hier nicht der Ort, diese Ansicht auf ihre Richtigkeit zu prüfen; trotzdem dient sie zur Veranschaulichung der jetzigen Lage.

Noch eine andre Tatsache sei in diesem Zusammenhange erwähnt. In einer Erklärung, die kürzlich von 928 Studenten der technischen Hochschule in Hannover dem Rektor und Senat überreicht wurde, heißt es ausdrücklich:

Nach langem Mühen sind die technischen Hochschulen im Begriff, sich dieselbe Stellung zu erringen wie die Universitäten. Ihre Größe aber haben die deutschen Universitäten erreicht in erster und letzter Linie durch die Einmütigkeit, mit der Professoren und Studentenschaft jedem Versuch eines Angriffes auf ihre Freiheit entgegentraten.

Auch das beweist deutlich, daß die Studenten der technischen Hochschulen gern die Gelegenheit ergriffen haben, sich als Vorkämpfer für die vermeintlich bedrohte akademische Freiheit zu zeigen.

II.

Ich wende mich nun der Frage zu: welchen Anteil soll und darf der einzelne Student haben am öffentlichen Leben, besonders am politischen Leben? Wenn man genauer hinblickt, erkennt man leicht, daß es sich hierbei um zwei verschiedene Fragen handelt. Die eine lautet: welchen Anteil *soll* der Student am politischen Leben haben? Die andre: welchen Anteil *darf* er haben? Bei der ersten Frage handelt es sich um das, was dem Studenten frommt, was man in seinem eigenen Interesse für wünschenswert halten muß; das ist eine Frage der Hochschulpädagogik. Bei der zweiten Frage dagegen handelt es sich darum, ob und inwieweit die akademische Behörde darüber wacht, daß der Student sich zum politischen Leben in das rechte Verhältnis setzt, mit andern Worten: welche rechtliche Freiheit ihm in dieser Beziehung gewährt wird. Das ist eine Frage der akademischen Disziplin.

Die Studentenjahre fallen meist in die Zeit, wo der Jüngling zum Manne heranreift. Je nach dem Temperament und Charakter der Beurteiler wird in den Betrachtungen über das Verhältnis der Studenten zur Politik von den einen mehr die jugendliche Unreife der Studenten in den Vordergrund gestellt, während die andern im Studenten mehr den jungen Mann sehen, der demnächst ins öffentliche Leben eintreten soll. *Dahlmann* hat in seiner Politik

einen Abschnitt mit der Überschrift „Von der höchsten Bildungsanstalt für Erwachsene, die noch nicht Staatsbürger sind, oder vom Universitätswesen". Und der Berliner Gymnasialprofessor Voigt ließ in den „Burschenschaftlichen Blättern" einen Aufsatz erscheinen unter dem Titel „Die deutsche Jugend als vorbürgerliche Gesellschaft." Die meisten Studenten sind noch minderjährig; nur wenige haben das Wahlrecht zum preußischen Abgeordnetenhaus und deutschen Reichstag.

Heute dürfte wohl schwerlich noch jemand mit der Behauptung auftreten, daß der Student sich nur mit seinem Fachstudium abgeben solle, ohne sich um die Politik zu kümmern. In der Zeit des allgemeinen Wahlrechts soll jeder am politischen Leben Interesse nehmen; ja, man kann sagen, daß die Teilnahmlosigkeit gegenüber den öffentlichen Zuständen geradezu eine Unsittlichkeit ist. Am allermeisten gilt dies von der gebildeten Jugend, der naturgemäß im späteren Leben die Rolle zufallen wird, auf dem politischen Gebiete die Führer des Volkes zu stellen. „Die Zukunft erwartet Sie und wird Ihre Kräfte gebrauchen", sagte unser Kaiser 1901 in einer Ansprache an Bonner Studenten. Deshalb haben auch alle wahren Freunde der akademischen Jugend ihr angeraten, sich mit den öffentlichen Dingen zu beschäftigen. Heinrich von Treitschke hat dies getan mit den herrlichen Worten:

Aufzuschauen, hochgemut der Zukunft zu vertrauen, nicht die Taten der Väter zu verachten oder zu versinken im Gezänke des Tages, das ist der Jugend Recht und Glück.

Damit sind aber zugleich die Grenzen gezogen für die politische Regsamkeit der Studenten. Sie sollen sich auf der Hochschule keiner Partei verschreiben, jedenfalls nicht über der Partei das Ganze vergessen. Aber eine deutschnationale, patriotische Gesinnung und ein festes Staatsbewußtsein sollen sie sich bilden und von den die Zeit bewegenden Fragen, besonders auch auf dem Gebiete der Sozialpolitik, sich eine auskömmliche Kenntnis erwerben. Auf welchen Wegen sie dies Ziel erreichen, bleibt ihnen überlassen. Durch Zeitungslektüre und den Besuch politischer Versammlungen allein wird es ihnen kaum gelingen. Als wissenschaftliche junge Männer sollen sie auch in der Politik vor allem lernen und kritisieren und sich die Methode zu eigen machen, um politische Fragen zu erkennen und zu beurteilen. Die Klippen, die der Student bei der Beschäftigung mit der Politik besonders vermeiden muß, hat Treitschke richtig bezeichnet: die eine ist die Mißachtung des geschichtlich Gewordenen, die andre das Verlieren großer Gesichtspunkte über dem Gezänk der Tagesfragen. Die eine mahnt zur Bescheidenheit, die andre zu wissenschaftlicher Durchdringung der politischen Parteien. Politischen Vereinen als Mitglied angehören, in Volks- und Wahlversammlungen als Redner auftreten, an Wahltagen Stimmzettel verteilen — alles das sind Dinge, die dem Studenten im allgemeinen zu widerraten sind. Auch dem wahlberechtigten Studenten ist es nicht zu empfehlen, sich allzuviel am politischen Leben aktiv zu beteiligen. Es sei hier nochmals ein Wort von Treitschke angeführt. Im Jahre 1880 beantwortete er eine studentische Ovation durch eine Ansprache, in der er folgendes sagte:

Freuen Sie sich, daß Sie noch nicht nötig haben, mitten innen zu stehen in dem Kampf des politischen Lebens. Denn dazu ist nicht bloß Ehrlichkeit und warme Begeisterung nötig, die ein wackerer junger Mann ja schon hat, sondern auch ein innerer Gleichmut, wie er nur in schweren Erfahrungen erworben wird. Deshalb ist es der Jugend nicht heilsam, sich in die Kämpfe des politischen Lebens zu mischen.

Bei derselben Gelegenheit riet er den Studenten, sich von allen Demonstrationen völlig fernzuhalten. Auch das ist ein guter Rat.

In die Reihe der Demonstrationen gehören zwei Fälle, die sich kürzlich ereignet haben: das Telegramm des hannoverschen Studentenausschusses an die deutschen Studenten in Innsbruck und die in Göttingen für Maxim Gorki beabsichtigte Kundgebung. Wenn in dem ersten Falle der Ausschuß sich darauf beschränkt hätte, den deutschen Volksgenossen, die von den Italienern überfallen worden waren, seine Sympathie auszusprechen, so würde niemand darin etwas Schlimmes finden. Auch sonst fliegen häufig deutsche telegraphische Grüße hinüber und herüber. Außerdem halte ich es politisch für richtig, bei den Deutschen in Österreich das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit zu pflegen, wenn auch der Reichsregierung hier und da kleine Unbequemlichkeiten daraus erwachsen sollten. Bedenklich ist jedoch, daß der Ausschuß sich auf eine bloße Sympathiekundgebung nicht beschränkt hat. Er hat nämlich in seinem Telegramm die deutschen Studenten in Innsbruck, die unmittelbar vorher leidenschaftliche Entrüstungskundgebungen veranstaltet hatten, zu ihrem mannhaften Eintreten für die Interessen des Deutschtums beglückwünscht und zugleich den Wunsch ausgedrückt, daß sie als die Vorposten im nationalen Kampf herrlichen Erfolg haben möchten. Darin liegt allerdings eine Einmischung in die politischen Verhältnisse eines verbündeten Reiches.

Die Kundgebung für Gorki, die in Göttingen beabsichtigt, von dem Rektor der Universität aber verhindert wurde, verdient ein viel herberes Urteil, als eine leere und unnütze Demonstration, als der Versuch, auf die Strafrechtspflege eines Nachbarstaates eine Einwirkung auszuüben.

Solche Demonstrationen der Studierenden widersprechen im Grunde den Überlieferungen der deutschen Universitäten. Auch sonst hat die deutsche Studentenschaft sich nur selten in größerer Anzahl an politischen Aktionen beteiligt. Die akademische Legion in Wien, die 1848 mit der Bürgerwehr monatelang die Stadt beherrschte, ist fast das einzige Beispiel. Man braucht nur einen Blick auf Rußland, Italien oder Ungarn zu werfen, um zu sehen, wie ganz anders in dieser Beziehung dort die Dinge liegen.

III.

Wenn ich jetzt zur Beantwortung der Frage übergehe: welche politische Betätigung wird dem Studenten von der akademischen Disziplin gestattet? — so muß ich ein paar allgemeine Worte über die akademische Disziplin voranschicken. Denn die akademische Disziplin selbst, zum mindesten in ihrem jetzigen Umfange, wird in ihrer Existenzberechtigung bestritten. Es ist schon die Ansicht geäußert worden, daß das ganze akademische Disziplinarrecht zu einem Rudiment geworden, daß es ein Überbleibsel sei aus einer früheren Ent-

wicklungsepoche und in unsre heutige Zeit, die auf so vielen Gebieten alte Formen zersprengt habe, nicht mehr recht hineinpasse.

Das Disziplinarrecht der Studenten stammt aus dem Jahre 1879, also aus der Zeit des Ministeriums Falk. Trotzdem kann man ohne Übertreibung behaupten, daß es noch den Geist des alten Polizeistaates atmet. Es trägt einen patriarchalischen Charakter an sich.

Nach dem Gesetz über die Rechtsverhältnisse der Studierenden und ebenso nach den für die technischen Hochschulen geltenden Bestimmungen ist die akademische Disziplin dazu da, „Ordnung, Sitte und Ehrenhaftigkeit unter den Studierenden aufrechtzuerhalten". Der Minister hat es in der Hand, diesem allgemeinen Grundsatz einen konkreteren Inhalt zu geben; denn er hat die Vorschriften über die akademische Disziplin und deren Handhabung zu erlassen. Von dieser Befugnis hat der Minister bisher indes nur einen bescheidenen Gebrauch gemacht. Es ist nur in den Vorschriften für die Studierenden eine Reihe von Handlungen mit disziplinarischer Strafe bedroht, wie Verletzung der den akademischen Lehrern und Behörden gebührenden Achtung, Störung der Ordnung im Universitätsgebäude, Verrufserklärungen, Ehrenkränkungen, Zweikampf, unsittlicher Lebenswandel und Trunk. In allen übrigen Beziehungen bleibt die akademische Disziplin auf die oben angeführten allgemeinen Bestimmungen angewiesen, die jedoch so dehnbar und so verschiedener Deutung fähig sind, daß man sagen kann: die akademischen Behörden handeln bei der Handhabung der Disziplin nur nach billigem Ermessen oder — wenn man es kraß ausdrücken will — lediglich nach Willkür.

Auf der andern Seite ist nicht zu verkennen, daß die Voraussetzungen disziplinaren Einschreitens sich niemals ganz scharf präzisieren lassen; für das Ermessen der Disziplinarbehörde wird immer ein weiter Spielraum übrigbleiben müssen. Das hängt mit dem Wesen aller Disziplin untrennbar zusammen. Denn Gegenstand der Disziplin sind nicht bestimmte, gesetzlich umschriebene Tatbestände, sondern das ganze Leben in seiner bunten Vielgestaltigkeit. Ferner ist zu bedenken, daß das Leben der Studierenden, auch das, was man akademische Ordnung und Sitte nennt, selbst die Begriffe der Studenten von Ehrenhaftigkeit einem beständigen Wechsel unterworfen sind. Vieles gilt heute als erlaubt, was noch vor wenigen Jahrzehnten verpönt war. Auch aus diesem Grunde ist es nicht möglich, die Fälle, in denen die akademische Disziplinarbehörde einzuschreiten hat, allzu genau im voraus zu bestimmen. Immerhin ist zuzugeben, daß die Voraussetzungen für ein disziplinares Einschreiten gegen Studierende nach verschiedenen Richtungen hin bestimmter normiert werden könnten. Eine klare und einwandfreie Fassung der Disziplinarvorschriften, die das freie Ermessen der Behörde einschränkt und gewisse Betätigungen der Studierenden ausdrücklich zuläßt, wird denn auch in weiten akademischen Kreisen als ein Bedürfnis empfunden.

Wenn man nun fragt, wie die akademische Disziplin gehandhabt wird, so muß man anerkennen, daß dies — wenigstens in normalen Zeiten — fast durchweg mit Takt und Besonnenheit geschieht. Die Behörden sind zu einer gewissen Vorsicht allerdings schon in ihrem eigenen Interesse gezwungen,

weil es nicht gerade angenehm ist, den allgemeinen Unwillen der Studenten zu erregen, der unter Umständen sogar zu einer Entvölkerung der Hochschule führen kann. Dennoch scheint mir, daß die Disziplinargewalt vielfach allzusehr im Sinne einer wohlwollenden väterlichen Leitung gebraucht wird. Nicht wenige Professoren haben eine doppelte Art, die Studenten zu behandeln. In der Vorlesung brauchen sie die Anrede „meine Herren" — ein berühmter Philosoph pflegte sogar „meine sehr geehrten Herren" zu sagen; bei andern Gelegenheiten gehen sie darauf aus, die Studenten wie unmündige Knaben zu bevormunden. Heute rufen sie die patriotischen Gefühle der Studenten auf, morgen werden sie nervös bei einer harmlosen Kundgebung und schreiten disziplinarisch dagegen ein.

Der jetzige Zustand wird gerade in bezug auf die Teilnahme der Studierenden am öffentlichen Leben als drückend empfunden.

„Die Studentenschaft ist schlecht weggekommen bei der Modernisierung unsrer staatlichen Einrichtungen," schrieben kürzlich die „Akademischen Blätter"; „aus einer Vorzugsstellung vor dem Durchschnitt der Staatsbürger ist sie in eine beschränkte Staatsbürgerstellung zurückgedrängt worden. Während das konstitutionelle Leben einem Nichtstudenten, sei es auch nur ein Arbeiter von sechzehn Jahren, volle Bewegungsfreiheit im Rahmen der Staatsgesetze gebracht hat, will man die Studentenschaft nach vormärzlichem Verwaltungsrezept behandeln."

Wenn man die Verhandlungen liest, die im Jahre 1879 bei der Beratung des Gesetzes über die Rechtsverhältnisse der Studierenden im Abgeordnetenhause stattfanden, kann man diesen Ausführungen nicht so ganz unrecht geben. Damals erklärte der Referent für das Unterrichtswesen im Ministerium, Geh. Regierungsrat Göppert, mit dürren Worten, der Student verzichte eben auf einen Teil der völligen Ungebundenheit des reinen Privatmannes, wenn er sich immatrikulieren lasse. Und Theodor Mommsen sagte:

Vergessen Sie nicht, meine Herren, daß die Universität vor allen Dingen doch auch eine Erziehungsanstalt ist und bleiben soll, und daß Sie diesen Charakter nicht entfernen können. Ich weiß sehr wohl, daß Rektor und Senat der Universität eine ganz andre Stellung zu den Studenten haben als der Gymnasialdirektor und die Lehrer zu den Schülern der Anstalt. Aber dennoch wird man immer anerkennen müssen, daß diejenigen allgemeinen Beschränkungen, welche jeder Lehrer von seinen Zuhörern fordern muß, bis auf einen gewissen Grad auch auf die Universitäten Anwendung finden, und daß die Berufung auf das Allgemeine Landrecht den Gymnasiasten überhaupt nicht, den Studenten aber nur unter gewissen Beschränkungen gestattet werden kann.

Auch Heinrich von Sybel meinte, daß kein Mensch daran denken würde, von unantastbaren Menschenrechten und politischen Rechten eines Gymnasiasten zu reden. Die Studenten seien sämtlich noch Schüler, wenn auch in einem weiteren und höheren Sinne. Er äußerte sich zugleich sehr geringschätzig über die alte deutsche Burschenschaft, die nur unreifes, unkluges Zeug zutage gefördert habe, — eine Ansicht, die bei einem so bedeutenden Historiker befremden muß.

Gegen Mommsen und Sybel, denen sich auch Gneist anschloß, traten im Abgeordnetenhaus verschiedene Politiker auf, Langerhans, Lasker, Löwenstein und Dirichlet. Langerhans führte aus:

Es gibt eine ganze Reihe von jungen Leuten, die längst selbständig sind, die längst das einundzwanzigste Jahr überschritten haben. Diese Männer sollen also in Beziehung auf das, was sie im öffentlichen Leben tun, vollständig von der Disziplin der Universität abhängen. Das ist in der Tat eine Bevormundung, die ich ganz unzweckmäßig finde ... Wenn die jungen Männer einmal nach unsrer Gesetzgebung selbständig sind, wenn sie wählen können usw., dann ist es eine Ungerechtigkeit, wenn man sie noch unter die Disziplinargewalt des Senats und der andern Disziplinarbehörden stellt in bezug auf das, was die Universität in keiner Weise etwas angeht.

Der Abgeordnete Löwenstein äußerte:

Wenn Sie glauben, daß die Aufgabe, Ordnung, Sitte und Ehrenhaftigkeit unter den Studierenden zu wahren, in der Beaufsichtigung der Politik und der politischen Richtung der Studierenden gefunden werden kann, wenn Sie glauben, das Recht und die Verpflichtung zu haben, den politischen Lebenswandel der Studierenden unter Ihre Kontrolle zu stellen, so, fürchte ich, wird die ganze akademische Disziplin aufzuheben sein.

Man kann sagen, daß hier zwei verschiedene Weltanschauungen oder doch wenigstens zwei ganz verschiedene Auffassungen vom Wesen der Universität aufeinander platzten: auf der einen Seite standen die Anhänger des zünftig abgeschlossenen Universitätswesens, auf der andern die Anhänger der modernen Staatsidee.

Bemerkenswert ist, daß die Professoren ohne Rücksicht auf ihre Parteizugehörigkeit für die Erhaltung des Bestehenden eintraten. Sie kämpften damit für ihre eigene Autorität und traten zugleich ein für den historisch überkommenen Charakter der Universität und der Studentenschaft als eines von der übrigen Bevölkerung abgesonderten Berufsstandes. Es liegt auf der Hand, daß ein solches Bestreben dem demokratischen Sinne unsrer Zeit zuwiderläuft.

Auch auf akademischem Boden hat man nicht immer der Absperrung das Wort geredet. Schon im Jahre 1846 schrieb der jugendliche Eduard Zeller über die akademische Disziplin:

In unsrer Zeit, die eine solche Isolierung und Absperrung schlechterdings nicht mehr ertragen kann, muß alles vermieden werden, was dazu dient, einen Stand aus dem Zusammenhange mit den übrigen herauszureißen und ihm ein exklusives Selbstgefühl und eine separate Bildungsform anzugewöhnen. Dahin gehört aber ohne Zweifel manches von dem, was gegenwärtig den Gegenstand der Universitätsdisziplin ausmacht. Einer besonderen Ordnung bedarf allerdings auch diese, wie alle auf Gemeinsamkeit gegründeten Einrichtungen, aber dies Besondere soll nicht weiter gehen, als ihr ursprünglicher Zweck erfordert. Dieser Zweck ist aber im vorliegenden Falle die wissenschaftliche und die sich hieran schließende sittliche Bildung der Studierenden. Auf das zur Erreichung dieses Zweckes Notwendige sollte sich alle Universitätsdisziplin beschränken.

Ohne Prophet zu sein, wird man sagen dürfen, daß das Bestreben nach Erhaltung der Studentenschaft als eines abgeschlossenen Berufsstandes mehr und mehr der demokratischen Zeitströmung zum Opfer fallen wird. Schon im Jahre 1879 war der Standpunkt von Mommsen und Sybel sehr anfechtbar; heute ist er völlig unannehmbar. Die heutige Jugend ist frühreifer, selbständiger und selbstbewußter, als sie damals war. Dahin führt schon das Bedürfnis unsres Volkes: in der Zeit der Kolonial- und Weltpolitik brauchen

wir Männer mit festem Rückgrat und frischer Initiative, die „auf Gott vertraun und feste um sich haun". Auch die akademische Jugend läßt sich nicht mehr so wie früher am Gängelbande führen.

Politische Ideen erfüllen schon den heranwachsenden Knaben. In Berlin besteht ein sozialdemokratischer Lehrlingsverein; kürzlich erklärten in der Vereinszeitung die jungen Leute in bombastischen Aufrufen allen Unternehmern den Krieg und behaupteten, daß sie sich mit allen Gewerkschaften solidarisch fühlten, die das Kapital bekämpften. Gewiß ist das ein häßliches Zerrbild, aber doch nur die Übertreibung einer allgemein wahrnehmbaren Tendenz.

Wie reagiert nun die akademische Disziplin auf die politische Betätigung der Studenten?

Zunächst ist zu betonen, daß im Jahre 1879 die genannten Abgeordneten mit ihrem Widerspruch nichts erreicht haben. Die akademischen Disziplinarbehörden haben es vollständig in der Hand, „den politischen Lebenswandel der Studierenden unter ihre Kontrolle zu stellen". Unrichtig ist die Meinung, daß den Studierenden die verfassungsmäßigen Bürgerrechte nicht zuständen. Was speziell die Teilnahme an politischen Vereinen betrifft, so ist sie den Studierenden von dem preußischen Vereinsgesetz freigestellt. Ausgeschlossen sind nur Frauen, Schüler und Lehrlinge. Die Theorie von Mommsen und Sybel, daß auch die Studierenden gewissermaßen Schüler seien, hat aber keine weiteren Anhänger gefunden.

Wenn hiernach die Studenten von den staatsbürgerlichen Rechten nicht ausgeschlossen sind, so stehen sie doch auch bei der Ausübung dieser Rechte unter der akademischen Disziplin. Sie können wegen jeder Handlung disziplinarisch zur Rechenschaft gezogen werden, in ähnlicher Weise, wenn auch nicht genau ebenso, wie die Beamten oder Offiziere. Der Student kann also beispielsweise wegen der Gründung eines nicht-studentischen Vereins, wegen der Teilnahme an einem solchen Verein, wegen öffentlicher Reden, Äußerungen in der Presse, Petitionen an die gesetzgebenden Körperschaften und vieler andrer Dinge mit der akademischen Disziplin in Konflikt kommen.

Während sich sonst für die Handhabung der Disziplin an den meisten Universitäten eine Tradition herausgebildet hat, sind erfahrungsgemäß gerade in bezug auf die politische Betätigung der Studenten die Ansichten der Disziplinarbehörden häufigem Wechsel unterworfen. Die politische Richtung des Rektors ist hierbei von großem Einfluß. Es ist keine Seltenheit, daß beim Rektoratswechsel in dieser Beziehung ein völlig neuer Geist in der Universität seinen Einzug hält. Zieht man aber die Summe, so muß man doch anerkennen, daß die akademischen Disziplinarbehörden von der ihnen gegebenen Befugnis, gegen die politischen Bestrebungen der Studenten einzuschreiten, falls Ordnung, Sitte oder Ehrenhaftigkeit dadurch gefährdet werden, im ganzen einen sachgemäßen Gebrauch gemacht haben. Nur in der Zeit, wo das Sozialistengesetz bestand, nahmen die politischen Verfolgungen gegen junge Leute, die Anhänger der sozialdemokratischen Partei waren, zuweilen Formen an, die nach meinem Geschmack nicht immer erfreulich waren.

IV.

Die akademische Disziplin erstreckt sich auch auf Vereine und Versammlungen der Studenten; ja, gerade dies ist ein besonders wichtiges Stück von ihr. Nach dem geltenden Disziplinarrecht ist die Behörde befugt, Vereine, deren Bestehen die akademische Disziplin gefährdet, vorübergehend oder ganz zu verbieten; diese Maßregel kann auch sogleich bei der Gründung des Vereins getroffen werden. Und allgemeine Studentenversammlungen sind nur mit Genehmigung des Rektors zulässig; er kann die Genehmigung beliebig versagen.

Die Disziplin über studentische Vereine hat denselben Zweck wie die akademische Disziplin überhaupt; die Behörde will einmal die Studenten im Zügel behalten, daneben aber auch auf diesem Gebiete die Studentenschaft in der historisch überkommenen Weise als Berufsstand konservieren. Deshalb der Grundsatz, daß die studentischen Vereine studentisch bleiben sollen, und daß Nichtstudenten nur ausnahmsweise Mitglieder werden dürfen.

Unter der Herrschaft der Karlsbader Beschlüsse waren bekanntlich alle Studentenverbindungen verboten. Besonders harte Strafen waren angedroht für den Fall, daß eine Verbindung mit Studierenden andrer Universitäten in irgendwelche Gemeinschaft träte. Jetzt sind alle diese Hindernisse längst beseitigt. Das Vereinswesen der Studierenden hat sich an allen Hochschulen reich entwickelt. Die verschiedensten Zwecke sind es, zu deren Verfolgung die Studenten sich verbinden. Die Vereine gleicher Art schließen sich zu Verbänden zusammen, deren Vertreter alljährlich zusammentreten. Die größeren Verbände haben auch eigene Zeitschriften, in denen ihre Grundsätze und Interessen verfochten werden.

Unter den studentischen Vereinen und Verbindungen erfreuen sich besonders diejenigen der Aufmerksamkeit der Disziplinarbehörde, deren Tendenz mit politischen Bestrebungen gewisse Berührungspunkte hat. Schon in den alten Studentenorden des 18. Jahrhunderts wurden gewisse politische Ideen genährt; man schwärmte für allgemeine Menschenrechte. Die alte Burschenschaft pflegte zuerst den Gedanken der deutschen Einheit. Die darauffolgende Demagogenhetze hatte nur wenig Erfolg; bald nach der Julirevolution gewannen liberale Ideen unter der deutschen Studentenschaft eine immer größere Verbreitung. Auch heute gibt es bekanntlich eine Reihe von studentischen Vereinen, die sich, wenigstens lernend und debattierend, mit öffentlichen Angelegenheiten beschäftigen.

Nicht alle derartigen Vereine, die sich bilden wollen, werden zugelassen. Es ist begreiflich und gerechtfertigt, daß Vereine, deren Zwecke denen der Universität zuwiderlaufen, nicht geduldet werden. Die Universität ist eine Staatsanstalt, die, wie der Staat selber, einen nationalen Charakter tragen soll. Deshalb werden sozialistische Vereine, die auf die Untergrabung der bestehenden Staatsordnung hinarbeiten, verboten. Ebenso müssen aber auch prinzipiell alle studentischen Vereine verboten werden, die eine andre Nationalität als die deutsche pflegen wollen; nur bei den geselligen Vereinen von Ausländern könnte man eine Ausnahme machen. Diese Konsequenz ziehen unsre akademischen Behörden bei den polnischen und dänischen Vereinen.

In letzter Zeit haben besonders die katholischen Verbindungen und Studentenvereine die öffentliche Meinung beschäftigt. Seitens der preußischen Unterrichtsverwaltung ist erklärt worden, diese Vereine seien unerwünscht, aber es könne nach Lage der Sache nicht daran gedacht werden, sie im Wege der akademischen Disziplin aufzulösen. Die Katholiken sind freilich leicht mit ihrer Verteidigung bei der Hand. Sie sagen einfach: Nach welchen Grundsätzen jemand sich seine Freunde aussucht, muß ihm überlassen bleiben, auch den Studenten, die sich in Verbindungen und Vereinen zusammenfinden. Warum soll nicht auch die Religion zur Grundlage einer Vereinsbildung gemacht werden dürfen?

Dagegen hat Theobald Ziegler eingewandt, daß die Religion schlechterdings nicht geeignet sei, Prinzip einer studentischen Korporation oder auch nur studentischer Privatfreundschaft zu werden. Ihm ist mit Schleiermacher die Religion nur eine Sache des Gefühls; er sagt, man könne zugleich fromm fühlen und frei denken; für den, der dies wisse, schwinde der Gegensatz zwischen Glauben und Wissen mehr und mehr, während zwischen Wissenschaft und Kirche, zwischen Wissenschaft und Dogma eine weite Kluft sein könne. Allein mit Recht ist von katholischer Seite hierauf erwidert worden, daß das protestantische, aber nicht katholische Auffassung sei. Die Religion ist für den korrekten Katholiken nicht ein Anbau an das Gebäude seiner Weltanschauung, sondern der Zentralbau selbst. Es ist daher zu verstehen, daß für ihn die Religion, die Übereinstimmung in den höchsten Fragen oft für innige Freundschaft die Grundlage bildet.

Aber gerade diese Vereinigung unter dem Banner dessen, was man katholische Weltanschauung nennt, ist das Unerwünschte; denn diese Weltanschauung stimmt mit dem Grundprinzip der deutschen Universität, der Lehrfreiheit, ebenso zusammen wie Feuer und Wasser. Wäre dies nicht der Fall, so würde die konfessionelle Absonderung der katholischen Studenten in ihren Vereinen ebenso zu beurteilen sein wie die harmlosen evangelischen Missionsvereine, die Vereine mit landsmannschaftlichem Prinzip oder von früheren Schülern eines Gymnasiums. Nicht die Exklusivität der katholischen Studentenvereine ist es, die Anstoß erregt, — es gibt studentische Korporationen, die noch viel exklusiver sind —, sondern der Inhalt ihrer Bestrebungen und Tendenzen.

Die katholischen Studentenvereine und Verbindungen verwerfen das Prinzip von der Freiheit der Wissenschaft genau so, wie die katholische Kirche es verwirft. Man höre nur, was der Abgeordnete Dr. Schädler im Jahre 1897 bei der Jubelfeier der Markomannia in Würzburg hierüber äußerte:

> Akademische Freiheit, ein Zauberklang in des jungen Studenten Ohr, verführerisch für das Herz, verführerisch für den Kopf, indem das Herz vielfach Sinnengenuß für Freiheit hält, der Kopf aber sich locken läßt durch den Blender der sogenannten Freiheit der Wissenschaft oder durch glitzernde Geistreichigkeit oder sonst durch einen großen Namen, voraussetzungslos einem bläulich flackernden Irrlicht zu folgen, statt sich zu baden in den kristallenen Strahlenfluten der ewigen Zentralsonne, um welche Welt und Mensch, Ewigkeit und Zeit sich bewegen.

Das ist dasselbe Prinzip, auf dem die katholischen Universitäten in Löwen und in Freiburg in der Schweiz aufgebaut sind, und auf dem man in Salz-

burg eine katholische Universität zu gründen beabsichtigt. An den deutschen Universitäten gilt im Gegensatz dazu die Lehrfreiheit, welche — man mag sagen, was man will — aus dem Protestantismus heraus geboren ist. Verschiedene katholische Universitäten, wie die österreichischen und die in Freiburg im Breisgau, haben das Prinzip der Lehr- und Lernfreiheit erst nach dem Jahre 1848 von den protestantischen Universitäten angenommen. Heute ist der Grundsatz freier Wissenschaft allen Universitäten des Deutschen Reiches gemeinsam. Indem die katholischen Verbindungen dieses Grundprinzip der deutschen Universitäten verleugnen, bilden sie einen Fremdkörper in der deutschen Studentenschaft. Das Gefühl hierfür ist jetzt in weiten Kreisen lebendig.

Natürlich wird weiter jedes Mitglied eines katholischen Studentenvereins den Syllabus als für sich verbindlich anerkennen. Dieser verwirft aber die allgemeinsten Grundlagen unsrer Staatsordnung, die Gewissensfreiheit, die Gleichstellung der Konfessionen, das Recht des Staates auf die Schule und auf die Ehegesetzgebung. Demgegenüber kann die Erwägung, daß der moderne Mensch auch sonst lernen muß, starke Gegensätze in sich zu vereinigen und sich mit ihnen abzufinden, nur geringen Trost gewähren.

Den katholischen Studentenvereinen ist es nach ihren Statuten verboten, Politik zu treiben, und die Gerechtigkeit verlangt auch, es anzuerkennen, daß sie sich immer nur in studentischer Weise, lernend und debattierend, mit Politik beschäftigt und sich von allen Demonstrationen, selbst in der Zeit des Kulturkampfes, ferngehalten haben. Daß eine gewisse Disposition zum Anschluß an die Zentrumspartei bei ihnen vorhanden ist, stellen sie selbst nicht in Abrede, und mit einiger Berechtigung kann man sagen, daß die katholischen Verbindungen und Studentenvereine Rekrutenschulen des Zentrums sind. Man muß jedoch anerkennen, daß sie — allerdings nur innerhalb gewisser Grenzen — in nationalen Fragen meist eine korrekte Haltung beobachtet haben. Solange Bismarck lebte, haben sie ihm freilich jede studentische Ehrung verweigert; als er aber gestorben war, huldigten sie unbefangen seinem Andenken. Ein Nekrolog in den „Akademischen Monatsblättern", dem Organ der katholischen Studentenvereine, schließt mit den Worten:

> Auch uns Katholiken gehört Bismarck; auch wir können, wir müssen uns freuen des herrlichen Recken, des Einigers Deutschlands.

Und unter dem frischen Eindruck von dem Tode des großen Kanzlers gedachte auf dem Stiftungsfest der „Hercynia" in Freiburg i. Br. ein Alter Herr des Dahingeschiedenen als des Mannes, dessen hehre Gestalt untrennbar mit der Gründung des Deutschen Reiches verbunden sei; sein Andenken werde jeder Deutsche ehren und feiern.

Verletzen die katholischen Verbindungen die Gebote des nationalen Taktes und der nationalen Pflicht, so werden ihre Kommilitonen gegen sie auftreten in den Formen, die das akademische Leben bietet, und die dafür ausreichen. Der Gegensatz der Weltanschauungen ist auf geistigem Gebiete und mit den Waffen des Geistes auszutragen. Aufgabe der übrigen Elemente der Studentenschaft ist es, den katholischen Kommilitonen die nationalen Gedanken näherzubringen, sie zu gemeinsamer Arbeit heranzuziehen, um so den beklagenswerten Riß, der unser Volk trennt, nach Möglichkeit auszufüllen.

V.

Die studentischen Ausschüsse, von denen zuletzt noch zu reden ist, haben die Aufgabe, die gesamte Studentenschaft zu vertreten. Sie sind erst in den letzten Jahrzehnten entstanden.

In alter Zeit waren die Studenten in festen Verbänden organisiert. In Bologna bildeten die Studenten, nicht die Professoren die universitas. Als Kaiser Karl IV. die Prager Hochschule gründete, wurden die Studenten in Nationen gegliedert. Ähnliche Einrichtungen finden sich im Auslande noch heute hier und da. So gibt es an der finnländischen Universität Helsingfors sechs Landsmannschaften, die von der Behörde beaufsichtigt und geleitet werden; jeder Student ist genötigt, einer derselben beizutreten. An der deutschen Universität Dorpat bestand der Burschenstaat, eine die gesamte Studentenschaft zusammenfassende Vereinigung. Auf dem Boden des heutigen Deutschen Reiches fehlte es jedoch in den beiden letzten Jahrhunderten an jeder Organisation sämtlicher Studierenden. Es gab im rechtlichen Sinne keine Studentenschaft, sondern nur einzelne Studenten. Die österreichischen Universitätsgesetze erklären noch jetzt ausdrücklich, daß die Studentenschaft keinen Körper bilde und also nicht vertreten werden könne.

Als den ersten Versuch, eine Vertretung der ganzen Studentenschaft herzustellen, kann man die Deutsche Burschenschaft auffassen. Denn sie hatte ursprünglich die Tendenz, sämtliche Studenten in sich zu vereinigen. Freilich hat sie dies Ziel niemals und nirgends erreicht.

Im Jahre 1842 verfolgte Friedrich Maaßen, der spätere Professor des Kirchenrechts, als Berliner Student den Plan, einen Leseverein zu gründen, dem zugleich die Vertretung der Studentenschaft obliegen sollte. Der Unterrichtsminister Eichhorn erteilte zur Gründung des Vereins seine Genehmigung. Der Polizeiminister Graf Arnim aber verfügte eines Tages, daß der Verein sich auflösen müsse. Eine große Entrüstung war die Folge. Es kam zu stürmischen Szenen, und Maaßen wurde von der Berliner Universität entfernt.

Auch ein Versuch, der im Jahre 1869, also in einer Zeit politischen Aufschwunges, an der Berliner Universität gemacht wurde, der Studentenschaft eine Vertretung zu schaffen, hatte keinen dauernden Erfolg; der Ausschuß kam schon im folgenden Jahre mit der Universitätsbehörde in Mißhelligkeiten und wurde aufgelöst. Es wurde ihm zum Vorwurf gemacht, daß er Studierende andrer höherer Bildungsanstalten als Mitglieder aufgenommen und auch seine Tätigkeit auf Gegenstände erstreckt habe, die außerhalb des Zweckes des akademischen Lebens und Studiums lägen. Erst 1880, unter dem Rektorat Georg Beselers, der für genossenschaftliche Bildungen eine Vorliebe hatte, kam ein neuer Ausschuß zustande. An den übrigen Universitäten und an den technischen Hochschulen fällt die Begründung der Ausschüsse meist in dieselbe oder in eine noch spätere Zeit.

Solange es keine Ausschüsse gab, wurde die Studentenschaft, besonders bei öffentlichen Festlichkeiten, in der Regel durch die Verbindungen und sonstigen studentischen Korporationen vertreten. Da diese Vereinigungen im Leben der meisten Universitäten eine große Rolle spielten, so war es begreiflich, daß auch

der Ausschuß hauptsächlich aus Vertretern der studentischen Korporationen zusammengesetzt wurde. Daneben wird eine kleinere Zahl von Ausschußmitgliedern entweder von der ganzen Studentenschaft oder von den einzelnen Fakultäten oder von den keiner Korporation angehörenden Studenten gewählt. Wenn bei diesen Wahlen das einfache Majoritätsprinzip herrscht, so führt das in der Regel dazu, daß die Minderheit von der Mehrheit überstimmt wird und unvertreten bleibt. Deshalb ist das System der Listenwahl, das sich bei der Akademischen Lesehalle in Berlin bewährt hat, im Interesse einer gerechteren Verteilung vorzuziehen; bei diesem erhält auch die Minderheit die ihrer Stimmenzahl entsprechende Anzahl von Vertretern. Ferner ist zu erwägen, ob das Vorrecht der studentischen Korporationen, die doch immer nur einen verhältnismäßig kleinen Bruchteil aller Studenten bilden, nicht zu beseitigen wäre.

Als Aufgabe des Ausschusses wird meist bezeichnet die Vertretung der Interessen der Studentenschaft. Diese Aufgabe wird bestimmter begrenzt werden müssen, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß die Auffassungen der Studenten und der akademischen Behörden hierüber weit auseinandergehen. Die Behörde ist geneigt, die Aufgabe des Ausschusses vorzugsweise darin zu erblicken, daß er Kommerse und Fackelzüge veranstaltet und etwa noch Wünsche und Beschwerden der Studenten vorträgt. Damit verbindet sich dann wohl die Vorstellung, daß der Ausschuß eine der Leitung von Rektor und Senat unterstehende Einrichtung sei, und daß er gegen die akademische Ordnung verstoße, wenn er Rektor und Senat übergehe und sich mit seinen Anträgen direkt an den Minister wende. Die Studenten dagegen sehen in ihrem Ausschuß eine Art von Parlament. Sie verlangen, daß es den Ausschüssen der verschiedenen Hochschulen gestattet sei, zur Behandlung allgemeiner studentischer Fragen miteinander zu verkehren. Sie wollen in Verkennung ihrer Stellung im Organismus der Universität nichts von einem Instanzenzug wissen, der wohl für Beamte passe, aber nicht für freie akademische Bürger.

Die studentischen Ausschüsse sind keine willkürlichen Bildungen; sie sind mit einer gewissen Naturnotwendigkeit entstanden in einer Zeit, in der alle Stände und alle durch irgendwelche Interessen verbundenen Personenmehrheiten sich organisieren.

Die Fortbildung des Rechtes geschieht oft unter heftigen Kämpfen. Möge aus dem Streit um die akademische Freiheit die Frucht hervorgehen, daß die Grenzen der akademischen Disziplin genauer festgelegt werden und das Recht der studentischen Ausschüsse bestimmter normiert wird. Dann wird man sagen können, daß die Erregungen der letzten Wochen für die deutschen Hochschulen von Segen gewesen sind.

Die weitere Entwicklung des Schutzgebietes Kiautschou.

Vor einem Jahre berichtete ich in dieser Zeitschrift[1]) nach persönlich gewonnenen Eindrücken über den Zustand unsres Schutzgebietes Kiautschou. Auf allen Gebieten ließ sich ein planvolles Vorgehen der Verwaltung sowie der Missionen und der Erwerbsgesellschaften und eine verhältnismäßig rasche Entwicklung aus kleinen Anfängen feststellen. Die aus einer den Zeitraum bis zum Oktober 1904 umfassenden Denkschrift des Reichsmarineamts ersichtlichen weiteren Fortschritte verdienen wegen ihres eigenartigen Charakters eine eingehende Beleuchtung; sie kennzeichnen sich in einem ihrer wesentlichsten Teile als moralische Eroberung, ohne den Gedanken an eine Gebietserweiterung. Es ist nämlich in hohem Grade gelungen, das Vertrauen der Chinesen und ihrer Regierung zu gewinnen und dadurch auf verschiedenen Gebieten ein in kultureller Beziehung beiden Teilen Gutes verheißendes Zusammenwirken herbeizuführen.

In erster Linie ist es der Gouverneur Tschou-fu der Provinz Schantung, der sich als einsichtsvoller Mann überzeugt hat, welch großer Vorteil den Landeseinwohnern aus dem friedlichen Verkehr mit der Kolonie erwachsen muß. Wahrscheinlich ist hierauf ein ganz persönliches Erlebnis von Einfluß gewesen: vor wenigen Jahren nämlich glaubte Tschou-fu zu erblinden und unterzog sich einer Untersuchung durch einen Marinearzt in Tsingtau, der Spezialist für Augenkrankheiten war; an Stelle der erwarteten Operation heilte ein sachgemäßer Umtausch der Brille das Leiden. Das gab Gelegenheit zu einem Besuche des deutschen Gouverneurs, den dieser in Tsi-nan-fu, der Hauptstadt von Schantung, erwiderte[2]); allmählich entstand ein auf aufrichtiger gegenseitiger Wertschätzung gegründetes freundschaftliches Verhältnis zwischen den beiden Gouverneuren. Seit dem 1. Juni vorigen Jahres ist Tsi-nan-fu durch Eisenbahn mit Tsingtau verbunden, und am 13. August wurde dort ein Chinesenkrankenhaus eingerichtet, dessen Leitung auf Ersuchen Tschou-fus einem Marinearzt, der Augenarzt ist und bereits seit dem März desselben Jahres am Orte tätig war, übertragen wurde. In etwas über einem halben Jahre hat er 3500 Chinesen seine Hilfe angedeihen lassen.

Die, wie ich bereits früher berichtete, in einem Tempel der in der neutralen Zone gelegenen chinesischen Stadt Kiautschou eingerichtete Poliklinik wurde gleichfalls viel besucht, und zahlreiche erfolgreiche Operationen wurden ausgeführt; die ärztliche Behandlung seitens des Marinearztes der im benachbarten Lager stationierten Kompagnie und die Medikamente sind frei. Wie dankbar die Bevölkerung für diese Hilfe ist, beweisen die Ehrenbezeigungen, die dem scheidenden Begründer dieser Poli-

[1]) Heft 5, Februar 1904.

[2]) Die betreffende Reise ist vom Generalarzt König in „Velhagen & Klasings Monatsheften" anschaulich geschildert worden.

klinik dargebracht wurden, ebenso wie die freiwillige Übernahme der übrigen durch sie verursachten Kosten.

Auch innerhalb des Schutzgebietes wurde die Fürsorge für die Chinesen durch Erbauung eines neuen Hauses für die gleichfalls von einem Marinearzt geleitete Poliklinik in Li-tsʼun, dem Sitze eines deutschen Bezirksamtes, betätigt, und in Tai-tung-tschen, einem nordöstlich von Tsingtau seinerzeit vom Gouvernement neu-aufgebauten Marktflecken, hat die Bevölkerung selbst ein Krankenhaus errichtet.

Diese sanitäre Tätigkeit kommt nicht allein den Einwohnern zugute, sondern, selbst abgesehen von dem erwähnten moralischen Gewinn, auch indirekt den Europäern, weil durch sie die Entstehung von Epidemien leichter erkannt und ihre rechtzeitige Bekämpfung ermöglicht wird. Diesem Zwecke dient auch die Errichtung einer isolierten Leprabaracke in dem segensreich wirkenden Faberhospital, obwohl nur auf der Insel Yintau im Norden der Kiautschou-Bucht diese Krankheit in geringem Umfange festgestellt wurde. Eine Reihe von Missionsstationen im Innern meldet dem Gouvernement regelmäßig den Ausbruch von Krankheiten und übersendet Präparate zur Untersuchung.

Auch unmittelbar geschieht immer mehr zum Schutze der Gesundheit der Kolonisten: der schon früher geplante Bau einer Frauen- und Kinderklinik war am Schluß des Berichtsjahres fast vollendet; gleichzeitig stand die Eröffnung eines Seruminstituts zum Schutze gegen die häufig auftretende Tollwut bevor, und die Errichtung einer Quarantänestation ist mit Rücksicht auf den stark zunehmenden Schiffsverkehr in Aussicht genommen. Infolge dieser und andrer sanitärer Maßnahmen ist die Zahl der bedrohlichen Krankheiten im Schutzgebiete eine sehr geringe geworden, und das einst so verrufene „Tsingtau selbst darf als durchaus gesund gelten“. Dafür spricht vielleicht am meisten sein Aufblühen als Seebad; im Berichtjahre wurde es von etwa 500 Badegästen, darunter 200 Engländer, besucht. Noch wichtiger für die Kolonie ist wohl die Fertigstellung des Genesungsheims „Mecklenburghaus“ in einem Hochtale des Lau-schan in wildromantischer, großartig schöner Landschaft.

In bezug auf die geistige Ausbildung hat man den Bedürfnissen der Chinesen besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Die Chinesenschulen der verschiedenen Missionen machen dauernd Fortschritte, und ihr Nutzen wird durch die Tatsache illustriert, daß mehrere Schüler der höheren deutsch-chinesischen Lehranstalt der „Berliner Mission I“ sich zum Staatsexamen meldeten und einer von ihnen den ersten Grad erhielt. Auf Förderung der deutschen Sprache wird besonderer Wert gelegt, und von Missionaren für diesen Zweck verfaßte Lehrbücher sind sogar auf der chinesischen Akademie von Tsi-nan-fu eingeführt worden. Das Interesse für die deutsche Sprache geht bereits über die Grenzen von Schantung hinaus, und das deutsch-chinesische Seminar des „Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins“ in Tsingtau hat Schüler aus allen Teilen Chinas, abgesehen vom äußersten Westen und Südwesten.

Die friedlich nebeneinander lebenden Missionen der beiden Konfessionen haben in anerkennenswerter Weise ihr Arbeitsfeld gewissermaßen geographisch geteilt, indem die protestantische Mission sich hauptsächlich auf das Schutzgebiet und seine nähere Umgebung beschränkt, die katholische aber ihre Tätigkeit mehr in das Innere von Schantung verlegt. Wenn im übrigen die Fürsorge für den Unterricht den Chinesen selbst überlassen blieb, so hat jetzt der von den Literaten des Schutzgebietes ausgesprochene Wunsch, daß auch dessen Bewohner zu den chinesischen Staatsprüfungen zugelassen werden möchten, das Gouvernement veranlaßt, sich mit der Schulfrage zu beschäftigen. Es besteht die Absicht, sich dazu der Mitwirkung der vorhandenen 14 Klöster (13 taoistische und ein buddhistisches) zu bedienen.

Der Unterricht für die Deutschen macht entsprechende Fortschritte; das Ziel ist, den Familien der Kolonisten, Beamten und Offiziere zu ermöglichen, ihre Kinder bei sich zu behalten, was in mancher Kolonie mit Rücksicht auf Klima und beschränkte Unterrichtsgelegenheit nicht möglich ist. Im vergangenen Sommer übergab der Leiter

der „Kaiserlichen Gouvernementsschule" in Tsingtau, Oberlehrer Tuczeck, zum erstenmal einen Jahresbericht der Öffentlichkeit. Die von 39 Knaben, darunter vier auswärtige, besuchte Schule bestand damals aus drei Vor- und den drei untersten Gymnasialklassen; mit dem neuen Schuljahre kam die Untertertia dazu. Die von Franziskanerinnen geleitete, mit einem Pensionat verbundene Mädchenschule zählte 40 Schülerinnen.

Ein andres Gebiet, auf dem sich immer mehr ein gedeihliches Zusammenwirken mit den Eingeborenen anbahnt, ist die Land- und Forstwirtschaft. Ich habe früher mitgeteilt, wie es gelang, das Interesse der Chinesen für das Veredeln der Obstbäume zu erregen, daß aber zunächst das wunderliche Mißtrauen zu überwinden war, es sei damit eine Besitzergreifung der Bäume durch die Deutschen verbunden. Auch wurde berichtet, wie gering bisher das Verständnis für die wirtschaftliche Bedeutung des Waldes und seine Rolle als Regulator der atmosphärischen Niederschläge war. Im erfreulichsten Gegensatze dazu steht das rege gewordene Interesse der chinesischen Regierung an den Aufforstungsarbeiten: der Gouverneur Tschou-fu hat Beamte zur Besichtigung der betreffenden Anlagen bei Tsingtau entsandt und den Wunsch ausgesprochen, die seine Hauptstadt umgebenden Höhenzüge nach deutschem Muster anzuforsten und damit eine rationelle Regulierung der Flüsse anzubahnen. Das ist ein großer Triumph für den Kaiserlichen Oberförster Haß, der unter den schwierigsten Verhältnissen den Waldbau fortsetzt und unermüdlich Versuche mit Nähr- und Nutzpflanzen aller Art behufs Einbürgerung in die Kolonie und das Hinterland macht. Selbstredend wäre es unmöglich, in absehbarer Zeit die so wichtigen Aufforstungen über die unmittelbare Umgebung von Tsingtau auszudehnen, wenn dies lediglich Aufgabe der Regierung bleiben sollte. Daher wird jetzt angestrebt, für derartige Arbeiten im Hochgebirge, dem Lau-schan, sowie für Schonung der dort noch vorhandenen Waldbestände die Klöster zu interessieren. Man rechnet auch auf ihre Mitwirkung in bezug auf die Einrichtung der Viehwirtschaft in jenem Gebiete.

Der Vollständigkeit wegen will ich noch erwähnen, daß der chinesische Gouverneur auch Beamte zur Information im deutschen Polizeidienst nach Tsingtau entsandt hat.

Ich habe die Erfolge in den guten Beziehungen zu den Behörden und Einwohnern der Provinz Schantung in den Vordergrund gestellt, nicht als wenn ich glaubte, daß man dauernd auf eine auf Dankbarkeit begründete freundschaftliche Gesinnung rechnen könne, sondern weil die beste Gewähr für ein gutes Verhältnis in praktisch begründeter Interessengemeinschaft besteht, wie sie hier geradezu vorbildlich geschaffen wird; sentimentale Erwägungen im Völkerverkehr führen dagegen nur zu Enttäuschungen. Es bedarf keiner Erörterung darüber, daß dazu noch eine dauernd achtunggebietende Stellung des Kolonisators kommen muß.

Von den weiteren Fortschritten, die das Jahr gebracht hat, sollen nur noch die Regelung der Besitzverhältnisse, die Entwicklung des Handels, für den die Kolonie geschaffen wurde, und die Finanzverhältnisse kurz berührt werden. Von jeher war man bestrebt, jeden Mißbrauch der Bodenspekulation auszuschließen; nach Beendigung der dazu erforderlichen Landankäufe konnte dem Besitzwechsel der Chinesen größerer Spielraum gewährt werden. Damit wurde ohne Schwierigkeit eine gerechtere Regelung der Grundsteuer verbunden, die übrigens das Dreifache des bisherigen Betrages ergab. Daß gleichzeitig, unabhängig davon, der chinesische Generalzolldirektor, Sir Robert Hart, eine ganz entsprechende Steuerreform für China in Vorschlag gebracht hat, beweist, daß es sich um eine der Eigenart des Landes angepaßte Maßregel handelt und nicht ein bureaukratisches Muster der Heimat maßgebend war.

Der Handel befindet sich in sichtlich zunehmendem Aufblühen: der Wert der Gesamteinfuhr von Waren nicht-chinesischen Ursprunges, ungerechnet die Materialien für Eisenbahn- und Bergbau, ist von über 4 Millionen im Rechnungsjahre 1901/02 im letzten Jahre (1903/04) auf fast 12 Millionen Dollar, von Waren chinesischen Ursprunges von über $2^1/_2$ auf über $5^1/_2$ Millionen, die Gesamtausfuhr von mehr als $2^1/_2$ Millionen auf 7370000 Dollar gestiegen. Die im Schutzgebiete selbst

verbrauchten oder verarbeiteten sowie die unmittelbar aus ihm ausgeführten Waren sind nicht mitgerechnet, weil es die Eigenschaft eines Freihafens besitzt.

Kohle findet sich unter den Ausfuhrartikeln noch nicht, aber der Einfuhrbedarf hat sich vermindert, weil die Förderung aus dem Fang-tse-Schacht sich im letzten Jahre mehr als verdoppelt hat. Die regelmäßige Tagesförderung ist in letzter Zeit sehr gestiegen, und die Vorarbeiten an andern Stellen sind so vorgeschritten, daß nun wohl in naher Zeit die Abhängigkeit von der Kohleneinfuhr aufhören und außerdem ein wichtiger Ausfuhrartikel hinzutreten wird. Die Eisenbahnverbindungen zwischen den Kohlenrevieren und dem Hafen sind im Betrieb. Die Eisenbahn wird übrigens von den Chinesen immer fleißiger zur Ausfuhr ihrer Erzeugnisse benutzt.

Der Hafenbau hat große Fortschritte gemacht, und Mole I (früher als „Kohlenmole" bezeichnet) sowie eine zwischen beiden Molen gelegene Lade-Pontonbrücke sind dem Betrieb übergeben worden; vor ersterer haben bereits sechs Schiffe gleichzeitig gelegen.

Der Dampferverkehr betrug im Berichtsjahre 330 Dampfer mit 381 419 Registertonnen, gegen 263 mit 276 393 Tonnen des Vorjahres. Dabei hat infolge des Krieges die Zahl der japanischen Schiffe sich zeitweise sehr vermindert. Die Zahl der deutschen Dampfer wuchs von 195 auf 206, verhältnismäßig noch mehr — infolge der „offenen Türe" — die der norwegischen und englischen.

Die im vorigen Jahre ausgesprochene Hoffnung, daß die Wirkung der umfassenden Fürsorge für den Handel nicht durch beengende Verwaltungsmaßregeln beeinträchtigt werden möge, nähert sich der Verwirklichung. Das Gouvernement, das auch auf andern Gebieten der Selbstverwaltung Interesse entgegenbringt, plant nämlich ihre Einführung auch hier, falls eine in Handelskreisen im Entstehen befindliche Bewegung, betreffend den kaufmännischen Betrieb der Hafenanlagen, zu annehmbaren Vorschlägen führt.

Dem allgemeinen Aufschwunge entsprechend sind die Einnahmen wesentlich gestiegen, nämlich auf 501 946 Mark, gegenüber 305 037 Mark im Vorjahre. Das wichtigste ist dabei das Steigen der regelmäßigen Einnahmen von 262 591 auf 436 767 Mark. Alle Voraussetzungen eines gesunden Wachstums haben sich also bewährt, und das bisherige Ergebnis berechtigt zu vollem Vertrauen auf die endgültige Entwicklung zu einer wirklich produktiven Kolonie, deren Bedeutung für uns nicht mit dem wertlosen Wei-hai-wei der Engländer, sondern mit Hongkong verglichen werden muß, natürlich im Verhältnis zu dem geringeren Umfange unsres Handels im Osten gegenüber dem englischen. Gerade aus diesem Grunde wird aber, wie ich hier wiederholen möchte, die Erhöhung der Verteidigungsfähigkeit von Tsingtau zum dringenden Bedürfnis.

Da wir in unserm Schutzgebiete eine ehrliche Politik der offenen Tür treiben, und die Beziehungen zu China lediglich auf der Förderung der beiderseitigen Wohlfahrt basieren, so liegt auch kein Grund zu der mitunter ausgesprochenen Annahme vor, daß der noch nicht entschiedene Ausgang des russisch-japanischen Krieges an unsrer Stellung etwas ändern sollte; auf die Verschiebung der Machtverhältnisse in Ostasien aufgebaute Erwägungen dürfen daher die Fürsorge für Kiautschou nicht beeinträchtigen.

A. von Janson, Generalleutnant z. D.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte März.

Die Schlacht bei Mukden, die zum Rückzuge des Generals Kuropatkin, Oberbefehlshabers der russischen Feldarmee, führte, wird mit Recht als die größte Schlacht im russisch-japanischen Feldzuge bezeichnet. Gewaltig sind die von den Russen erlittenen Verluste, aber auch die Japaner mußten mit schweren Opfern an Blut ihren Sieg bezahlen. Erst sobald der Rückzug und die mit ihm verbundenen Gefechte beendet sind, wird sich feststellen lassen, wie hoch in Wirklichkeit diese auf beiden Seiten erlittenen Verluste sind. Die Absicht der Japaner, der russischen Feldarmee durch ihre Einschließung in Mukden ein „Sedan zu bereiten", ist nicht erreicht worden. Jetzt wird es darauf ankommen, über welche Streitkräfte der russische Oberbefehlshaber in Tieling oder bei einem weiteren Rückzug in Charbin verfügen wird. Wird doch bereits gemeldet, daß neue russische Armeekorps mobilisiert und nach dem Kriegsschauplatze entsendet werden sollen. So läßt sich auch jetzt der Ausgang des blutigen Ringens im äußersten Orient noch nicht mit Bestimmtheit vorhersehen. Alle Friedensfreunde können im Interesse der Fortentwicklung der Zivilisation und der Kultur nur den Wunsch hegen, daß dem männermordenden Kriege so bald wie möglich ein Ende bereitet wird.

Daß die gesamte innere Lage Rußlands dringend durchgreifende Reformen erheischt, ist von allen wahren Freunden des in den verhängnisvollen Krieg im äußersten Orient verstrickten Reiches längst erkannt worden. Kaiser Nikolaus II. selbst verschloß sich dieser Wahrnehmung keineswegs, wie aus seinem Erlaß über den „Entwurf zur Vervollkommnung der Staatsordnung" deutlich erhellt. So mußte denn die am 3. März vom „Regierungsboten" veröffentlichte Kundgebung des Zaren überraschen, weil sie mit den Worten schließt: „Gott möge der Geistlichkeit wahre Frömmigkeit, den Regierenden Gerechtigkeit und Wahrheit, dem Volke Frieden, den Gesetzen Kraft und dem Glauben Gedeihen geben zur Befestigung der Selbstherrschaft und zum Wohl meiner teuren Untertanen!" Hier wird also die Befestigung der Selbstherrschaft als das letzte Ziel der vom Kaiser Nikolaus II. hervorgehobenen Bestrebungen bezeichnet Im Hinblick auf die geistige Strömung in Rußland, die durchaus nicht auf vereinzelte Klassen der Gesellschaft beschränkt ist, mußte anstatt einer Befestigung vielmehr die Eindämmung der Autokratie geboten erscheinen. Überdies wird in der kaiserlichen Kundgebung selbst daran erinnert, daß es nur bei ruhiger Stimmung der gesamten Bevölkerung möglich sei, die auf die Erneuerung des geistigen Lebens des Volkes, auf die Kräftigung seines Wohlstandes und die Vervollkommnung der Staatsordnung gerichteten Absichten des Zaren zu verwirklichen. Mit Notwendigkeit drängte sich daher jedem unbefangenen Beurteiler die durch die Ereignisse dann bestätigte Annahme auf, daß der ersten Kundgebung vom 3. März unmittelbar eine zweite folgen würde. Das Attentat auf den Großfürsten Sergius war sicherlich die hauptsächliche Ursache, wenn er zunächst den Empfindlichkeiten der altrussischen Partei Rechnung trug.

Mit Recht beklagte der Zar, daß, während die russischen Truppen mit aufopfernder Tätigkeit kämpfen und ihr Leben für ihren Kaiser und ihr Vaterland einsetzen, in diesem selbst Wirren ausbrechen. Den blutigen Krieg bezeichnete er als dringend nötig zur Sicherung des friedlichen Gedeihens nicht nur des russischen Volkes, sondern auch andrer christlicher Völker, und zwar auf Jahrhunderte hinaus. Nicht minder begreift man den Seelenschmerz, dem der Kaiser nach der Ermordung seines nahen Verwandten Ausdruck lieh. Aber auch dann noch wird in der ersten Kundgebung betont, daß unter dem Banner der selbstherrlichen kaiserlichen Gewalt Rußland schon häufig große Kriege und Wirren überstanden habe, indem es stets mit neuer, unbeugsamer Kraft aus den Nöten und Schwierigkeiten hervorging. Im festen Vertrauen, daß Gott, nachdem er die Geduld Rußlands geprüft, dessen Waffen den Sieg schenken werde, ruft Kaiser Nikolaus II. die Gutgesinnten aller Stände, jeden in seinem Beruf und an seinem Platze, auf, sich ihm in einmütiger Mitwirkung mit Wort und Tat anzuschließen „zu dem heiligen, großen Werke der Überwindung des hartnäckigen äußeren Feindes, zur Ausrottung des Aufruhrs im Lande und zum besonnenen Entgegenwirken gegen die inneren Wirren".

Indessen müßten alle Anzeichen trügen, wenn es zum Zusammenwirken aller in Betracht kommenden Kräfte Rußlands nicht eines weit stärkeren Antriebes bedürfte. Was zunächst den Krieg betrifft, so mögen immerhin wichtige Interessen auf dem Spiele stehen; auf Volkstümlichkeit konnte jedoch dieses blutige Ringen niemals Anspruch erheben. Es braucht nur an den russisch-türkischen Krieg erinnert zu werden, um zu zeigen, daß die russische Volksseele wohl erregt werden kann; nur daß dann tiefere Empfindungen ausgelöst werden müssen als durch den Zusammenprall mit Japan. Konstantinopel mit seinen goldenen Kuppeln mußte selbst dem russischen Steppenbewohner als ein magisch verlockendes Ziel erscheinen, während die Mandschurei und Korea ihm nichts bedeuten.

Vor allem kommt es nun für Rußland darauf an, die inneren Verhältnisse durch wirksam in die zahlreichen Mißstände der bureaukratischen Verwaltung einschneidende Reformen zu befestigen. In dem an den Minister des Innern gerichteten Reskript, das, wie die vom „Regierungsboten" veröffentlichte Kundgebung des Zaren, das Datum des 3. März trägt, wird denn auch eine ganz andre Note angeschlagen. Den Adels- und Semstwoversammlungen, der Kaufmannschaft und den Bauerngemeinden soll der Minister den Dank übermitteln für den Ausdruck loyaler Gefühle, die in der gegenwärtigen schweren Zeit um so erfreulicher waren, als die ausgesprochene Bereitschaft, auf den Ruf des Kaisers zu erfolgreicher Realisation der von ihm angekündigten Reformen mitzuwirken, wie er ausdrücklich versichert, völlig seinem Herzenswunsche entspricht. Jedoch nicht um die Gewährung einer Verfassung, nicht um die Einrichtung eines mit konstitutionellen Befugnissen ausgestatteten Parlamentes handelt es sich, da die von der Bevölkerung gewählten Vertrauensmänner nur an der Ausarbeitung und Beratung legislativer Entwürfe, nicht aber an der Beschlußfassung darüber teilnehmen sollen. Ob die russische Bevölkerung mit ihren mannigfachen Gegensätzen der verschiedenen Völkerstämme bereits für eine Verfassung im westeuropäischen Sinne reif sei, wird auch von reformfreundlichen Kennern des Landes bezweifelt, die zugleich darauf hinweisen, daß die Verhältnisse von St. Petersburg, Moskau, Warschau und andern Bildungszentren in dieser Hinsicht nicht maßgebend sein können. In dem Reskript des Zaren an den Minister des Innern wird dieser Gesichtspunkt gleichfalls gewürdigt, indem geltend gemacht wird, daß in Erwägung der besonderen Verhältnisse Rußlands, der Mannigfaltigkeit der Völkerstämme und der in einigen seiner Teile schwachen Entwicklung des Bürgertums russische Herrscher dem Lande Reformen je nach den gereiften Bedürfnissen, aber nur in folgerichtiger Ordnung, gewährt haben. Hinzugefügt wird, daß diese Herrscher nicht minder die Kontinuität des festen, historischen, an die Vergangenheit anknüpfenden Bandes beobachteten, das das Unterpfand für Dauerhaftigkeit und Festigkeit in der Zukunft bildet. Anderseits verhehlt sich der Zar nicht die Schwierigkeiten der Verwirklichung

dieser Reform, da die Unerschütterlichkeit der Grundgesetze des Reiches unbedingt gewahrt werden soll. Unter dem Vorsitze des Ministers des Innern soll deshalb eine Konferenz die Mittel und Wege für die Durchführung des kaiserlichen Willens beraten. Treten aber erst die gewählten Vertrauensmänner des Volkes zusammen, so wird unzweifelhaft das Schwergewicht der Verhältnisse dahin wirken, daß sich, abgesehen von der Bureaukratie, ein neuer Faktor entwickelt, dessen Teilnahme an der Gesetzgebung durchaus nicht bloß auf die Ausarbeitung und Bearbeitung von Entwürfen beschränkt bleiben kann. Nicht die Revolutions-, wohl aber die Evolutionstheorie könnte sich auch in Rußland fruchtbar erweisen.

Durchgreifende Reformen im Innern und ein rascher Friedensschluß müssen nach den jüngsten Vorgängen auf dem Kriegsschauplatze allen Freunden der Kultur und Zivilisation dringend erwünscht scheinen. An Tapferkeit und Heldenmut haben es die Russen ebensowenig wie die Japaner fehlen lassen. Der Opfer an Blut sind indessen bereits allzuviel gebracht.

Wie auch der Ausgang sein möge, als sicher kann doch angesehen werden, daß Rußland, das den Krieg gegen Japan ohne die notwendigen Vorbereitungen führen mußte, seine Weltmachtstellung behaupten wird. Höchst bezeichnend sind in dieser Hinsicht die Bemühungen des französischen Ministers des Auswärtigen, Delcassé, nach Abgrenzung der französisch-englischen Interessensphären eine freundschaftliche Annäherung zwischen England und Rußland herbeizuführen. Dabei handelt es sich nicht etwa bloß um Vermutungen; vielmehr liegt in einem Schreiben des früheren Unterstaatssekretärs im englischen Auswärtigen Amte, Sir Charles W. Dilke, die Bestätigung vor. Anknüpfend an den Aufsatz eines französischen Deputierten, der die Gründe für eine englisch-russische entente cordiale entwickelt hatte, richtete ein französischer Publizist an den englischen Staatsmann das Ersuchen, sich darüber zu äußern, wie er über eine solche freundschaftliche Annäherung dächte. Sir Charles nimmt nun in seiner im vollen Wortlaute vorliegenden Erwiderung ausdrücklich auf die Politik Delcassés Bezug, die darauf abziele, eine Vereinbarung zwischen Rußland, Frankreich und England herbeizuführen. Der englische Staatsmann unterläßt indessen nicht, auf die Schwierigkeiten hinzuweisen, die einer solchen Politik entgegenstanden und auch jetzt noch existieren. Allerdings gibt er zu, daß der Gedanke einer direkten Vereinbarung zwischen England und Rußland, unabhängig von dem französisch-englischen Abkommen, in Großbritannien von manchen sehr kompetenten Personen durchaus günstig aufgenommen werde, ohne daß jedoch jemals von einer unparteiischen Autorität irgendwelche Grundlagen für ein solches Einvernehmen vorgeschlagen worden seien. Keineswegs habe der Krieg ein englisch-russisches Abkommen erschwert. Vielmehr seien gerade durch diesen Krieg zwischen den Großmächten weit weniger Reibungen entstanden, als zunächst erwartet werden mußte. Sir Charles erblickt denn auch augenblicklich für den Weltfrieden nicht die Gefahren, die von französischer Seite behauptet werden, um nächst der englisch-französischen Annäherung die zwischen England und Rußland zu empfehlen.

Was nun die Auffassung des englischen Staatsmannes selbst betrifft, so hebt er besonders hervor, wie er stets den Gedanken bekämpft habe, daß England in Friedenszeiten dauernde Bündnisse abschließe, weil diese mit den wirklichen Interessen des Landes durchaus nicht im Einklange stehen. Vielmehr hält er an der Politik der freien Hand fest, damit England in der Lage sei, in dem Augenblicke, wo die Ursachen für einen Krieg vorliegen oder dieser ausbricht, die Allianzen abzuschließen, die den besonderen Verhältnissen entsprechen. Diese Politik der „freien Hand" wird wohl nach wie vor die Richtschnur für jede englische Regierung bilden. Auch durch die englisch-französische Annäherung ist daran nichts geändert worden. Immerhin könnte es geschehen, daß Großbritannien nach der Gelegenheit ausspäht, sein Ansehen in Asien zu erhöhen, indem es im psychologischen Augenblick zwischen Rußland und Japan vermittelt. Sicherlich wird dies nicht früher geschehen als zu dem Zeitpunkte, wenn beide Mächte eine solche Vermittlung wünschen. König Eduard VII.

würde die sich dann darbietende Gelegenheit gewiß gern benutzen. Nur darf im Interesse der späteren Aufrechterhaltung des Friedens im äußersten Orient gehofft werden, daß Rußland in der Lage sein wird, sich mit Japan unmittelbar ins Einvernehmen zu setzen.

Als die letzten allgemeinen Wahlen für die italienische Deputiertenkammer eine sehr große Mehrheit für das Ministerium Giolitti ergaben, mußten sich wohl Zweifel regen, ob dieser Wahlsieg zugleich eine dauernde Stärkung der Regierung bedeutete. Sehr bald zeigte sich denn auch, daß die Parteigruppen der äußersten Linken trotz der von ihnen erlittenen Schlappen durchaus nicht gewillt waren, abzurüsten. Hatten die von den Sozialisten heraufbeschworenen Ausstände im Lande Mißstimmung hervorgerufen, weshalb Giolitti gerade diesen Anlaß benutzte, um die Deputiertenkammer aufzulösen und die Neuwahlen herbeizuführen, so wollte die äußerste Linke die ihr durch den Ausfall dieser Wahlen erteilte Lektion keineswegs anerkennen. Die vom Ministerium den parlamentarischen Körperschaften unterbreitete Eisenbahnvorlage bot den willkommenen Anlaß, das Streikproblem von neuem, wenn auch in andrer Form, in den Vordergrund zu rücken. Daß an Stelle der großen Eisenbahngesellschaften der Staat den Betrieb übernehmen soll, stand zwar in vollem Einklange mit dem sozialistischen Programm; nur legten die Parteigruppen der äußersten Linken Verwahrung dagegen ein, daß das Streikrecht der Eisenbahner beschränkt werden sollte. Auch die Sozialisten verhehlten sich nicht die mannigfachen Mißstände im italienischen Eisenbahnwesen, die sich allmählich zu einer öffentlichen Kalamität entwickelt hatten. So mangelhaft ist das rollende Material, so unzureichend sind die verschiedenen Linien, die Bahnhöfe usw., daß der internationale Handelsverkehr vielfach genötigt ist, wichtige Zentren, wie Genua, zu vermeiden, weil die Beförderung selbst mit großen Umwegen sich rascher vollzieht als auf den Linien des Mittelmeernetzes. Da auch die Arbeiter dadurch in Mitleidenschaft gezogen wurden, begreift man die Sympathien der Sozialisten für den Staatsbetrieb der Eisenbahnen. Nur wollten sie von einer Verkümmerung des Streikrechts nichts wissen.

Früher bereits hatte Giolitti als Ministerpräsident keinen Zweifel darüber bestehen lassen, daß er eine Unterbrechung des öffentlichen Verkehrs durch einen Ausstand der Eisenbahner nicht dulden würde. Als das geeignetste Mittel, einem solchen Vorgehen die Spitze zu bieten, erschien ihm die Mobilisierung aller im Militärverhältnisse stehenden Angestellten der großen Eisenbahngesellschaften. Auf diese Weise wurden die unter Kriegsrecht gestellten Eisenbahner genötigt, unter ungünstigeren Bedingungen zu arbeiten, ohne daß sie auch nur im geringsten ihre Forderungen durchzusetzen vermochten. Würde nun gar in der neuen Eisenbahnvorlage jeder Versuch eines Streiks unter strenge Strafe gestellt, so glauben die Angestellten, die doch beim Staatsbetrieb den Beamtencharakter erhielten, in ihren vermeintlichen Rechten verkümmert zu werden. Deshalb nahmen sie ihre Zuflucht zur Obstruktion, durch die eine Zeitlang ganz Italien in Aufregung versetzt wurde. Unter dem Vorwande, die Reglements aufs genaueste zu beobachten, verzögerten sie sowohl die Abfahrt wie die Fahrt der Züge. Am Fahrkartenschalter und bei der Gepäckannahme begann diese eigenartige Obstruktion, die tatsächlich dazu führte, daß eine ganze Reihe von Zügen ausgeschaltet werden mußte. Damit nicht genug, drohten die Eisenbahner mit dem allgemeinen Ausstande, wofern die Regierung sich nicht bereit finden lassen sollte, die Strafbestimmungen über den Streik aus ihrer Vorlage zu beseitigen.

So lagen die Dinge, als die überraschende Meldung eintraf, Giolitti habe aus Gesundheitsrücksichten sein Entlassungsgesuch eingereicht. Daß der Ministerpräsident in Wirklichkeit schwer leidend ist, wird in zuverlässiger Weise bestätigt. Immerhin ist es ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß seine Demission gerade in eine so kritische Periode fällt. Daß Giolitti ausscheidet, die maßgebende Persönlichkeit, die der schwierigen Situation gewachsen zu sein schien, mußte im sozialistischen Feldlager die Vorstellung erwecken, als ob die Strafbestimmungen der Eisenbahnvorlage über

den Ausstand preisgegeben werden sollten. Die Eisenbahner und die Delegierten der Parteigruppen der äußersten Linken erblickten daher in dem Rücktritt Giolittis einen Sieg ihrer eigenen Auffassung, weshalb sie die Obstruktion einstellten.

Wie wird sich indessen das neue Ministerium zu dieser Frage stellen? Da das Kabinett Giolitti nicht durch ein parlamentarisches Votum beseitigt wurde, entspricht es nur dem konstitutionellen Brauche, daß die neue Regierung aus den Reihen der alten ministeriellen Mehrheit hervorgeht. König Viktor Emanuel III. hatte sich zunächst an den Vizepräsidenten der Deputiertenkammer, Alessandro Fortis, gewendet und ihn mit der Neubildung des Kabinetts beauftragt. Fortis gilt als eine ausgezeichnete politische Kraft. Allerdings erregte es großes Aufsehen, als er, der damals Führer der äußersten Linken war, im Jahre 1888 von Crispi in dessen Kabinett als Unterstaatssekretär des Ministeriums des Inneren berufen wurde. In seiner Jugend war er, gerade wie Crispi, Cairoli, Nicotera und selbst der spätere Führer der Rechten, Visconti-Venosta, ein eifriger Republikaner. Der 20. September 1870 bezeichnete indessen einen Wendepunkt in der politischen Entwicklung Alessandro Fortis', der seither für die monarchische Idee in Italien eintrat. Daher zog er sich die politische Feindschaft der Republikaner zu, die ihn als einen Abtrünnigen ansehen. Die allgemeine Aufmerksamkeit lenkte er im Januar d. J. auf sich, als er bei der Diskussion des Gesetzes über die Zivilliste des Königs eine Tagesordnung einbrachte, die mit der großen Mehrheit von 313 gegen 21 sozialistische und republikanische Stimmen angenommen wurde. Wie Crispi zuerst die staatsmännische Begabung Alessandro Fortis' erkannt hatte, blieben die beiden bis zum Tode Crispis in inniger Freundschaft verbunden. Fortis war es auch, der an der Spitze der Delegierten der Deputiertenkammer stand, die sich unlängst aus Anlaß der endgültigen Beisetzung Crispis im sizilianischen Pantheon nach Palermo begaben. Wir machen auf diese persönlichen Beziehungen Alessandro Fortis' aufmerksam, weil in der auswärtigen, namentlich in der französischen Presse häufig angenommen wird, die Traditionen Crispis seien in Italien völlig aufgegeben worden.

Der ursprünglich designierte Ministerpräsident ist ein entschiedener Anhänger der Fortentwicklung der liberalen Institutionen. Er hält dafür, daß die große soziale Bewegung nicht bekämpft, sondern diszipliniert werden müsse. Wie durch den Ausfall der allgemeinen Wahlen erhärtet worden ist, daß das Land die Willkür der republikanischen und sozialistischen Elemente, die in den Ausständen in Mailand und anderwärts zum Ausdrucke kam, entschieden mißbilligt, hält Fortis dafür, daß verhütet werden müsse, die brutale Gewalt an Stelle der Vernunft und der Gesetzlichkeit treten zu lassen. Die Lösung dieses Problems ist allerdings ungemein schwierig. Fortis selbst erachtet als wahrscheinlich, daß man zu dem obligatorischen Schiedsspruche kommen müsse, damit niemand, weder die Arbeiter noch die Arbeitgeber, das Recht habe, sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen. Diese Auffassung bezog sich nur auf diejenigen Ausstände, bei denen es sich nicht, wie bei einem Streik der Eisenbahner, um eine Störung des gesamten öffentlichen Verkehrs handelt. Als die Neubildung des Ministeriums Fortis bereits von der offiziösen Telegraphenagentur gemeldet worden war, stellten sich Meinungsverschiedenheiten heraus, durch die Alessandro Fortis in bezeichnender Weise sich veranlaßt fühlte, von der Leitung der neuen Regierung Abstand zu nehmen. Die Mitglieder des Kabinetts Giolitti sollten sich ohne dieses dem Parlament vorstellen, um durch eine Abstimmung dem König die Richtschnur bezeichnen zu lassen, nach der das Ministerium konstituiert werden soll. Der „Zwischenfall" Fortis wird indessen nicht ohne Nachwirkung auf die parlamentarischen Verhältnisse Italiens bleiben.

Literarische Rundschau.

Der Grundriß der iranischen Philologie.

Grundriß der iranischen Philologie. Herausgegeben von W. Geiger und E. Kuhn. Straßburg, Karl J. Trübner. 1895—1904.

Ein Werk liegt jetzt vollendet vor, das in der Geschichte der Forschungen, denen es dienen will, einen Abschnitt bezeichnet. Der Kreis derer, an die es sich wendet, ist eng. Aber vielen Fernerstehenden wird es doch willkommen sein, von der ausgedehnten, mühsamen und erfolgreichen Arbeit, die hier getan ist, zu hören.

Was der germanischen und romanischen Philologie die „Grundrisse" Pauls und Gröbers leisten, was die Indologie an dem im Fortschreiten begriffenen „Grundriß" Bühlers und Kielhorns halb besitzt, halb von ihm erhoffen darf, wird hier der philologischen und historischen Erforschung Irans gegeben: der Wissenschaft, die von Zarathustra und den Achämenidenkönigen, von Firdausi und Hafis erzählt. Äußeres wie inneres Bedürfnis drängt dazu, in einem solchen Werk, das inmitten der Einzelpublikationen eine zentrale und überragende Stellung einnimmt, das Gesamtbild des von der Forschung Erreichten zusammenzufassen, wobei man natürlich die Gelegenheit sich zunutze machen wird, den altgewonnenen Ergebnissen manches neue hinzuzufügen. Wann die Zeit für ein solches Unternehmen gekommen ist? Die es ausführen, werden sich bescheiden müssen, hierüber selbst nur zur Hälfte urteilen zu können. Sie überblicken allein die Vergangenheit und Gegenwart ihrer Wissenschaft. Wird die Zukunft der Wahl des Zeitpunkts, die sie getroffen haben, recht geben? Hier muß der Arbeiter unbeantwortbare Fragen zurückdrängen und die Hand ans Werk legen.

Die „Eranische Altertumskunde" Spiegels, aus den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, ist in mancher Hinsicht eine Vorgängerin des jetzt vollendeten Unternehmens. Jenes Werk war damals ein einzelner zu schaffen imstande; heute wäre das bei der fortschreitenden Erweiterung und Vertiefung der Forschung undenkbar. Gerade Iran stellt der geschichtlichen Betrachtung Aufgaben, die mit besonderer Entschiedenheit Arbeitsteilung verlangen. Die ältesten Sprachen und Literaturdenkmäler der iranischen Arier stehen denen der engverwandten Arier Indiens ganz nah; unmöglich, sich mit ihnen zu beschäftigen, ohne den Rigveda beständig vor Augen zu haben. Auf der andern Seite aber ist die Geschichte keines indoeuropäischen Volkes so eng mit semitischem Wesen verwachsen wie die der Perser — von Kyros und seinen Nachfolgern an, die über Babylon geboten und sich in ihren Inschriften, neben der altpersischen Sprache und der von Susa, auch der babylonischen bedienten, bis zu den Zeiten, wo Persien, arabischem Ansturm erliegend, den Islam angenommen und eine immer wachsende Masse arabischer

Worte seine Literatur überflutet hat. Bei der Behandlung nun dieser so vielseitigen und mächtigen, durch Jahrtausende hindurchreichenden Entwicklungen stellte sich der „Grundriß" mit Recht die Aufgabe, nicht allein das Gebiet der Geschichte, Literatur, Religion, sondern auch ebenso sorgfältig das rein sprachliche zu behandeln. Man wird nach alledem begreifen, daß zur Bewältigung eines solchen Stoffes von den beiden Herausgebern, W. Geiger und E. Kuhn, ein recht zahlreiches Aufgebot von Gelehrten herangezogen werden mußte. Neben Indogermanisten wie Chr. Bartholomae steht hier einer der ersten Semitisten unsrer Zeit, Th. Nöldeke, neben Deutschen der erfolgreiche Verpflanzer dieser Studien auf den Boden Amerikas, Jackson, und, englisch schreibend, der hervorragende Kenner der zwischen Altertum und Neuzeit in der Mitte stehenden Phasen der iranischen Literatur, E. W. West. Die Verschiedenheit der Individualitäten, der Stellung der einzelnen Mitarbeiter zu Grundfragen der Methode mußte allerdings — das war unvermeidlich — die Einheitlichkeit des Ganzen bisweilen fühlbar beeinträchtigen; daß doch jedem die volle Freiheit und Verantwortlichkeit gelassen wurde, war das einzig Denkbare.

Das Werk zerfällt in zwei große Hälften. Die erste hat es allein mit den Sprachen zu tun, die zweite mit Literatur, Geschichte, Religion.

Von den sprachwissenschaftlichen Abschnitten hebe ich zuvörderst den ersten hervor, Bartholomaes „Vorgeschichte der iranischen Sprachen": die kühn gebaute Eingangspforte, die in das Innere des Werks führt. Eine bis in exakteste Details gehende Schilderung sprachlicher Zustände und Entwicklungen von Zeitaltern, aus denen auch nicht der kleinste Text, kein einziges Wort in direkter Überlieferung auf uns gelangt ist. Aus dem Muttervolk der Indoeuropäer, aus der Gemeinschaft mit den Vorfahren der Griechen, Italiker, Kelten, Germanen, Slawen sonderten sich — wer weiß zu sagen, wann und wo — jene Arierstämme ab, die später Iran und Indien beherrscht haben. Lange verharrten sie untereinander in enger nationaler und sprachlicher Gemeinschaft. Dann schieden die nach Indien ziehenden Volksmassen, und die Iranier blieben zurück, geeint im Besitze einer Sprache, der uriranischen, aus der dann im Laufe der Zeiten die verschiedenen einzelnen, in der Überlieferung erhaltenen iranischen Sprachen hervorgegangen sind — die Dialekte der zarathustrischen Texte, das Altpersisch der Keilinschriften usw. Die Sprachgeschichte nun des Zeitraums von der Loslösung dieser Völker und Sprachen aus dem indoeuropäischen Mutterschoß bis zur Auflösung der uriranischen Gemeinschaft: sie ist es, die hier in Bartholomae ihren Geschichtschreiber gefunden hat. Welche Lautverschiebungen, welche Neuerungen im Aufbau der Worte haben in diesen Zeiten die Physiognomie der Sprache gewandelt? Man wird fragen, wie ein Wissen hiervon möglich ist. Es ist möglich allein auf Grund der Rückschlüsse, welche uns die mit strenger methodischer Kunst geübte Vergleichung der jüngeren, überlieferten Sprachen ziehen läßt. Mit außerordentlichem Wissen und Scharfsinn hat Bartholomae diese selbstverständlich vielfach höchst verwickelten und delikaten Probleme behandelt. An dem, was er uns gibt, ist neben dem Iranisten auch der Indolog auf das ernstlichste interessiert. Denn die älteren Phasen jener Entwicklung sind ja Vorgeschichte der indischen Arierspachen so gut, wie sie Vorgeschichte der iranischen Sprachen sind.

Auf dieser Grundlage nun bauen sich in unserm Werk die Darstellungen der einzelnen, in Texten oder im lebendigen Gebrauch erhaltenen Sprachen und Dialekte Irans auf. Nicht allein die sind berücksichtigt, die sozusagen an der großen Heerstraße der orientalischen Forschung liegen, wie die Sprache der Avestatexte, sondern es ist auch solchen, denen ein zurücktretendes oder nur gelegentliches Interesse zukommt, eingehende Beachtung, gewissenhafte linguistische Untersuchung gewidmet worden: so den Sprachen von Afghanistan, Belutschistan, Kurdistan, der Pamir-Hochtäler und der Gebiete am Kaspischen Meere; sogar das Judenpersisch ist nicht unbeachtet geblieben. Man muß es den Leitern des Unternehmens danken, daß sie nicht fürchteten, ihr Werk mit solchem Stoff zu überlasten, sondern daß sie mit vollen Händen gegeben haben, was sie nur geben konnten.

An die Darstellung der Sprachen schließt sich die der Literaturen, an ihrer Spitze, das größte und allgemeinste Interesse beanspruchend, der zarathustrischen heiligen Literatur oder vielmehr ihrer Trümmer, die das Zerstörungswerk langer Jahrhunderte uns übriggelassen hat. Es handelt sich um jene alten, feierlich-ernsten Gesänge, welche die Überlieferung — vielleicht nicht durchweg mit Unrecht — dem Zarathustra selbst zuschreibt, und dann um die jüngere Literatur liturgischer oder priesterlich-gesetzlicher Texte, der Lobpreisungen der Götter und der kostbaren Fragmente der Heldensage. Auch hier kam dem Grundriß die Mitarbeit eines ersten Sachkenners zugute, K. Geldners, dem wir die kritische Neuausgabe des Avesta verdanken. Eine literaturgeschichtliche Darstellung, wie wir sie sonst gewohnt sind, die erzählend vom Alten zum Neueren fortschreitet und dieses aus jenem entwickelt, gab Geldner nicht, konnte er nicht geben. Hier ist alles zu voll von Dunkelheiten, von Problemen, deren Lagerung es zu beschreiben galt. Neben denen, welche die Entstehung der Texte, ihre Heimat, ihr Alter betreffen, ist wohl das wichtigste die Frage, wie für ihre Deutung die einheimische Überlieferung zu benutzen ist, die Pahlavi-Übersetzung, welche die Parsentheologen des ausgehenden Altertums oder frühen Mittelalters gefertigt haben. Soll dieser Tradition im Gegensatz zu der europäischen, die linguistischen Gesichtspunkte voranstellenden Untersuchung erhebliches, vielleicht gar entscheidendes Gewicht beigelegt werden? Eine Prinzipienfrage; wir treffen sie hier auf dem Gebiet der zarathustrischen Forschungen ähnlich an wie in der indischen Philologie bei der Erklärung der Rigvedahymnen. Kein Zweifel, daß Geldner theoretisch durchaus das Rechte trifft, wenn er eine ausgleichende Vereinigung der beiden Weisen der Forschung verlangt — jener, die sich an die Tradition anschließt, und dieser, die sich über sie zu erheben sucht. Ob der hervorragende Gelehrte in seinem Bestreben, dies Ideal zu verwirklichen, nicht tatsächlich, um von dem speziell iranischen, bodenständigen Wesen des Avesta nichts zu verwischen, sich allzu weit nach der Seite der Tradition hin geneigt hat? Wie immer man darüber urteilen mag, in diesen Dingen wird von Geldner lernen, auch wer nicht jeden Schritt, den er tut, mittun kann.

Unter den Darstellungen der nachavestischen Literatur will ich nur auf Nöldekes schöne und inhaltreiche Behandlung des großen Nationalepos, des Schahname, hinweisen. „Ein wichtiges, ernstes, mythisch-historisches Nationalfundament, worin das Herkommen, das Dasein, die Wirkung alter Helden aufbewahrt wird“: so hat Goethe das große Gedicht genannt, das den Deutschen durch Schack und Rückert nahegebracht ist. Hier wird von kundigster Hand die Entwicklung jener Sagen und die Gestalt des klassischen Erzählers, der die Sage und Geschichte seines Volkes überliefert hat, Firdausis Leben, seine menschliche und künstlerische Persönlichkeit uns vor Augen gestellt.

Schwierige, zum Teil allerschwierigste Aufgaben waren in den Abschnitten von der Geschichte Irans zu lösen. Selbstverständlich konnten auch hier die Kräfte eines einzelnen nicht allem gewachsen sein. Einen natürlichen Halbierungspunkt des Ganzen bildet der Sturz des Sasanidenreichs um die Mitte des 7. nachchristlichen Jahrhunderts. Was davor liegt, das Iran des Ahuramazdaglaubens, hat Justi behandelt. Was folgt, das mohammedanische Iran — hier wirkte der mehr als lückenhafte Zustand der Vorarbeiten besonders erschwerend —, ist von Horn dargestellt. Als Grundlage von allem hätte man eine eingehende Behandlung der ethnographischen Fragen gewünscht, die vom „Grundriß“ zwar vielfach berührt werden, doch zu ihrem ganzen Recht nur im großen Zusammenhang kommen können. Überall aber verdient im geschichtlichen ganz so wie im linguistischen Teil dies unsern Dank, daß auch den vom allgemeinen Interesse weiter abliegenden Gebieten eine nicht nachlassende Sorgfalt gewidmet ist. Wie die Taten des ersten Darius, von denen die gewaltige Keilinschrift der Felswand von Behistun erzählt, haben auch geringfügige Herrscher aus dem Arsakiden- und Sasanidenhaus die ihnen gebührende Beachtung gefunden. Die Natur eines „Grundrisses“ bringt es mit sich, daß es sich nicht allein um Geschichte,

sondern zum nicht geringen Teil um bloße geschichtliche Materialien handeln muß. Darum bleibt es doch möglich, ja es ist notwendig, daß auch hier im vollen Sinne des Wortes Geschichte geschrieben werde. Ich kann mit dem Eindruck nicht zurückhalten, daß, wenn man etwa die Darstellung des Achämenidenreichs betrachtet, man kaum jeden Wunsch erfüllt finden wird. Hat der Verfasser überall, über das Sammeln und Diskutieren einzelner Nachrichten hinausdringend, jene großen geschichtlichen Gebilde in ihrem vollen Leben hinzustellen gewußt? Die Vergleichung von Ed. Meyers „Geschichte des Altertums" mit ihrer reichen und tiefen Erfassung der historischen Probleme zeigt, wie viel hier gelingen kann.

Auf die Geschichte folgt endlich von speziellen Kulturgebieten nur die Religion in der vortrefflichen Darstellung Jackson. Wäre nicht statt dieses einen Artikels eine Reihe von solchen denkbar gewesen? Vor mehr als zwanzig Jahren hat Geiger, der Mitherausgeber des „Grundrisses", ein Bild des ganzen Volkslebens, wie es sich im Avesta spiegelt, gezeichnet. Vermutlich würde er von seinen damaligen Aufstellungen heute manches modifizieren; gewiß aber ist, daß, wenn er eine solche Arbeit für den „Grundriß" unternommen hätte, sie einen wertvollsten Schmuck des Werkes gebildet haben würde. Nur noch auf eine weitere Lücke dieser Art weise ich hin: ich denke an die Kunstgeschichte. Die Architektur und Skulptur, die unter den großen Perserkönigen blühte, dieser merkwürdige und mächtige Ableger der babylonisch-assyrischen Kunst, voll imposanter Größe und kühler Monotonie, hätte statt der beiläufigen Berücksichtigung, die ihr gelegentlich in Justis Geschichtsdarstellung zuteil geworden ist, wohl eine Behandlung verdient, wie sie der Kunsthistoriker, und nur dieser, geben kann.

Der Berichterstatter darf, wenn er an dem großen Werk, von dem er spricht, Lücken wahrzunehmen glaubt, auch von diesen nicht schweigen. Das Gefühl des Dankes und der Bewunderung, mit dem er dem Geleisteten gegenübersteht, ist darum nicht schwächer. Wer wollte mit denen, die uns so viel geben, darüber rechten, daß sie nicht alles gegeben haben?

H. Oldenberg.

δ. **Monotheistische Strömungen innerhalb der babylonischen Religion,** auf Grund eines Vortrages, gehalten auf dem 2. internationalen Kongreß für Religionsgeschichte zu Basel 1904. Von Dr. Alfred Jeremias, Pfarrer der Lutherkirche zu Leipzig. Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung. 1904.

In diesem lesenswerten Schriftchen wendet sich der bekannte Theologe gegen die so oft ausgesprochene Behauptung, daß die Babylonier nur einen krassen Polytheismus gekannt hätten. Er versucht, nachzuweisen, daß in einzelnen Kreisen, die sich als die „Wissenden" bezeichneten, eine reinere Lehre verbreitet wurde, welche sich hoch über die Anschauungen des gewöhnlichen Volkes erhob. Einen monotheistischen Grundgedanken findet der Verfasser ferner in dem kosmogonischen System der Babylonier. Auch die sogenannten Bußpsalmen sind Zeugnisse eines höheren religiösen Denkens. Schließlich weist Jeremias auch auf die Bedeutung des Mardukkultes in der letzten Zeit des babylonischen Reiches hin, der einen stark ausgeprägten monotheistischen Zug aufweise. Wenn auch einzelne vom Verfasser ausgesprochene Gedanken noch nicht sicher fundamentiert sind, so wird doch der Wert seines Aufsatzes, der manche Anregung bietet, dadurch nur wenig beeinträchtigt.

γ. **Die Religion unserer Klassiker.** Von Karl Sell. Tübingen, Mohr. 1904.

Der bekannte Bonner Kirchenhistoriker, dem wir schon eine vorzügliche Studie über Goethes Verhältnis zur Religion verdanken, hat in diesem Buche das Thema in weiterem Umfang in Behandlung genommen und neben Goethe auch Lessings, Herders und Schillers religiösen Standpunkt einer Darstellung und Würdigung unterzogen. Mit Recht lehnt er die Auffassung ab, als ob die genannten Klassiker etwa als Vertreter eines liberalen Protestantismus bezeichnet werden dürften; sie haben mit Ausnahme Herders keinerlei persönliches Verhältnis zu Christus gehabt. Sell weist nach, daß sie alle eine eigentümliche, zeitlich und persönlich bestimmte Stellung zur Religion eingenommen haben, die unter keine Rubrik der Gegenwart gebracht werden kann; alle aber waren von einer tiefen und ernsten Religiosität beseelt: sie waren Gottsucher und als solche selbständig, und sie können auch andre religiös anregen. Wie sich von selbst versteht, wachsen die Studien Sells sich — ganz von selbst — zu geistvoller Gesamtwürdigungen der Klassiker nach der Seite ihrer inneren, religiös-philosophischen Entwicklung aus; das Büchlein ist insofern auch ein sehr wertvoller Beitrag zur Literaturgeschichte.

ρ. **Italien in sechzig Tagen.** Von Dr. Th. Gsell Fels. Achte Auflage. I. Teil. Mit 11 Karten, 29 Plänen und Grundrissen. II. Teil. Mit 10 Karten, 20 Plänen und Grundrissen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1905.

Wie praktisch, zuverlässig und daher mit Recht beliebt dieses Reisebuch ist, beweist die vorliegende neunte Auflage. Die beiden Teile, deren erster Ober- und Mittelitalien, einschließlich Florenz, deren zweiter Rom und Unteritalien enthält, sind in einem Bande vereinigt, der durchaus handlich ist, aber auch, wenn es dem Reisenden so gefällt, auseinandergenommen werden kann. Es ist erstaunlich, mit welchem Geschick auf verhältnismäßig beschränktem Raum hier alles zusammengefaßt ist, was dem Italienfahrer auf den verschiedenen Gebieten des Sehens- und Wissenswerten nottut: Nichts ist verabsäumt worden, die Kunst, die Geschichte, die Landschaft, das Volksleben werden mit sicherer Hand umschrieben, nützliche Winke bezüglich des Hôtelwesens gegeben, alles berücksichtigt, was für den Reisenden irgendwie wichtig ist. Diejenigen Gegenden und Städte, die vor allem besucht werden müssen und besucht zu werden pflegen, sind mit größerer Ausführlichkeit behandelt; aber auch die kleineren und kleinsten Orte, wenn sie historisches und kunstgeschichtliches Interesse besitzen, sind nicht übergangen worden. Ein reiches Material von Karten, Plänen und Grundrissen, in der vorzüglichen Ausführung, die wir vom Bibliographischen Institut gewohnt sind, treffliche Register, ein Verzeichnis der Künstler und Kunstausdrücke, ein Kalender der Festlichkeiten vervollständigen diesen Reiseführer nach allen Seiten hin, und wer seinen Anweisungen folgt, darf wirklich sagen, daß er „Italien in sechzig Tagen" gesehen habe.

γ. **Wie lebt man in den Vereinigten Staaten?** Von Dr. Hintrager. Berlin, F. Fontane & Co. 1904.

Ein schwäbischer Amtsrichter, der jetzt im schönen Urach am Fuß der Rauhen Alb seinen Sitz hat, schildert auf Grund seiner bei Studienreisen von 1894—95 und 1899 gesammelten Erfahrungen das Leben in den Vereinigten Staaten, die Farm, die Schule, das Treiben im Zimmer eines Rechtsanwalts, die Strafanstalten, die Kirchen, die Frauen, und charakterisiert Verfassung und Politik des Landes; alles mit gesunder Beobachtung und ohne Voreingenommenheit. Seine Wahrnehmungen teilt er einem weiteren Kreis mit, weil das wahre Amerika bis vor kurzem diesseits des Wassers fast unbekannt war und es erst jetzt, dank dem Vorgang unsres Kaisers und den gewaltigen Weltereignissen, sozusagen neu entdeckt wird. Die Perspektiven, die sich auftun, sind unermeßlich; „Amerika", wie wir schlechtweg sagen, ist heute erst von fast 90 Millionen Menschen bewohnt, hat aber die sechzehnfache Größe Deutschlands und könnte, wenn einmal auf dem Quadratkilometer nicht bloß neun Menschen wohnen wie jetzt, sondern 68 wie bei uns, fast tausend Millionen beherbergen! So begreift man, daß Gladstone nicht daran zweifelte, daß „Amerika" einst die erste Großmacht der Welt sein werde. Aber „die Bäume", sagt Hintrager, „werden auch hier nicht in den Himmel wachsen", und es ist nicht schwer vorherzusehen, daß mit der Zunahme der Einwohnerzahl von selbst auch die Aufgaben des Gemeinwesens sich ins riesenhafte steigern und ihre Lösbarkeit erschwert werden wird. Zur Erkenntnis des heutigen Zustandes aber liefert Hintragers Buch einen tüchtigen Beitrag.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adamkiewicz. — Die wahren Zentren der Bewegung und der Akt des Willens. Von Albert Adamkiewicz. Mit einer Abbildung im Text. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1905.

Adickes. — Charakter und Weltanschauung. Von Erich Adickes. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1905.

Arndt. — Betrachtungen zu einer Erneuerung unseres Lebens. Von A. Arndt. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1905.

Balzac. — Ausgewählte Werke von Honoré de Balzac. Übersetzt von Alfred Brieger. Erster Band. Berlin, Franz Ledermann. 1905.

Banëls. — Priemen. Gedichte von Marie Louise von Banëls. Berlin, M. Lilienthal. 1905.

Beck. — Das Recht von fünf Millionen. Roman aus dem sozialen Leben des neuen Mittelstandes von Julius Beck. München, Münchener freie Vereinigung für staatliche Pensions-Versicherung der Privatbeamten. 1905.

Bélart. — Ernst Haeckels Naturphilosophie. Von Hans Belart. Berlin, Franz Wunder. 1905.

Bencermann. — Schillers Dramen. Beiträge zu ihrem Verständnis von Ludwig Bellermann. Zwei Teile. Dritte Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1905.

Benndorf. — Geläut durch die Stille. Gedichtkreise von Friedrich Kurt Benndorf, Berlin, Verlag „Harmonie". 1904.

Blumenthal. — Satirische Gänge von Oskar Blumenthal. Berlin, F. Fontane & Co. 1905.

Bojo, Jo. — Gedankenflug. Gedankenspäne und Gedankensplitter. Von Jda Bojo-Jho. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1904.

Boese. — Sinnen und Sagen. Gedichte von Wilhelm Boese. Verlag „Harmonie" O. J.

Bossert. — Essais sur la littérature allemande. Par A. Bossert. Paris, Hachette & Cie. 1905.

Braune. — Über die Einigung der deutschen Aussprache. Von Wilhelm Braune. Halle a. S., Max Niemeyer. 1905.

Brunner. — Unser Schiller. Festgabe zur hundertsten Wiederkehr des Todestages Friedrich Schillers dem Volke dargeboten von Karl Brunner. Mit einem Bild des Dichters in Autotypie. Pforzheim. In Kommission bei Otto Riecker's Buchhandlung. 1905.

Coutts. — The divine travail in nature, man and the bible as traced by science and the method of Christ. By John Coutts. London, National Hygienic Company. 1905.

Cron. — Beschriebene Blätter. Dilettanten-Poesien aus der Jugendzeit. Von K. Cron. Wien, Josef Safár. 1905.

Daiber. — Was ist Wahrheit? Tagebuchblätter eines Mönches auf Ponape. Von Hildegard Daiber. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1905.

Delbrück. — Lebenserinnerungen von Rudolph von Delbrück. 1817—1867. Mit einem Nachtrag aus dem Jahre 1870. Zwei Bände. Leipzig, Duncker & Humblot. 1905.

Diederich. — Don Quijote und sein Dichter. Eine Einführung von Benno Diederich. Stuttgart, Robert Lutz. 1905.

Domitrovich. — Mahnrufe an die führenden Kreise der deutschen Nation von Armin von Domitrovich. Regeneration des physischen Bestandes der Nation. Leipzig, Georg Wigand. 1905.

Dommes. — Aus tiefer Not . . . Ein Lebensschicksal von Bernhard Dommes. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1905.

Drews. — Die Reform des Strafrechts und die Ethik des Christentums. Von Paul Drews. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1905.

Eckart. — Familienväter. Tragische Komödie in drei Aufzügen von Dietrich Eckart. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1904.

Eggerecht. — Die Pivelhühner. Von Albrecht Eggebrecht. Berlin, Th. G. Fischer & Co. 1905.

Fontane. — Gesammelte Werke von Theodor Fontane. Erste Serie. Erster Band. Vor dem Sturm. (Erste Abteilung). Berlin, F. Fontane & Co. 1905.

Frensdorff. — Kaiser Tod. Tagebuchblätter und Briefe von Walter Frensdorff. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Friedrich. — Was ist die Liebe? Heiteres und Ernstes von M. von Friedrich. Leipzig, Raimund Gerhard. 1905.

Galleria Pitti Firenze. — Peintures. Souvenir-Album, publié par la maison Wehrli. A. G. Kilchberg près Zürich. (Edition illustrato.)

Garbe. — Die Bhagavadgîtâ. Aus dem Sanskrit übersetzt. Mit einer Einleitung über ihre ursprüngliche Gestalt, ihre Lehren und ihr Alter. Von Richard Garbe. Leipzig, H. Haessel. 1905.

George. — Zeitgenössische Dichter. Übertragen von Stefan George. Zwei Bände. Berlin, Georg Bondi. 1905.

Gold. — Ausklang. Schauspiel in drei Akten. Von Alfred Gold. Berlin, Bruno Cassirer. 1905.

Gorce. — Histoire du second empire. Par Pierre de la Gorce. Tome septième. Paris, Plon. 1905.

Hammon. — Herbes und Liebes. Gedichte von Rudolf Hammon. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1904.

Hasse. — Das Deutsche Reich als Nationalstaat. Von Ernst Hasse. München, J. F. Lehmann. 1905.

Hausbücherei d. deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Sechster und siebenter Band: Balladenbuch. Erster Band: Neuere Dichter. Hamburg-Großborstel, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1904

Hönigswald. — Über die Lehre Humes von der Realität der Außendinge. Eine erkenntnistheoretische Untersuchung von Richard Hönigswald. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1904.

Hörmann. — Hört's zua a weng. Von Leopold Hörmann. Wien, Szelinski & Co. O. J.

Hörsting. — Weltenträume. Von E. O. Hörsting. Drittes Heft. Leipzig, Th. Grieben. 1905.

Houssaye. — 1815. Par Henry Houssaye. Douzième édition. Paris, Perrin & Cie. 1905.

Jünger. — Heimgefunden. Die Geschichte eines Menschenkindes nach einem alten Originalberichte dem christlichen Hause erzählt und ausgelegt von Nathanael Jünger. Dresden, C. Ludwig Ungelenk. 1905.

Kamlah. — Mumuksha. Von Kurt Kamlah. Mit 28 Bildern und Umschlagzeichnung von Otto Beyer. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Kremnitz. — Marie, Fürstin-Mutter zu Wied, Prinzessin von Nassau. Ein Lebensbild von Mite Kremnitz. Leipzig, E. Haberland. O. J.

Lagerlöf. — Unsichtbare Bande. Erzählungen von Selma Lagerlöf. Deutsch von Margarete Langfeld. Berlin, Franz Wunder. 1905.

Lanzac de Laborie. — Paris sous Napoléon. Consulat provisoire et consulat à temps. Par L. de Lanzac de Laborie. Paris, Plon. 1905.

Lapauze. — Mélanges sur l'art français. Par Henry Lapauze. Paris, Hachette & Cie. 1905.

Lauria. — Donna Candida. Romanzo. Di Amilcare Lauria. Roma, Luigi Mongani. 1905.

Mendheim. — Gedichte von Max Mendheim. Leipzig, Alfred Hahn. 1905.

Meredith. — Diana vom Kreuzweg. Ein Roman von George Meredith. Deutsch von Felix Paul Greve. Minden in Westf., J. C. C. Bruns. O. J.

Meyers Reisebücher. — Italien in sechzig Tagen. Von Dr. Th. Gsell Fels. Achte Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1905.

Mittnacht. — Erinnerungen an Bismarck. Von Freiherrn v. Mittnacht. Neue Folge (1877—1889). Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1905.

Morgenstern. — Galgenlieder. Von Christian Morgenstern. Berlin, Bruno Cassirer. 1905.

Münchner. — Carl Hauptmanns Bergschmiede. Ein Wort zur Einführung und Einstellung von Georg Münchner. München, Georg D. W. Callwey. 1905.

Mygind. — Vom Bosporus zum Sinai. Von Eduard Mygind. Mit 2 Porträts, 15 Bildern, 1 Karte und 1 Höhenrifs. Leipzig und Konstantinopel, Otto Keil. 1905.

Nossig. — Die Erneuerung des Dramas. Von Alfred Nossig. Erster Teil. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. 1905.

Oscar. — Ein Stück Leben. Schauspiel in zwei Aufzügen von Carl Oscar. Leipzig, Oswald Muße. 1905.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Walter Pactow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Heros, bleib bei uns!

Zum Hundertjahrestag von Schillers Heimgang.

Von

Ernst von Wildenbruch.

Mir aber ist, als wären tausend Jahre,
Nicht hundert erst vergangen seit dem Tag,
An dem dein Geist, der Willens-wunderbare,
Dem Bänd'ger aller Willenskraft erlag.

Wie faß' ich das? Steht mit so flachen Zeichen
Dein Name eingegraben in den Schild
Des Weltgeschehns, daß heut schon das Verbleichen
Grauer Vergessenheit darüber schwillt?

Gehörte so dem Eintag nur dein Wollen,
War es so bar des Ewigkeitsgewichts,
Daß sich dein Wort, dem Munde kaum entquollen,
Verflatterte ins taube, leere Nichts?

Bist du so gänzlich uns hinweggenommen?
Dein Lebenstag, ist er so ganz verglommen?

Dein Lebenstag — und da ich seiner denke,
Kommt's wie ein Brausen über mich daher,
Als wenn Gewitterwolke niedersänke,
Mit Unheil drohend und von Segen schwer.

Und nun die Wolke ihren Busen ausgießt,
Den Groll des Donners und der Blitze Flut:
Antwortend Feuer aus dem Boden aufschießt,
Himmel und Erde werden eine Glut.

In Feuers Mitten, seine Pläne schürend
Wie Gott Vulkan, der Götterwaffen baut,
Freiheit und Recht zu Lebens Altar führend,
An ihn geschmiegt Begeisterung, die Braut,

Steht einer da, von Jugend überflossen,
Ein Adlerjüngling, dem die Flügel sprossen.

Ihm dampft, ein braunes Ackerland, die Erde,
Ein Saatenstreuer, wandelt er den Gang.
Er sät ins Land sein Machtgebot: „Es werde!"
Die Luft umzittert ihn wie Schöpfungsdrang.

Mit Armen greift's aus Furchen und aus Spalten,
Von neuer Zeugung schwillt des Lebens Schoß:
Ein Menschenwald — von leuchtenden Gestalten
Ein Volk reißt sich vom Ungebornen los.

Ein Adelsvolk — nach seinem Ebenbilde
Geschwisterlich geschnitten ihr Gesicht.
In ihrem Blick sein Blick, der feurig-milde,
Ihr Wort sein Wort, wenn ihre Zunge spricht.

Das Feuer er, daraus sie alle stammen.
Und Glut ist Glut, und Flamme gleicht den Flammen.

Ja, einmal noch, das Auge mir entsiegelnd,
Läßt mich Erinnerung die Stunde sehn,
Als Deutschland sich, im eignen Sohne spiegelnd,
Des Wunders inne ward, das ihm geschehn,

Des Weckers inne, der ans Tor ihm pochte,
Verkündend einen Tag der Neugeburt,
Die Seele ihm, die knechtisch unterjochte,
Mit Kraft umgürtend, wie mit Schwertesgurt,

Als es des Stahls in seines Herzens Tiefen
Sich inne ward, begraben unterm Rost,
Als Hoffnungen, die hoffnungslos entschliefen,
Aufwachten aus jahrhundertaltem Frost,

Als Botschaft kam zu schlafbetäubten Ohren:
„Ein Heros, Deutschland, wurde dir geboren!"

Geboren an geheimnisvoller Stelle
Ward einer jener, die der Geist sich weckt,
Wenn eines Volkes breiter Daseinswelle
Das Bett zu eng wird, das man ihr gesteckt.

Die dann vorangehn wie die freud'gen Götter,
Sterblich, vergessend Sterblichkeit und Tod,
Verachtend den Insektenstich der Spötter,
Krankheit nicht fühlend, Armut nicht und Not.

Zu deren Ohren keine Laute dringen,
Wie Markt und Gasse feilschend sie erzeugt,
Weil in dem Zwiegespräch mit ew'gen Dingen
Heilig berauscht ihr Haupt sich niederbeugt,

Die, ganz vom Seelensturm dahingerissen,
Vom Alltag nichts und nichts vom Niedern wissen.

O Flamme, die, am Fackelschaft getragen,
Ihr Wachs im Lodern allzu rasch verschlang!
Rastloser Geist, der, Fragen über Fragen
Auftürmend, sich hinauf zur Freiheit rang!

Kraft, unabläss'ge, die kein Sparen kannte,
Ausströmend ganz in jede einz'ge Tat,
Die mit der Glut, die in ihr selber brannte,
Zur Glut entfachte, was ihr nahetrat!

Haupt voll Erfindung! Vom Verstand gezügelt
Das wilde Roßgespann der Phantasie!
Brust, die nur Atem fand, wenn sturmumflügelt
Das große Schicksal Lebensodem lieh!

Des heil'gen Sehnens Priester du und Künder,
Der Weltenschönheit durstender Ergründer!

Noch einmal mir, Erinnerung-beschworen,
Reifst du empor, gebietende Gestalt,
Vom Übermenschentum, das dich geboren,
Zu echter Menschheit wirklichem Gehalt.

Noch einmal braust in allen meinen Säften
Dein lautrer Geist, ein strömender Kristall,
Von allen tiefsten deutschen Seelenkräften
Du Inbegriff und reiner Widerhall.

Und wie der Alpen Nacht-umhauchte Firne
Der Sonne Scheidekuß verglühend schmückt,
So sehe ich auf deine tote Stirne
Die Lippen Deutschlands einmal noch gedrückt,

Besiegelnd, daß von nun an eure Seelen
In Ewigkeit unsterblich sich vermählen.

So unser Eigentum bist du gewesen,
So hat der Ahnen männliches Geschlecht
Zum Kampfbegleiter sich dein Wort erlesen,
Als es hinaus um Freiheit zog und Recht.

Du unser Glaube, dein geweihter Name
Das letzte Sternbild, das am Himmel stand,
Als unsre Väter sich in ihrem Grame
Verbluteten ums deutsche Vaterland. —

Und da sich fragend nun die Blicke wenden
Zu heut'gen Menschen und zu heut'gem Tag —
Was greift ins Herz mir da mit Krallenhänden?
Wer sagt mir da, was ich nicht hören mag:

Gekommen sei in Deutschland eine Stunde,
Die nicht mehr hört das Wort aus deinem Munde?

Gekommen, statt des Sehnens und des Schmachtens
Nach der lebend'gen Dinge letztem Ziel,
Sei die Verzweiflung höhnischen Verachtens?
Die weisheitsvolle Welt ein Zufallsspiel?

Statt des Heroenrufs: „Voran und weiter!"
Das Wahnsinnswort: „Ihr geht in ew'gem Kreis,"
Der Mensch nicht mehr sein eigner Herr und Streiter,
Wille ein Ding, von dem Natur nichts weiß?

Der heil'ge Flügelsturm, der dich getragen,
Begeisterung, ein Schütteln ihrem Haupt —
Wer sagt mir das? Wer darf zu sagen wagen,
Daß an den Seher Deutschland nicht mehr glaubt?

Heros, bleib bei uns! Über deutscher Erden
Neigt sich der Tag, und es will dunkel werden.

Licht, das geleuchtet, will kein Licht mehr geben;
Prunkend Gewand deckt seelenlose Nacht.
Bleib bei uns! Unser dürr gewordnes Leben
Braucht einen, der das Herz ihm fruchtbar macht.

Denn neue Zeit kommt in die alten Welten,
Und neue Zeit verlangt nach jungem Blut;
Nicht Schein der Jugend, Jugend nur wird gelten,
Nicht Witz und Klugheit, Glaube nur und Mut.

Sie kommt und trägt in den granitnen Händen
Das uranfänglich einfache Gebot:
„Wer leben will, der soll auch Leben spenden,
Und wer statt Brotes Schaum gibt, stirbt den Tod!"

Der Völker keinem wird vorbei sie gehen;
Zur Rechenschaft muß jedes ihr bestehen.

Zur Rechnung über anvertraute Gaben,
Und was aus Gaben ward in seiner Hand —
O — wie viel dann wird es zu beichten haben
Von sünd'ger Schwäche, dieses deutsche Land!

Dies Volk der Deutschen, diese tiefe Quelle,
Daraus die Menschheit sich die Seele trinkt,
Gott, gib ihm Augen! Zeige ihm die Stelle,
Wo ihm der Born des eignen Lebens springt!

Gib seiner Seele Hände, sich zu wehren
Wider den Selbstmord, den es sich beschickt,
Wider das Taumellied wild-wüt'ger Lehren,
Die Fremdelei, die ihm das Herz erstickt.

Gib ihm den Glauben wieder, den es glaubte
An ew'ge Weisheit überm Menschenhaupte!

Denn dieses Volk, dies tausendfach gebeugte,
Das seiner Asche immer neu entstieg,
Dein ist dies Volk, das einen Schiller zeugte.
Bleib bei ihm! Seine Seele ringt den Krieg,

Der seit dem Tage des Vernunft-erscheinens
Die Menschheit klaffend in Parteiung riß:
Den Kampf des Welt-bejahens und -verneinens,
Des freud'gen Lichtes und der Finsternis.

Als du noch jung warst, hast du Leib und Leben
Zum Einsatz, Deutschland, in den Kampf gesetzt —
Deutschland, bleib jung! Noch ist die Wahl gegeben,
Tag oder Nacht — doch wählen mußt du jetzt.

Dir selber treu — zum Lichte wirst du schreiten
Und Glauben der erlösten Welt erstreiten.

Das Schiller-Bild an der Spitze dieses Heftes, vom Vorstande des Schwäbischen Schiller-Vereins uns freundlichst bewilligt, ist dem „Marbacher Schiller-Buch, zur hundertsten Wiederkehr von Schillers Todestag herausgegeben vom Schwäbischen Schiller-Verein" (Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1905) entnommen, auf dessen reichen literarischen wie illustrativen Inhalt wir noch zurückkommen. Das Relief, nach dem unser Porträtmedaillon hergestellt, ist vom Bildhauer Bernhard Frank zur Zeit von Schillers Besuch in der schwäbischen Heimat 1793 gezeichnet und modelliert worden und befindet sich im Schiller-Museum zu Marbach.
Die Redaktion.

Aus Schillers Werkstatt.

Von

Erich Schmidt.

Es ist natürlich, daß Dichter, die der Welt runde, fertige Gebilde darbringen wollen, nur ungern die Pforten ihrer Werkstatt weit auftun, damit jedermann Entworfenes oder Verworfenes so beschaue wie im Atelier eines Malers Handzeichnungen und Skizzen, die ja in viel höherem Maße das Kunstvermögen offenbaren. Und doch sind die poetischen Vorstudien von Meistern, samt den Bekenntnissen ihrer Tagebücher und Briefe, so lehrreich. Wir sinnen mit ihnen und werden selbst ein Stück Dichter, indem wir versuchen, bis in die Wurzeln ihres Schaffens zu dringen, Spaliere zu bekleiden, ja, weil auch eine Masse von Niederschriften nur Bruchteile der geistigen Arbeit enthält, Gedankenleser zu werden. Durch die Wahrnehmung, wie solche Meister schufen, was sie ergriffen und aus mannigfachen Ursachen oft wieder fallen ließen, woher sie umbildend schöpften und welche Zusammenhänge zwischen Kunst und Leben walteten, brechen wir Bausteine zur empirischen „Ästhetik von unten" statt der luftigen Systeme von oben.

Geheimnis zwar bleiben fast immer die ersten Konzeptionen. Ein Schleier birgt jenen dumpfen Zustand der Stimmung, wo „die alte Schwiegermutter Weisheit das zarte Seelchen nicht beleidigen" soll, so wenig als ein brütender Vogel im Neste gestört werden darf. Helleres Licht jedoch fällt auf die Strecken bewußter, anfangs noch tastender, dann vom zielsicheren Kunstverstand geleiteter Tätigkeit bis zur Vollendung oder zum Abbruch.

Goethe, der in der genialen Schnellkraft seiner Jugend auf kein gelassenes Skizzieren bedacht und ohne haushälterische Sorge war, hat leider mehr als ein übereiltes Autodafé unter der alten schriftlichen Habe vollzogen und viel später noch den launigen Wortwechsel verfaßt:

„Laß doch, was du halb vollbracht,
Mich und andre kennen!"
Weil es uns nur irre macht,
Wollen wir's verbrennen.

Aber er trug doch manches Fragment auf den offenen Markt und wurde sich im vorrückenden Alter immer historischer, so daß sein reiches Archiv durch all die Schemata und Entwürfe, des zweiten „Faust“ zumal, den seltensten Verein von Genie und Fleiß stufenweise bekundet.

Blicken wir weiter. Grillparzer hat trotz aller Scheu vor der Welt, trotz einer ihn vom Burgtheater trennenden Unbill des Publikums nicht bloß den Goldfaden im stillen fortgesponnen, sondern auch seine Studien insgesamt der Zukunft vererbt. Gottfried Keller, der so derbe Flüche gegen die Nachlaßmarder schleuderte, der den ersten „Grünen Heinrich“ einstampfen ließ und hinterdrein rief: Verdorren soll die Hand, die ihn wieder ans Licht zieht! — er hat dennoch mit peinlicher Sorgsamkeit jedes eigene oder fremde Blatt aufbewahrt und dadurch das intimste Studium seines Lebens und Schaffens ermöglicht. Welche Lücke würde doch in unsrer Kenntnis Lessings klaffen, wenn kein Blick auf alle stofflichen und formalen Experimente dieses Bahnbrechers vergönnt wäre. Oder gar wie dürftig bliebe das Wissen von Otto Ludwig, besäßen wir zu dem „Erbförster“ und den „Makkabäern“ nicht die überreichen, höchst anregenden Shakespeare-Studien, nicht das weite Trümmerfeld angehauener Blöcke, jene vielen Entwürfe, die ein großes Wollen mit herrlichen Ansätzen, aber bei des edlen Kranken zunehmender Unfähigkeit, etwas auszubauen, eine wahre Penelopearbeit wieder aufgedröselter und zerfaserter Gewebe zeigen. Wir beobachten ein ununterbrochnes, nichts verbergendes Denken mit der Feder, während sein Gegenmann Hebbel den Tigersprung tut und bei aller eigensinnigen, um keinen Preis trivialen Reflexion entweder die Beute packt oder die Jagd aufgibt. Freilich mit manchen großen Ausnahmen, wie R. M. Werners wohlbelohnte Mühe neuerdings zeigt. Jetzt müssen sich Ludwigs und Hebbels Posthuma in einem Raum vertragen.

Von Schiller liegen in demselben weimarischen Schatzhause freundnachbarlich neben Goethes Vermächtnis viele hundert Skizzen, bedeckt mit seinen klaren, mächtigen Schriftzügen. Das ist nun eine zweite Fürstengruft, eine papierne; vielmehr, es ist keine Gruft wie jenes morganatische Begräbnis, und es sind nicht welke, vergilbte Blätter, sondern wir atmen schöpferisches Leben im Anhauch seiner Tatkraft, ohne jede Spur des leiblichen Siechtums, das aus den Werken und Vorarbeiten Schillers nimmermehr erschlossen werden könnte. Da erblickt man fast keine Seite, die nicht den gebornen Dramatiker und Beherrscher des Theaters verriete, keinen Entwurf, der nicht in Stoff und Stil, Technik und Charakteristik etwas Neues, Besonderes aufwiese. Überall erscheint der scharfsäugige Entdecker und Prüfer. Schiller hätte noch hundert Jahre fortschaffen können, ohne jemals um Stoffe verlegen zu sein, deren ihm stets eine Menge zur Hand ist, so daß er die zudringende Fülle von sich abwehren, den Streit um das Vorrecht schlichten muß.

Seine Dramen haben ja nicht das Wachstum aus dem Nährboden persönlichster Erlebnisse, wie so viele Stücke der großen Goethischen Generalbeichte. Schiller sucht, findet, objektiviert sich den Vorwurf, bis er etwa beim „Wallenstein“, nur seinen vielgeliebten Max ausnehmend, sagen kann: der Stoff interessiert mich gar nicht. Also nicht vor dem zu Intimen

muß er sich hüten, wenn er sein Fühlen und Denken in einen gegebenen Stoff legt.

Wir bewundern Schillers erfinderische Kraft, starre Erzmassen zu schmelzen, Widerspenstiges zu zwingen oder auch wegzuwerfen, Überquellendes zu verdichten oder Unzulängliches von außen und innen zu bereichern, in einer rohstofflichen Verworrenheit den springenden Punkt, das Pivot, wie er sagt, den „Generalnenner" nach Otto Ludwigs gutem Wort, zu fassen. Diese Werkstatt gibt zugleich tiefe, sittliche Eindrücke, denn wir beugen uns ehrfürchtig mit einem stillen Gelübde vor solcher „Beschäftigung, die nie ermattet". Er spannt nicht aus, und wenn die eigenen Eisen rosten müssen, werden schlaffere, kranke Stunden damit ausgefüllt, daß er französische Putzendwaren als Futter für den Tagesbedarf der Bühne zurechtschneidet, eine „Turandot" interessanter zu machen, Shakespeares Macbeth, Racines Phädra seinen Stil zu lehren sucht. Wie viel, wie vielerlei Schiller ergriffen hat, wie liberal er gewesen ist, zeigt erst der Nachlaß im vollen Umfang. Man darf nicht auf seinen Stil als auf etwas längst Überwundenes zurückblicken, denn diese Rhetorik erprobt fort und fort neben modernen Weisen die sichere tiefe Wirkung; man darf anderseits nicht mit Schillers großem Namen Werdendes, sogenannte neue Richtungen abtrumpfen, denn er wußte gar wohl:

Es wär' ein eitel und vergeblich Wagen,
Zu fallen ins bewegte Rad der Zeit.

Freilich nicht alles, was auf dem Marktplatz taugt oder was irgend ein junger Strudelkopf als neues Heil ausposaunt, würde er gut heißen, abgesehen von der zeitlichen und persönlichen Gebundenheit, die auch dem freiesten Genie nicht erlassen bleibt. Plattes ohne Geist, Verblasenes ohne Körper war ihm gleich zuwider. In die doch gewiß nicht unfruchtbare Werkelwelt Schröders, Ifflands, Kotzebues ist der hohe Pathetiker, nach den Jugendstücken fast nur auf stilisierte Versdramen gerichtet, nie hinabgestiegen, kraft seiner klassizistisch einseitigen, damals gebotenen Heroenlosung: „Euch aus des Bürgerlebens engem Kreis auf einen höhern Schauplatz zu versetzen." Er hat vielmehr auch im modern-kriminellen Bereich das Walten eines zermalmenden Schicksals gesucht, die Hand jedoch zurückgezogen, wenn dies zermalmende nicht zugleich ein erhebendes, im Fall die innere Freiheit bestätigendes werden konnte.

Die Hauptmasse der Entwürfe Schillers stammt aus dem letzten Jahrzehnt seines kurzen Lebens. Dreizehn Jahre liegen zwischen dem ungefügen Übergangsstück „Don Carlos" und dem im reifen Schwabenalter abgeschlossenen „Wallenstein". Schiller kam vom historischen Drama zur Geschichte; er ging, besser: er kehrte heim von der Geschichtschreibung und ästhetisch-ethischen Studien zur Weltbühne. Kein Tag verstrich nun ohne irgend eine Betätigung für das deutsche Theater. Dem Maskenzug, worin 1818 Goethe vor die Herrscherin aller Reußen Gestalten der Poesie Weimars berief, Schillerische vom „Wallenstein" bis zum „Demetrius", könnten gar viele nicht mehr auf unsern Brettern lebendig gewordene sich anschließen, nebelhafter, ohne die Röte des vollen Lebens, die nur mit halbem Leib aus der Erde steigen wie Manfreds Astarte.

Da ist eine romantische Gruppe: „Die Braut in Trauer", ein sehr seltsames, noch spät geplantes fatalistisch-spukhaftes Folgestück der „Räuber"; die balladenmäßige „Höllenbraut" Rosamunde, die der Freier Tod aus ihrem grausig eitlen Treiben heimholt; unbekannter Herkunft die kaum verheißungsvollere „Gräfin von Flandern" mit Troubadourwesen, Minne, Rittertum und einem gar zu idealen Vetter des frommen Knechtes Fridolin. Eine von vielen älteren und neueren Dramatikern umworbene halbhistorische „Elfride", der Streit König Edgars von England und seines untreuen Höflings um ein schönes, selbstsüchtiges Weib, wird rasch abgetan, weil dieser Stoff nicht parieren will; doch die in Reisebeschreibungen gefundene Romantik des See- und Piratenlebens lockt vor Byron zu mehreren weiten Ausfahrten.

Wir mustern den großen Komplex der lang und mannigfach überlegten modernen Kriminalstücke.

Und wieder geht der Klassizist, dem ja bis zuletzt die Schöpfung einer Geschichte Roms am Herzen lag, ins Altertum zurück, auch durch Racines soviel zartere und konventionellere Kunst angetrieben, um weitab von Lohensteinischer Folter und Unzucht einer „Agrippina" sich zuzuwenden. Das furchtbar skabröse Motiv, daß die eigene Mutter Neros Sinnlichkeit reizt, sollte nicht fehlen, aber im Gegensatze zu jenen schlesischen Greueln und modernem Raffinement bloß angedeutet werden; wohlgemerkt: „soweit es die tragische Würde gestattet". Sein treuer Jugendfreund Plutarch ließ ihn neben dem „Wilhelm Tell" einen „Themistokles" bedenken, die verletzte Vaterlandsliebe und ihre Sühne, dergestalt, daß recht unlessingisch die Perser als „Barbaren" erscheinen, anderseits auch die griechische Frau, die griechische Poesie im Stile des Aischylos, die griechische Philosophie dem Kreis dieses von hartem Undank betroffenen und dadurch irregeführten Helden angehören sollten.

Vergebens suchte Iffland des Dramatikers Augenmerk auf die deutsche Geschichte im Zeitalter Heinrichs des Löwen oder der Reformation hinzulenken und ihm für sein Berlin, sieben Jahre vor Kleists zu langem, traurigem Harren verurteilter Meisterschaft, den Großen Kurfürsten als dramatische Gestalt zu empfehlen. Sehr bezeichnend wird dadurch eine rechte Warnungstafel gegen die vielen papiernen Ernten aus unsrem Mittelalter aufgepflanzt, daß der reife Schiller, in der weiten Stoffwelt umherschweifend, höchstens ein paar Themata ganz eilig verzeichnet, wobei noch die Frage offen bleibt, ob ihm ein Drama oder eine Ballade vorschwebt. Aus neueren Zeiten taucht nicht minder flüchtig Marschall Biron auf, oder der dann zum Helden dreister französischer und deutscher Effektstücke gestempelte abenteuerliche Günstling Christinens von Schweden, Monaldeschi, aus der französischen Revolution keine zeit- und ortlose „Natürliche Tochter", sondern Marats Richterin, Charlotte Corday; alle nur in einsilbigen Notizen. Doch neben den Thronprätendenten Warbeck und Demetrius steht 1804 die „Prinzessin von Celle", und wir müssen es tief beklagen, dies Trauerspiel aus dem Kurhaus Hannover mit seiner Familienkrise, seinen Hoffesten, seinen gräflichen Favoriten, seiner wie die Unschuld reinen, aber durch unvorsichtiges Vertrauen zu dem blendenden Kavalier Königsmarck heillos kompromittierten Dulderin nicht ausgeführt zu sehen, Schillers fort-

geschrittene Welt- und Menschenkenntnis nicht im Rückblick auf das jugendstarke Strafgericht in „Kabale und Liebe" prüfen zu können. Der Entwurf ist reich an großen Feinheiten, der Stoff an sich so lockend, daß er auch unsern Paul Heyse gefesselt hat. Ging Schiller hier vor allem auf intime Frauenstudien aus und wäre seiner Art die weibliche Hauptfigur leicht zu vag geraten, so betrieb er unter manchen Pausen und eingreifenden Wandlungen etwa sechzehn Jahre hindurch ein ganz männisches Drama, „Die Malteser", das sich von selbst auf dem Eiland und im Orden isoliert und einen starken, menschlichen Widerstreit des Großmeisters mit kühnen Experimenten, der Einführung von Chören, erotisch lodernder Freundschaft, verknüpft.

All diese Skizzen und Fragmente liegen uns seit 1895 in Gustav Kettners rühmlicher Ausgabe vor. Sein verdienter Vorgänger Goedeke hatte die Massen auseinander gerissen, unter dem schädlichen Einfluß einer alten Schulästhetik Allgemeines und Spezielles in eine zeitliche Folge gezwängt und die Studien danach willkürlich geordnet. Als sei Schiller von einer abstrakten, kahlen „Idee" ausgegangen, da ihn doch das Motiv, die Begebenheit, die Gestalt anzog und er den Blick fest auf sinnliche Verkörperung heftete, ja schon bei frühen Anläufen gern die Rollenverteilung für Weimar und Berlin erwog, wie er selbst einen Honorarposten in das Jahresbudget einzustellen als sorglicher Hausvater nicht verschmähte. Wir beobachten ein sehr verschiedenes Arbeiten. Bald wird vornehmlich die Handlung, zunächst ohne Teilung in die hergebrachten fünf Akte, skizziert und bisweilen in einer gewissen novellistischen Übersicht zusammengefaßt („Die Kinder des Hauses", „Die Prinzessin von Celle"); bald stehen Charakterstudien voran. So entwirft Schiller mit jäher Inspiration einmal seinem Warbeck ein Selbstgespräch und muß sich dann erst fragen: wohin gehört dieser Monolog? Ein allgemeines Thema wird genauer bekörpert und lokalisiert. Es spaltet und gabelt sich: „Die Polizei", oder das Seestück mit seiner Handlung in einem Hafenort, seinen Flibustiern auf dem wieder so isolierenden Schiff, seinem Karl Moor des Meeres. Derselbe Gegenstand wird mehrfach bis zu völligem Umguß angepackt („Die Braut in Trauer"). Personen schwinden, neue bieten sich an. Ganze Akte müssen unter den Tisch fallen bei ökonomischer Berechnung der Proportionen und des von Schiller gern allzu reichlich genommenen, doch nicht in den Wind geschlagenen Zeitmaßes für den Theaterabend. Schiller, der nicht ohne Gewalttätigkeit einen „Egmont", einen „Nathan" den Brettern gewann, besaß die Energie des herzhaften Streichens, wie er ja bereits in das wilde Fleisch seiner Jugendstücke ganz schonungslos geschnitten hatte. Nur Dilettanten meinen, jeden teuren Vers als ein Heiligtum vor dem Rotstift der Regie beschirmen zu müssen. Der Meister dagegen gab bei der Aufführung ein paar hundert Zeilen der „Piccolomini" preis; er richtete weislich die schwierige historisch-juristische Exposition der „Maria Stuart" so ein, daß manche dem Leser willkommene lehrreiche Details ohne weiteres beim Sprechen ausgeschaltet werden konnten; er brach sogar bei einer weimarischen Festvorstellung seinen „Tell" mit dem vierten Aufzug ab und überließ die mehr beredten als tätigen Rütlimannen samt dem schwachen obligaten Liebespaar Rudenz und Bertha

ihrem Schicksal. Die unbarmherzigen *cinq bonnes heures* hatte selbst die Herzogin Luise beseufzt und Carl August in einem langen, schroffen Brief gewettert: *le cinquième est positivement tout à fait mauvais et un hors-d'œuvre de la pièce, par dessus le marché.* Einer solchen Amputation mochte Schiller, der allerdings der Tendenz historischer Stoffe zur Breite nachgab, aus äußeren Gründen einmal zustimmen; sonst blieb er Machtsprüchen gegenüber der selbstherrliche Dichter, den zaghafte Bedenken, die soldatischen „Deliberationen" der Wallensteiner könnten in Berlin bei Hof Anstoß erregen, so wenig schierten, als er beim „Tell" die Stimme der Zensur hören wollte.

Schiller besaß die Herrscherseele des geborenen Dramatikers und die sichere Klugheit, die, ohne sich etwas zu vergeben, ohne vor höfisch-klassizistischen Regeln der *dignité* und *bienséance* zu ducken, unwürdige Zumutungen ablehnt, doch die inneren Gattungsgesetze des Dramas samt den unerläßlichen äußern Rücksichten auf das Theater nicht aus dem Auge verliert. Schon seit den Erstlingen beobachten wir eine strenge, wachsame Selbstkritik und können besonders an den Entwürfen studieren, wie Schiller das, was Otto Ludwig zuletzt aus krankhafter Bedenklichkeit und Pein übt, mit gesunder Kraft vollbringt. Er rodet, zieht Schneisen zum freieren Ausblick und breite Straßen durch den Wald. Wie ein Feldherr gibt er das sogenannte *mot d'ordre*, in dem das Hauptproblem klar und wuchtig zusammengefaßt wird, überschaut mit genauer Terrainkenntnis das Schlachtfeld, berechnet die Marschroute, die Teilung und Vereinigung der Streitkräfte seines hohen Kriegsspiels, auch die Deckung durch Vorposten, und bewährt wiederum den frischen, dramatischen Wagemut, der nicht ängstlich an Schwierigkeiten haftet, sondern bisweilen zum Springstock greift. Er diktiert sich selbst einen Befehl: „Es muß" ..; er rechnet ruhig: „Es wäre gut" .. oder schreibt einmal, als die Fabel des Stückes erst keimt, alle Möglichkeiten eines Verwandtenmordes hin: „Ein *parricide* muß begangen werden, fragt sich von welcher Art" ... Er weiß, was nötig ist, Anfang, Mittel und Ende zum besten zu wenden, damit das Gesetz der Schwelle sofort durch einen „starken Stoß" befriedigt, die Peripetie in der Achse des Ganzen emporgeführt, die Katastrophe als „wahres Festmahl für den Tragödiendichter" abgeschlossen werde. Der triftige dramaturgische Spruch: alles Ende sei schwer, hat diesen Dichter sehr selten in Verlegenheit gebracht.

Wenn Schiller kaltblütig, aber ohne Lessings allzu bewußten Schachspielerscharfsinn, kalkuliert, sehen wir doch plötzlich den schon untermalenden Künstler am Werk, und neben bequemen deutsch-französischen Wendungen, die seinem mündlichen Ausdruck, seinen Briefen und der übrigen privaten Schriftstellerei so oft entschlüpfen, leuchten grandiose Bilder vor: das Verbrechen gleicht einem vieläftigen Baum, dessen Wurzeln bloßzulegen eine ganze Gegend aufgewühlt werden muß; Gyges' Ring schützt nicht vor dem alles durchdringenden Blick der Gerichtsbarkeit; die Nemesis wird gereizt, das Schicksal befruchtet; der eingewiegte Missetäter holt sich selber das Haupt der Gorgone herauf. Mitten in Warbeck-Notizen springt Schiller in eine Rede des Helden über, der seinen falschen Namen mit dem sengenden Nessushemd vergleicht.

Während Lessing, musivisch die geschliffenen Steinchen zusammenfügend, mit einem „Siehe" des Scenariums sich noch für die Ausarbeitung mahnt, Geschichtswerke oder auch verwandte Dichtungen nach den Lesezeichen im einzelnen zu nutzen, sind die Vorstudien abgetan, der Bücherstaub weggeblasen, die Arme frei, wenn Schillers Geist sich den fertigen Körper schafft. Auch er empfand unterwegs oft genug, was Grillparzer so hübsch gegen ein zu genaues Skizzieren sagt: ich will mich doch überraschen lassen. Schon die bloßen Exzerpte unter all diesen Niederschriften sind kein völliger Rohstoff mehr, sei Tacitus oder der alte sich anbiedernde Chronist Tschudi oder ein fabulierender Franzose der Gewährsmann, sondern zeigen Auswahl und Kombination des Dramatikers.

Höchst lehrreich ist Schillers mehrjähriger Eifer, in einem Polizeistück die moderne Nemesis zu verkörpern. „Und das Auge des Gesetzes wacht." Er bedachte, durch Aristoteles und Sophokles angeregt, daß die Furcht, etwas sei schon unabänderlich geschehen, das Gemüt stärker ergreift als die Furcht, etwas könne sich erst ereignen. Die tragische Analyse des „König Ödipus" fand seine höchste Bewunderung und trieb ihn vor der Spätzeit virtuoser oder schaler sogenannter Schicksals- und Zufallstragödien zu einem doch unmöglichen Wettbewerb. Ödipus beschickt das delphische Orakel, wodurch alles lang vollzogene Unheil an den Tag kommt. Bei Schiller meldet jemand der Polizei einen Verlust: die Untersuchung fördert andres, Unerwartetes, Furchtbares ans Licht; um so wirksamer, wenn der Anzeiger selbst ein geheimer Verbrecher ist. Ein Lustspiel mit einer Liebesintrige, ein Schauspiel und ein Trauerspiel boten sich wechselnd in diesem Revier des „Pitaval" (Schiller war ja an der Herausgabe der deutschen Sammlung dieser Kriminalgeschichten beteiligt) dem Dramatiker dar. Paris, aus einem bestimmten Gesichtswinkel nach Art modernster realistischer Romane angeschaut, wird der Hauptort; das Zentrum des ganzen Tag- und Nachttreibens ist die Polizei, ihr geistreicher Präsident d'Argenson an der Spitze. Aber Schiller war ja niemals in Frankreich! Nun, wer heute auf den Gedanken käme, sich dort dichterisch anzusiedeln, der würde flugs ein Rundreisebillett kaufen und die nötige Lokalfarbe heimbringen — Schiller studierte Merciers großes *Tableau de Paris* unter anderm planmäßig durch, bis auf die Stundenrechnung nach bestimmten Straßenfiguren, und buchte dabei vieles, was keineswegs nur aus moralischen Bedenken dem Drama hätte fernbleiben müssen. Von diesem noch zu keiner klaren Handlung gediehenen Polizeistoff zweigte sich ein Kriminalstück, „Die Kinder des Hauses", ab; doch der eingewiegte Narbonne, der nun auf Freiersfüßen selbst den Anstoß zu seiner Entlarvung gibt und den, wie in manchen englischen Romanen bis zu „Middlemarch" empor, ein alter Mitwisser heimsucht, dieser Narbonne war und ist im größten Gegensatze zur königlichen Unschuld des Ödipus ein gemeiner Mörder und Dieb. Ganz abgesehen von starken, übrigens dem Revisor selbst keineswegs entgangenen Unwahrscheinlichkeiten, zog es den heroischen Dramatiker ferner, höher. „Eherner Füße Rauschen vernehm' ich ... Ich erkenne der Furien Schritt!" Statt des Pariser Polizeihotels die Fürstenhalle zu Messina, statt der „Kinder des Hauses" die feindlichen Prinzen, die an das „thebanische Paar" gemahnen sollen.

So wird ein aufgegriffenes Pitaval-Thema: „Der sich für einen andern ausgebende Betrüger", aus der Niedrigkeit irgendeines vermummten soldatischen Missetäters emporgerückt auf eine weltgeschichtliche Fallhöhe, wo das Verbrechen schwindet vor der Größe des Ziels: einer Krone! Warbeck, der Held eines von 1799—1804 erwogenen und im Laufe hingebendster Arbeit am Ganzen wie besonders an den beiden ersten Akten schon zu größeren Verspartien gewachsenen Dramas, Warbeck ist von vornherein ein bewußter Betrüger illegitimer Yorkscher Abkunft, der den hohen Namen usurpiert, als sei er der eine von Richard III. und seinem Tyrrel im Tower bedrohte, doch den Mördern entronnene Prinz. Er stiehlt den Fürstentitel, aber schändet ihn nicht. Ein falscher Prinz, erscheint er als Muster für alle Prinzen: seine Person ist mehr wert als seine Maske. Schiller hegte für dies Doppelwesen geistreiche Absichten, interessantere noch — denn eine große Rede der Prinzeß Adelaide bleibt in farblosem Pathos stecken — als die den Prätendenten auf der Bahn des Ehrgeizes fester bannende Liebe, wie das mit so reizendem Humor das Seldwyler Abenteuer: „Kleider machen Leute", verwertet hat.

Fehlt dem Warbeck ein wirklich großer Umschwung und jenes wahre Festmahl der Katastrophe, so fand Schiller beides ganz anders in der Geschichte des falschen Demetrius. Nach genauer Verzeichnung aller Für und Wider in einer Liste fällt „Warbeck", und „Die Bluthochzeit in Moskau", wie der Titel anfangs lautet, siegt. Schon 1802 vorläufig notiert, wird das nun in vier kurzen Schaffenszeiten von 1804 auf 1805 Schillers letzte Arbeit; es wäre leicht nach dem „Wallenstein" seine größte geworden. Deswegen machen wir hier Halt, um an diesen Entwürfen etwas näher darzutun, was die rasche Musterung ihrer Vorgänger angedeutet hat. Wer möchte nur eines der vielen Blätter missen? Wer auf sie das stolze Urteil aus Gottfried Kellers „Poetentod" anwenden:

Werft jenen Wust verblichner Schrift ins Feuer,
Der Staub der Werkstatt mag zugrunde gehn!
Im Reich der Kunst, wo Raum und Licht so teuer,
Soll nicht der Schutt dem Werk im Wege stehn.

Der geschichtliche Verlauf sei dahin zusammengefaßt: ein Mönch Grischka Otrepiew gab sich für den Sohn Iwans des Schrecklichen und der Kaiserin Marfa aus, stürzte 1605 den Zaren Boris Godunow, bestieg in Moskau als Dmitri V. den Thron, ward aber schon im nächsten Jahr, auch infolge seiner Heirat mit der Polin Marina, bei einem Aufstand ermordet. Diese *Tragoedia Moscovitica* hat seit Lope de Vega, dessen Held ein echter Demetrius ist, die Dichter verschiedener Nationen, nicht zuletzt der Russen, mannigfach beschäftigt; deutsche Dramatiker nach Schiller so, daß sie entweder, wie z. B. der junge Herman Grimm, ganz selbständig den Stoff modelten oder es für keinen Raub hielten, das verwaiste Werk zu vollenden, woran Goethe nur im frischen Schmerz hatte denken können. Hände weg! heißt es hier wie in allen solchen Fällen. Hebbel, von dem noch ein Wort zu sagen bleibt, hat behauptet, man könne so wenig da fortdichten, wo ein andrer abgebrochen, als da fortlieben,

wo ein andrer zu lieben aufgehört habe. Wir werden den zweiten Teil dieses Satzes billig bezweifeln, dem ersten jedoch mit allem Nachdruck beipflichten.

Im frohen Gefühl, daß ihm, ohne Selbstschau des Alpenlandes, auf Grund alter und neuer, literarischer und mündlicher Berichte, der „Tell" trotz des lockern halbepischen Baues so völlig gelungen sei, und in erhöhter Aneignungskraft betreibt Schiller nun die energisch aufgenommenen Demetrius-Studien. Französische und deutsche Bücher des 17. und 18. Jahrhunderts, die meisten trocken, andre romanhaft aufgestutzt, bedecken seinen Tisch, damit der polnische Reichstag und umfassend das russische Wesen sich nicht ins Blaue verliere. Von diesen weiten östlichen Gebieten nimmt Schiller als ein Eroberer Besitz. Schwager Wolzogen, den ja das erbprinzliche Heiratsprojekt nach Petersburg führte, vernahm im Juni 1804: „Daß ich die abenteuerliche Expedition des falschen Demetrius jetzt dramatisch bearbeite, hat dir Caroline geschrieben. Es ist ein tolles Sujet, aber ich unternehme es mit großer Lust, und hoffe, etwas Gutes zu leisten. Sollte dir etwas in die Hände fallen, was darauf Bezug hat und mich dabei fördern könnte, so erinnere dich meiner. Kostümes aus jener Zeit (es ist jetzt zweihundert Jahre), Münzen, Prospekte von Städten und dergleichen wären mir sehr willkommen." Schiller bemächtigt sich der Geographie und Topographie, er weiß, wie es in und um Kiew oder Moskau aussieht. Er kennt Religion, Ritus, Aberglauben, die Genealogie der Herrscherhäuser, die Verfassung des ungeheuren Reiches samt seinen Kosaken und Tartaren. Kleidung, Speise und Trank sind ihm geläufig gleich den fremden Vornamen oder volksmäßigen Redensarten und Sprichwörtern. Er hat sich ein Heftchen solcher Gnomen verschafft und macht davon Gebrauch, wie die Rede seiner Eidgenossen hier und da schweizerisch gefärbt ist. Maria Paulowna sollte staunen, daß ein seßhafter deutscher Dichter so sicher mit Mütterchen Rußland verkehre.

Zu diesen massenhaften Vorstudien gesellen sich turmhoch die Skizzen und der mächtige Torso. „Weil die Handlung groß und reichhaltig ist und eine Welt von Begebenheiten in sich begreift, so muß mit einem kühnen Machtschritt auf den höchsten und bedeutendsten Momenten hingeschritten werden." Und wirklich schreitet Schiller nirgends kühner vom Berge zum Berge hinüber. Hier ist kaum etwas von dem, was die meisten andern Stücke nicht vermeiden: unzulängliche Motivierungen, Sprünge der Charakteristik, ein Zurückbleiben der nur im heroischen Bereich atmenden Frauen, ausschweifende Rhetorik mit fertigen, sentenziösen Reden ohne festes Platzrecht. In Siebenmeilenstiefeln geht er durch das weite Rußland und entwirft seine Hauptszenen als riesige Bilder mit besonderen Expositionen und unklassizistisch reicher Volksstaffage. Doch lehrt die Überfülle, daß er immer mehr hätte verdichten müssen, denn fünf Akte sind ja ein kleines Gefäß: darum teilt ein beherzter Entschluß schon 1804 die Skizzen.

Wir kennen ein Blatt von Lottens Hand, schwache Verse einer Lodoiska; der Kranke hat in unfreier Stimmung diktiert, seine Gattin mühsam geschrieben, weil die Sorge neben ihr am Bette saß. Diese Lodoiska nebst

ihrem Bruder kommt ja nun (es handelt sich um den ersten Aufzug 1804) gar nicht mehr vor. Ursprünglich aber sollte der Vorderakt vor Augen führen den „Schritt vom Nichts zum Thron": Grischka, ein naiver, feuriger Bursch, im Dienste des Woiwoden Mnischek, schlägt einen frechen Edelmann nieder und sieht der schmählichsten Bestrafung entgegen — eben da wird sein Schicksal plötzlich emporgeschnellt, indem geheime Mönchsintrige den völlig Arglosen als Thronerben vorschiebt, ein kostbares Taufkreuz und eine Schrift seine hohe Herkunft beglaubigen. Nun schaut die frivole Woiwodentochter Marina das Ziel ihres Ehrgeizes: zu sitzen „im Schmuck der Zarin auf dem Thron zu Moskau". Ob Demetrius echt ist oder nicht, gilt ihr gleichviel; wenn man ihn nur dafür hält. Demetrius selbst geht im reinsten Glauben an seine Sendung in die große Welt hinaus.

Wiederum ergreift Schiller ein Folio und schreibt auf beide Hälften die Pro und Contra hin, mit dem Ergebnis, dieser ganze Akt müsse wegfallen und der bisherige zweite, der Reichstagsakt, den Anfang machen. Der neue Bauplan gebot, mitten in eine der größten Massenbewältigungen des deutschen Dramas zum Ersatz der gestrichenen sichtbaren Exposition einen langen erzählenden Vortrag zu pflanzen und erst nach dieser klassizistischen Einzelrede die Polyphonie anschwellen zu lassen, bis Fürst Sapieha im Fortissimo sein Veto dem Geschrei einer kopflosen Mehrheit entgegendonnert. Dann bearbeitet Marina ihre ganz realistisch aufgerufene polnische Schlachta, und das *Vivat Marina regina* erschallt so laut wie der Zuruf der Magyaren vor Maria Theresia. Mit dem zweiten Akt steigt ein „grellester Kontrast" herauf. Schiller führt uns aus dem Lärm ins Schweigen, aus dem lauten Gewühl ins weltferne Kloster. Eine traurige Schneeregion am brandenden Meer: „das Kahle, Unfruchtbare der Landschaft, das noch Ödere, Einförmigere, Freudlosere der Lebensweise". Die Skizzen des griechisch-katholischen Klosterlebens und des von einem leisen Frühlingshauch gestreiften „Polarlandes" bereichern sich, je länger Schillers fruchtbarer Schöpferblick auf ihnen ruht. Hier wohnt Marfa. Der verschlagene Patriarch sucht für ihren Feind Boris Hilfe gegen den plötzlichen Prätendenten; ihm antwortet die Mutter und die Zarin, die Liebende und die Rachgierige, die das Nein nicht sagt, das den Usurpator retten soll, wie sie später kein Ja in Demetrius' Wagschale zu werfen vermag. Jetzt ergießt Marfa im vollen Strom ihre sehnsüchtige Gewißheit: „Er ist mein Sohn", sein Nahen gleich einer Überflutung schildernd, Tränen und Segen als gewaffnete Heerscharen mächtig ihm entgegensendend. So weit ist Schillers Ausführung gekommen. Dieses große Crescendo stammt in festen Zügen von der Hand eines Sterbenden.

In eine Scheide aus damasziertem Stahl hat Heinrich Laube, der eilfertige Theaterpraktikus, endlich sein hölzernes Schwert gesteckt und Schillers Absichten blindlings verkannt. Denn was war für Schiller das Hauptziel? Ein ungeheurer Umschlag in dem Helden, der bis zur Mitte des dritten Aktes siegreich emporsteigt. „Das aufgezogene Uhrwerk geht ohne sein Zutun." Nach der klösterlichen starren Öde soll uns ein weites, blühendes Stromland umfangen, dichterisches Machtwort die Phantasie beflügeln, Demetrius später mit

einer Karte sein ganzes Reich entrollen. Schiller fragt noch nicht nach dem rechten Maß, sondern überläßt sich kühn diesem Triumphzug und tut drei verschiedene Fora auf: das Lager, ein Dorf, eine Stadt. Auch die Katastrophe des Zaren Boris, eines stolzen Verbrechers, aber zärtlichen Vaters seiner edlen Xixinia, wird breit entworfen, Xixinia nicht ungefährlich als obligate „edle" Kontrastfigur gegen Marina ausgespielt. Demetrius aber muß stets im Mittelpunkte des Interesses bleiben: „wenn man ihn nicht sieht, so hört man den Demetrius gleichsam immer näher und näher kommen, das *soulèvement* der Völker immer wachsen und steigen". Er schwimmt im Glück und kommt wirklich wie „das Kind des Hauses," ein Gott der Gnade, herzensgut, mit allen Verheißungen milder Herrschaft. Auf diesem Scheitelpunkte des Glückes, der Macht und der „*bonne foi*" trifft ihn der furchtbarste Schlag, denn derselbe Mann, auf dessen Zeugnis seine Anerkennung sich gründet, erscheint plötzlich wie die erpressenden Mitwisser in jenen Kriminalromanen und -dramen, um den hier ganz unschuldigen Emporkömmling auszubeuten. Ein schreckliches Schweigen, dann eine rasche Wallung: Demetrius sticht ihn nieder. Warbeck ist, Demetrius wird ein bewußter Betrüger. Nun glaubt er nicht mehr an sich, muß aber weitergehen auf der schroffen Bahn, denn die Begebenheiten drängen, es ist zu spät. Und so bringt dieser Mittelakt eine zweite Szene Marfas. Sie steht im Zelt Demetrius gegenüber, ohne die Stimme der Natur zu vernehmen und nun von Angesicht zu Angesicht den Jubelruf: „Er ist mein Sohn!" zu wiederholen. Sie bleibt kalt und stumm. Offen erklärt der falsche Prinz: ja, es ist Betrug; schicken wir uns drein, dein Sohn ist tot, ich lebe, nimm mich für ihn! Diese große Rede, die allgemach immer leidenschaftlicher erwarmt, trifft uns mit den stärksten Akzenten schon in Schillers Skizze, da zumal, wo im „Puppenstand", unter der Rinde des Prosa-entwurfs, ein jambischer Pulsschlag sich regt.

„Demetrius steht vor seiner vorgeblichen Mutter allein. Dieser Moment gehört zu den größten tragischen Situationen, und gehörig eingeleitet kann er die größte Wirkung nicht verfehlen."

„. . . Laß deines Willens freie Handlung sein, was die Natur, das Blut dir versagt, ich fodre keine Heuchelei, keine Lüge von dir, ich fodre wahre Gefühle. Scheine du nicht meine Mutter, sei es, umfasse mich als deinen Sohn, lege dein Herz an meines, wage dein Schicksal an meines. Wirf das Vergangene von dir, laß es fahren, ergreif' das Gegenwärtige mit ganzem Herzen — Bin ich dein Sohn nicht, so bin ich der Zar, ich habe die Macht, ich habe das Glück. Glaub' deinen Augen, was du deinem Herzen nicht glauben kannst. Ich will dich als Mutter behandeln. Du sollst einen ehrerbietigen Sohn in mir sehen. Was willst du mehr? Der, welcher im Grabe liegt, ist Staub, er hat kein Herz dich zu lieben, er hat kein Auge dir zu lächeln, er gibt dir nichts, ich gab dir alles. Wende dich zu dem Lebenden! Ich zerriß den traurigen Nonnenschleier" . . . Marfa weint. „O diese goldnen Tropfen sind mir willkommen. Laß sie fließen. Zeige dich so dem Volk." Er öffnet mit raschem Griff das Zelt, so daß man wähnen muß, die überwältigte Mutter neben dem kaiserlichen Sohn zu erblicken.

Wie nun Johanna, durch Lionel innerlich vernichtet, dennoch mit der Fahne des Siegs scheinbar triumphierend in den Dom zu Rheims ziehen muß, so reitet Demetrius purpurglänzend, aber im Busen die tödliche Lüge, zur Moskauer Krönung ein. „Auf diese Partie fällt das höchste Licht der Darstellung. Bis dahin ist alles Streben und Hoffnung; von da an beginnt die Furcht und das Unglück."

Prachtvoll malt Schiller, der weislich den russischen Krönungszug ganz anders ordnet als den seiner „Jungfrau von Orleans", die Szene samt den von Goldblech schimmernden Kuppeln, der Brücke, den Triumphbogen und das farbige Festgewühl mit seinen aufgeputzten Tartaren und Polen. Den Zaren aber foltert nicht bloß der Betrug, sondern auch unglückliche Liebe zu Axinia; diese stirbt durch Marina, und mit der Polin, „die eine kalte Furie ist", muß Demetrius vor den Altar treten. Bedenken gegen das idealistische Nebenrad und eine für Maria Paulowna berechnete Verherrlichung des Hauses Romanow, die übrigens Schiller selbst zur Reinerhaltung seiner Poesie fallen ließ, müssen sich erheben, obwohl der Prinzessin wenigstens ein starkes Schlußwort gefunden war.

Der letzte Akt bringt die wachsende Verschwörung. Ist er wirklich Demetrius? fragt man immer lauter. Marfa soll in ihrer dritten großen Szene zeugen, doch vergebens drängt der neue Zar: du mußt dein früheres stummes Ja bekräftigen; denn als Zuski und seine Genossen fordern, daß sie das Kreuz küsse zum Schwur, wahrt sie ein eisiges Schweigen. Einer schreit: Ha, sie schweigt! Alle stimmen ein: Stirb, Verräter! In edler Haltung fällt der betrogene Betrüger Demetrius.

Diesen Riesenplan — viel zu riesig; ich mußte ja nicht bloß manches Nebenmotiv ganz unterdrücken, sondern auch von den Hauptästen das meiste schon ersprossene Laub streifen — diesen Riesenplan hat ein großer, tapferer Geist dem hinsiechenden Körper abgerungen. „Noch hoffe ich," schreibt Schiller stolz-bescheiden einen Monat vor seinem Tode, „in meinem poetischen Streben keinen Rückschritt getan zu haben."

Goethe starb nach einem ausgelebten Dasein, als das Faustische „Hauptgeschäft" völlig vollendet, die Ausgabe der Werke letzter Hand besorgt, eine umfassende testamentarische Tätigkeit abgeschlossen war und er jeden Tag wie ein Geschenk, ein *donum superadditum*, von oben hinnahm. „Jauchzet auf! es ist gelungen," so grüßt auch ihn die selige Schar mit herzlichem Willkommen. Schillers vorzeitiges Sterbelager ist umringt von Schatten, die ihn anflehen: gib uns den Bluttrank, mach' uns lebendig, daß wir wandeln und reden und zeugen von dir!

Einige fünfzig Jahre später saß im weimarischen Schloß Friedrich Hebbel an der Hoftafel. Das war ihm an der Wiege nicht gesungen worden, und er gedachte seiner armseligen Kindheit, der Prophezeiung des Vaters: aus dem Jung wird nie was, des harten Dienstes beim Kirchspielvogt und peinlicher Wohltaten während seines ersten dichterischen Anstiegs; er gedachte der greisen halbtauben Maria Paulowna gegenüber ihres Eintritts in das klassische Weimar und der ihr bereiteten „Huldigung der Künste"; er gedachte des

„Demetrius“. Eben dieser Stoff hat ihn nach sehr frühem Aufblitzen längere Zeit hindurch beschäftigt. Es war eine liebe Hoffnung des Großherzogs Carl Alexander, zum Jubiläum 1859 sein Alt-Weimar und sein Neu-Weimar, Schiller und Hebbel mit verschränkten Kräften in einen vollendeten „Demetrius“ sich teilen zu sehen. Das ging nicht an. Schillers Ziel ohne Schillers Weg schwebte dem eigenrichtigen Ditmarschen dann bei der Ausarbeitung vor, und er mußte schlechterdings auch jenen ersten Akt der Erniedrigung festhalten, um ihn mit eigenem Blut zu nähren, um in eigenem Namen zu rufen: „Ein Kaiser findet stets sein Kaisertum!“ Nach den grandiosen „Nibelungen“, die in Weimar siegten, hat Hebbels erlahmende Hand den „Demetrius“ nicht mehr völlig abrunden können. Der Torso steht empfindlich hinter Schiller zurück. Über demselben Stoffe sind die beiden so verschiedenen Dramatiker hinweggestorben; Hebbel, noch in den letzten Stunden durch sein Lieblingsgedicht, den „Spaziergang“, erquickt, mit schönen Dankesworten an seinen großen Vorgänger: immer habe das Schicksal geflucht, immer habe Schiller gesegnet.

Nur wer uns lebendig ist, hat ein Recht auf die Jahrhundertfeier seines Abschieds. Schiller bleibt der Nachwelt im vollen Schaffen gegenwärtig, entwerfend, umbauend, aufrichtend mit dem Einsatz seiner ganzen Kraft bis an Grabesrand. Dem Dramatiker ruft Goethe nach:

Er wendete die Blüte höchsten Strebens,
Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.

Die Entstehung des „Don Karlos“.

Von
Alfred Gercke in Greifswald.

(Schluß.)

Schiller in Bauerbach.

Gegen die Jahreswende 1782/83 kam Henriette von Wolzogen, von ihrer kaum herangewachsenen Tochter Lotte begleitet, auf wenige Tage nach Bauerbach; der Jüngling erglühte rasch für das noch halb kindliche Mädchen und besuchte die beiden noch mehrmals im Januar auf einem drei Stunden entfernten Gute. Nach ihrer Heimreise kamen Qualen der Eifersucht, da ein ihm unsympathischer Herr von Winkelmann sich für Lotte interessierte und im Sommer mit nach Meiningen kommen wollte: Schiller war außer sich und drohte mit Abreise (27. März 1783).

Gerade damals arbeitete er energisch am „Don Karlos“, zu dem er sich definitiv entschlossen hatte. Der April verging in Hangen und Bangen. Am 12. versprach er Reinwald, er solle in acht bis zehn Tagen den ersten Akt des „Karlos“ hören. Am 14. gestand er, „daß ich ihn gewissermaßen statt meines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Busen — ich schwärme mit ihm durch die Gegend um — um Bauerbach herum.“ Die Liebe, die ihm mit platonischer Freundschaft zusammenfloß, war dem Dichter zunächst nur „ein glücklicher Betrug: denn wir leiden nicht mit und für das fremde Geschöpf; sondern nur für uns, dessen Spiegel es ist“. So wenig tief schien der Stachel der Liebe in die jugendliche Dichterseele eingedrungen. Aber am 20. Mai kehrten die Frauen zurück, und Henriette machte ihn zum Vertrauten in der Sache, die das ganze Schicksal Lottes entscheiden konnte. Lottes Bruder war gegen die Verbindung und vertraute Schiller seine Lotte an; am 25. Mai antwortete dieser ihm, aber mehr im Sinne der Mutter; später waren beide Verbündete; Lotte wurde bei einer Amtmännin in Meiningen untergebracht; Schiller konnte die Rückkehr der Mutter kaum erwarten und zählte die Stunden:

„Ach meine Beste,“ schreibt er ihr am 30. Mai 1783, zwei Tage vor ihrer Heimkehr, „in einer gepreßten Lage haben Sie mich verlassen. Nie war ich Ihrer liebevollen Ermunterung so bedürftig als eben jetzt, und weit und breit ist niemand, der meiner zerstörten wilden Phantasie zur Hilfe käme. Was werd ich, was kann ich zu meiner Zerstreuung thun? Ich weis nichts, als Ihnen zu schreiben, aber ich fürchte mich selbst in meinen Briefen. Entweder red ich darin zu wenig, oder mehr als Sie hören solten und ich verantworten kann. Sehr gern schrieb ich an Ihre Lotte, aber ich scheue das Schicksal meines vorigen Briefs, und solche Briefe, als die Amtmännin lesen darf, mus mich ein anderer schreiben lehren.“

Und dann redete er zuviel: „Daß ich bei Ihnen bleibe, versteht sich. Ich werde es auch wohl bleiben lassen, mich von Ihnen zu trennen, da mir drei Tage schon unerträglich sind. Nur das ist die Frage, wie ich bei Ihnen auf die Dauer meine Glückseligkeit gründen kann. Aber gründen will ich sie, oder nicht leben, und jetzt vergleiche ich mein Herz und meine Kraft mit der ungeheuersten Hinderniß, und ich weis es, ich überwinde sie.“

Aus dem Anfange wie aus dem letzten Satze sprach der Dichter. Er war in der todesbangen Stimmung seines Karlos, in der er doch seinen Löwenmut nicht verleugnen konnte. Das Gefühl der Verlassenheit preßte ihm die Worte aus:

Ich habe niemand, niemand
auf dieser großen weiten Erde niemand.
So weit das Zepter meines Vaters reicht,
so weit die Schiffarth unsre Flaggen sendet,
ist keine Stelle, keine, keine, wo
ich meiner Tränen mich entlasten darf (I 2).

Die ungeheuerste Hindernis türmte sich seinen Wünschen entgegen:

Sprich, daß auf diesem großen Rund der Welt
Kein Elend an das meine gränze — sprich,
gesteh, daß eines Rasenden Gelüste,
der sich an seiner Kette Klang ergözt,
bescheidener, als meine Wünsche lauten . . .
Ich fühls und dennoch lieb ich. Dieser Weeg
führt nur zu Wahnsinn oder — Blutgerüste,
ich liebe ohne Hoffnung — lasterhaft —
mit Todesangst, und mit Gefahr des Lebens,
das seh ich ja, und dennoch lieb ich.

Die zerstörte, wilde Phantasie des Dichters macht, daß er sich selbst in seinen Briefen fürchtet; wie dem Marquis so ahndet auch Karlos ein schreckenvoller Augenblick:

Wie Furien des Abgrunds folgen mir
die schauerlichsten Träume — Zweifelnd ringt
mein guter Geist mit gräßlichen Gelüsten,
durch labirinthische Sophismen kriecht
mein unglückseel'ger Scharfsinn, bis er plötzlich
vor eines Abgrunds gähem Rande stuzt (I 2).
. . . Gott! ich faß es nicht,
und meine Nerven fangen an zu reißen (I 5).

Nicht einmal aussprechen kann sich der Unglückliche; er redet entweder zuwenig oder zuviel, und was er nicht verantworten kann:

Acht höllenbange Monde sind es schon, . . .
daß dieser Brand in meinem Busen wüthet,
daß tausendmal sich das entsetzliche
Geständniß schon auf meinen Lippen meldet,
doch scheu und feig zurück zum Herzen kriecht.

Schillers Neigung für Lotte hatte die Mutter längst erraten und nahm sie nicht schwer: es waren ja Dichterträume. Er selbst fügte dem Geständnisse ganz vernünftig hinzu:

Ich überlese was ich geschrieben habe, es ist ein toller Brief. Aber Sie verzeihen mir ihn. Wenn ich mündlich ein Narr bin, so werde ich schriftlich wol nicht viel weiser sein. (30. Mai 1783.)

Noch ein Jahr später wiederholt er etwas unverhüllter seine Absicht, zu heuraten:

„Fände ich ein Mädchen, das meinem Herzen theuer genug wäre! oder könnte ich Sie beim Wort nehmen, und Ihr Sohn werden. Reich würde freilich Ihre Lotte nie — aber gewiß glücklich." Aber auch da überliest er erst den unterbrochenen Brief und erschrickt über seine „thörigte Hoffnung": „Doch meine Beste, so viele närrische Einfälle, als Sie schon von mir hören mußten, werden auch diesen entschuldigen." (15. Juni 1784.)

Diese herzerquickenden Nachschriften zeigen, daß des Vierundzwanzigjährigen so innige Neigung doch vom Wahnsinne ebenso weit ab war wie vom Blutgerüste; er tröstete sich selbst leicht und half seinen Freunden leicht über etwaige peinliche Situationen fort. So fällt Karlos der Eboli, die für zarte Aufmerksamkeiten ein treues Gedächtnis hat, ins Wort:

Poesie! — Nichts weiter.
Ein Paroxysmus von Empfindsamkeit,
den Sie vergessen müssen. Mein Gehirne
treibt öfters wundersame Blasen auf,
die schnell, wie sie entstanden sind, zerspringen.
Das war es alles. Schweigen wir davon (II 8).

Und doch bedurfte er häufig genug in seinen Liebes- und Dichterschmerzen mütterlichen Zuspruches und fand ihn bei Henriette.

Beklagenswerther theurer Karl — ich fühle,
ganz fühl ich sie, die namenlose Pein,
die jezt in Ihrem Busen tobt. Unendlich
wie Ihre Liebe, ist Ihr Schmerz (I 5).

Bisweilen ist er taub gegen allen Zuspruch, gepreßt, fürchtet sich vor sich selbst, leugnet „den schönsten Zug in Karlos Herzen" und sieht ruhelos, fast verzweifelt einer ungewissen, schweren Zukunft entgegen. In der Dichtung ist die unglückliche Liebe, diese Episode in Schillers Leben, der einzige Grund für Karlos jugendlichen Weltschmerz:

Mit mir
ist es ja aus — auf immer aus . . .
. . . O, diese fürchterliche Liebe
hat alle Blüthen meines Geistes
unwiederbringlich hingerafft. Ich bin
für deine großen Hoffnungen gestorben (V 1).

Seinen Wunsch, die Geliebte zu besitzen, kann er nicht bezwingen: „Zu spät — o Gott, es ist zu spät.“ (I 5.) Und dann wieder überwindet er sich: „Eine kurze Nacht hat meiner Jahre trägen Lauf beflügelt, frühzeitig mich zum Mann gereift.“ (V 11.) Er unterwirft sich blindlings der zärtlich geliebten Mutter: „Wie groß sind Sie, o Himmlische — Ja! Alles, was Sie verlangen, will ich thun — auch sterben, und, wenn Sie wollen, nimmer selig seyn“ (I 5); „sie will es — das ist mir genug“ (I 7). Er braucht nicht einmal zu hören, was sie ihm sagen will:

Vollenden Sie nicht, Königin — Ich habe
in einem langen, schweren Traum gelegen.
Ich liebte — Jetzt bin ich erwacht. Vergessen
sei das Vergangne! . . . Fürchten
Sie keine Wallung mehr von mir. Es ist
vorbei. Ein reiner Feuer hat mein Wesen
Geläutert. Meine Leidenschaft wohnt in den Gräbern
der Todten (V 11).

Das schwankende Selbstbewußtsein wird wiedergewonnen. In einem andern Sinne als seine Eboli (Thalia II 12) kann der Dichter sagen: „Nur der Rausch der Größe schläfert die Schlangen meines Busens ein.“ Und das Ermannen kann Henriette wohl mit den Worten Posas loben:

Jetzt endlich hör' ich meinen Karlos wieder.
Jetzt sind Sie wieder ganz Sie selbst (I 7).

In all diesen Gefühlsausbrüchen steckt nichts Anempfundenes. Und noch weniger in Karlos' Äußerungen der Eifersucht. Schillers Gefühle vertiefen sich auch hierin in der Bauerbacher Zeit. Schon bei der Mitteilung, daß Lottes Bewerber nach Meiningen mitkommt, drohte er alles im Stiche zu lassen:

So mus ich einen Schritt thun, der mir von allen meines Lebens der schmerzlichste ist — Ich mus Sie verlassen. Ich mus Sie zum leztenmale gesehen haben. Es kostet mich viel, es Ihnen zu sagen. Ich will nicht bergen daß ich dadurch manche schöne herrliche Hoffnung aufgeben mus, daß es vielleicht einen Riß in meinem ganzen künftigen Schicksal zurückläßt, aber die Beruhigung meiner Ehre gehet vor, und mein Stolz hat meiner Tugend schon so viel Dienste gethan, daß ich ihm auch eine Tugend preißgeben muß. (27. März 1783.)

Das ist mehr vom Trotze erdacht als von einem schon liebeglühenden Herzen empfunden. Auch die Eboli zergliedert diese Begriffe:

Und ist es denn jezt Liebe, was ich brauche?
wenn meine Ehre blutet — Liebe? Ruft
nicht lauter jezt, nicht schrecklicher mein Stolz,
als meines Herzens Wünsche? (Thalia II 12.)

Und zu Karlos sagt sie: „Bis jezt war es mein Stolz, der meine Tugend schüzte.“ (II 8.)

Mit sich widersprechenden Erwartungen und Empfindungen harrte der Dichter auf die Antwort. Noch am selben Tage schrieb er Reinwald, er „arbeite nunmehr entschlossen und fest auf einem Dom Karlos zu“, und bat um seine Unterstützung; auf ihre nächste Zusammenkunft solle eine Szene fertig sein. Er klagte: „Einsamkeit, Misvergnügen über mein Schicksal, fehlgeschlagene Hoffnungen . . . haben den Klang meines Gemüthes, wenn ich so reden

darf, verfälscht, und das sonst reine Instrument meiner Empfindungen verstimmt. Die Freundschaft und der Mai sollen es, hoff ich, aufs neue in Gang bringen. Ein Freund soll mich mit dem Menschengeschlecht, das sich mir auf einigen häßlichen Blößen gezeigt hat, wiederum aussöhnen, und meine Muse halb weegs nach dem Kozytus wieder einholen. — aber ich verfalle in eine Melancholie, und fürchte, Sie anzustecken." Mündlich wird er Reinwald wohl noch mehr verraten haben, da sich zu verstecken er so wenig gelernt hatte wie sein Karlos, der sogar einen Domingo tief in die Abgründe seiner Seele schauen ließ. Der Melancholie und Einsamkeit dieser Zeit entsprang der Hamletcharakter (14. April); besonders im ersten Auftritte ist die Einwirkung der Shakespeareschen Tragödie auffällig.

Aber unmittelbar daneben standen entgegengesetzte Gefühle. Schiller erwartete halb und halb, daß Frau von Wolzogen, erschreckt über seinen heroischen Entschluß, den Herrn von Winkelmann opfern würde. In demselben Briefe, in dem er so traurig klagte und sich so klar über die Hauptcharaktere seines Dramas aussprach, meldete er dem Freunde die demnächstige Rückkehr der Wolzogens („Präzise am 17. Mai verlassen sie Stuttgardt") und rief voll Sehnsucht aus:

Izt bester Freund fangen die herrlichen Zeiten bald an, worinn die Schwalben auf unsern Himmel und Empfindungen in unsere Brust zurükkommen. Wie sehnlich erwarte ich sie!

Dieser Kontrast spiegelt sich gleich im Beginne des Dramas wider, I 1:

Domingo. Mir unbegreiflich, Prinz.
Der schönste Frühlingstag — die muntern Gärten —
und ringsumher die blumenvolle Flur —
der Himmel selbst wetteifert mit der Gegend,
die Kunst mit der Natur — Sie aufzuheitern.
Gleich einem Paradies lacht weit und breit
das prächtige Aranjuez, und doch
in Ihrem Aug nicht eine Spur der Freude?
Karlos. In diesem lachenden Aranjuez
sieht Karlos nichts — als seine finstre Seele . . .
Diß Paradies rief euer großer König
in eine fürchterliche Wildniß her —
er rufe doch — sein Karlos läßt ihn bitten —
ein Lächeln auf mein Angesicht.

Sein Gram ist rätselhaft für alle andern, die ja nichts von seiner heimlichen Liebe wissen. Mit diesem Geheimnisse zu spielen, ist die richtige Stimmung da:

Und dennoch soll an einem einz'gen Wunsch
der große Königssohn zu Tode schmachten?
O welch ein Wunsch — — und doch — ich will ja wenig —
will ja nicht mehr, als ich mit so viel Armen
umreichen kann.

Die Antwort Henriettes lautete unerwartet; seine Drohung hatte ihr zwar einen Schrecken eingejagt, sie ließ sich aber durch den Heroismus nicht imponieren und wollte nicht verstehen, was unter dem Stolze verborgen steckte:

sie demütigte ihn und wollte den Heißsporn nicht halten. Man hört die Antwort noch in einigen Äußerungen der Elisabeth nachklingen:

> Gestehen Sie sichs Karlos — Stolz ist es
> und Eigensinn und Troz, was Ihre Wünsche
> so wütend nach der Mutter zieht (I 5).

Und zu Posa (ein isoliertes Motiv!):

> Sie stürzten sich in diese That, die Sie
> erhaben nennen. Leugnen Sie nur nicht.
> Ich kenne Sie, Sie haben längst darnach
> gedürstet — Mögen tausend Herzen brechen,
> was kümmert Sie's, wenn sich Ihr Stolz nur weidet (IV 21).

Schiller fiel aus den Wolken; ernstlich hatte er an Abreise nicht gedacht: es war ja unmöglich, „mein Glück auf Unkosten meines ehrlichen Namens und guten Gewissens, meiner tausend Verpflichtungen und Pflichten gegen Sie zum Troz“ aufzusuchen; er war nicht fähig, „die treuloseste und undankbarste That auf dieser Welt zu thun . . . glauben Sie mir doch endlich einmal, daß Sie keinen unwürdigen Sohn haben!“ (23. April 1783.)

Die nächsten vier Wochen bis zur Ankunft der Damen (20. Mai) vergingen wohl in wechselnder Stimmung. Bald sah er der Zukunft voller Vertrauen auf seine mütterliche Freundin entgegen, die ja sein Bestes wollte; bald spürte er reuig in den Falten seines Herzens nach Verirrungen, die er des Lasters zeihen konnte. Dann mochte ihm sogar Mißtrauen gegen einen Freund, wozu er gar nicht neigte (vgl. an Reinwald, 24. April 1783), als der Schwächen schwächste erscheinen (IV 6); dann durften seine Fehler nicht einmal Verirrungen lobenswürdiger Gefühle heißen:

> Nein, Rodrigo, du irrest sehr. Ich dachte
> so edel nicht, bei weitem nicht, als du
> mich gerne glauben machen möchtest (II 15).

Dann wieder verwarf er die Selbstkritik: „Nein, es ist Lästerung!“ (IV 6.) Bald lebte er ganz in seinen Träumen, bald regte sich wieder die Eifersucht, selbst durch ein leeres Gerücht über einen neuen Nebenbuhler aufgestachelt (8. Mai). Nach der Ankunft redet Henriette ihm gut zu; er schreibt sogar in ihrem Sinne an den Bruder der Angebeteten (25. Mai). Aber kaum meldet ein Junge, daß ein Stuttgarter Herr mit vier Pferden in Meiningen angelangt sei und sich nach Henriette erkundigt habe, so sieht er Herrn von Winkelmann: „Sollte der letztere es seyn, so schicken Sie mir einen Expressen. Ich gehe nach Weimar.“ (30. Mai.) Im Verkehre kommt die Eifersucht nicht auf, aber er jauchzt ordentlich auf, als Wilhelm von Wolzogen die Nachricht sendet, Herr von Winkelmann brüste sich mit dem tiefen Eindrucke, den er auf Lotte gemacht habe: sie haben in Bauerbach vielmehr

> mit dem größten Vergnügen beobachtet, daß eine ansehnliche Provinz ihres Herzens dem bewußten Gözen noch nicht gehört. Im Ernst liebster Freund, Ihre gute Lotte ist so melancholisch nicht, als die Eigenliebe gewise Personen zu bereden scheint. Dieses schreibe ich Ihnen, damit es Ihre eigene Besorgnisse, die ich nicht anders als billigen mus, zerstreue, und damit es Sie zugleich in den Stand seze, dem gewissenhaften W., der Ihre Schwester nicht verlassen mag, eine beruhigende tüchtige Antwort zu geben. Sie werden wol wissen, worauf ich ziele,

und werden mir auch den Grad des Unwillens, den mir die Impertinenz jenes Herrn (der das Herz Ihrer Schwester noch erst verdienen lernen müßte) eingeflößt hat . . . Nun sind Sie (und vielleicht auch ich) der Parteilichkeit gegen W. verdächtig, welcher Vorwurf uns um so schmerzlicher fallen muß, je unwürdiger die Person ist, die uns denselben zugezogen hat. (Mitte Juni 1783.)

Damit ist der Dichter von dem quälendsten Gefühle befreit, aber seine Palette erhält nun eine neue, kräftige Farbe; was er längst verschlossen im Busen getragen, dieses schreckliche Geheimnis, darf er nun offen ausrufen: ein Unwürdiger stand seiner Liebe im Wege, sein Stolz war gerechtfertigt, seine Hoffnung neu belebt. Veraltet war jetzt das Spiegelbild, das Posa dem Freunde vorhielt:

Du jauchztest der Beleidigte zu sein,
denn Unrecht leiden schmeichelt großen Seelen.
Doch hier verirrte deine Phantasie,
dein Stolz empfand Genugthuung — dein Herz
versprach sich Hoffnung. Sieh ich wußt es wol,
du hattest diesmal selbst dich mißverstanden (II 15).

Der Dichter fand sein Unglück in Karlos' Unglück wieder. Unrecht leiden wollte er ja gern, wenn die Geliebte nur glücklich wurde und von ihrem Gatten geschätzt:

Und weiß er auch, wie reich er ist? Hat er
auch warmes Blut, sich seines Raubs zu freu'n?
Hat er ein Herz, das Ihrige zu schätzen?
Ich will nicht murren. Große Vorsehung,
ich will es dir vergeben, will vergessen,
wie unaussprechlich selig ich mit ihr
geworden wäre — wenn nur er es ist.
Er ists nicht — hör es große Vorsehung!
so frevelhaft beschimpft er deine Gabe!
er ist es nicht — Das, das ist Höllenquaal!
er ist es nicht, und wird es niemals werden!
Du nahmst mir meinen Himmel nur,
um ihn in Philipps Armen zu vertilgen . . .
Unglückliche Prinzessin — nicht allein
mein Schicksal, auch das Ihrige bewein ich (I 5).

Und Schiller-Karlos konnte ältere Rechte auf die Geliebte geltend machen; die blieben bestehen, auch wenn er still das Unabänderliche trug:

die Rechte meiner Liebe,
sind älter als die Formel am Altar,
und gelten mir in voller Größe wieder,
wenn Philipps Tod das Band der Kirche bricht.

Die Rache war süß: Herr von Winkelmann wurde jetzt Philipp, und Schillers gerechter Schmerz konnte sich in wütender Verwünschung erleichtern:

Sie waren mein. Im Angesicht der Welt
mir zugesprochen von zwei großen Tronen,
mir zuerkannt von Himmel und Natur,
und Philipp, Philipp hat Sie mir gestohlen.
Gestohlen — O das ist das wahre Wort —
laut will ichs ihm in beide Ohren rufen,
laut durch die ganze weite Erde schrei'n,
ein königlicher Dieb hat mich bestohlen.

Solche Töne tiefer Leidenschaft hat Schiller für den Argwohn Philipps und für die Rachsucht der Eboli nicht gefunden. Aber sein Karlos verzichtet, für die Handlung viel zu früh, auf die Geliebte, da die Mutter ihn auf höhere Pflichten hinweist. Er sieht jetzt klar und hell, daß er nichts zu erwarten hat:

Sie sind für mich dahin . . . auf immerdar —
jetzt ist der Wurf gefallen. Sie sind für mich verloren.

Er schwört ewiges Verstummen, doch ewiges Vergessen nicht (I 5). Das ist ungefähr die Stimmung des 25. Mai. Doch dann tritt ein unerwartetes Ereignis ein, die Prinzessin verrät dem Prinzen, daß Philipp ihrer Tugend nachstelle: „das ändert freilich alles schnell" (II 8). Karlos kann aufjauchzen:

Die Königin ist frei. Vor Menschenaugen
wie vor des Himmels Augen frei. Der König,
Er selbst hat ihrer Pflichten sie entbunden . . .
Dieser Mann ist meines Opfers unwerth. Nimm und lies
und höre auf, dich zu verwundern (II 15).

Da rettet Posa ihn vor sich selbst und erklärt ihm seine Liebe. Platonische Liebe war es ja, der Freundschaft eng verwandt, die der Dichter empfand und in seinem Drama schildern wollte, wenigstens noch am 14. April; und auf platonische Liebe besinnt er sich auch in den Nachschriften seiner „tollen" Briefe. Damit lenkt Posa wieder in den Gang der dramatischen Handlung zurück:

Was haben
Entweihungen des königlichen Bettes
mit deiner — deiner Liebe denn zu schaffen?
War Philipp dir gefährlich? Welches Band
Kann die verletzten Pflichten des Gemahls
mit deinen kühnern Hofnungen verknüpfen?
Hat er gesündigt wo du liebst? . . . Nun freilich
lern' ich dich fassen. O wie schlecht hab ich
bis jetzt auf deine Liebe mich verstanden (II 15).

Karlos geht in sich; ihm bleibt nur noch Entsagung, die durch Ortsveränderung erleichtert wird und durch große Aufgaben. So nimmt er gefaßt und geläutert Abschied:

Von dieser Stelle hätten mich noch gestern
des nahen Todes Schrecken nicht gerissen (V 11).

Rein klingt die stürmische Liebe aus. Aber der Dichter braucht Ruhe, wie sie ihm Bauerbach mit allen Erinnerungen, wie sie ihm die Freundschaft seiner zweiten Mutter jetzt nicht gewähren kann.

Auch der im Hintergrunde bleibende Rui Gomez, bei St. Réal der Gemahl der Fürstin Eboli, bei Schiller ihr Freiwerber, hat vielleicht Herrn von Winkelmanns Züge angenommen. Als Schiller erfuhr, daß der junge Offizier der Noblegarde und Hofjunker des Herzogs von Württemberg sich um Lotte bewerbe, konnte er sich wohl einreden, daß sie ihm ohne Neigung die Hand reichen müsse. Die Eboli entschließt sich zu reden und wählt Karlos zum Richter, den edlen Menschen, als sie sich verlassen von der ganzen Welt sieht:

Sie werden
mich retten, Prinz, und wo ich ohne Rettung
verloren bin, theilnehmend um mich weinen.
Ein frecher Günstling des Monarchen buhlt
um meine Hand — Rui Gomez, Prinz von Silva —
Der König will, schon ist man Handels einig,
ich bin der Kreatur verkauft.

Karlos. Verkauft?
und wiederum verkauft? und wiederum
von dem berühmten Handelsmann im Süden?
— O still von diesem, weg davon, nicht weiter,
das ist der Nerve, wo ich Gichter spüre (II 8)[1].

Zu irgendeinem Versuche, sie zu retten, rafft er sich nicht auf. Die Eboli wirft sich auch der Königin zu Füßen (I 3) — eine jetzt vorweggenommene Szene. Statt der Königin, die für Gomez fürsprechen soll, rühmt die Olivarez ihn als einen Mann,

den unser gnädigster Monarch bekanntlich
mit ihrer königlichen Gunst beehren.

Die Königin will nur einen würdigen Mann mit der Hand ihrer Eboli belohnen; sie muß erst wissen, ob er lieben kann und Liebe kann verdienen. Danach gefragt, fällt diese der Monarchin zu Füßen:

Großmüth'ge Königin,
Erbarmen Sie sich meiner, lassen Sie mich nicht —
nicht aufgeopfert werden.

Und die Königin scheint bereit, ihr zu helfen:

Aufgeopfert?
Ich brauche nichts mehr. Stehn Sie auf. Es ist
ein hartes Schicksal, aufgeopfert werden.

Aber auch die Königin tut nichts zugunsten ihrer Eboli, Rui Gomez tritt hinter einem Furchtbareren zurück, das Motiv wird fallen gelassen.

Durch Henriettens Antwort wurde Schiller trotz aller Demütigung etwas beruhigt und nach ihrer Ankunft von ihr selbst ins Vertrauen gezogen und umgestimmt. Jetzt erschien ihm der Bewerber als „ein sehr guter und edler Mensch, der zwar gewiße Schwachheiten auffallende Schwachheiten an sich hat", die er ihm aber „mehr zur Ehre als zur Schande rechnen möchte" (an Wilhelm 25. Mai 1783). So macht es Posa mit Karlos:

wenn du verirrest, such ich allemal
die Tugend unter hunderten zu rathen,
die ich des Fehlers zeihen kann (II 15).

Uneigennützig richtete Schiller jetzt sogar an den Bruder zum Schlusse seines Briefes „die Bitte, das Herz Ihrer Lotte zu schonen und mit daran zu arbeiten, daß ihre Geschichte — oder soll ich sagen ihr Roman? — sich glücklich entwickle". Er nahm jetzt an: „Er liebt Ihre Lotte, und ich weis er liebt sie, wie ein edler Mann, und Ihre Lotte liebt ihn, wie ein Mädchen das zum erstenmal liebt." Darum wollten sie alle Bedenken unterdrücken; das teure Wesen sollte nicht beunruhigt werden. So reflektiert sein Posa:

[1] Ich erinnere an die Parallelen Philipp und Herzog von Württemberg, Aprilheft, S. 72.

Was wäre
Geschwätzigkeit, wenn mein Verstummen dir
nicht Leiden bringt? es vielleicht spart! Warum
dem Schlafenden die Wetterwolke [vgl. S. 36] zeigen,
die über seinem Scheitel hängt? — Genug,
daß ich sie still an dir vorüber führe,
und, wenn du aufwachst, heller Himmel ist (IV 6).

Die Königin selbst will er vor gewissen Menschen nicht warnen; nie soll sie es erfahren, welche Gefahr für sie besteht:

Alles dies
ist ja nicht soviel werth, den goldnen Schlaf
von eines Engels Stirne zu verjagen (IV 3).

Auch der Mutter war Schiller dies schuldig: „Ihre Mutter“, bekannte er Wilhelm, „hat mich zum Vertrauten in einer Sache gemacht, die das ganze Schicksal Ihrer Lotte entscheidet.“ So hat Posa das Vertrauen des Königs gewonnen und fühlt sich dadurch gebunden:

Der König glaubte dem Gefäß, dem er
sein heiliges Geheimniß übergeben
und Glauben fordert Dankbarkeit (IV 6).

Diese Reflexion paßt viel besser auf den Dichter als auf den seinem Freunde nicht mehr unbedingt und allein getreuen Posa.

Fragt man, wie sich Lotte von Wolzogen selbst verhielt, so scheint es klar, daß ihr Herz nicht gesprochen hatte, obwohl Schiller einmal fest von Winkelmann annahm: „Ihre Lotte liebt ihn wie ein Mädchen, das zum ersten Male liebt.“ (25. März.) Dem Feuergeiste war sie geschwisterlich zugetan und verkehrte in kindlicher, unbefangener Fröhlichkeit mit dem zeitweise Ausgelassenen. Einige Tage waren sie im Januar und Mai zusammen, dann zwei Wochen im Juni. Schach und andre Spiele wurden gespielt; auch ein Tanzvergnügen mit den Bauern zusammen fand im Gasthofe statt, über das Schiller mit Worten des Dichters und des Liebenden berichtete (11. Mai). Seine Eboli ruft derartige Szenen, die schlecht genug zu der strengen Etikette des spanischen Hofes passen wollen, dem Prinzen in Erinnerung: seine Dame, die Königin, ließ er beim letzten Hofball im Tanze stehen und drängte sich mit Gewalt ins nächste Paar, der Fürstin Eboli die Hand zu reichen; beim Spielen sitzend stahl er mit bewundernswerter Geschicklichkeit den Handschuh der Geliebten und spielte ihn mit einem Briefchen wieder aus. Von Spielen am Hofe weiß auch Schillers Quelle St. Réal, vom Tanze nichts. Der Verliebte trug wohl auf der Brust eine seinem Mädchen entwendete Bandschleife; die unbedeutendsten Vorfälle des Zusammenseins erhielten für ihn Bedeutung:

. . . selbst der Launen Kleinigkeit, ein Laut
verstümmelt in die Luft gehaucht, ein Lächeln
von schnellem Ernste wieder ausgelöscht,
ein Spiel mit diesen Federn, eine Blume
gedankenlos zerrissen, eine Fliege
mit sanfter Hand barbarisch hingewürgt . . . (II 8),

nichts entging ihm, alles beobachtete er mit dem größten Vergnügen und siegelte sein eignes Herz nicht zu.

Diese harmlose Liebeständelei paßte schlecht zu der Gestalt der Königin und der tragischen Leidenschaft des Karlos. Aber einen Seelenbund durfte auch dieser mit einem unschuldigen Mädchen eingehen; das entsprach den Anschauungen des jugendlichen Dichters und seiner Zeit. Das war der innere Grund neben einem äußeren, im dramatischen Plane liegenden, warum die Fürstin Eboli, die in der französischen Quelle vermählt und eine lasterhafte, raffinierte Intrigantin war, zu einer harmlosen, fröhlichen Prinzessin umgestaltet wurde, die erst im Drama selbst mit der Hoffnung die Tugend verlieren sollte[1]).

Jetzt konnte der Dichter sie der schwermütigen Königin gegenüberstellen, die ungern sich von ihrem Lieblingsplätzchen in der ländlichen Natur trennt, der Busenfreundin ihrer jungen Jahre (Thalia I 4):

Die muntern Augen der Prinzessin quälen
mich schon den ganzen Morgen. Sehen Sie,
kaum weiß sie ihre Freude zu verbergen,
weil sie vom Lande Abschied nimmt (I 3).

Und Karlos begründet IV 15, weshalb er sich in der Verzweiflung an sie wendet:

weil du ein sanftes Mädchen bist, weil ich
auf deine gute, schöne Seele baue.

Diese Äußerungen passen weit weniger auf die Eboli, wie sie uns in der übrigen Tragödie entgegentritt, als auf Lotte von Wolzogen. Man vergleiche Schillers Brief an den Bruder:

Sie haben mir Ihre Lotte anvertraut, die ich ganz kenne. Ich danke Ihnen für diese große Probe Ihrer Liebe zu mir. Ich sehe daraus, daß Sie gros von mir denken müssen, denn jeder andre als ein edler empfindender Mann würde die schöne Seele Ihrer Schwester nicht zu lenken verdienen. Glauben Sie meiner Versicherung, Bester Freund, ich beneide Sie um diese liebenswürdige Schwester. Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste weichste empfindsamste Seele, und noch kein Hauch des allgemeinen Verderbnisses am lautern Spiegel ihres Gemüts — so kenn ich Ihre Lotte, und wehe demjenigen, der eine Wolke [S. 34!] über diese unschuldige Seele zieht! — Rechnen Sie auf meine Sorgfalt für ihre Bildung, die ich nur darum beinahe fürchte zu unternehmen, weil der Schritt von Achtung und feurigem Antheil zu anderen Empfindungen so schnell gethan ist.

Es war naiv von dem Dichter, als einen Vorzug ihre Reinheit von der allgemeinen Sittenverderbnis hervorzuheben, naiver, der Eboli dieses Charakteristikum in den Mund zu legen:

Auch meiner Unschuld stellt man nach . . .
Den ganzen Hof gab man der Pest zum Raub,
. . . im allgemeinen Sittenuntergang
mich dann um soviel minder zu verfehlen (II 8).

[1]) Sie philosophierte darüber, noch nicht oder nicht mehr das fröhliche Mädchen, in einem später gestrichenen Monologe (II 12 Thalia) in Lessingscher Weise. Auf ihre Frage:

Was mangelte mir denn? . . . Ist's denn so wahr, daß Liebe,
nur Liebe glücklich machen kann? Wenn Neid,
wenn Schmeichelei einstimmig mirs betheuern,
werd ichs zuletzt nicht glauben, wirklich sein?

gibt der Dichter selbst später die Antwort: „Ein großes, ein warmes Herz ist die ganze Anlage zur Seligkeit, und ein Freund ist ihre Vollendung (an W. v. Wolzogen 25. Mai 1783).

Vielleicht bediente sich der Briefschreiber hier der Worte der Dichtung: Aber ohne Zweifel dachte er an Lotte, als sein Karlos der Eboli gestehen wollte, daß er liebe:

Dir Mädchen, dir entdeck ich mich — der Unschuld,
der lautern unentheiligten Natur
entdeck ich mich. An diesem Hof bist du
die würdigste, die einzige, die erste,
die meine Seele ganz versteht — So seis
um mein Geheimniß denn geschehen (II 8).

Die Rollen der Mutter und der Tochter sind vertauscht: diese soll das Geständnis vernehmen, daß er jene liebt. Und auch Posa ist hier durch die Prinzessin ersetzt: es war wohl gedacht, daß er noch nicht von seinen Reisen zurückgekehrt wäre.

Der Charakter der Eboli hat hierdurch in Karlos' Augen eine Färbung erhalten, die dem wirklichen Charakter, wie ihn Schillers Quelle schilderte und der Gang seiner Handlung erforderte, völlig entgegengesetzt war. Und die so leicht entzündliche Phantasie des Dichters, die auf äußere Erlebnisse nicht wartete, versenkte sich weiter in diese liebenswürdige Mädchengestalt und malte, ohne Rücksicht auf die dramatische Handlung, ihre Seelenharmonie mit Karlos zu einem von Liebe kaum mehr zu trennenden innigen Bunde beider aus. Eine feurige Liebeserklärung des Prinzen findet sich innerhalb des großen Auftrittes II 8. Dem verzweifelten Ausrufe der Eboli: „Ich liebe (!) und bin — nicht geliebt,“ folgt Karls feurige Antwort:

Sie finds!
So wahr ein Gott im Himmel wohnt. Ich weiß es
Sie finds und unaussprechlich.

Er schließt sie voll Zärtlichkeit in die Arme.

Süßes, seelenvolles Mädchen!
Anbetungswürdiges Geschöpf — ich stehe
ganz Ohr — ganz Auge — ganz Entzücken — ganz
Bewunderung. — Wer hätte dich gesehen,
wer unter diesem Himmel dich gesehen,
und rühmte sich — er habe nie geliebt?
. . . Sie möchten — o ich glaub es gern — doch Nein,
so wahr ich Leben athme, nein! Ich schlinge
den Arm um dich, auf meinen Armen trag' ich
durch eine teufelvolle Hölle dich!
(Er drückt sie mit Innigkeit an seine Brust.)
Ja — laß mich deinen Engel sein — du willst?
Doch Engel dürfen sich ja küssen? Nun,
bei diesem Kuß — — Ja, liebes Mädchen, roth
mußt du mich werden lassen. — Frei heraus —
es ist der erste meines Lebens.

Die Prinzessin „mit dem vollen Blick der Liebe, ihren Arm um seinen Hals geschlungen“ (was Schiller später mitsamt Karls Kusse gestrichen hat), bricht nunmehr in den Jubelruf aus:

Wie wenig hab' ich Sie gekannt! Wie reich
und grenzenlos belohnt Ihr schönes Herz
die schwere Müh es zu begreifen!

So weit geht der Bauerbacher Entwurf. Was unmittelbar folgt und diese herrliche Liebeserklärung verleugnet, ist später niedergeschrieben, frühestens in Mannheim, wahrscheinlich erst in Loschwitz, wo Schiller, vom Lärm der Wäscherinnen gestört, Unvereinbares verband und die Liebesszene selbst gewaltsam abbrach, um zu der Teufelei der Eboli kommen zu können und das Fortspinnen der Handlung zu ermöglichen. Ohne Rücksicht darauf hatte er sich in Bauerbach von seinem Temperamente fortreißen lassen. Und doch sollte die Liebeserklärung nicht eine bloße Episode bleiben, sondern die Liebe Karls sollte eng mit der Handlung des Dramas verknüpft werden. Auch Posa wußte von dieser ersten Liebe:

Erkennt mein Karl auch hier in diesem Spiegel,
auch jetzt noch *seine* Eboli? (II 15)[1]

Die Königin äußerte sogar einige Funken von Eifersucht gegen die Eboli[2]. Aber Posa begünstigte die unglückselige Leidenschaft (IV 21) und trug schuld an der Abkehr Karlos' von der Prinzessin. Andachtstrunken wie Karlos selbst würde er vor ihrer Glorie sich niederstürzen, hätte sie sein Geheimnis nicht erfahren (II 15). Er verdächtigt ihren Charakter und versteht es, seinem Karl

der Seligkeit göttlichste, den Glauben
an menschliche Vortrefflichkeit zu stehlen.

Der Glaube paßt nicht für die Fürstin Eboli und den spanischen Kronprinzen des St. Réal, sondern für den schwärmerischen deutschen Jüngling und seine platonische Liebe. Also war diese Liebe keineswegs nur als Episode entworfen, sondern sollte der Handlung des Dramas organisch beigefügt werden, und zwar als ein Seelenbündnis des Prinzen und der Prinzessin, das sich auf der Grenze zwischen Liebe und Freundschaft bewegte und nach den Anschauungen des jugendlichen Dichters wie seiner ganzen Zeit sogar neben der Leidenschaft bestehen konnte. Der dramaturgische Wurf war gewiß an sich trefflich, daß die neue Leidenschaft Karls seine zärtlicheren Gefühle für das engelgleiche Mädchen unterdrücken sollte, zumal unter Posas bewußter Leitung, und daß Karls Wankelmut in der Brust der Prinzessin die verheerende Wirkung ausüben sollte, die jetzt überraschend schnell und ohne innere Wahrscheinlichkeit erfolgt: die frühere Liebe mußte in Haß umschlagen.

Voraussetzung für diese psychologisch fein motivierte Handlung war ein größerer Reichtum von Szenen, in denen sich die jetzt zu *einem* Auftritte zusammengedrängten Ereignisse, die Annäherung der beiden, Karls Abkehr und der Umschlag in den Gefühlen seines Mädchens, allmählich vollziehen konnten. Diese Szenen mußten also zum Teile einer früheren Zeit angehören und würden vom Standpunkte des jetzigen Dramas aus der Vorfabel zuzuweisen sein. Und in der Tat haben wir dafür noch einen unzweideutigen Beleg in einem späteren Auftritte, der ebenfalls bereits in Bauerbach entworfen war und Schillers Empfindungen für Lotte v. Wolzogen von einer neuen Seite widerspiegelt.

[1] Das klingt im jetzigen Zusammenhange wie Ironie und soll wohl so klingen.
[2] II 3, wie später gezeigt werden soll, und nach dem alten Bauerbacher „Schema".

Als Karlos die Königin verloren glaubt, hat er nur den einen Gedanken, sie zu warnen, und findet keinen Freund zur Vermittlung einer Unterredung als die von ihm zurückgestoßene Prinzessin (IV 13), die freilich unversöhnlich ist (Posa IV 10), die nichts vergessen hat (IV 15). Da eilt er zu ihr und erinnert sie an ihre Güte

Und meinen Undank — Ach, ich weiß es wohl!
Schwer hab' ich dich beleidigt, Mädchen, habe
Dein sanftes Herz zerrissen, habe Thränen
Gepreßt aus diesen Engelblicken — ach!
Und bin auch jetzt nicht hier, es zu bereuen.
Ich bin gekommen,
Weil du ein sanftes Mädchen bist, weil ich
Auf deine gute, schöne Seele baue.
Sieh, Mädchen, sieh, ich habe keinen Freund mehr
Auf dieser Welt, als dich allein. Einst warst
Du mir so gut — du wirst nicht ewig hassen,
Und wirst nicht unversöhnlich sein . . . Laß mich
An jene goldnen Zeiten dich erinnern —
An deine Liebe laß mich dich erinnern,
An deine Liebe, Mädchen, gegen die
Ich so unwürdig mich verging. Laß mich
Jetzt geltend machen, was ich dir gewesen,
Was deines Herzens Träume mir gegeben —
Noch einmal — nur noch einmal stelle mich
So, wie ich damals war, vor deine Seele,
Und diesem Schatten opfre, was du mir,
Mir ewig nie mehr opfern kannst (IV 15).

Dieser Rückblick lehrt uns, daß unter dem Einfluß der ersten Liebe Schillers sein dramatisches Gedicht etwas ganz andres wurde, als ursprünglich beabsichtigt, und etwas ganz andres geworden wäre, als wir jetzt haben, wenn sich Schiller nicht später entschlossen hätte, diese Fäden fallen zu lassen. Der vollgültige Beweis für das Alter auch dieser Entwürfe läßt sich mit Hilfe des Bauerbacher „Schemas“ führen.

Wir sehen in der Bauerbacher Zeit eine so lebendige Wechselwirkung zwischen dem Dichter und den Menschen Schiller, wie sie gerade bei ihm sonst weniger hervortritt. Denn bei ihm verdichten sich nicht wie etwa bei Goethe die eigenen Erlebnisse zu poetischen Gestalten, nehmen nicht die Verklärung eines objektiven Urteiles und allgemein gültiger Züge des Menschentums an. Aber sie rufen in Schillers Phantasie überraschende Situationen und neue Seiten seiner Charaktere hervor, und noch öfter sehen wir in den Briefen den Menschen ganz erfüllt von den Vorgängen seiner Phantasie, in dieser Idealwelt lebend, und mit den Worten seiner Dichtung sprechend. Schiller tritt uns menschlich immer näher, wenn wir diesen Zügen nachgehen, auch die Gestalten seines „Karlos“ werden uns von einer neuen Seite vertraut und lieb, und aus ihnen tritt uns die reine, edle, liebenswürdige Persönlichkeit des Dichters mit allen unausgeglichenen Gegensätzen seines feurigen Temperamentes hell entgegen. Die Kritik verstummt, weil wir dem Dichter unsre volle Sympathie und Liebe entgegenbringen.

Meine Kinderjahre.

Biographische Skizzen

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

(Fortsetzung.)

Nicht heiter wie sonst gestaltete sich nach dem Tode Mamas unsre Ankunft auf dem Lande. Nur ernste Mienen, nur Kundgebungen der Teilnahme empfingen uns. Unser erster Weg führte in die Gruft, wo eine Nische mehr zugemauert worden war. Wir kannten diese Stätte des Friedens gar gut. Sie lag jenseits der Straße in einem schattigen Parke, den wir Kinder täglich besuchten. Meine Schwester und ich traten oft in den stillen, kühlen Raum, um dort andächtig unsrer Toten zu gedenken. Nun kamen auch die „Kleinen" mit uns, und wir beteten zusammen, denn neben unsrer unbekannten — wohlbekannten Mutter schlief jetzt auch die ihre: unser aller vielgeliebte Mama.

Unsre Unterrichtsstunden beim Herrn Verwalter wurden nicht wieder aufgenommen. Meine Schwester und ich waren nun des Lesens und — wie man so sagt — des Schreibens kundig. Auch einige Begriffe vom Rechnen und von der Geographie hatte im Laufe des Winters ein mit Geduld reichlich ausgestatteter Lehrer uns in Wien beigebracht. Mademoiselle Henriette gewährte sich und ihren Schülerinnen spärliche Einblicke in die Geheimnisse der französischen Grammatik und gab uns täglich eine Anzahl Verse und eine halbe Seite Prosa zum Auswendiglernen auf.

Die Grammatik hätte unsretwegen ihre Geheimnisse für sich behalten können. Das allmähliche Auswendiglernen einer Anthologie, die Fabeln von Lafontaine und viele hübsche Gedichte enthielt, machte uns Vergnügen.

Eine sprudelnde Quelle des Glückes aber wurde mir die „Histoire universelle" von Louis Richard dit Bressel. Es gibt nicht viele Menschen, deren Umgang mich erfreut und bereichert hat wie mein Umgang mit diesem Buche. Dickleibig, Großoktav, eng gedruckt auf dünnem Papier, in blau und grün marmoriertem Pappendeckel, — so präsentierte es sich. Aber welchen Schatz barg das Innere dieser schlichten Erscheinung: eine Wünschelrute, die mich auf einen Wink in Sagenwelten versetzte, in dunkle, in sonnig-

helle, die ältesten Zeiten in rätselhafter Ferne vor mir auftauchen, mich die alten miterleben ließ. Bis zum Untergang des römischen Kaiserreichs führte sie, und ich folgte ihr, ob leidend, schmerz- und haßerfüllt, ob in jubelnder Bewunderung — immer voll brennender Spannung.

Es gab eine Zeit, da konnte man das Werk meines Historikers wo immer aufschlagen, mir einen Satz vorlesen und mich auffordern, weiter fortzufahren, ich versagte nicht. Und bis heute ist so manche Stelle dieses lieben Buches meinem Gedächtnis eingeprägt geblieben.

Felsenfest stand meine Freundschaft mit dem biederen Bressel, als ein Wundermann sich unsrem Bunde anschloß.

Er hieß Perrault.

Nach der Sage und der Geschichte fand eine neue Bereicherung meines Daseins, das holde Märchen, sich ein. Und auch dieses reizumflossene Wesen ließ allen seinen Schimmer und all seine Pracht einem ärmlichen Schreine entsteigen. „Die jetzigen Kinder denken's nicht," wie kümmerlich die Hüllen gewesen sind, in denen unsre größten Reichtumsspender sich uns darstellten. Perraults Märchenhort, von Madame Foa für kindliche Leser eingerichtet, bildete den Inhalt von einigen unscheinbaren, gelben Bändchen. Hie und da erschien im Texte ein schwarzer Fleck, und wenn man recht aufmerksam hinsah, ließen Konturen sich erblicken. Ein Kopf kam zum Vorschein, eine Gestalt, die man als zu ihm gehörend vermuten durfte, und — o welches Entzücken, wenn man in ihr einen winzigen, aber ganzen Prinzen Percinet entdeckte! Ein paar Seiten weiter, und da stand eine Dame im Schleppkleid, hatte die Form und Größe einer Stangenbohne und statt des Gesichts einen Patzen Druckerschwärze, war aber in unsren Augen die Prinzessin mit den goldenen Haaren und schön wie das Morgenrot.

Ja, damals war er noch ein ganz junges Bübchen, saß auf dem Schoße seiner Mutter, und sie erzählte ihm die Märchen, die er später versinnbildlichen sollte mit seinem begnadeten Griffel, der Genius Gustave Doré.

Wir hatten ihn noch nicht zum Führer und Lenker. In vollster Freiheit waltete unsre Phantasie und wurde da schöpferisch, wo sie heute nur eine Nachempfinderin zu sein braucht. Meine Illustrationen zu Bressel und Perrault malte ich mir selbst in die Lüfte.

Es waren schöne Stunden der Kunstbetätigung, und sie schlugen mir in der Zeit, die ich nach der Rückkehr aus der Kirche an Sonn- und Feiertagen bei meiner Großmutter zubrachte.

Die Fenster ihres Zimmers sahen links auf den Gruftgarten und rechts über die Felder und die Wiesen. Weit gedehnt auf hügeligem Boden, senkten sie und hoben sie sich wie mit müdem, sachtem Schwunge der fernen Bergkette zu, aus der, nur bei ganz klarem Himmel wahrnehmbar, der Hostein majestätisch emporragt.

In der Vertiefung des einen Fensters stand auf zarten, geschwungenen Beinen der Arbeitstisch unsrer Großmutter und davor ihr Stühlchen, eine ganz eigentümliche Sitzgelegenheit mit niedrigen Seitenlehnen und ohne Rückenlehne. Über dem Arbeitstische hing das Bild der verstorbenen Levrette.

Als sie noch ein schmales Hündlein gewesen war, hatte sie ihren Ruheplatz auf dem Stühlchen hinter ihrer Herrin erhalten und das Recht, sich dort breitzumachen, im Sinne des Wortes rücksichtslos ausgeübt. Sie betätigte ihre Ausdehnungskraft zuletzt derart, daß unsre arme Großmutter sich dos-à-dos mit ihr nur noch halb im Schwebesitz behaupten konnte. Jetzt hatte Dame Levrette das Irdische längst gesegnet und saß, in Öl „auf Leinewand verewigt", ihrer ehemaligen Lagerstelle gegenüber.

Immer fleißig, häkelte und strickte die Großmutter schöne Bettdecken, feine Strümpfe für uns, warme, dauerhafte Kleidungsstücke für die Armen im Dorfe. An Sonn- und Feiertagen arbeitete sie nicht. Da holte sie einen Band der „Stunden der Andacht" von Zschokke aus dem Schranke und vertiefte sich in dieses Lebenswerk des schweizerischen Schulmannes und Dichters. Es stammte von unserm Großvater, der Protestant gewesen war, und seine gut katholische Witwe erbaute sich daran.

Während sie ihre sonntägliche Feier abhielt, war ich abgereist nach dem Land der Träume.

In der Ecke neben dem zweiten Fenster befand sich ein großer Fauteuil. Vor ihn stellte ich zwei faufthohe Pferdchen aus Pappe, türmte alle Polster des Diwans auf ihn, erklomm den hohen Sitz, und nun — leb wohl, Vaterhaus, leb wohl, Heimat! Meine Pferde werden lebendig, ihnen wachsen schimmernde, rauschende Flügel, der alte Fauteuil wird eine goldene Muschel mit weißen, weichen Seidenkissen und breiten Schleiersegeln, und ich fliege schneller als die schnellste Schwalbe über die Berge und über ein weites Meer in mein himmlisch lichtes Märchenland.

Von den Abenteuern, die ich dort bestand, von den Wundertaten, die ich dort ausführte, habe ich viele Jahre später — es ist nun auch schon lange her — einem kleinen Neffen erzählt. Von mir dabei in der dritten Person. So stark sein Glaube auch war: daß die kleine, alte Tante selbst die Heldin all der Märchenromane gewesen, bei denen ihn oft gegruselt, — hätte er vielleicht doch bezweifelt.

Manchmal, wenn es besonders lange still geblieben war in meiner Ecke, wandte die Großmutter sich nach mir um und fragte:

„Bist du noch da? Was tust du?"

Scheinbar tat ich nichts. In Wirklichkeit hatte ich vielleicht eben einen Drachen getötet oder die greuliche Stiefmutter Grognon in ein Faß voll giftiger Schlangen geschleudert.

Der Sommer und der Herbst vergingen. Wir fuhren wieder nach Wien, und dort wurden zwei neue Lehrkräfte für uns bestellt. Ihre Aufgabe war, bei meiner Schwester und mir Talente auszubilden, von denen ich keines besaß. Während Fritzi bald zu den besten Schülerinnen des Tanzmeisters Monsieur Minetti gehörte, erlebte er keine Freude an mir. Jaleo de Xeres! du Kind des stolzen Spaniens, welch ein Schmerzenskind warst du für mich! Deine Posen und Pas studierten wir ein, beim Geklapper unsrer Kastagnetten und bei den Mißklängen der Gitarre, die am Halse Herrn Minettis an einem

Bande hing, das einst himmelblau gewesen war. Am 24. Februar, dem Geburtstage Papas, sollten wir ihn und eine kleine, geladene Gesellschaft mit der Aufführung des iberischen Tanzes ergötzen. Aber schon im Februar raufte Minetti seine grauen Lockenhaare und bombardierte den Plafond mit verzweiflungsvollen Blicken. Schande prophezeite er mir und sich statt eines „Divertissements", das wir darbieten sollten. Dabei fuhr er mit dem breiten Daumen so wild über die Saiten seines armen Klimperkastens, daß er dröhnte. Manchmal stampfte er auch mit dem Fuße, doch nicht ohne Zierlichkeit.

Nur der Mühe, die meine Schwester sich mit mir gab, nur der unerschöpflichen Geduld, mit der sie mich anhielt, den unseligen Jaleo immer von neuem mit ihr einzuüben, dankte ich den kleinen Erfolg, den ich schließlich im Schatten ihres großen Erfolges errang.

Indessen — meine Leiden beim Tanzunterricht zählten nicht im Vergleich zu denen bei den Klavierstunden, die eine Frau Krämer uns erteilte. Eine strenge Lehrerin und nicht bloß gegen mich, die musikalisch völlig Unbegabte, sondern auch gegen meine Schwester, die, talentvoll und fleißig, eine freundliche Behandlung verdient hätte. Doch erlitten auch ihre Finger harte Zurechtweisungen mittels eines Stabes aus Elfenbein, den Frau Krämer immer bei sich führte und meisterhaft zu gebrauchen verstand. Seine Aufgabe war, die Noten anzuzeigen, auf die man eben seine Aufmerksamkeit zu richten hatte, aber er trieb mit Eifer eine Nebenbeschäftigung. Er sauste mit einer Sicherheit, die nie verfehlte, und einer Kraft, die nie versagte, auf den Finger nieder, der sich einer Abirrung von der Taste, auf die er gehörte, schuldig machte. Er traf den Knöchel so hart, daß es klapperte, und flog gleich wieder zu den Noten empor. Und die hätte man genau unterscheiden sollen, wenn einem die Augen in Tränen schwammen? Einen Einwand zu erheben, wagten wir nicht; dazu war Frau Krämer viel zu imposant. Nur eine der andern vertrauten wir, daß wir doch recht arme Kinder waren mit einem Drachen als Gouvernante und einer mitleidslosen Klaviermeisterin.

Ganz regelmäßig schloß mein Morgengebet mit dem dringenden Flehen: „Lieber Gott, mache, daß Frau Krämer heute nicht kommt!" Daran fügte ich ein Direktiv für unsern lieben Herrgott. Nicht etwa, weil ein Unglück sie getroffen hat, weil sie vielleicht auf der Straße überfahren worden ist. Nein, nichts Böses soll ihr geschehen sein, im Gegenteil, etwas sehr Angenehmes für sie, aber nur etwas, das sie abhält, heute zu kommen. Wie ein richtiger Bettler sorgte ich nicht über das Heute hinaus.

Mein Gebet wurde nie erhört. Jeden Morgen mit dem Glockenschlag der zehnten Stunde sahen wir von unserm Fenster aus Frau Krämer auf den Gang treten. Sie trug einen großen, schwarzen Hut mit weit ausladendem Schirm, der unter dem Kinn festgebunden war, und den sie nie ablegte. Ihr schmales, gelbes Gesicht sah aus seinem Hintergrunde hervor wie aus einer sehr schattigen Laube. Auch von ihren unförmlich großen und dicken grauen Handschuhen trennte sie sich nicht. Nur den dunkeln Tuchmantel, der mehrere Kragen hatte, wie zu jener Zeit die Mäntel der Fiakerkutscher, zog sie aus. Seltsam war's, wenn sich aus dieser weitläufigen Umhüllung eine dünne,

mittelgroße Gestalt herausschälte, der man die Kraft nicht zugetraut hätte, eine so schwere Last zu schleppen. Mit augendienerischer Beflissenheit suchten wir uns dabei der Gefürchteten nützlich zu machen. Dann setzte sich die von uns beiden, die Stunde hatte, ans Klavier, die andre ans Fenster, faltete ein Blatt ihres Grammaireheftes vierfach zusammen und trug in die so hergestellten Abteilungen die Conjugaison eines Verbes gedankenlos und mechanisch ein.

Beim Fortgehen ermahnte uns Frau Krämer, fleißig zu üben, und trabte fort auf Stiefeln, in ihrer Art ebenso wuchtig wie der Mantel. Mademoiselle spöttelte ihr nach, sie trage die Kleider ihres verstorbenen Mannes zum Andenken an ihn. Dieser unwürdigen Zuhörerin hatte sie erzählt, daß ihr Mann ein ausgezeichneter Musiker gewesen, vom Unglück aber immer verfolgt worden war. Seine Familie blieb, als er starb, in Armut zurück. Seitdem erwarb die Mutter das tägliche Brot für sich und für ihre zwei Söhne, die auch Musiker werden wollten. ‚Der ältere ist ein Genie,' sagt Madame Crémer ‚und wird ein großer Künstler und sehr berühmt und reich werden.' Bis dahin muß sie aber ‚courir le cachet' und Unterricht geben im Klavier, das noch dazu gar nicht ‚son instrument' ist. Ihre Meisterschaft übt sie aus auf der — man denke — auf der Flöte!" Mademoiselle konnte sich nicht genug lustig machen über diese Flöte. Es war ja doch „le comble du ridicule", daß eine Frau sich's einfallen ließ, anders als zum Spaße ein hölzernes Rohr an den Mund zu führen und mit gespitzten Lippen hineinzublasen. Wirklich, einer solchen Geschmacklosigkeit war nur eine Deutsche fähig! Wir, in unsrer Abneigung gegen Frau Krämer, gingen gern auf diese Scherze ein und freuten uns wie auf eine große Ergötzlichkeit, als Großmama uns eines Tages ankündigte: „Frau Krämer gibt ein Konzert im kleinen Musikvereinssaale, und ihr dürft mich dahin begleiten."

Viel zu früh kamen wir; unsre Ungeduld hatte sich nicht bändigen lassen. Fast noch leer gähnte der Saal uns an, als wir eintraten, und füllte sich nur langsam. Kleine Füße kamen angetrippelt; die Schüler und Schülerinnen der Konzertgeberin erschienen unter der Obhut ihrer Eltern oder des Erziehungspersonals. Ehrenplätze nahmen einige ältere Herren ein, die von vielen jungen Männern und jungen Fräulein respektvoll begrüßt wurden.

„Das sind die Professoren," sagte Großmama.

Du lieber Gott, wenn man vor so einem spielen sollte!

Von den Darbietungen derer, die bei diesem Konzerte aus Gefälligkeit mitgewirkt haben, weiß ich nichts mehr. Aber vor mir schwebt deutlich, unvergeßlich ein ergreifendes Bild: Frau Krämer zwischen ihren beiden Söhnen. Der jüngere, ein blasser Bursche von etwa fünfzehn Jahren, handhabte seine Viola mit Ruhe und Sicherheit, still vergnügt in der Ausübung seiner Kunst. Der ältere, der Violinspieler, war hoch aufgeschossen, hager, hatte rote Flecke auf den Wangen unter den schwarzen Augen. Er wandte sie nicht von seiner Mutter. Fragend, erratend ruhten sie auf ihr, und aus ihnen sprach Vergötterung. Ja, ich habe das gesehen! — oder vielmehr damals nur geahnt. Die größte Zärtlichkeit, die ein Menschenherz empfinden kann, die

hervorgeht halb aus Begeisterung, halb aus Erbarmen, leuchtete aus diesem Sohnesblick.

Und sie, seine Mutter . . . Schüchtern fast war die gefürchtete Meisterin vor ihre Schüler getreten und stand da, eng umschlossen von einem schwarzen Seidenkleide, das in spärlichen Falten an ihr niederhing. O gewiß! wenn Kleider sprechen könnten, es hätte gesagt: „Was zerrt ihr mich aus meiner Dunkelheit ans Tageslicht, das zum Verräter wird an meinen Gebrechen?“ Eine ähnliche Sprache hätte wohl das kleine Spitzentuch geführt, das über der Brust Frau Krämers gekreuzt war. Auf dem Kopf trug sie eine weiße, unter dem Kinn gebundene Haube, und jetzt sah man erst, wie schön braun ihre glatt gescheitelten Haare noch waren, und wie rein das Oval ihrer Wangen sich erhalten hatte. Und ihre Hände, die wir heute zum erstenmal ohne Hülle erblickten, mußte man bewundern. Schlanke Hände mit seelenvollen Fingern. Ihre Spitzen berührten abwechselnd eine oder die andre der blanken Klappen des Instruments, aus dem sie wie mit leisen Küssen liebliche Töne hervorlockte.

Heitere Melodien erklangen; manchmal glaubte man das silberne Lachen eines Kindes zu hören. Es hob sich hell von dämmeriger Begleitung. Die Stimmen der Viola und der Violine schmiegten sich ihr an, trugen sie, blieben immer voll Hingebung dienend und untertan, ob ihr tiefernster Gesang in breitem Strome flutete und brauste, ob er kristallklar dahinglitt mit seidiger Geschmeidigkeit.

Es war traumhaft schön. Man konnte eine Landschaft vor sich hinzaubern unter grauem Himmel mit weitem Ausblick in die Ferne; alle Umrisse unbestimmt, die Farben ineinander verschmolzen. Aber verborgen in den Zweigen eines Baumes hatte sich ein Vogel — der sang. Sang Licht und Duft und Farbe in die graue Landschaft hinein . . . O du gebenedeites Kehlchen! Gebenedeit vor allem, die uns von seinen Wundertönen träumen läßt, — die Flöte Frau Krämers.

Mit fanatischer Bewunderung sah ich zu der armen Frau im dürftigen, schwarzen Kleid empor, mit derselben Empfindung, meine ich, mit der ihr Sohn sie ansah. Auch in meine Bewunderung mischte sich ein namenloses Mitgefühl. Ich bin ja damals nur ein unwissendes Kind gewesen, aber davon hatte ich gehört: Todesrosen nennt man die roten Flecke, die auf den eingefallenen Wangen junger, hagerer Menschen brennen. Sah die Mutter die Rosen auf den Wangen ihres Lieblings, ihrer Hoffnung, ihres Stolzes nicht?

Beim Nachhausekommen wurden wir von Mademoiselle Henriette mit Gespöttel über den Genuß, den wir gehabt hatten, empfangen. Sie schrieb unsre Versicherungen, daß es herrlich gewesen war, einem esprit de contradiction zu, den sie versprach uns auszutreiben. Meine Schwester schwieg und bat auch mich, zu schweigen. An dem Tage schluckte ich denn meinen Ärger hinunter; als sie aber am nächsten wieder anfing, sich über das Konzert Frau Krämers lustig zu machen, brach ich los. All mein Groll und Haß gegen sie machten sich Luft, ich tobte, ich ließ mich durch ihre Drohungen nicht einschüchtern. Schwören möchte ich nicht darauf, fürchte aber sehr, daß ich ihr

eine Ohrfeige angetragen haben dürfte. Und als sie, nicht minder zornig als ich, zu Papa zu gehen und mich bei ihm zu verklagen drohte, riß ich, tollkühn vor Wut, die Tür auf und rief: „Gehen Sie! Gehen Sie!“

Sie machte von meiner Einladung keinen Gebrauch, sie fühlte sich doch nicht so ganz im Rechte: aber eine Reihe von Strafen kündigte sie mir an, die damit anfing, daß ich in die Ecke treten und dort stehen mußte, bis Frau Krämer zur Stunde kam.

Wir hatten ausgemacht, meine Schwester und ich, daß wir auf sie zugehen und ihr die Hand küssen würden. Doch verging uns bei ihrem Anblick der Mut dazu. Wir brachten nur die Versicherung heraus, daß es gestern so schön gewesen war — so schön. Sie wies uns kurz ab, sie war nicht mehr die herzbezwingende Künstlerin, sie war wieder die strenge Lehrerin. Emsig wie immer flog der Elfenbeinstab vom Notenblatt herunter auf die Knöchel meiner Finger. Jedoch — das große Mitleid ist eine große Kraft, eine die doppelt wirkt. Sie beschützt den, der sie erregt, sie macht den unverletzlich, der sie empfindet. Die Klapse taten nicht mehr weh.

Diese Unterrichtsstunde war eine der letzten, die Frau Krämer in unserm Hause erteilt hat. Das Frühjahr war gekommen, und wir verließen Wien. Nach unsrer Wiederkehr sollten die Klavierlektionen wieder aufgenommen werden. Die Lehrerin wurde berufen. Sie kam nicht. Sie war, ließen ihre Hausleute sagen, nach dem Tode ihres älteren Sohnes und nachdem auch der zweite zu kränkeln anfing, fortgezogen. Wohin, wußten sie nicht; jedenfalls fort von Wien. Einige ihrer Schüler hatten Erkundigungen eingeholt, jedoch nichts von ihr erfahren können.

Weil sie tot ist, weil sie ganz gewiß tot ist, bildete ich mir ein und malte mir aus, wie traurig ihr Sterben gewesen sein mußte, in der Fremde, in Armut und Einsamkeit. Ich dachte oft an sie, träumte von ihr, sah sie vor mir stehen im Konzertsaale auf dem Podium zwischen ihren Söhnen. Und die Erinnerung an diesen herzzereißend wehmütigen Anblick ist zum Ereignis geworden in meinem Leben. Sie hat dazu beigetragen, es auf die Tonart zu stimmen, in der es sich abspielen sollte. Ein Begriff war mir aufgegangen von dem Leiden, das in der Welt ist und neben uns hergeht mit erhobenem Haupte und geschlossenen Lippen, von einer Armut, die darbt und ringt, ohne je zu sagen: „Gib! Hilf!“ Ganz unbestimmt noch, eben nur als leises Vorgefühl war ein trotziges und selbstsüchtiges Mitleid in mir erwacht, ein Wille zum Leiden. Nicht weil die andern etwas davon haben, sondern weil mein Leiden mir das ihre erleichtert.

Im Frühjahr 1839 begleitete ein neuer Hausgenosse uns auf das Land: Juste Dufoulon, ein neunzehnjähriger, bildhübscher Franzose — ein Erzieher für unsre Brüder, in Gestalt eines guten Kameraden. Seine Mutter war mit ihm von Paris nach Wien gekommen und dort unser täglicher Gast gewesen. Sie wünschte die Familie kennen zu lernen, an die sie den einzigen Sohn hingab. Es bestand eine Ähnlichkeit zwischen ihrem Schicksal und dem

der Frau Krämer. Auch Madame Dufoulon war Witwe, auch sie setzte auf das Haupt eines geliebten Kindes alle ihre Hoffnungen — und ebenso schmerzvoll sollten sie getäuscht werden.

Vom ersten Tag an erschien „Monsieur Just" uns Kindern wie ein älterer Bruder. Der Respekt war da, aber die Liebe überwog.

An Liebe hat es ihm überhaupt bei uns nicht gefehlt, und nur allzu heiße brachte ihm ein Herz im Sturme dar, denn es war ein gar feuriges, es war das Herz seiner Compatriotin.

Monsieur Just wurde der Anführer aller unsrer Spiele und mein besonderer Freund, obwohl meine Eitelkeit oft schwer durch ihn litt. Er behauptete regelmäßig den Sieg beim jeu de barre und beim Wettlauf, und schlug er mich einmal nicht, dann war meine Demütigung erst recht groß. Dann fühlte ich mich von ihm als ein albernes Kind behandelt, das man gewinnen läßt, und dann strafte ihn mein entrüstetes:

„Monsieur, vous trichez!"

Ich hatte im Garten einen Umkreis ausgemittelt, den ich in zehn Minuten zu umlaufen vermochte. Ich allein, niemand sonst, nicht einmal Mademoiselle. Doch mußte ich meinen Ruhm mit Seitenstechen bezahlen, die sich nach vollbrachter Heldentat einstellten.

Und nun begab es sich, daß Monsieur Just, dem ich eine Wette angeboten hatte, den selben Weg in fünf Minuten zurücklegte.

Tief betrübt und beschämt sah ich ihn an. Er war sehr rot, und auf eine kleine Genugtuung hoffte ich doch noch und fragte: „Monsieur, avez vous des picotements?"

Er lachte nur, er war herrlich bei Atem, und meine Brüder, diese miserablen Kleinen, bejubelten ihn, bejubelten den Sieg ihres jungen Galliers über die hannakische Atalante.

Bald danach war aber Monsieur Just drum und dran, sein Ansehen bei ihnen einzubüßen.

In dem kleinen Park, wo die Gruftkapelle sich erhebt, breitet ein üppiger Wiesengrund, von prachtvollen Kastanienbäumen und dichten Gebüschen umsäumt, seinen blumendurchwirkten Teppich aus. Dorthin hatten wir an einem heißen Sommernachmittag unsern Spielplatz verlegt. Ein „cinquante et un" war eben im besten Gange, als plötzlich in dem Geäste und Gezweige über uns kreischendes Vogelgezwitscher laut wurde. Todesbang und kriegerisch zugleich, ein verzweifelter Schlachtruf, pflanzte es sich weit und weiter fort. Hunderte von kleinen Stimmen waren laut, piepsten, pfiffen, kleine Flügel rauschten, das gefiederte Völkchen schoß umher wie toll. Man kennt den Grund eines solchen Aufruhrs. „Ein Raubvogel! Ein Raubvogel!" riefen wir und rannten ins Freie, auf die Wiese hinaus.

Und richtig, wir sahen ihn. Ruhig und majestätisch und scheinbar regungslos schwebte auf ausgebreiteten Schwingen der Gefürchtete, der Gehaßte, der den jungen Vögeln im Neste die Mutter raubt, Wachteln würgt und Rebhühner und unsre armen Tauben . . . ein riesiger Geier. Monsieur Just, die Brüder wurden wie von einem Fieber ergriffen. — Ein Gewehr . . . O

Gott, wer eines hätte und den Übeltäter herunterschießen könnte! Ein Gewehr . . . Ach, der Papa hat so viele Gewehre — aber niemand würde wagen, eines nur anzurühren ohne seine Erlaubnis . . .

Monsieur Just, Adolf, der schöne, starke, rotwangige Junge, sind ratlos; dem kleinen Viktor kommt ein Gedanke. Im Bedientenzimmer, da hängt an der Wand ein Gewehr, ein ungeheures, altes und ist immer geladen. Er weiß das. Also vorwärts! Her damit! Monsieur Just rennt, stürzt dem Schlosse zu, die beiden Büblein ihm nach . . . Sie kommen nicht weit, er ist schon hinter der Kapelle verschwunden, während sie kaum die Mitte der Wiese erreicht haben. Dort stehen sie und warten und „fippern" vor Spannung und Ungeduld, und wir stehen bei ihnen und warten und „fippern" auch. Der Geier hat einen Stoß nach abwärts gemacht, spreizt sich, völlig herausfordernd: Zielt nur, trefft! Die Aufregung der Brüder ist unbeschreiblich. Adolf glüht vor Blutdurst, Viktors bis zur Pein gesteigerte Spannung gibt ihm einen Stich ins Gelbe, er möchte seine schmächtige Gestalt bis zum Geier hinauf dehnen können, er streckt sich, er hüpft ratlos bald auf der einen, bald auf der andern Fußspitze. Mademoiselle ist dieses Mal eines Sinnes mit uns und verkündet jubelnd die Rückkehr Monsieur Justs . . . sie hat ihn zuerst erblickt auf dem Wege vom Schlosse her. Nur unsre Älteste will nicht, daß geschossen werde, und verstopft sich die Ohren. Aber da hilft nichts mehr, der Schütze kommt gestoben, rennt wie ein Verfolgter und ist es auch — es sind Leute hinter ihm her, sie schreien ihm nach, sie drohen . . . Mademoiselle Henriette versteht etwas Deutsch, etwas Böhmisch, sie ist auf die Warnungen aufmerksam geworden, die Monsieur Just zugerufen werden. Wir haben ihn mit Ausbrüchen der Begeisterung empfangen. Er steht da, den unförmigen Schießprügel in den Händen, sieht sieghaft empor, legt an . . . Da fällt Mademoiselle ihm in den Arm und schreit: „Au nom du Ciel, ne tirez pas!"

„Halt!" ließen sich nun schon aus der Nähe die Stimmen des Zimmerwärters und andrer Diener vernehmen. „Nicht schießen! Das alte Zeug platzt Ihnen in der Hand!"

Voll Entsetzen erklärt Mademoiselle dem jungen Mann, an den sie sich herandrängt, die Bedeutung dieser Worte. Er wehrt sie ab, zögert aber doch . . .

Und nun stürzt der kleine Viktor vor Monsieur Just auf die Kniee. Er hebt die Arme zu ihm empor, er verschlingt krampfhaft die Finger und keucht und fleht: „Tirez! Je vous aimerai! je vous adorerai! Tirez! tirez!"

Der heiße Wunsch seines Kinderherzens blieb unerfüllt. Monsieur Just ließ sich überzeugen, daß es Unsinn wäre, die alte Flinte in Gebrauch zu nehmen, die so viel Neigung zeigte, aus Ärger darüber, daß man ihr eine Anstrengung zugemutet hatte — zu bersten.

„Aber der Geier! der Geier!" schreien die Buben. Die Leute beruhigen sie: „Geduld! der Franz" — das war Papas Büchsenspanner — „kommt schon, wird gleich da sein, der holt ihn herunter."

Der Franz! . . . Nun stehen alle unsre Hoffnungen auf dem Franz. Zum größten Glück läßt er nicht auf sich warten. Meine Brüder und ich,

wir laufen ihm entgegen. „Hierher! da, sehen Sie, da!“ Wir rufen alle durcheinander, jedes weiß den Platz am besten, auf dem Franz sich aufstellen soll. — „Da?“

Franz schaut in die Höhe, schaut und schaut und murmelt etwas, das einem Fluch zum Verwechseln ähnlich ist.

Der stolze Vogel hatte seine Feindesschar mit einem leichten Flügelschlag gegrüßt, in ruhiger Majestät einen großartigen Kreis umschrieben und war dann plötzlich wie ein abgeschossener Riesenpfeil am Himmel hingeflogen und verschwunden.

Viktor ballte sein Fäustchen gegen Monsieur Just. „Poltron, va!“ sagte er.

In dem Gedichte in Prosa „Schattenleben“ gab ich Rechenschaft von einer eigentümlichen Vorstellung, mit der ich meine ganze Kindheit hindurch gespielt habe.

Da hat es mich denn sehr überrascht, als ich kürzlich in einer von Tolstoi erzählten Geschichte seiner Jugend die Schilderung der ganz gleichen Erscheinung fand. Auch er hat unter ihrem Banne gestanden, und ich habe seitdem gehört, daß es sich damit nicht um etwas Exzeptionelles bei Kindern handelt. So manche sollen von dem Zweifel an der Wirklichkeit dessen, was sie umgibt, heimgesucht sein. Bei mir hatte der Zweifel sich allmählich zur Überzeugung herangebildet.

Der Himmel, zu dem ich emporsah, die Sonne, der Mond, die Sterne und die Landschaft, die mich umgab, und was sie belebte oder vielmehr zu beleben schien, das alles war nicht. Meine Augen nur zauberten es hin. Wohin mein Blick fiel, wölbte sich das Firmament, breitete ein Stück Erdenwelt sich aus. Wohin aber mein Blick nicht drang, da war das Nichts, die Leere. Vor mir die Welt, hinter mir das scheußliche Nichts, grau, stumm, tot. O wie brannte ich darauf, ihm einmal auf die Spur zu kommen, diesem Nichts! Unangenehm war's und häßlich, sich immer sagen zu müssen: es gähnt hinter dir her, macht sich breit in seiner grenzenlosen Armut und unaussprechlichen Langweiligkeit.

Nein, ich wollte mich nicht beständig von ihm narren lassen, ich wollte es entlarven und mich von seinem schnöden Nichtsein überzeugen.

Und ich rannte, so schnell ich nur konnte, in den Garten tief hinein, bis an den Zaun, und dort, rasch wie ein Blitz, sah ich mich um . . . Aber da war schon wieder alles aufgestellt, die Gesträuche, die Bäume, Blumenbeete und Wiesen. Meine Augen waren immer zu langsam gewesen, kamen immer zu spät.

Manchmal faßte ich kühne Entschlüsse. Wenn die Menschen nicht sind, wenn ich sie mir nur einbilde, will ich sie mir so einbilden, wie sie sein müssen, um mir bequem und angenehm zu sein. Ich will mir einen Papa einbilden, den ich nicht fürchte, und eine Gouvernante, die mich nicht quält. Und einem in dieser Weise umgestalteten Papa, einer Mademoiselle Henriette, die eitel Liebe und Güte war, begegnete ich dann mit einer unbefangenen Vertraulich-

keit, die äußerst mißfälliges Staunen erregte und mir manche Strafe zuzog. Das war gleichsam der stimmende Akkord zu der Erfahrung, die ich im späteren Leben so oft machen sollte. Über keines der Wesen, die ihre Existenz wirklich nur unsrer Einbildungskraft verdanken, haben wir unumschränkte Macht. Wir können sie ins Leben rufen, sie aber nicht handeln lassen nach unserm bloßen Gefallen. Sind es Menschen, die den Namen verdienen, dann haben sie ihre eigenen Gesetze, müssen tun nach ihrer eigenen Natur und sich aus diesem Tun ihr Schicksal bereiten.

Zu jener Zeit, in der die irdische Welt mir zu einer Sinnestäuschung herabgesunken war, hatte ich mir eine andre, eine so schöne hergestellt, wie nur eine Kinderphantasie sie jemals erschuf. Sie befand sich weit drüben jenseits der Berge und eines großen Meeres. An heißen Sommertagen, wenn die Sonne im Scheitel stand und die Sonnenstäubchen glitzerten wie Diamanten, — wenn ich da recht lang zum Himmel hinaufblickte, da glaubte ich in der leuchtenden Bläue mein Land sich spiegeln zu sehen. Seine Wälder blieben immer dicht, immer blühten seine Blumen und reiften seine Früchte. Die Männer waren hohe Göttergestalten, die Frauen alle wie Feenköniginnen. Die Hauptsache aber waren die unzähligen Kinder, von denen mein Land wimmelte. Sehr verschiedene Kinder und durchaus nicht alle gut und schön, aber alle so vollkommen frei wie junge Füllen auf unabsehbaren Weiden. Ich malte mir ihr buntes Treiben, ihre Spiele und ihre Kämpfe aus, ich dachte mich in sie hinein, ich war sie. Einmal die, einmal der, einmal das mit allen Tugenden geschmückte, opferdurstige kleine Mädchen, einmal ein übermütiger, wilder Junge. Nicht immer konnte ich dann die Gestalt, in der ich eben einhergewandelt war, sofort ablegen. Es blieben Überreste von ihr an mir haften. Und wieder überraschte ich meine Umgebung durch ein Gebaren von ganz besonderer Art. Gewöhnlich holte meine Schwester mich herab von einem Gipfel der Vollkommenheit oder strafte mein keckes und bubenhaftes Benehmen, indem sie ein sehr trauriges Gesicht machte, mich mit schmerzlicher Mißbilligung ansah und sagte: „Du bist aber heute wieder so kurios!“

Damit brachte sie mich augenblicklich zu mir, denn „kurios“ sein wollte ich um keinen Preis. Es erschien mir, ohne daß ich einen Grund dafür hätte anführen können, sehr schimpflich.

Allmählich genügte es mir nicht mehr, nur in Gedanken in meinem Lande zu weilen, und ich eröffnete eine Korrespondenz mit seinen Bewohnern. Ich schrieb kleine Briefe auf das feinste Papier, das ich auftreiben konnte, und übergab es den Lüften zur Besorgung. So wurde Uhlands guter Rat: „Gib ein fliegend Blatt den Winden“ von mir befolgt, bevor er mir zur Kenntnis kam.

Glückwünsche zu dem beseligten Leben, das meine fernen Freunde führten, Ausbrüche der Sehnsucht und Grüße bildeten den Inhalt meiner Briefe. Ich schrieb jeden mehrmals ab, bevor er mir endlich würdig schien, seine Reise anzutreten. Wenn er aber so weit gebracht war, dann kannte meine Ungeduld, ihn abzuschicken, keine Grenzen. Da gab's nur noch einen Wunsch: den günstigen Augenblick erspähen, in dem ich ihn seinen Flug un-

bemerkt antreten lassen konnte. Eine Stelle war dazu auserwählt; sie befand sich in der Ecke, die der Garten im Südosten gegen die Fahrstraße und die Felder bildet. Ein Erdhügel ist dort aufgeschichtet, der einem Gartenhause zum Postament diente, einem hölzernen, weiß angestrichenen Rundbau mit rotem Kuppeldache. Die kleine Anhöhe bietet an sonnigen Sommertagen eine freundliche Aussicht auf die wellige, fruchtbare Landschaft, auf das in weichen, warmen Tönen schimmernde Marsgebirge, auf den abgestumpften Kegel des Klum, der jetzt bewaldet ist, auf dem aber damals nur ein paar einzelne Bäume standen.

Für uns knüpft sich an ihn eine Erinnerung, die mir etwas Ergreifendes hat.

Im Jahre 1829 kehrte unser Großvater Vockel aus Pyrmont, wo er vergeblich Heilung von einem schweren Brustleiden gesucht hatte, zurück. Auf dem Gipfel des Klum ließ er den Reisewagen halten, stieg aus und überblickte zum letztenmal die Stätte seiner langjährigen und erfolgreichen Tätigkeit. Ein verwahrlostes Gut hatte er übernommen, ein sorglich und weise gepflegtes, das seine Freude geworden war, schickte er sich an für immer zu verlassen. Klein mußte von dort oben das Bereich ihm erscheinen, das er beherrscht hatte, und nur wie ein weißer Strich im Grün sein geliebtes Haus. Aber sagen durfte er sich, daß er in diesem kleinen Bereich zum Segen gewirkt hatte, und daß sein Wohnort für die Hütten in seiner Nähe Schutz und Schirm gewesen war.

Und nun, nicht ganz zwei Jahrzehnte später, stand die törichte Enkelin dieses Edlen und Weisen dem Klum gegenüber und hielt einige mit großer Kinderschrift beschriebene Papierstreifen in der Hand: ihre offenen Briefe an unbekannte Empfänger.

Sogar an — bei uns seltenen — windstillen Tagen war das Gartenhaus auf seinem Hügel von unermüdlich spielenden Lüften umweht. Immer war ich sicher, dort den Boten bereit zu finden, der mein Sendschreiben übernehmen und befördern sollte. Am schönsten war's bei heftigem Sturme, wenn die Wetterfahne, die in Gestalt eines Blätterkranzes auf dem Dache ragte, sich knarrend drehte und das Ährenmeer auf den Feldern große Wellen schlug.

Dem Sturm vertraute ich mit Entzücken meine papiernen Brieftauben an, hielt sie hoch empor, ließ sie mir von ihm entreißen, war glücklich, wenn sie nur noch wie weiße Pünktchen aufblitzten im Sonnenlichte ... flogen, flogen — und meine Gedanken ihnen nach. Wer wird sie finden? Ein Mann, eine Frau, ein Kind? und sich wundern, sich freuen und fragen: „Wer schickt mir diesen Gruß? Wer schreibt so schöne, liebe Sachen?"

Nie trat die Versuchung mich an, von meinem Verkehr mit den Freunden jenseits der Berge und Meere gegen irgendwen auch nur die geringste Erwähnung zu tun. Vielleicht leitete mich dabei eine unbestimmte Angst vor einem Zweifel, einem Spott, der den Filigranbau meiner Träume erschüttert oder mir seinen Schimmer, wenn auch nur mit einem Hauch, getrübt hätte.

Zdißlawitz hatte keine eigene Kirche; die Gemeinde ist in dem benachbarten Dorfe Hostitz eingepfarrt. Die Fahrstraße, die beide Orte verbindet, läuft bergab und bergan im Bogen zwischen Obstbäumen, Feldern und Hainen. Die

Sehne dieses Bogens bildet ein Fußsteig, auf dem unsre Dorfleute in zwanzig Minuten aus ihren Behausungen zur Kirche gelangen. Bei gutem Wetter nämlich, denn bei schlechtem, wenn der Regen unsern lehmigen Boden durchweicht und kniehoch in einen zähen Brei verwandelt, dann gibt es keine Berechnung der Distanzen mehr, und das Anlangen auch des besten Schreiters an seinem Bestimmungsorte wird zur problematischen Sache.

In Hostitz, in der kleinen Lokalei, die heute den Titel einer Pfarrei führt, ohne deshalb stattlicher geworden zu sein, da lebte unser allerbester Freund, der hochwürdige Herr Pater Borek. Er hatte meine Eltern getraut, mich getauft, unsre Mutter zu Grabe getragen. Er hatte meiner Schwester und mir die Lehren eines milden Christentums vermittelt. Zweimal wöchentlich kam er zur Unterrichtsstunde am Vormittage, blieb zu Tische bei uns, und wenn er den Heimweg antrat, gaben wir Kinder ihm das Geleite.

Meine Schwester und ich hatten es nie besonders eilig und wichtig, die Vorbereitungen zu einer Lektion zu treffen. Wenn aber die Religionsstunde in Sicht kam, da entwickelten wir eine ameisenhafte Tätigkeit im Herbeischleppen der unnötigsten Dinge. Ein Tintenzeug, das nie gebraucht wurde, Schreibhefte, deren blütenhafte Unschuld immer unberührt blieb, ein Polster für den Stuhl des geistlichen Herrn, das er immer hinwegtat, bevor er sich setzte. Auf dem Kanapee Platz zu nehmen, konnten wir ihn nicht bewegen. „Was Ihnen einfällt! Das schöne Kanapee . . . das ist doch nicht zum Draufsetzen da?“ — Schön! Nun, wenn er's sagte. Es stand am Pfeiler zwischen den zwei Fenstern, hatte plumpe, mit Holz eingefaßte Lehnen und trug ein Wollkleid von unerklärlicher Farbe. Eine Art Gelbgrün, über das ein grauer Hauch hinwehte. Ihm gegenüber, an der Langseite des Tisches, ließ Pater Borek sich nieder; wir zwei, die eine rechts, die andre links von ihm, nahmen die Schmalseiten ein. Wenn beim „Aufsagen“ des Katechismus oder der biblischen Geschichte eine Stockung eintrat, wartete unser gütiger Religionslehrer und schwieg und sah ins Gelbgrau hinein mit seinen kleinen, geduldigen Augen, die immer trauriger wurden, je länger die Stockung dauerte. An der Wand, gerade vor mir, machte ein niedriger Schrank sich breit, auf dem unsre Menagerie in stattlicher Reihe paradierte. Zu jedem Geburts- und Namenstage bekamen meine Schwester und ich ein Tier aus Carton-pierre, ein wildes oder ein zahmes, zum Geschenk. Famose Geschöpfe! nur — etwas heimtückisch. Wie sie es anstellten, wer weiß es? Gewiß aber ist: sie verstanden nie, sich so interessant zu machen, als während der Religionsstunde. Förmlich in einem neuen Lichte erschienen sie, es war ein Genuß, sie anzusehen. Der Elefant entwickelte eine ungewohnte Anmut, die Tigerin lächelte hold. Wir müssen ihnen einmal gar zuviel Aufmerksamkeit zugewendet haben, denn der Herr Lokalist, dieses Urbild der Langmut, sah sich zu der Warnung genötigt, er würde ein Tuch breiten lassen über unsre Tiere, wenn ihr Anblick uns zerstreue.

Wir blieben starr. Ein Ereignis ohne Beispiel: der geistliche Herr drohte mit einer Strafe! Ich weiß nicht, was in diesem Augenblick größer gewesen sein mochte, unsre Beschämung oder der Wunsch, uns in seiner Meinung zu rehabilitieren.

Am Abend, nachdem man uns zu Bette gebracht — wir zwei Großen hatten jetzt unser eigenes Schlafzimmer — wurde Rat gehalten und das Mittel bald gefunden, dem guten Pater zu beweisen, wie zweckmäßig die Maßregel gewesen wäre, die er uns in Aussicht gestellt hatte.

Als er wiederkam, empfingen wir ihn mit siegreichen Mienen und nahmen hastig unsre Plätze am Tische ein. Dabei gab's ein unterdrücktes Gekicher, ein Hin- und Herschießen von Blicken an Pater Borek vorbei nach der Gegend, in der die Menagerie sich befand. Wird er es endlich merken? — Vivat! Endlich merkte er etwas. Er wandte sich, seine Augen folgten der Richtung der unsern, und nun sah er, daß wir seine Worte in Ehren gehalten und eigenhändig unsre Tiere verhüllt hatten mit unsern Umhängtüchern. Sie waren leider nur etwas zu klein, und von einer Seite guckte ein halber Dachshund, von der andern ein halber Löwe aus dem Versteck hervor.

Meine Schwester sprach, mit wichtiger Miene auf die mangelhafte Umkleidung deutend: „Wissen Sie, Hochwürden, damit unsre Tiere uns nicht zerstreuen."

Er seufzte: „Aber! Aber!" und blickte ratloser denn je ins Gelbgraue. Unsre ausgebreiteten Umhängtücher, der halbe Dachshund, der halbe Löwe zerstreuten uns viel mehr, als die vollzählig aufmarschierte Menagerie jemals getan hatte.

Vom siebenten Jahre an wurden Fritzi und ich mitgenommen, wenn man Sonntags nach Hostitz zur Kirche fuhr. Gut vorbereitet durch den geistlichen Herrn, wohnten wir der Messe mit inbrünstiger Andacht bei.

Der Anblick der vielen Betenden, der Ausdruck ihrer Gesichter, ihr Gesang rührte und ergriff mich in der Seele. Ich liebte sie, ich fühlte mich mit ihnen verwandt, weil ich auf der selben Erdscholle wie sie geboren war. Erhebend wirkte auf mich der Klang der Orgel, und mit einem Entzücken, das kein Wort zu schildern vermag, flatterte und bebte mein ganzes Herz der Erscheinung unsres Herrn entgegen, und jubelvolle Demut erfüllte mich, wenn der Glockenklang feierlich seine Ankunft verkündete. Der Herr des Himmels und der Erde ließ sich nieder zu uns, kam zu uns in unsre kleine, schmuckarme Kirche, erfüllte uns mit den süßen und heiligen Schauern seiner göttlichen Gegenwart.

Mit innigster Aufmerksamkeit verfolgte ich jede Bewegung und jeden Schritt des Priesters am Altare, merkte mir genau seine laut gesprochenen und den Tonfall seiner nur gemurmelten Worte.

Beim Nachhausekommen holte ich dann eine Schachtel herbei, die ein vollständiges Meßgerät aus Zinn enthielt, und versuchte nun selbst, die Messe zu lesen. Meine Schwester ministrierte, wenn auch ungern, und mußte sehr gebeten werden, bevor sie sich dazu herbeiließ. „Ich weiß nicht, ich weiß nicht," sagte sie, „es scheint mir nicht ganz recht." Aber ich wußte sie zu überreden: ich stellte ihr vor, daß wir dem Pater Borek eine neue, viel schönere als die letzte Überraschung bereiten würden, wenn wir einmal unser kleines Meßopfer vor ihm darbrächten. Da sieht er doch, wie wir achtgeben in der Kirche, und wie gut wir uns alles, was dort vorgeht, merken.

Sie blieb zwar bei ihrem: „Ich weiß nicht, ich weiß nicht," beugte sich aber, wie gewöhnlich, meinem Willen.

Eines Nachmittags wurde denn der geistliche Herr eingeladen, in das Zimmer Großmamas zu treten, die ins Geheimnis gezogen war. Er und sie nahmen Platz vor einer Doppeltür in der Tapete. Ihr äußerer Flügel stand offen, von innen war sie weiß ausgelegt, und in ihrer Vertiefung hatten wir unsern Altar errichtet. In feierlicher Stimmung erschienen wir; meine Schwester das Glöcklein schwingend, ich hinter ihr, den verdeckten Kelch in den Händen, ganz Andacht und Versunkenheit. An unsre kleine Gemeinde dachten wir nicht während der unbefugten Darbringung unsres Opfers. Aber als wir, die Konsekrierende und die Ministrierende, ernst, wie wir gekommen waren, von dannen schritten, sah ich den geistlichen Herrn erwartungsvoll an und rechnete auf einen freundlichen, Beifall spendenden Blick. Statt dessen begegnete ich einem sehr befremdeten. Pater Borek lächelte uns wohl an, aber traurig und fast wie verlegen. Unsre Überraschung hatte ihm kein Vergnügen gemacht.

„Siehst du, es war nicht recht," sagte meine Schwester, als wir in unser Zimmer zurückkehrten.

Sie legte das Kamisölchen ab, das sie angetan hatte, um aufs Haar einem Sakristan zu gleichen; ich entledigte mich der zwei Schürzen, die, eine nach vorn, die andre nach rückwärts gebunden, ein Meßgewand vorstellen sollten. Langsam räumten wir das Meßgerät wieder in seine Schachtel ein, recht mit dem Gefühl: „Zum letztenmal und für immer."

Getadelt wurden wir übrigens wegen der unbefugten Ausübung einer heiligen Handlung nicht. Tadeln war so wenig die Sache unsres lieben geistlichen Herrn! Streng zu sein fiel ihm schwer; er gewann es selten über sich, sogar da, wo es sehr am Platze gewesen wäre. Das schadete aber seinem Ansehen in der Gemeinde nicht. „Er ist eben ein Heiliger", sagten die Leute, „und meint, alles in Güte schlichten zu können."

Im Jahre 1836, als in unsrer Gegend die Cholera wütete, da hatte der stille und einfache Mann sich in seiner Glorie gezeigt. Die Seuche raffte Tag für Tag neue Opfer mit grauenhafter Plötzlichkeit hinweg. Sie überfiel die Menschen und ließ nicht mehr ab von ihrer Beute. Unaufhörlich klang der traurige Schall des Zügenglöckleins vom Dorfe herüber. Tag und Nacht stand Pater Borek im schweren Dienste seines Priesteramtes. Von Sterbebett zu Sterbebett rief es ihn. So manches Mal konnte er zu dem Kranken, dem er die letzten Tröstungen brachte, nur gelangen, indem er über Leichen, die auf dem Boden hingestreckt lagen, hinwegschritt. An den Fenstern des Schlosses rasselte sein Wägelchen immer und immer wieder vorbei. Wir hörten es von weitem kommen, knieten nieder und beteten für eine scheidende Seele.

Im ersten Schrecken hatten sich die armen Menschen widerstandslos der unbekannten Feindin überantwortet. Man mußte sie erst lehren, daß es möglich sei, gegen sie anzukämpfen.

Auch bei uns war die Seuche eingekehrt. Einige der Diener wurden von ihr ergriffen. Maman Eugénie und unser kleiner Viktor erlitten schwere Anfälle des furchtbaren Übels. Mama erholte sich langsam, aber völlig (niemand

ahnte damals, wie bald sie uns für immer entrissen werden sollte); das schwächliche Kind schien verloren. Sogar die freudige und trostvolle Zuversicht des Arztes, Doktor Engel, geriet endlich ins Wanken. Er war ein noch junger Mann, ein großer, dunkelbärtiger Jude und kam täglich aus der kleinen Stadt Kremsier von einem Dorf, von einem Schloß zum andern gefahren und bemühte sich um den ärmsten seiner Kranken mit der gleichen Sorgfalt wie um den wohlhabendsten. Von Pater Borek unterstützt, leitete er die Anstalten, die getroffen wurden, um das Elend, von dem wir umgeben waren, zu lindern und neuem Unglück wo möglich vorzubeugen. Morgens und abends standen im Schloßhofe große Pfannen voll dampfender Rumforder Suppe. Die Leute kamen mit Töpfen und Kannen und holten eine gute, gesunde Nahrung für sich und ihre Kinder. Massen von Unterkleidern wurden verteilt. Am eifrigsten von unsrer Großmutter, die sich nie genug tat, wenn es zu geben und zu helfen galt. Wo sie war, da war Hochherzigkeit und Güte, da — wenigstens uns Kindern gegenüber — war aber auch große Nachsicht und etwas Schwäche. Sie brachte es nicht übers Herz, uns sogleich davonzujagen, wenn wir uns heranschlichen, um zuzusehen bei der Suppen- und Kleiderverteilung. Sie drückte ein Auge zu, wenn wir der Köchin oder einer Küchenmagd den Schöpflöffel abschwatzten, um ihre Tätigkeit am Suppenkessel nur ein bißchen, nur ein klein wenig ausüben zu dürfen. Allerdings kannte man damals die feige Angst vor Ansteckung nicht, die heute herrscht. Noch waren die unsichtbaren Feinde nicht entdeckt, die in scheinbar reiner Luft hausen und jeden Atemzug zur Lebensgefahr machen können. Unsre Ignoranz war unsre Stärke. Es fiel weder unserm Vater noch einem andern Gutsbesitzer in der Umgebung ein, die Flucht zu ergreifen, wenn im angrenzenden Dorf eine ansteckende Krankheit ausgebrochen war. Man blieb daheim, teilte das Mißgeschick der kleinen Nachbarn, fand das selbstverständlich und setzte es nicht auf Rechnung seiner Humanität.

Einmal, an einem schönen Sommervormittag, gerade nach der Ausspeisung der Dörfler, bei der wir uns wieder überflüssig machten, kam das Kindermädchen in den Hof gelaufen und rief uns zu: „Die Mama läßt Ihnen sagen, Sie sollen hinaufschauen zu dem Fenster," und dabei deutete sie auf das letzte des Seitenflügels, in dem die jetzt zum Krankenzimmer verwandelte Kinderstube sich befand. „Sie werden etwas sehen, was Sie schon lange nicht mehr gesehen haben."

Nun brach ein unaussprechlicher Jubel aus. Etwas sehen, das wir lange nicht mehr gesehen hatten, und dort am Fenster? Es war leicht zu erraten, was das sein konnte. Der Kleine! der Kleine — und vielleicht auch die Mama! Wir standen und guckten und guckten empor in brennender Erwartung. Und jetzt wurde der innere Flügel des Fensters, das wir anstarrten, geöffnet, und dicht an das äußere trat Mama und mit ihr unsre alte Pepi mit einem Wesen auf dem Arme, bei dessen Anblick wir weinten und lachten. Er war's, es war unser armes Brüderlein. Aber sein Gesicht war gelb wie eine Zitrone und förmlich zusammengeschrumpft. Der kläglich verzogene Mund versuchte uns zuzulächeln, und ein müdes Händchen hob sich und winkte grüßend zu uns herab. Adolf fing an zu tanzen und drehte sich wie ein

Derwisch; unsre Kleinste jauchzte. Und alle sandten unzählige Küsse zu unsern Genesenden empor. Ein Wunder, daß die Sehnsucht uns nicht wie an Stricken zu ihnen hinaufzog.

In voller Festfreude fand uns Papa, der mit Doktor Engel aus dem Hause trat. Er warf einen raschen Blick auf uns, wandte sich dem Arzte zu und umarmte ihn. „Kinder," sprach er, „dankt dem. Der heißt nicht nur Engel, der ist ein Engel."

Er wiederholte diese Worte regelmäßig, wenn er später jener schweren Zeiten gedachte, und versäumte dann auch nie, unsern getreuen Seelsorger zu preisen: „Ja, der jüdische Arzt und der katholische Geistliche, allen Respekt! Beide waren Helden."

Meine Zweifel an dem wirklichen Bestehen all dessen, was mich umgab, meldeten sich allmählich immer seltener. Der Glaube an die Schöpferkraft meines Auges erlosch. Zugleich wurden die Bilder meiner erträumten Welt in der unerreichbaren Ferne immer undeutlicher. Die lange und eigensinnig genährte, immer getäuschte Hoffnung auf ein wenn auch noch so schwaches Lebenszeichen „von drüben" entschwand am Ende doch. Auch eine mütterliche Liebe für meine Verse und meine Prosa begann sich in mir zu regen, und statt sie den Lüften auszuliefern, schrieb ich sie sauber und nett in ganz kleine Hefte, die ich selbst verfertigte, und von denen ich immer mehrere Exemplare in meiner Tasche trug. Wenn mir eine besonders tönende Strophe zum Preise Gottes, der heiligen Jungfrau oder eines Helden, den ich heiß verehrte, gelungen war, dann ging mein Mund über von dem, was mein Herz erfüllte. Ich deklamierte und sang meine Hymnen; da säuselte und brauste es nur von „voile und étoile", „gloire und espoir" und so weiter!

Manchmal wurde meine Schwester aufmerksam und sagte: „Das ist schön; wo hast du das gelesen?" — Aber wenn ich voll Stolz erwiderte: „Das hab ich selbst gemacht!" war es vorbei mit der Bewunderung und sie sagte bittend in ihrer sanften Art: „Ach geh, mach doch keine Gedichte!" — Und nun konnte ich noch so dringend fragen, was sie gegen mein Versemachen einzuwenden habe, immer lautete ihre Antwort ausweichend und unbestimmt.

Es kam ihr „halt so kurios" vor. Ich glaube, daß eine dunkle Empfindung ihr verriet, das Versemachen sei eine gefährliche Sache, mit der man sich lieber nicht befassen sollte. Sie forderte mich nie auf, eines meiner Gedichte zum zweiten Male herzusagen, und wich jedem Gespräch darüber ängstlich aus. Von dem Schmerz und dem Groll, den diese stumme Ablehnung mir verursachten, habe ich nie etwas verraten, und wie oft sollte ich sie erleiden! Alles wiederholt sich im Leben. Der Grundton, auf den das Schicksal des Größten wie des Kleinsten gestimmt ist, kommt immer wieder hervor. Die stumme Ablehnung, die mein erstes poetisches Gestammel durch eine Getreueste und Geliebteste erfuhr, wurde meiner Schriftstellerei bis ins reifste Alter durch andre Vielgetreue und Vielgeliebte zuteil.

Allverehrte, auch von den Meinen anerkannte Autoritäten hatten mir längst ein Talentchen und die Berechtigung, es auszuüben, zugesprochen, und

immer noch bewahrten die mir teuersten Menschen über meine per nefas geborenen Geisteskinder ein rücksichtsvolles Schweigen.

Als meine Schwester ihr zehntes und ich mein neuntes Jahr erreicht hatte, wurden wir von Zeit zu Zeit ins Theater mitgenommen. Im jetzigen Karl-Theater, damals noch das Kasperl-Theater genannt, ergötzten wir uns an der Aufführung einiger urwienerischer Possen, die genial gespielt wurden. Einen hinreißenden Eindruck aber machte mir Raimunds „Mädchen aus der Feenwelt" (wenn ich nicht irre, im Theater an der Wien dargestellt). Völlig berauscht kam ich nach Hause; die Richtung, in der meine Phantasie fortan ihre Flüge nehmen sollte, war bestimmt. Ich wurde unerschöpflich in der Erfindung von Theaterstücken, die ich nicht aufschrieb, sondern nur meiner Schwester und unsern Freundinnen und Altersgenossinnen erzählte. Gegen diese Art der Produktion wendete Friederike nichts ein; sie übernahm sogar eine Rolle, wenn die Aufführung meiner Komödie beschlossen wurde. Und das war keine so leichte Sache, denn die Schauspielerinnen mußten die Reden improvisieren. Es geschah mit Feuereifer und gänzlich unbefangen. Auf ein Publikum brauchten wir nicht Rücksicht zu nehmen; das fehlte, ging uns aber nicht ab. Die Gouvernanten, die es hätten bilden können, saßen im Nebenzimmer und schwatzten. Uns selbst zu erfreuen und zu gefallen war der Zweck unsrer künstlerischen Leistungen, und sie erfüllten ihn glänzend.

Da — in der Zeit ihrer hohen Entfaltung, schien eine noch höhere ihnen bevorzustehen. Eines Sonntags erfuhren wir die merkwürdigste Überraschung. Unsre feinste Darstellerin, sie, die mit meiner Schwester in den Rollen der unschuldig Verfolgten abwechselte, erschien, Triumph im rosigen Gesichtchen, in den zarten Händen ein Manuskript, und verkündete uns, daß sie ein Theaterstück gedichtet und aufgeschrieben habe.

Nein, war's möglich? Aufgeschrieben, ein ganzes Theaterstück? — Nein, diese Fanni, wer hätte ihr das zugetraut! Sie lächelte still vergnügt, setzte sich an den Tisch und begann mit leiser, bewegter Stimme ihr Werk vorzulesen. Wir hörten mit gespannter Aufmerksamkeit zu; es gefiel uns außerordentlich, es war etwas neues. Bisher hatten wir uns im Heroischen oder im Lustigen bewegt. Fanni brachte etwas Sentimentales. Die Rollenverteilung machte keine Schwierigkeiten, wir einigten uns rasch. Am zufriedensten war wohl ich. Mir war die Darstellung eines alten Onkels anvertraut, der zankt und poltert, sich aber zuletzt als der weichste Gemütsmensch entpuppt und eine rührende Rede hält.

Der Abend wurde damit zugebracht, die Rollen auszuschreiben. Um sie auswendig zu lernen, benutzten wir die Woche hindurch jeden freien Augenblick. Am nächsten Sonntag fand die Probe, am übernächsten die Aufführung statt. Nicht bei uns, sondern im Hause der Mutter unsrer Dichterin. Ein kleines Theater war aufgestellt, ein kleines Publikum war geladen, die Vorstellung ging wie am Schnürchen. Alle Personen, die auftraten, wurden ernst genommen und erhielten Applaus, bloß der alte Onkel erregte immer nur Heiterkeit. Seine Zornesausbrüche wirkten komisch, und als er am Schlusse rührend werden wollte, brach das Publikum in Gelächter und der Miß-

verstandene in Tränen aus. Und nun kam der bitterste Tropfen im Leidenskelch dieses Abends. Für sein mühsam unterdrücktes Schluchzen, für die heißen Tränen, die ihm in den grauen Bart liefen, erntete der alte Onkel lauten, grausamen Beifall.

Am nächsten Sonntag stellte unsere Freundin sich an der Spitze eines zweiten Theaterstückes ein, das sie uns auch vorlas. Es war — eine Neuerung — in deutscher Sprache geschrieben. Ihm aber geschah unrecht von allem Anfang an. Man wollte sich nicht wieder mit dem Ausschreiben der Rollen und mit dem Memorieren plagen. Überdies sagte der Stoff des neuen Dramas uns nicht zu. Es war ein biblischer: „Abrahams Opfer." Willkürlicherweise hatte die Dichterin die Erzmutter Sarah in den Vordergrund gestellt. Sie spionierte, entdeckte und erlauschte alles, was ihr Gatte sann, war, sichtbar oder unsichtbar, immer auf der Bühne. Sie hatte sich durch ihr zudringliches Wesen schon recht mißliebig gemacht, schon manches: „O je, die Sarah! ist sie wieder da?" war laut geworden, als die Vorleserin zu der Stelle kam: „Sarah tritt auf. Sie wirft ihre Augen in eine Allee" . . . Weiter ging es nicht. Ein Schrei der Entrüstung erhob sich. Das hätte man wissen mögen, wie das zu machen war. Man bat um Erklärungen, man verhöhnte jede, die versucht wurde, man brach den Stab über das Opfer Abrahams.

Dieser unselige Mißerfolg riß auch mich ins Verderben. Unsre besten Kräfte entdeckten plötzlich, daß die Komödienspielerei sie eigentlich langweile. Meine in hellem Enthusiasmus erdachten Theaterstücke teilten das Schicksal meiner Gedichte — niemand wollte sie mehr anhören. So wurden denn meine kleinen Hefte abermals meine einzigen Vertrauten. Längere Zeit hindurch half mir eine trotzige Resignation, über ihren Inhalt Schweigen zu bewahren. Ebensogut hätte ich aber eine Brut Singvögel mit mir herumtragen und sie bewegen können, stumm zu sein. „Hat er es einmal aufgeschrieben, will er, die ganze Welt soll's lieben." Mir vertrat meine Schwester diese ganze Welt, die „es" lieben sollte. Sie jedoch war erschrocken und betrübt, als ich ihr wieder mit meinen Gedichten kam. So hatte ich denn meine unglückliche Kuriosität noch nicht abgetan? Wie unzufrieden wären der Papa und die Großmutter und die Tante, wenn sie etwas von ihr erführen! — Ich gestand mir, daß sie recht haben könne, wollte es aber nicht zugeben und führte das Beispiel der Mutter Fannis an, die sich freute, daß ihre Tochter Theaterstücke machte. — Ja, es war eben anders bei uns, und ich hatte mich zu fügen. Wenn man weiß, daß man etwas nicht tun soll, läßt man's bleiben. Das ist ganz einfach. Sie hielt mir eine ihrer hübschen, eindringlichen Predigten, die dem Tiefsten ihres warmen, frommen, liebevollen Herzens entquollen. Dabei wurde sie so traurig und brach endlich in so heiße Tränen aus, daß ich, gerührt und ergriffen, einen heroischen Vorsatz faßte und ihr versprach, nicht mehr davon zu reden, wenn „es" in meinem Kopf wieder anfangen würde zu dichten, auch nie mehr etwas aufzuschreiben, und wenn die Versuchung dazu mich anträte, innig zu beten um die Kraft, ihr zu widerstehen.

So tat ich, mit heißer Inbrunst, und die Gebete, die ich im frommen Selbstbetrug zum allgütigen, allmächtigen Vater und Schöpfer emporsandte, waren nichts andres als ein armes, kindisches Versgestammel.

In der Stadt begleiteten wir zwei Ältesten unsre Großmutter am Sonntag in die Ruprechtskirche, und nach der Messe durfte dann immer eine von uns noch eine Weile bei Großmama bleiben. Da war denn einmal wieder mein Sonntag, und ich stand am Fenster und genoß die wohlbekannte Aussicht. Unser Haus hatte die Form eines langgeschwänzten Klaviers; sein schmales Ende zog sich vom Haarmarkt herüber durch zwei kleine Gassen, bis zum sogenannten „Rabenplatzl". Dort überragte es turmartig seine beiden Nachbarn zur Rechten und zur Linken, uralte, umfangreiche Häuser. Das Gegenüber bildete ein gelbes, plumpes Gebäude, das uns nur seine Ecke zuwandte und immer im Begriff schien, auf dem abschüssigen Terrain des „Platzl" zur Donau hinab zu gleiten, der auch die beiden Gassen, die neben ihm hinliefen, entgegenstrebten.

Sehr heiter und belebt war es hier herum nicht, am wenigsten des Sonntags, wenn die Kaufleute die Läden geschlossen hatten. An diesem einen Sonntags-, einem Frühlingsmorgen aber erschimmerte alles, worauf meine Augen sich richteten, im Reflex des Glanzes, der mir die Seele erfüllte. Ich freute mich am Sonnenlicht, das auf fremden Fensterscheiben blinkte — zu den unsern drang es nicht. Ehrwürdig und lieb sogar erschienen mir auf den Dächern die plumpen Rauchfänge mit ihren schiefen Hüten, denen der blaue Himmel einen leuchtenden Hintergrund abgab.

In der Kirche war ich heute besonders andächtig gewesen, hatte die heilige Messe eifrig nachgebetet aus dem Büchlein „Nouvelles heures à l'usage des enfants", das ich seit meinem siebenten Jahre besaß. Den krönenden Schluß meiner Sonntagsfeier bildete immer das Genießen des poetischen Anhangs, der dem kleinen Buche beigegeben war und unter anderm die „Méditation sur la mort" von Pierre Corneille enthielt. Sie erschien mir als das Höchste, zu dem ein Dichtergeist sich aufschwingen kann, sie machte mein Entzücken aus und mein Leid, denn meine eigenen Poesien erschienen mir so fahl und nichtig wie Staub im Vergleich zu diesen prunkvollen Versen. Sie klangen damals, als ich am Fenster stand und den Himmel und die Rauchfänge bewunderte, in mir nach. Ich sagte sie leise vor mich hin, so lang, bis meine Begeisterung mich hinriß und ich dem Wunsche, sie geteilt zu sehen, nicht mehr widerstehen konnte. So trat ich denn zu Großmama, die auf dem Kanapee saß und strickte, und begann, jetzt aber laut:

Pense, mortel, à t'y résoudre,
Ce sera bientôt fait de toi.
Tel aujourd'hui donne la loi,
Qui demain est réduit en poudre.

Sie sah etwas befremdet von ihrer Arbeit auf, sie lächelte; der gütige Ausdruck, mit dem ihre Augen auf mir ruhten, ermunterte mich fortzufahren. Und öfters, während ich sprach, nickte sie mir Beifall zu, und als ich zum

Schlusse gekommen war, lobte sie das Gedicht und mich — weil ich es auswendig gelernt hatte. Ihr Lob, mit dem sie so sparsam war wie mit Tadel, berauschte mich, und noch mehr davon zu erlangen begehrte meine geschmeichelte Eitelkeit.

Auswendig gelernt? Ach was! Ich hatte es nicht auswendig gelernt ... Es hatte sich von selbst meinem Gedächtnis angeklebt. Alle Verse, die ich las, klebten sich ihm an, fielen mir wieder ein beim Spazierengehen oder beim Spielen. Die Verse kamen zu mir, weil ich selbst Verse machen konnte. Ja, ich mußte es der Großmama anvertrauen ... Auf einmal waren meine guten Vorsätze, war alles vergessen, was ich meiner Schwester versprochen und mir selbst zugeschworen hatte. Ich wußte nur noch, daß alles gesagt und gesungen werden müsse, was mir im Herzen klang und tönte, andern zur Freude, mir selbst zum Heile. Hastig und konfus werde ich es vorgebracht haben, aber meinen wirren Reden entnahm Großmama doch die Neuigkeit, daß ich „Poesien" machte. So schöne noch nicht wie Pierre Corneille, aber das wird kommen, später, ganz gewiß, wenn ich eine erwachsene Dichterin sein werde ... Du lieber Gott! in der Schilderung dieses ruhmvollen Zukunftsbildes kam ich nicht weit. Großmama unterbrach sie mit einer Strenge, die ich noch nie von ihr erfahren hatte, und die mir bis zum heutigen Tag unerklärlich geblieben ist. Warum hat die sonst Gütigste und Nachsichtigste mein Geschwätz nicht wie eine kindische Torheit, sondern wie ein Unrecht behandelt und hart zurückgewiesen? Bevor ich mich besonnen und den Mut zu einem Wort der Entschuldigung gefunden hatte, war ich fortgeschickt worden und befand mich unter der Obhut Josefs, Großmamas alten Dieners, auf dem Heimweg in den zweiten Stock. Das war eine Reise! Das war ein Emporsteigen mit einer Last auf dem Gewissen, die schwerer wurde mit jeder Stufe, die ich sonst lustig hinaufhüpfte und jetzt so mühsam erklomm. Wie oft blieb ich stehen, wie brannte mir die Lüge auf den Lippen: „Josef, ich bitte Sie, kehren wir um; ich hab etwas vergessen."

Aber ich brachte es nicht heraus. Wir gingen weiter, wir langten an. — Nun war keine Hoffnung mehr. Ich würde keine Gelegenheit mehr finden, mich zu rechtfertigen — es wenigstens zu versuchen. Großmama kam, ich wußte das wohl, auf eine einmal erteilte Rüge nie wieder zurück. Die Sache war für sie abgetan, und meine Absicht, eine Dichterin zu werden, blieb in ihren Augen etwas Unrechtes und Sündhaftes. Ihre Entrüstung hatte es mir gezeigt. Ach, wenn der Himmel sich meiner erbarmen und mich erlösen wollte von dieser Sündhaftigkeit, oder was es denn sein mochte. „Erlöse mich! erlöse mich!" rief ich den Allmächtigen an, und bei ihm und bei meiner Getreuesten, meiner Schwester, suchte ich Hilfe in meiner mit Verzweiflung recht nah verwandten Ratlosigkeit. Aber Hilfe wußte meine Schwester nicht zu bringen. Sie meinte immer nur: „Sprich nicht davon; dann vergeht's vielleicht."

Vielleicht! Ihre Zuversicht war dahin, sie begann mein Übel als ein unheilbares anzusehen. Wir beteten ein wenig und weinten viel, und ich wünschte mir ehrlich und heiß, bald zu sterben, um nicht noch mehr unwill-

kürliche Schuld auf mein Haupt zu laden. Gut bei diesem Verfahren der Meinen war bloß die Absicht. Gewollt haben sie mein Bestes und, ohne zu wissen, was sie taten, mir das peinvoll demütigende Gefühl eines angebornen, geheimen Makels aufgebürdet.

Mit der Zeit wandte sich das Blatt, jedoch nicht zum Besseren. Woraus mir ein Vorwurf gemacht wurde, das war etwas Unentrinnbares und ohne mein Wissen und Wollen durch eine höchste, göttliche Macht über mich verhängt. Die Leiden, die ich dadurch erduldete, und leiden wollte ich ja! erschienen mir nicht wie gewöhnliche, sondern wie besonders schöne und erhabene, wie die eines Märtyrertums, und aus diesem Bewußtsein schöpfte ich eine große Widerstandskraft, es erweckte aber auch in mir ein tüchtiges Maß Hoffart.

Gegen die Schreckensherrschaft unsres Drachen in Gouvernantengestalt hatte sich allmählich eine kleine Partei gebildet. Wenn er gar zu arg wetterte, erschien unversehens Pepinka oder unser feines, braves Stubenmädchen Apollonia und machte dem Tanz ein Ende. Ja, wenn es hier „einen solchen Spektakel" gibt, muß der Papa gerufen werden, hieß es mit vielsagenden Blicken nach der Mademoiselle. Sogleich legte sich der Sturm, und wir merkten wohl, auf wen die Drohung gemünzt war. Auch Tante Helene fand sich oft ein, holte uns ab und nahm uns mit in ihr Zimmer.

Sie bewohnte dasselbe, in dem Maman Eugénie gestorben, und wir sprachen von jüngst vergangenen glücklichen Zeiten, in denen sie noch bei uns gewesen war. Aber auch längst vergangene und sehr traurige Zeiten ließ Tante Helene vor uns aufleben, ihre freudlose, sorgenvolle Jugend. Sie war in Armut aufgewachsen, sie hatte ihren Bräutigam und zwei Brüder in den Kriegen gegen Frankreich verloren. Über den dritten (unsern Vater) war sie lange in quälendem Zweifel geblieben, ob er gefangen oder tot sei. Viel Leiden hatte die Tante erfahren müssen, bis ihr endlich ein Glück erblühte. Ihrer Ehe mit einem ausgezeichneten, allverehrten, ihr im Alter aber weit vorgeschrittenen Manne entsproß ein Söhnchen. Nun lernte sie das Beste und Höchste kennen, was das Leben dem Weibe zu bieten hat. Ihr Kind wurde ihre Freude, ihr Licht. Zu einem Loblied gestaltete sich ihre Rede, wenn sie von ihm sprach, und mit Spannung hörten wir zu; denn alles war interessant, ganz besonders die Geschichte der Kindheit des Onkel Moritz.

So titulierten wir unsern Vetter, nicht wegen des Unterschieds im Alter, sondern wegen des großen Ansehens, das er bei uns genoß. Seine Mutter verwahrte in ihrem Schreibtisch einen Schatz: alle Zeugnisse, die der „Onkel" sich verdient hatte als kleiner Junge in der Privatschule Kudlig, später im Theresianum, wo er den Gymnasialunterricht erhielt, und endlich in der Ingenieurakademie, die er als Armeeleutnant verließ.

Eine lange Kette der Ehren.

Für uns war die Zeit, in der Onkel Moritz ein kleiner Junge gewesen und das Institut Kudlig besucht hatte, die interessanteste seines ganzen Lebens. Dieses unglaublich merkwürdige Institut befand sich nämlich auf dem Hohen

Markt und dort auch — man denke! — das Polizeihaus. Meisterlich verstanden wir das Gespräch in seine unheimliche Nähe zu lenken, von wo immer es auch ausgegangen sein mochte. Und dann hob ein Fragen an, so dringend und so neugierig, als ob wir von der Antwort, die kommen würde, keine Ahnung gehabt hätten: „Was hat manchmal dort gestanden, dort, beim Polizeihaus? Vor dem Balkon und vor der großen Figur mit der Wage in der Hand?"

„Was dort gestanden hat? Nun, ihr wißt ja, der Pranger ist manchmal dort aufgerichtet worden."

„Ja, ja, der Pranger. Wie der nur aussehen muß, so ein Pranger? Und wie das sein muß, wenn man oben ist, und alle Menschen schauen hinauf . . . Und einmal, nicht wahr, hat der Onkel Moritz auch hinaufgeschaut?"

„Ja, einmal, weil die Magd, die ihn im Institut abholte, ihn nicht rasch vorbeigeführt hat, wie sie sollte, sondern ihm erlaubt hat, stehen zu bleiben."

„Und da waren just zwei Frauen oben auf dem Pranger, eine alte und eine junge, und was haben die getan? Erzähl! erzähl!"

„Ihr wißt es ja ohnehin. Die alte hat geweint, und die junge hat geschimpft und die Leute angegrinst."

„Auch den Onkel Moritz?"

„Auch ihn."

„Ach, die muß grauslich gewesen sein! Und was hat er gesagt?"

„Was soll er gesagt haben? Nichts. Abends aber hat er nicht einschlafen können aus Angst, sie kommt und grinst ihn an."

Der kleine Onkel Moritz von damals stand jetzt (1840) im siebenundzwanzigsten Jahre, war Oberleutnant im Geniekorps und kürzlich auf seine Bitte von Olmütz nach Wien transferiert worden, um an der Ingenieurakademie die Professur der Naturwissenschaften zu übernehmen.

Tante Helene lebte auf nach seiner Ankunft. Man kann sich ein innigeres, schöneres Verhältnis nicht denken als das, das zwischen dieser Mutter und diesem Sohn bestanden hat. Dafür mußte bei unserm Vater und seinem Neffen die gegenseitige Zuneigung und Wertschätzung ihre Kraft bewähren, um die Kontroversen, in die beide Männer oft gerieten, friedlich ausklingen zu lassen. Der ältere verteidigte seine Ansichten mit sprudelnder Lebhaftigkeit, der junge die seinen gelassen und nachdrücklich. Am Ende eines solchen Streites war es immer Papa, der die Hand zur Versöhnung bot. Er hatte ein starkes Emotionsbedürfnis und liebte Versöhnungen ebensosehr, wie er den Kampf liebte. Ihm, der als sechzehnjähriger Jüngling der Theresianischen Akademie und ihren Schulen Valet gesagt hatte, um sich dem Kriegsdienst zu widmen, war es nicht recht begreiflich, wie ein Soldat sich auf die Wege der „Gelahrten" begeben kann. Der Gelahrten! Durch das Vertauschen des zweiten e in diesem Worte mit einem a glaubte er seine geringe Meinung von dem Stand, den es bezeichnet, an den Tag zu legen. Sie tragen einen Fluch an sich, diese Menschen; sie sind unpraktisch und finden jedes Stühlchen, auf dem sie beim

Mahle des Lebens Platz nehmen möchten, immer schon besetzt. Papa hatte vor Jahren zu gleicher Zeit mit Hegel die Kur in Karlsbad gebraucht und einen befremdlichen Eindruck erhalten von der äußeren Erscheinung des berühmten Philosophen. Sie blieb für ihn das Urbild der Gestalt, in der die Leuchten der Wissenschaft auf Erden wandeln. Er versäumte nie, wenn er von seiner Begegnung mit Hegel sprach, dessen vermeintes Wort: „Ich habe nur einen Schüler gehabt, der mich verstanden, und auch der hat mich mißverstanden", zu zitieren. Auch brachte er gern ein Kommando in Erinnerung, das während Bonapartes ägyptischen Feldzugs vor jedem Zusammenstoß mit dem Feinde gegeben wurde. Da hieß es zur Sicherung der Gelehrten sowohl, die sich im Hauptquartier befanden, wie der vierbeinigen Gepäckträger: „Les ânes et les savants au milieu!"

Die Spötteleien ließen Onkel Moritz sehr kühl. „Ich fühle mich nicht getroffen," sagte er; „ich bin kein ‚savant'. Ich komme mir vor wie ein Schwamm, sauge mich an in den Vorlesungen Ettinghausens und Schrötters und presse mich am nächsten Tag in meiner eigenen Vorlesung aus."

An seinem freien Tage, am Sonntag, speiste er regelmäßig bei uns und erwies uns vor dem Diner manchmal die Ehre eines Besuches im Schoolroom. Es befriedigte unsre Eitelkeit gar sehr, daß er Mademoiselle Henriette nicht mehr Beachtung schenkte, als die Höflichkeit gebot, und deutlich merken ließ, er sei nicht ihret-, sondern unsertwegen gekommen. Gewiß aber nicht, um uns Komplimente zu machen. Er belächelte unser seit Frau Krämers Scheiden gänzlich in Verfall geratenes Klavierspiel und unser fortwährendes Französischparlieren. Eines Tages machte er sich darüber lustig in Gegenwart Mademoiselles. Sie nahm es übel — was ihr freilich nicht zu verargen war —, schleuderte ihm einige zornige „Mais Monsieur!" zu und stolzierte aus dem Zimmer. Uns schwebten die Folgen vor Augen, die aus der bedrohlich gewordenen Stimmung unsrer Gouvernante erwachsen würden. Onkel Moritz fuhr fort, uns zu hänseln. Er bedauerte die arme deutsche Wissenschaft, weil wir so gar keine Notiz von ihr nahmen. Wohin man auch blickte, weit und breit war kein deutsches Lehr- oder Lesebuch zu erschauen. Und unsre Hefte, die auf dem Tische lagen, die er zur Hand nahm und durchblätterte! Sie trugen die Aufschriften: „Grammaire", „Calligraphie", „Dictée", „Dictée", „Calligraphie", „Grammaire". Die Abwechslung war gering. Nun aber, zu meinem Entsetzen, kam ihm ein Heftchen in die Hand, das ich, von Mademoiselle statt beim Deklinieren eines Verbs beim Dichten überrascht, in eines meiner großen Hefte geschoben und dort vergessen hatte. Er schlug es auf und las: „Ode à Napoléon" — mein letztes Gedicht. Etwas grandios Heroisches, das der Nachwelt, wenn es ihr erhalten geblieben wäre, erst den rechten Begriff vom Genie des Imperators gegeben hätte. Den Schluß bildete ein cri de haine an die Adresse des perfiden Albion, dem ich schmachvollen Untergang auf Erden, im Jenseits die ärgste Höllenpein verhieß.

„Von wem ist denn das?" fragte Onkel Moritz in einem Tone, bei dem mir heiß und kalt wurde, und der so wegwerfend war, daß meine Schwester sich in meiner Ehre gekränkt fühlte. Die Getreue, der meine Dichterei doch

so herzlich zuwider war, nahm sie einem andern gegenüber in Schutz und sagte mit allerliebster Würde, als ob von etwas höchst Respektablem die Rede sei:

„Es sind Gedichte von der Marie."

Er lachte und las weiter und verzog während des Lesens keine Miene, und ich hatte die Empfindung, daß mich jemand würgte, und daß mir dabei hunderttausend Ameisen über die Wangen liefen und über den ganzen Körper mit kalten, hastigen Füßchen.

Nach einer Zeit, in der ich mir einbilden konnte, daß ein Begriff der Ewigkeit mir aufgegangen war, legte Onkel Moritz das Heftchen auf den Tisch zurück. Gleichgültig, wie wenn es ein Knäuel Zwirn oder irgendeine andre Geringfügigkeit gewesen wäre. Ich wagte nicht, ihn anzusehen, und noch weniger, ihn zu fragen: „Hat es dir denn gar nicht gefallen?" Was wir gestern gelitten haben, ist nichts; was wir heute leiden, ist alles. Die Abfertigung, mit der Großmama mich vor einigen Jahren so unglücklich gemacht hatte, erschien mir bei weitem weniger grausam als das Schweigen des ersten Lesers meiner von Flammen der Begeisterung durchloderten Ode.

Im Lauf der Woche erhielt ich eine hübsche, mit einem Seidenband umwundene Rolle zugeschickt. Sie enthielt sehr gutes Zuckerwerk und einen Briefbogen. Auf den hatte der Onkel in seiner beneidenswert klaren, gleichmäßigen Schrift das Loblied auf den Rhein aus dem „Waldfräulein" von Zedlitz hingesetzt. Vom Anfang:

O Rhein, wie klingt dein Name hold,
Gleich einer Glocke, hell von Gold,
O fließe fort in stolzer Ruh',
Taufwasser deutschen Volkes du!

bis zum Schlusse:

Es singen die Sänger zur Harfe laut,
Was sie im Nebel der Lüfte geschaut!
Sie singen fort bis diese Stund,
Noch ist geschlossen nicht ihr Mund;
Sie werden singen vom stolzen Rhein,
Solang er fließt in das Meer hinein!

Nun aber folgte ein Epilog:

O sing auch du, du deutsche Maid,
Nicht fremden Ruhm in fremdem Kleid!
Du bist ein Sproß aus gut germanischem Blut,
Was deutsch du denkst, hab deutsch zu sagen auch den Mut.

Diese Verse galten mir! An mich waren sie gerichtet, und ich fühlte mich dadurch hochgeehrt und ausgezeichnet. Und wie leuchtete ihr Inhalt mir ein und erhellte mir das Herz! Ich durfte sagen, was ich mir dachte, wenn ich es nur in deutscher Sprache sagte. Ein sehr Gestrenger sanktionierte mein Dichten unter dieser Bedingung. Aber — „was deutsch du denkst" . . . Es kam mir nicht vor, daß meine Gedanken gebürtige Deutsche wären. Als kleine Kinder hatten wir fast nur Böhmisch und später dann fast nur Fran-

zösisch gesprochen — und die Sprache, die wir reden, ist doch die, in der wir denken. Eine strenge Selbstüberwachung begann. Meine Einfälle wurden auf ihre Nationalität geprüft. Innerlich fand meine Umgestaltung von einer französischen in eine deutsche Dichterin geschwinder statt, als je die Verwandlung einer Raupe in einen — sagen wir — Kohlweißling stattgefunden hat. Von der Notwendigkeit, mir die deutsche Sprache als meine Denksprache anzugewöhnen, war ich sofort überzeugt, und keinesfalls hat meine Sangesfreudigkeit eine lange Störung erlitten. Der Hymnus an den Rhein bekam eine zahlreiche Nachkommenschaft. Mit ganz besonderer Wonne schwelgte ich im Wohlklang des Verses: „Es singen die Sänger zur Harfe laut“ . . . Die Harfe bildete denn auch die köstlichste Bereicherung meines neuen poetischen Hausrats, und bald begann es in meinen Liedern von Harfenklängen zu tönen. Doch vertauschte ich oft das musikalische Rüstzeug der Barden mit der Laute der Minnesänger, weil sich auf „Laute“ so viel mehr und lieblichere Reime finden lassen als auf das stolze, herbe „Harfe“.

Der Winter des Jahres 1841 war verflossen, ein stiller, fast trübseliger Winter. Wir hatten alle ein dumpfes Bewußtsein davon, daß sich im Hause ein außerordentliches Ereignis vorbereite. Etwas Erwartungsvolles, Spannendes lag in der Luft, die Stimmungen unsres Vaters wechselten noch rascher als sonst; er schien in einem schweren Kampfe mit sich selbst befangen. Wir fanden ihn oft, wenn wir zu Tante Helene kamen, in ein Gespräch mit ihr vertieft, das bei unserm Eintreten abgebrochen wurde. Auch Großmama nahm an diesen Beratungen teil, die — wir sahen es wohl — einen quälenden Eindruck auf sie machten. Die glostende Aufregung, in der die Spitzen der Familie sich befanden, warf Reflexe nach allen Richtungen. Die Dienstleute zischelten untereinander und schwiegen plötzlich, wenn eines von uns in ihre Nähe kam. Sie machten geheimnisvolle Gesichter, sie nahmen uns gegenüber ein liebevoll-bedauerndes, beschützendes Wesen an. Das seltsamste aber war die Veränderung, die mit Mademoiselle Henriette vorging. Sie nahm sich zusammen, mäßigte ihre Zornesausbrüche und ganz besonders ihre Großmut im Erteilen von Strafen. Alle Hausgenossen schienen einen Grund zu haben, uns ungewöhnliche Rücksichten zu erweisen; nur Monsieur Just blieb immer gleich unbefangen, immer derselbe gute, heitere Kamerad.

In diesem Frühjahr waren wir an einem regnerischen Sonntagnachmittag alle fünf bei Tante Helene versammelt und spielten eifrigst „Schwarzen Peter“, als Papa eintrat. Er blieb eine Weile am Tische stehen, wechselte einige Worte mit der Tante, wandte sich dann an uns und fragte:

„Kinder, was würdet ihr sagen, wenn ich euch eine neue Mama brächte?“

Die drei Kleinen sahen verständnislos zu ihm empor, Fritzi wurde über und über rot, senkte den Kopf und schwieg. Mir kam eine Erleuchtung. Das also war's — darüber beriet sich unser Vater mit Großmama und mit der Tante, darüber zischelten die Leute — wir sollten eine Stiefmutter bekommen. Alle bösen Stiefmütter, die in den Märchen ihr Wesen treiben,

standen mir vor Augen und es fiel mir nicht ein, daß Maman Eugénie auch eine Stiefmutter gewesen war, und daß es demnach unaussprechlich gute Stiefmütter geben könne. Ohne mich lang zu besinnen, rief ich aus: „Bring uns keine neue Mama; wir brauchen keine!“

Wenn ich mich recht erinnere, schwieg Papa zu diesem kühnen Proteste; am nächsten Tag aber machte seine Verlobte ihren ersten Besuch in unserm Hause. Sie kam in Begleitung ihrer Mutter, die eine imponierende Dame mit noch außerordentlich schönen Gesichtszügen war. Eine geborne Gräfin Wildenstein, entstammte sie dem Adelsgeschlechte, das schon in grauer Vorzeit die Bestätigung seines uralten Bestehens aus dem erlauchtesten Munde erhalten hatte. Ein Wildenstein, so lautet die Sage, ritt einst im Wald an einem Muttergottesbilde vorbei. Mit andächtigem Gruße zog er sein Barett und senkte es tief vor der Heiligen. Sie lächelte gnädig und sprach: „Setzen Sie auf, Herr Vetter.“

Die in Zukunft dritte Großmutter machte keinen Aufwand an Liebenswürdigkeit, weder gegen Tante Helene (Großmama hatte sich ferngehalten), noch gegen uns. Auch ihre Tochter verhielt sich kühl, als wir ihr vorgestellt wurden. — „Ich übernehme euch, wie man Pflichten übernimmt,“ sagten ihre lichten, blauen Augen, und wie gut verstanden wir sie! Meine Schwester teilte mein Gefühl einer gewissen peinlichen Beschämung dieser hohen Erscheinung gegenüber, die uns bald so nahe stehen sollte. Als wir verabschiedet und in unsre Zimmer zurückgeschickt wurden, sagte Fritzi schwerbetrübt: „Wenn wir nur nicht fünf wären!“

Die neue Mama war ebenso imponierend wie ihre Mutter, hatte das dreißigste Jahr schon zurückgelegt und neigte zur Fülle. Ihre Haare waren blond, ihr Teint war rosig, ihr Mund nicht klein, aber fein geschnitten, hatte schön geschwungene Lippen und war geschmückt mit den herrlichsten Zähnen. Im ganzen bot sie ein Bild blühender Gesundheit und selbstbewußter Kraft. Der ersten Begegnung mit ihr folgte bald eine zweite, die den herben Eindruck der früheren bedeutend milderte. Und nun machten wir zusammen auch gleich aus, daß sie am Ende noch sehr gut mit uns sein werde.

Wirklich erfuhren wir bald darauf durch sie eine große Wohltat. Fremde Leute hatten ihr die Augen geöffnet über Mademoiselle Henriette, und sie verlangte deren Entfernung aus dem Hause und sorgte zugleich für einen Ersatz. Es war der beste, der sich hätte finden lassen. Das Fräulein, dem jetzt unsre Erziehung anvertraut wurde, hieß Marie Kittl und war eine Deutschböhmin, die Tochter eines Fürstlich Schwarzenbergischen Hofrats und Schwester des damaligen Direktors des Prager Konservatoriums. Wir kamen bei diesem Regierungswechsel aus der Hölle in den Himmel. Ich wüßte keine gute und vortreffliche Charaktereigenschaft zu nennen, die unser Fräulein Marie nicht besessen hätte. Geboren für ihren Beruf, war sie eine Kinderfreundin ohnegleichen und begabt mit dem innigsten Verständnis für alle Vorgänge in der Kinderseele. Sie kannte keine Rücksicht auf ihr eigenes Interesse, ihr Behagen, ihre Gesundheit, wenn es sich um unser Wohl handelte. Wie viele Nächte hat sie an unsern Krankenbetten durchwacht, wie sorgsam

uns betreut in der Rekonvaleszenz, wie klug und geschickt uns lernen gelehrt, mit welcher Hingebung an unsern Spielen teilgenommen!

Daß wir sie nicht von der ersten Stunde an vergötterten, daran trug ihr Äußeres schuld, das nichts besonders Einnehmendes hatte. Im Gegensatz zu unsern früheren, groß und schlank gewachsenen Gouvernanten war ihre Gestalt und waren auch ihre Hände und Füße etwas ins Breite geraten. Sie stand in den Zwanzigen, schien aber viel älter. Ihrer Hautfarbe fehlte die Frische, ihre Bewegungen waren ohne Anmut, ihre Nase . . . doch nein, ich will nicht detaillieren. An jedem einzelnen ihrer Züge hätte sich etwas aussetzen lassen, während der Eindruck, den die Physiognomie und das Wesen unsres Fräuleins Marie hervorbrachten, im ganzen höchst sympathisch war. Ein feiner, nobler, etwas schwärmerischer Geist sprach aus ihren freundlichen, kurzsichtigen Augen, und bald wurde es uns zur Ehrensache, sie Beifall spendend auf uns ruhen zu sehen. Sie war eine tüchtige Musikerin und sang besonders Lieder sehr hübsch, mit angenehmer, gut geschulter Stimme. Wirklich ergreifend trug sie eine der Kompositionen ihres Bruders, das liebenswürdige Lied „Der Vogelsteller" vor. Wer kennt es heute noch? Wer kennt noch Kittls Oper „Die Franzosen vor Nizza", die in den vierziger Jahren vom Prager Publikum mit großem Beifall aufgenommen wurde?

Wir waren glücklich, wenn Fräulein Marie uns Gedichte vorlas, doch hätten es nicht gar so oft die ihres Landsmannes Karl Egon Ebert sein dürfen. An diesem Poeten erschien mir nur der Taufname entzückend; Egon hießen alle Helden meiner ersten deutschen Balladen, und so schön ich die eigenen Produktionen fand, so wenig wollten die Eberts mir gefallen, und darin teilte Fritzi meinen Geschmack. Trotzdem lernten wir eines der Lieblingsgedichte unsrer Marie auswendig und gedachten sie mit dem Hersagen — Fritzi der ersten, ich der zweiten Hälfte — zu überraschen. Das Gedicht behandelt die bekannte Sage von dem Mönche, der durch ein Wunder zum Glauben an die Ewigkeit bekehrt wird. Er war gegen Abend in den Wald gegangen, hatte sich ins Moos gelegt unter einen Baum, in dessen Zweigen ein Vöglein lieblich sang, war eingeschlafen und mochte wohl eine Stunde geschlafen haben; denn als er erwachte, glitten schon die ersten Schatten über den Waldesgrund, und die Kirchenglocke rief zur Hora. Der Mönch erhob sich und schritt dem Kloster zu. Er ging den wohlbekannten Weg, und seltsam verändert kam ihm der vor, seltsam alles um ihn her verändert, die Sprache, die Tracht der Menschen, denen er begegnete; fremdartig sogar mutete die Gegend ihn an und völlig fremd sogar das Kloster, das er nun betrat. Das ist sein altes, kleines Kloster nicht mehr, das ist ein Prachtbau, in Marmorglanz schimmernd, mit riesiger Pforte, mit breiten Gängen. Er steht im Treppenhaus und

Sieht hinan die hohen Stufen,
Sieht hinan die hohen Hallen,
Schlägt die Hände bang zusammen:
Gott, o Gott! Was ist geschehn?

Mönche kommen, ihm alle unbekannt, scharen sich um ihn, fragen ihn, was er wünscht, wen er sucht. Seine Freunde möchte er sehen, seine Genossen:

Ruft mir doch den Vater Bernhard
Und den weisen Cyprianus,
Daß sie mir das Dunkel klären
Und das Rätsel lösen mögen.

Seine Worte erregen Staunen und Grauen:

Liegt ja doch der Vater Bernhard
Und der weise Cyprianus
Schon dreihundert Jahr' im Grabe.

So erfährt der Mönch, daß er im Walde nicht ein Stündlein, sondern drei Jahrhunderte verschlafen hat, und die Ahnung einer ewigen Zeitdauer steigt in ihm auf.

Wir hatten das Gedicht am Schnürchen, wir hätten es ohne Unterbrechung nach unserm Schulkinderausdruck „herunterradeln" können, wäre nicht ein unübersteigliches Hindernis vorhanden gewesen. Meine Schwester hätte deklamiert bis „und das Rätsel lösen mögen", und dann wäre ich eingefallen, wenn . . . ja, wenn die zwei Patres, die der Mönch holen lassen will, nur nicht Bernhard und Cyprianus geheißen hätten! Aber diese Namen enthielten für uns die Quintessenz alles Komischen, und wenn der Moment, sie auszusprechen, nahte, da zuckte es schon und blitzte in Fritzis Gesicht, und ich wand und krümmte mich vor verhaltenem Lachen, während sie ausbrach und die guten Mönche silbenweise und kreischend herbeirief. Als dann ich sie übernehmen sollte, um sie für dreihundert Jahre ins Grab zu legen — da war es Fritzi, die sich krümmte und wand, und ich, die laut auflachte. Und jedesmal, und so oft wir unser Fräulein mit dem Vordeklamieren ihres Lieblingsgedichtes erfreuen wollten, trat dieselbe Störung ein: wir mußten uns erst ausgelacht haben, bevor wir fortfahren konnten.

Marie wartete geduldig, bis der Anfall vorüber war, und blickte uns dabei nachsichtsvoll an mit ihren freundlichen, kleinen Augen, aus denen Güte leuchtete, so groß wie die Welt. (Mathematisch würde ich das beweisen, wäre ich Sophie Germain.) Sie machte Kindern keinen Vorwurf aus ihrem Lachen oder Weinen, wenn es einem Erwachsenen auch noch so unmotiviert töricht erscheinen mußte. Sie kannte das junge Kindervolk so gut! Sie wußte: Sensationen, das sind seine Gründe. In vielen Fällen heißt Rechenschaft von ihm verlangen, warum es lacht oder weint, das Unmögliche verlangen. Wir empfanden dankbar die Wohltat ihres Verstehens und fühlten uns glücklich in ihrer sicher geleitenden Hand.

Einmal, ganz besonders gerührt durch neue Beweise ihrer geduldigen Liebe, baten wir sie, uns gegenüber nicht das steife „Sie" zu gebrauchen, sondern uns wie die kleinen Geschwister, die wir darum beneideten, „du" zu nennen. Sie forderte dasselbe von uns, und nun war das freundschaftliche Verhältnis auf den Ton gestimmt, in dem es sich erhalten sollte durchs ganze Leben.

Wie eine kleine Insel der Seligen ragt die Erinnerung an die Zeit, die wir damals verlebten, vor uns empor. Sie war die schönste, friedlichste meiner ganzen Kindheit.

Seit Anfang Mai befanden wir uns auf dem Lande unter der Obhut unsrer Großmutter und Tante Helenens. Papa war in Wien zurückgeblieben, wo am 21. Juni seine Vermählung stattfand. Zwei Tage später sollte er mit seiner jungen Frau in Zdißlawitz eintreffen. Nach seiner Berechnung, wenn auf der Reise alles klappte, wenn nicht Regen eintrat und die Wege völlig ruinierte, in den Nachmittagsstunden. Empfangsfeierlichkeiten waren streng verboten; im Hause fand keine Veränderung statt. Tante Helene zog aus den Zimmern Maman Eugénies, die sie benutzt hatte, in eine Gastwohnung zu ebener Erde — das war alles.

Wir hatten uns bis jetzt wenig mit dem Gedanken an die neue Stiefmutter beschäftigt; als es aber hieß: morgen ist sie da! gerieten wir in die gespannteste Erwartung. Daß Großmama stiller und ernster war denn je und Tante Helene besonders traurig, bemerkten wir kaum. Vom Wetter hing die rechtzeitige Ankunft der Reisenden ab — es gab also nichts Interessanteres als das Wetter. Und das war schlecht. Am Abend schon begann es zu regnen und es regnete fort die ganze Nacht und auch den ganzen Morgen! Im Hause herrschte Ratlosigkeit. Die Beamten kamen und halfen sie vergrößern. Der Regen hielt an — was tun? Gestern waren Relaispferde entgegengeschickt worden; sollte man noch andre nachschicken? Wenn sie überflüssig waren, gab's Verdruß; wenn sie gebraucht wurden und fehlten, gab's auch Verdruß. Der Verwalter konstatierte das unter frenetischem Tabakschnupfen; der Burggraf, dem daran lag, nicht alle seine Pferde auf die Landstraße zu schicken, prophezeite gutes Wetter. Und richtig, es machte sich! Zu Mittag lag ein silberner Schimmer über dem Himmel, am Nachmittag schien die Sonne. Da zog man unsrer Kleinsten ihr weißes Kleidchen an und auch uns weiße Kleider und unsern Brüdern ihre neuen, blauen Blusen, und für jedes von uns brachte der Gärtner ein Bukett. Die Kleine sollte das ihre mit einigen begrüßenden Worten zuerst übergeben, und der Anblick dieses engelhaft schönen Kindes, das für sich und für seine Geschwister um ein bißchen mütterliche Liebe bitten kam, mußte die neue Mama gewinnen und rühren. Nun waren wir zu ihrem Empfang bereit, und so würde sie denn gleich kommen. Wir standen im Hofe, und alle Augenblicke wollte das eine oder das andre das Rollen eines Wagens, der den Berg heraufgefahren kam und nur der ihre sein konnte, gehört haben.

„O mir klopft das Herz!" rief eines der Fünf und ein andres: „Und erst mir, fühl nur!" — „Meins klopft noch stärker." Jedes wollte im Besitze des stärksten Herzklopfens sein.

So verging der Nachmittag. Das Wetter trübte sich wieder; wir wurden ins Haus zurückgerufen, lungerten herum, schlichen von einem Fenster zum andern und spähten hinaus. Die Kleinste hatte vor Schläfrigkeit schon ganz verglaste Augen, wollte aber durchaus nicht zu Bett gehen und weinte bitterlich, als Pepinka sie in die Arme nahm und unter den zärtlichsten Liebkosungen ins Kinderzimmer trug. Dann gelang es Monsieur Just mit vieler Mühe, die beiden Büblein, die vor Schläfrigkeit nur noch lallten, aber doch wie die großen Schwestern aufbleiben wollten, in ihre Stuben zu locken. Endlich,

ganz spät, ließ die Tante das Souper auftragen. Niemand aß; erschöpft von der gespannten Erwartung, in der der Tag zugebracht worden war, verlangte uns nach nichts anderm mehr als nach Ruhe. Still saßen wir bei Tische und hörten mit stumpfer Gleichgültigkeit den Regen unablässig niederströmen und prasselnd an die Fenster schlagen.

Es wurde elf Uhr, und nun legte Großmama ihr Strickzeug, das sie mechanisch vorgenommen hatte, fort, und „Schlafen gehen" hieß es für uns. Aber die Leute sollten doch noch eine Weile auf den Beinen bleiben und der Nachtwächter in der Nähe des Hoftors seines Amtes walten.

Wir lagen in unsern Betten im ersten tiefen Schlafe, als Großmama uns weckte. Sie war in Nachttoilette, ganz eingehüllt in ein umfangreiches, braunes Seidentuch, und trug einen Leuchter mit brennender Kerze in der Hand. „Kinder, sie sind da!" rief sie. Ihre Stimme zitterte und auch die Hand, in der sie den Leuchter hielt.

Das Haustor knarrte, Pferdehufe trappelten auf dem Holzpflaster der Einfahrt, ein schwerer Wagen rollte langsam herein . . . Einige Augenblicke, und aus der Tür des Nebenzimmers traten die neue Mama und unser Vater. Sie begrüßten die Großmutter, kamen zu uns heran und küßten eine nach der andern. Papa erzählte von den Widerwärtigkeiten der Reise. Besonders arg war es auf der letzten Strecke gewesen. Nur Schritt für Schrit kamen die Pferde auf den elenden Wegen vorwärts; die Finsternis wurde fast undurchdringlich. Gar oft mußte der Jäger absteigen, mit einer Wagenlaterne vorausgehen und leuchten . . . Und die Xaverine! Eine solche Ängstlichkeit wie die ihre war dem Papa noch nie vorgekommen — geschrieen, alle Heiligen angerufen . . . sie hatte keine Courage, seine Frau!

Es war bald wieder dunkel und still um uns her, aber einschlafen konnten wir lange nicht.

Wie feucht das Kleid Mamas an ihr niederhing, und auch ihr Gesicht war ganz feucht; wir hatten es bemerkt, als sie uns küßte. Sie hatte geweint. — „Natürlich, weil sie sich gefürchtet hat," meinte Fritzi, die das innigste Verständnis besaß für jede wie immer geartete Ängstlichkeit. Nach einer Weile — ich hatte gedacht, sie schliefe schon — begann sie wieder: „Eine Hochzeitsreise . . . Es ist traurig, eine solche Hochzeitsreise!"

Ich verwunderte mich sehr. War das eine Hochzeitsreise? Das Wort schon hatte einen so heiteren Klang; man stellte sich darunter etwas ganz Helles, Angenehmes vor . . . Konnte man denn weinend ankommen von einer Hochzeitsreise?

Die erste Empfindung, die Mama Xaverine uns einflößte, war ein großes Bedauern. Wir fanden sie oft in Tränen. Sie litt an Heimweh, sie litt unter den Schwierigkeiten ihrer Stellung. Auf einen Schlag mit fünf Kindern gesegnet, die vierte Frau eines ältlichen, ihr fast fremden Mannes sein, durch ihre Umgebung, durch alles, was sie vor Augen hatte, an ihre Vorgängerinnen gemahnt werden, Vergleiche hervorrufen, die nicht immer das Wohlwollen anstellt, und nie den guten, heiteren Mut verlieren — dazu hätte

viel gehört. Überdies wirkte gar befremdlich auf sie der Einblick in einen musterhaft geführten Haushalt. Alles festgefügt und ineinander greifend, strenge Ordnung und durchsichtige Klarheit, nirgends ein Winkel, in dem unlauteres Getreibe und betrügerisches Wesen sich verbergen konnten. Eine atmende, fühlende Maschine, die ihre Tagesarbeit munter und gelassen verrichtete, an der aber auch das kleinste Rad und die kleinste Schraube glänzte vor Vergnügen an ihrer treuen Pflichterfüllung und der Anerkennung, die ihr dafür zuteil wurde.

Im Geiste dieses genialen Pedantismus weiterzuwirken, lag nicht in der Absicht und nicht in der Fähigkeit der neuen Gebieterin. Sie suchte vor allem unserm Hause den etwas bürgerlichen Anstrich abzustreifen, der ihm eigen war, trotz des soliden Wohlstandes, der in ihm herrschte, der vielen Diener, der hübschen Livreen, der eleganten Equipagen. Der Verwandten- und Bekanntenkreis Mamas stand auf der sozialen Leiter um eine Sprosse höher als der unsre und sollte allmählich der tonangebende werden.

Ohne Frage zog mit der neuen Stiefmutter ein frischerer Geist bei uns ein. Sie besaß, was man „des talents d'agrément" nannte, sang mit angenehmer Stimme und nettem Ausdruck französische Romanzen, und wir waren glücklich, sie auf dem Klavier begleiten zu dürfen. Ebensosehr freute es uns, ihr zuzuhören, wenn sie, was sie regelmäßig tat, im Herbste, als die Abende länger wurden, vorlas. Grüns edles Gedicht „Der letzte Ritter", Kenilworth, „Godwie-Castle", auch manches gute Buch von Friederike Bremen und Emilie Flygare-Carlén lernten wir durch sie kennen mit einem Genuß, für den ich nie aufhören werde ihr dankbar zu sein. Wir gewannen sie bald sehr lieb und bewunderten, außer ihrem Gesang und ihrer Vorlesekunst, auch ihre Malereien. Kleine Ölbilder, die sie unter der Leitung ihres Lehrers gemalt hatte, würden vor einer strengeren Kritik als die unsre bestanden haben. Besonders reizvoll aber fanden wir Aquarelle, die in einem Album versammelt und von Mama ganz allein gemalt waren: Darstellungen aus dem Leben, das sie daheim geführt hatte, ihre Lieblingsplätze im Garten und im Schlosse — alles höchst interessant, und heute müßte man mir mit einem Rudolf oder Franz Alt kommen, um mich so zu erfreuen, wie die Bilder der guten Mama es vermocht hatten. Sie zeichnete kühn und naiv und lebte mit der Perspektive auf demselben Fuße wie Giotto. Da gab es zum Beispiel in ihrem Album ein Bild, das den Titel führte: „Mein Zimmer" und das Aussehen eines aufgerichteten Schachbretts hatte. An dem hingen mehrere Möbel und ein kleiner Hund. Nach oben verjüngte sich das Brett, und auf seiner schmalen Kante stand an einem offenen Fenster eine Dame vor einem Blumentopf. — Wenn die nur nicht herunterrutscht! dachte man. Weil sie aber am nächsten Tag noch dastand, verging die Sorge, und die Heiterkeit des Anblicks blieb.

Im Laufe des Sommers verließ uns unsre liebe Tante Helene und schwer wurde ihr und uns der Abschied, obwohl die Trennung nur kurze Zeit dauern sollte. Sie fuhr nach Wien, um im dritten Stock des Rabenhauses eine Wohnung für sich und Onkel Moritz einzurichten. Dieselbe, die sie schon innegehabt hatte, als er noch ein Kind war, und die später er und ich durch viele Jahre bis zu seinem Tode bewohnt haben. Sie war nicht groß, und

durch keines ihrer Fenster drang je ein Sonnenstrahl. Ihm aber durchleuchtete die Erinnerung an seine glückliche Kindheit und an Mannesjahre voll reicher geistiger Tätigkeit ihre bescheidenen Räume. Er hat den Abbruch des alten Gebäudes nicht mehr erlebt.

Nun ist es hinweggefegt. An einer Ecke des Platzes, den es wuchtig und breit eingenommen hat, erhebt sich ein schmuckes Haus mit schmalem Eingangstor, schmaler Treppe, niedrigen, schmalen Gängen und niedrigen Zimmern. Nach englischer Mode, heißt es, die aus der Not eine Tugend macht. Der Rest des Baugrundes ist Straßengrund geworden. Wagen und Automobile rasseln, Ströme von Menschen schreiten über den Boden, in den es einst seine mächtigen Fundamente gesenkt hat.

Eine zweite Vielgetreue schied im Laufe des Winters. Die alte Pepinka trat in Pension. Mama Xaverine sah ihrer Niederkunft entgegen und hatte für das Kindchen, das zur Welt kommen sollte, eine andre, jüngere Wärterin gewählt. Pepinka schlich sich nicht leise davon wie Anischa, stürmisch und tränenreich war ihr Abschied von dem Hause, in dem sie fünf Kinder mit grenzenloser Pflichttreue und Hingebung aufgezogen hatte. Besonders schwer fiel ihr die Trennung von ihrem Liebling, von unsrer Ältesten. Und diese hörte ich am Abend desselben und vieler folgender Tage noch lange schluchzen, nachdem man uns zu Bette gebracht hatte. Ich kannte die Ursache ihres Grams. Ihn erweckte der Gedanke: jetzt geht auch Pepinka schlafen und hat niemanden, der ihr „gute Nacht" sagt. In ihrer Unermüdlichkeit nahm Fräulein Marie auch die Obsorge über unsre Kleine auf sich, die damals noch mehr ins Kinder- als ins Gouvernantenzimmer gehört hätte. Aber sie befand sich in bester Hut, und für meine Schwester und mich war es doch auch ein auserlesenes Vergnügen, das „Sophiederl" jetzt immer in der Nähe zu haben und mit beaufsichtigen zu dürfen.

Unter dem Einfluß Mamas erfuhr nach und nach unser ganzes Unterrichtswesen eine Umgestaltung. Vom Gediegenen hüpften wir zum Gleißenden hin. Ein neuer Klavierlehrer setzte uns bald instand, unserm Vater Potpourris aus verschiedenen Opern vorzuspielen. Zu seinem Geburtstage konnten wir ihm „reizende" Aquarelle darbringen, in denen sich stellenweise eine erstaunliche Routine verriet, die wir mit dem besten Willen nicht für selbsterworben halten konnten.

An die Stelle des altmodischen Herrn Minetti trat eine elegante Französin, die den Tanzunterricht damit begann, daß sie uns gehen, stehen, sitzen lehrte und in den Salon eintreten und den Salon verlassen und grüßen — je nach Gebühr. Der Praxis ließ sie die Theorie vorangehen. Man hätte ihre Definitionen der verschiedenen Arten zu grüßen bei einem Haare geistvoll nennen können. Zum Schluß kamen dann, oft wiederholt, die Worte:

„O meine jungen Damen, genau muß das wissen, wer gute Manieren haben will! Gute Manieren, meine jungen Damen, sind sehr viel, sind beinahe alles. Wenn Napoleon gute Manieren gehabt hätte, wäre er ein ganz großer Mann gewesen."

Mit einem lieben Hausgenossen, mit Monsieur Just, war einige Zeit nach der Ankunft unsrer Stiefmutter eine traurige Veränderung vorgegangen.

Seine kindliche, immer gleichmäßige Fröhlichkeit, sein inniges Interesse für jedes einzelne von uns, seine eifrige Teilnahme an unsern Spielen — alles vermindert, alles wie verwelkt und erloschen.

Im Sommer schon war es uns oft aufgefallen, daß er dasitzen konnte, ohne Bewußtsein dessen, was um ihn vorging. Wenn wir ihn anriefen in einem solchen Augenblick, fuhr er auf und starrte uns an, verwirrt und fragend, wie plötzlich geweckt aus tiefem Traume. Manchmal rannte und rannte er im Garten herum, bis ihm der Atem versagte und er halb bewußtlos auf eine Bank niedersank. Unserm Vater gegenüber war er immer völlig unbefangen gewesen, hatte nie die geringste Furcht vor ihm gezeigt, hatte auch keinen Grund dazu gehabt, denn Papa hielt ihn wert und versäumte nie eine Gelegenheit, ihn zu loben und ihn unsern Brüdern als Muster aufzustellen. Jetzt aber ging Monsieur Just ihm aus dem Wege, so oft es ihm nur möglich war. Wir bemerkten, daß er eine ganz andre Stimme hatte als sonst, wenn er mit unserm Vater sprechen mußte, der doch immer gleich gut gegen ihn war, und dem sein seltsames Wesen Besorgnis zu erregen schien. Auch die Gegenwart Mamas setzte den armen Monsieur Just in große Verwirrung; er wurde rot und blaß und geriet völlig außer Fassung. Warum nur? Sie behandelte ihn ja nicht um ein Haar anders wie uns, ebenso freundlich und mütterlich.

Einmal geschah's, daß sie bei Tische eine Frage an ihn stellte — und er zusammenfuhr, die Augen auf sie richtete, erbleichte, wankte und ohnmächtig zu Boden stürzte.

Wir weinten und jammerten und hielten ihn für tot. Er aber, eine Stunde später, lachte über uns und über seinen Unfall und versicherte, daß ihm nichts fehle, gar nichts, und daß es sehr gesund sei, manchmal ein bißchen ohnmächtig zu werden.

Der kleine Victor ließ sich über das Unheimliche der Sache nicht so leicht beruhigen und fragte unaufhörlich:

„Mais pourquoi avez-vous été mort, Monsieur Just? pourquoi avez-vous été mort?“

Mit Fräulein Marie hatte Just lange Unterredungen. Sie schien ihm tröstend, beschwichtigend zuzusprechen. Einmal glaubten wir zu hören, daß sie ihn beschwor, auf die Bitten unsrer Eltern Rücksicht zu nehmen, und daß er darauf erwiderte: „Ich kann nicht, es ist unmöglich, ich muß fort!“

Bald darauf begab es sich, daß er wegblieb vom Abendessen, das immer gemeinsam für uns in unserm Lehrzimmer aufgetragen wurde, und die Brüder erst abholen kam, als es Zeit für sie war, schlafen zu gehen. Er brachte ihre Mäntel, legte sie ihnen um, sagte meiner Schwester und mir gute Nacht, ging auf Fräulein Marie zu und drückte ihr die Hände herzlich und lange, konnte aber nicht sprechen. Wir sahen voll Bestürzung, daß er schwer mit seinen Tränen rang, und erhielten keine Antwort auf unsre besorgten Fragen, was ihm sei und warum er weine. Er schob die Knaben bei den Schultern vor sich her, der Tür zu, die sich bald darauf zum letztenmal hinter diesem lieben Menschen schloß.

Am nächsten Morgen kamen die Brüder weinend zu uns herüber. Monsieur Just war fort. Er hatte ihnen Lebewohl gesagt und uns alle noch, alle, vielmals grüßen lassen.

Mama war den Knaben auf dem Fuße gefolgt, bemühte sich, uns zu trösten, und versicherte, Monsieur Just werde wiederkommen, er habe jetzt nur für kurze Zeit zu seiner Mutter nach Frankreich reisen müssen. Und dann bat sie die gute Marie, heute auch die Buben zu beaufsichtigen und mit der ganzen Kindergesellschaft im großen Familienkobel — das war ein weitläufiger, viersitziger Wagen — in den Prater zu fahren. Für abends hatte Papa eine Loge im Kasperltheater genommen, wo Döbler seine Taschenspielerkünste vorführte.

Vierzehn Tage hindurch hatten wir Ferien. Man ließ uns nicht Zeit, dem Schmerz um unsern Freund nachzuhängen. Wir undankbaren, leichtsinnigen und eitlen Kinder genossen jedes dargebotene Vergnügen aus dem Grunde und bildeten uns viel ein auf die Mühe, die unsre Eltern sich gaben, uns zu zerstreuen.

Einmal fuhren wir nach einer Vorstadt, in der sich ein vielgerühmtes Knabenerziehungsinstitut befand. Unser Besuch mußte angekündigt gewesen sein, denn der Vorsteher und seine Frau erwarteten uns auf der Schwelle ihres Hauses. Wir wurden durch alle seine Räume geführt, auf die Ordnung und Reinlichkeit, die in ihnen herrschten, auf die Zweckmäßigkeit jeder Einrichtung, auf jeden Vorzug der mustergültigen Anstalt aufmerksam gemacht. Unsre Eltern waren voll der Anerkennung und des Lobes.

Aus dem Hause ging's in den Garten, dessen Größe gerühmt wurde und der uns sehr klein erschien. Einige Dutzend Knaben und Jünglinge spazierten herum, spielten oder turnten. Alle, die vom Vorsteher-Ehepaare angesprochen wurden, antworteten je nachdem mit einem kindlichen: „Ja" oder „Nein", „Mutter" oder „Vater".

Am nächsten Tag bei Tische ergingen sich unsre Eltern im Preise der Anstalt, ihrer Leiter, des blühenden und zufriedenen Aussehens der Zöglinge. Fräulein Marie und auch wir Kinder wurden aufgefordert, unsre Meinung zu sagen. Wie das Urteil der andern ausgefallen ist, weiß ich nicht mehr, ich weiß nur, daß ein Gelächter sich erhob, als ich erklärte, Mutter zu sagen zu einer fremden Frau würde ich *meinen* Kindern nie erlauben!

Bald darauf standen die Brüder im Speisezimmer, eingeknöpft in ihre kleinen Paletots, die Hüte in der Hand, zum Fortgehen bereit. Aus den hellblauen Augen des jüngeren sprach eine schmerzliche Betroffenheit. Sollte mit ihm nicht etwas geschehen, das eigentlich unmöglich war, sollte er nicht fort von Zuhause? Der ältere hatte den Kopf von ihm abgewandt, er wollte ihn nicht ansehen, sein Anblick hätte ihm zu weh getan. Wir kannten ihn, Fritzi und ich, wir wußten, was in ihm vorging. Er hatte jetzt nur eine Sorge. Wie wird es dem Kind ergehen im Institute? Unter allen Buben, die dort sind, wird er der jüngste und schwächste sein und sein starker Bruder wird vielleicht nicht immer zurecht kommen können, um ihm beizustehen, wenn er sich in Händel einläßt, der leicht gereizte, streitbare Kleine. Keiner der

beiden sprach, und auch wir brachten kein Wort heraus, und es war, als ob die Scheidenden uns fast schon entfremdet wären. Wir betrachteten sie von einer Fenstervertiefung aus und der Druck einer beängstigenden Befangenheit, eines peinlichen Zwiespalts lag auf uns.

Warum schickt man sie fort, diese zwei Kinder, die ein gutes Daheim, die Eltern und Geschwister haben? Es ist nicht recht, sie fortzuschicken unter fremde Menschen. Aber die Eltern tun es, und was sie tun, hatten wir von klein auf gehört, ist immer recht.

Der Wagen wurde angemeldet, Papa kam aus seinem Zimmer, und aus dem ihren, von der entgegengesetzten Seite, kam Mama. Sie umarmte beide Buben und ermahnte sie, recht brav zu sein, sie würden dann schon am nächsten Sonntag wiederkommen dürfen.

„Und dableiben?" Ich glaube, wir riefen das alle zugleich wie aus einem Munde, und die Enttäuschung war bitter, als es dann hieß: „Ja, ja, den ganzen Tag."

Papa schritt der Ausgangstür zu: „Sagt Adieu und kommt!" sprach er, und es war leicht, aus seinem strengen Tone eine unterdrückte Rührung herauszuhören.

Von einigen der Notizbüchlein, die ich damals immer nebst Bleistift und Federmesser in meiner Tasche herumtrug, sind noch Rudera erhalten. Ein liniiertes Blättchen kam mir neulich in die Hand, auf dem, kaum noch zu entziffern, geschrieben steht:

„Die Brüder sind heute fort. Ich habe einen Schmerz in meinem Herzen. Der ist viereckig und hat Ränder, die sind scharf. Er hat auch Spitzen."

Am nächsten Sonntag hatten die Knäblein wirklich „Ausgang". Papa holte sie selbst im Institute ab. Sie waren traurig und gedrückt, und der Kleine vertraute mir geheimnisvoll an: „Was dort für Buben sind! . . . Wie die sind! Das kannst du nicht denken, wie die sind!"

Ihre Ferienzeit brachten die Brüder in Zdißlawitz zu, und wir verlebten gute Tage mit ihnen. Einer der Vorsteher der Anstalt, Herr Hönig, hatte sie begleitet. Er war mit Monsieur Just an Liebenswürdigkeit, Lustigkeit, an Erfindungsgabe bei den Spielen nicht zu vergleichen, aber ein vortrefflicher Mensch, ein wahrer Freund seiner Zöglinge. Sie hatten leider bald das Mißgeschick, ihn zu verlieren; er trat, wenn ich nicht irre, eine Professorstelle an einem Gymnasium an. Sein besonderer Schützling, der kleine Victor, war ganz untröstlich und schrieb an Papa: „Ich habe drei Tage um Herrn Hönig geweint."

In demselben Herbste begab sich das für mich vielleicht denkwürdigste Ereignis meiner Kinderjahre: Mama schenkte mir zu meinem Geburtstage Schillers sämtliche Werke in einem Bande. Ein großes, dickes, prächtiges Buch, eng gedruckt, ein Reichtum, nicht zu erschöpfen, und wenn ich hundert Jahre alt würde. In den ersten Tagen, im ersten Rausche des Besitzes, war von systematischem Lesen nicht die Rede. Ich glaube, daß es eine der Balladen gewesen ist, die mich umfing wie eine feurige Umarmung und mich erhob in ein Bereich nie geträumter Herrlichkeit. Das gibt's? — das gibt's? — das ist eingefangen da auf diesen Blättern, und wenn man seine Augen auf ihnen

ruhen läßt, steigt es herauf, durchtränkt die Seele, prägt sich dem Gedächtnis ein, und man hat es, man kann es vor sich hersagen und sehen, was er gesehen hat, dieser Dichter, und uns darstellt mit prunkvollen Worten, wie nur der Eine, Einzige sie sprechen konnte! Das Titelbild, ein Stahlstich nach der Schillerstatue von Thorwaldsen, stellte mir den Dichter in edelster Erscheinung dar. So mächtig, so voll Größe und Kraft, und das schöne Haupt doch gebeugt unter der Last des schweren Kranzes. Selbst errungen, der überreiche, der ihn nun bedrückte. Klar wurde es mir freilich nicht, daß der Bildhauer vielleicht diesen Gedanken hatte ausdrücken wollen; nur als etwas Unbestimmtes, unsagbar Anziehendes, kam es mir zum Bewußtsein. Marie und meine Schwester fanden mich einmal in die Betrachtung des Bildes meines vergötterten Dichters versunken, und ich machte sie auf sein unter dem Kranze gesenktes Haupt aufmerksam. Da legte Fritzi ihre Hand auf meinen Scheitel und sagte:

„Sie glaubt gewiß, daß auch sie einmal einen solchen Kranz auf ihrem Kopf haben und so dastehen wird."

Sie hatte das liebreich, mit ganz harmlosem Spott gesprochen und mich trotzdem schwer beleidigt. Gerade jetzt meldete „es" sich nicht mehr. Seitdem ich im Besitze meines Schiller war, lebte ich nur in ihm, und seine Gedichte unermüdlich herzusagen, machte jetzt mein Glück und meine Freude aus. Wie oft mußten die alten, vertrauten Lindenbäume unsrer Allee den Eichwald brausen hören! Wie oft rief ich ihnen, die gewiß darüber staunten, zu: „Ich habe gelebt und geliebet!"

Alles wiederholt sich im Leben, weil wir selbst uns immer wiederholen, und wie ich einst mit allen meinen Gedanken und Gefühlen in der Haut eines kühnen Drachentöters oder eines armen, verfolgten Stieftöchterleins gesteckt hatte, so war ich jetzt abwechselnd eine oder die andre Heldengestalt Schillers und nahm zum Erstaunen meiner Umgebung plötzlich laut Abschied von meinen geliebten Triften oder forderte mit ungestümem Pathos Gedankenfreiheit.

Böse Stunden der Reaktion stellten sich allerdings auch ein, ich konnte auch Entrüstung empfinden über meinen Abgott. Er hatte mir mit der matten Limonade und mit verschiedenen Grobheiten, die der alte Miller seiner Frau sagt, „Kabale und Liebe" verunstaltet, und sehr lächerlich kamen die Gedichte an Laura mir vor. Ich erlaubte mir sogar, eines von ihnen zu travestieren, und wurde dafür von Marie tüchtig gezankt. Sie bedauerte, daß Mama mir ein Kleinod in die Hand gegeben habe, dessen Wert zu schätzen ich noch ganz und gar nicht vermöge. Ich würde mir sonst eine Kritik nicht erlauben — aus Pietät. Zur Pietät aber fehle mir die Reife.

Sie fehlte mir allerdings auch zur Würdigung dieser Strafpredigt. Viel später erst ging ein Verständnis des innigen Zusammenhangs zwischen Unreife und Mangel an Pietät mir auf. Aus tausenden von Lehren, die das Leben uns erteilt, aus täglichen Erfahrungen können wir es schöpfen. Pietät ist immer nur die Frucht der edlen Ausgeglichenheit, die man Reife nennt. Die Jugend weiß nichts von ihr und ewig unerreicht bleibt sie den Halbgebildeten, den Vorurteilsvollen, den Parteilichen.

(Weitere Abschnitte folgen.)

Aus Friederike Bruns Tagebuch.

Mitgeteilt
von
Louis Bobé.

Wenn der einst so gefeierte Name der Schriftstellerin Friederike Brun geborenen Münter sowohl in Deutschland wie in Dänemark auch heute noch unvergessen ist, so dürfte dies weniger ihrer eignen, umfassenden literarischen Tätigkeit als ihren oft tief eingreifenden Beziehungen zu den hervorragendsten Menschen jener großen Kulturepoche beizumessen sein. Friederikens Vater, Dr. Balthasar Münter, aus einem alten, angesehenen Lübecker Kaufmannsgeschlecht, war Superintendent in Gräfentonna bei Gotha, wo ihm die Tochter am 3. Juni 1765 geboren ward, folgte jedoch bald darauf einem Rufe als Hauptprediger der deutschen St. Petri-Gemeinde in Kopenhagen.

Als der beliebteste Kanzelredner der dänischen Hauptstadt genoß er dort eines hohen Ansehens und lebte in innigem Verkehr mit dem nordischen Schriftstellerkreis, der damals unter dem Schutze des Ministers Grafen Bernstorff in Kopenhagen weilte. Männer wie Klopstock, Gerstenberg, Cramer, Resewitz, Funk, Niebuhr der Ältere, die Gebrüder Stolberg, Schönborn und Basedow gingen im väterlichen Hause fast täglich ein und aus. Mit ihrem um wenige Jahre älteren Bruder, dem nachmaligen berühmten Archäologen, Kirchenhistoriker und Bischof von Seeland, Friedrich Münter, genoß sie eine sorgfältige Erziehung, im Winter in der traulichen Pfarrwohnung, im Sommer in dem idyllischen Gartenhause am See vor dem Stadttor.

Lebensfroh, gesellig und anmutig, ward die sechzehnjährige Friederike bald von Bewerbern umschwärmt; der Bevorzugte, dem sie ihre Hand reichte, war der frühere dänische Konsul in St. Petersburg Konstantin Brun, aus Wismar gebürtig, der sich als Administrator des westindischen Handels in Kopenhagen angesiedelt hatte. Er war ein finanzielles Talent ersten Ranges, ein ehrenhafter und gewissenhafter Charakter; aber die geistigen Interessen beider Gatten gingen früh auseinander, und nur die ersten Jahre ihres jungen Mutterglücks waren völlig ungetrübt. Kurz nach ihrer Verbindung begleitete sie den Gatten nach Stockholm und St. Petersburg, wo sie die Kaiserin Katharina in nächster Nähe sah. „Welch eine strahlende Majestät in Gang und Stellung," heißt es

in ihrem Tagebuche; „welch eine holdselige Freundlichkeit in ihrem Geist und Wesen!“ Auf der Rückreise verweilte sie fast zwei Monate in Hamburg mit Klopstock, der ihre ersten Lieder als „zu gut für den Reim“ erklärte und ihr ins Reisetagebuch das Versmaß der alkäischen Ode eintrug.

Im strengen Winter 1788—89 ward sie in einer Nacht taub und blieb seitdem schwerhörig — ein Leiden, das eine gewisse melancholische Empfänglichkeit ihres Wesens steigerte.

Begleitet von Baggesen, dem sie bereits seit Jahren ein warmes Interesse betätigt hatte, unternahm sie 1789 eine Sommerreise durch den Harz, Klopstocks Cheruskerland, und nach dem Bade Pyrmont, die ihr Begleiter in seinen „Dichterwanderungen“ unter dem Titel „Das Labyrinth“ geschildert hat, einem Buch, das noch heute zu den klassischen Schätzen dänischer Literatur gerechnet wird. In Göttingen las ihr Bürger in dem Fensterbogen der Ruine Plesse seine Gedichte „Elegie, als Molly sich losreißen wollte“, „Das Blümchen Wunderhold“ und „Das Hohelied von der Einzigen“ in ergreifender Weise vor. Sie fand den Dichter „allein, verlassen und verkannt“ und lud ihn zu sich ein nach ihrem Landsitze, dem schönen Sophienholm bei Kopenhagen. „O liebe, liebe Friederike,“ schrieb Bürger der Heimgekehrten, „was für selige Stunden träume ich mir bei Euch beiden, herzensguten Leuten, Mann und Frau, in Eurem hellen, heitern Hause mit der herrlichen Aussicht in die große, schöne Natur!“

Den Winter 1790 verbrachte sie, in Begleitung ihres Gatten und ihrer beiden ältesten Kinder, in Paris, das damals von den ersten Stürmen der Revolution bewegt war. Wiederholt besuchte sie die Oper, wo Lafayette beim Eintreten in seine Loge der Gegenstand jauchzender Huldigung war, und die Nationalversammlung, wenn Mirabeau sprach, dessen Organ von schneidender Schärfe war, und „dem die Worte wie ein Katarakt enttönten“. Im folgenden Frühling, in der Schweiz, machte sie die Bekanntschaft Friedrich von Matthissons, dessen sanfte, naturschwärmende Elegien ihr schon zuvor lieb und vertraut waren, und seines Freundes Bonstetten, welcher „der platonische Begleiter“ ihres späteren Lebens ward. Durch diesen bei Johannes von Müller eingeführt, gab sie nachmals (1802) dessen Briefe an Bonstetten unter dem Titel „Briefe eines jungen Gelehrten an seinen Freund“ heraus, „eine Gabe der Freundschaft des Empfängers an sie“.

Ihre Gedichte, mit einer Widmung an Bonstetten, zuerst 1795 unter der Ägide Matthissons erschienen, erlebten schon 1798 eine zweite Auflage. In dieser Sammlung findet man das 1792 entstandene Gedicht „Ich denke dein“, dessen Ton sie sozusagen Matthissons ebenso beginnendem Lied entlehnt hatte. Zelters schöne Komposition übte einen „unglaublichen Reiz“ auf Goethe aus, der es wiederum nachdichtete; oder, wie er sich ausdrückt: „ich konnte nicht unterlassen, selbst das Lied dazu zu dichten.“

Ihr erster Besuch Roms, das seitdem „die Stadt ihrer ewigen Sehnsucht und Liebe blieb“, fällt in das Jahr 1795—96, und hier schloß sie sich aufs innigste an Angelika Kaufmann an. Ihre Charakteristik der Künstlerin stimmt genau mit dem Eindruck, den Angelikas Selbstporträt in den Uffizien auf

den Beschauer hinterläßt, ebenso mit Herders Äußerungen über sie (Goethe-Jahrbuch VII): „Die Angelica ist eine liebe Madonna, nur in sich gescheucht und verblühet auf ihrem einzelnen schwachen Zweige." Angelika Kaufmanns neuester Biograph, F. A. Gerard (London 1891), verwechselt in seiner Erwähnung unsrer Dichterin Friederike Brun mit der Malerin Vigée le Brun (!).

In Rom waren Zoega, Fernow und Hirt ihre täglichen Begleiter. „Beneide mich um die Führer," schreibt sie, „unter denen ich Glückliche wählen darf." Auch Matthisson, seit 1794 Lektor und Reisebegleiter der Fürstin von Dessau, weilte damals in Rom. In Neapel erwarb sie Tischbeins Bild „Orestes und Iphigenie", welche Gestalten nach Friederike Bruns Aussage unverkennbar die Züge Goethes und der Lady Hamilton trugen. Die hübsche Skizze, die Ruland (Goethe-Jahrbuch IX, 222) als verschollen bezeichnet, ist noch im Besitze der Brunschen Familie in Kopenhagen.

Ihre schwankende Gesundheit führte sie in den Jahren 1801—1803 wiederum in die Südschweiz, wo sie nunmehr, in Genf und Coppet, Frau von Staël kennen lernte, die ihr „das Ideal eines Weibes" blieb. „Ihr Leben ist ewiger Geistesaufwand," heißt es; „sie redet nur in Wetterleuchten des Witzes, welches ihre Unterhaltung unwiderstehlich anziehend und begeisternd macht. Welch ein unausschöpfbares Leben durchwallt dies interessante Weib! Vom Morgen bis in die späte Nacht arbeitet, schafft, wirkt, denkt und empfindet sie! Ich liebe ihr großherziges, kühnes, freyes Wesen mit der ganzen Fülle des meinigen."

Auch über Necker enthält Friederike Bruns Tagebuch schöne und interessante Stellen. „Wenn ich Necker ansehe und ihm gegenüber die Gipfel des Montblanc vom letzten Abendschön geröthet, trifft die hohe Allegorie der Natur meine Einbildungskraft. So steht er da! unter ihm weggedämmert sind die größten Begebenheiten, die merkwürdigsten Erscheinungen, welche je das Leben eines Menschen bewegten und umgaben. Nun herrschen um ihn Stille und Vergessen der Vergangenheit." Die noch erhaltenen Briefe der Frau von Staël an Friederike Brun sowie der warme Nachruf, den diese der voraufgegangenen Freundin (1817) widmete, zeugen von dem innigen Verhältnis beider geistig so bedeutenden Frauen: „C'est une personne, qui est centre parce qu'elle est foyer, et que chacun trouve auprès d'elle l'aliment de son âme." schreibt Frau von Staël 1808 von Friederike Brun.

Ihr zweiter Aufenthalt in Rom währte von 1805—1810. Den geistigen Inhalt ihrer Erlebnisse daselbst legte sie in ihrem erst 1833 erschienenen Buche „Römisches Leben" nieder, das unter ihren Prosaschriften den ersten Rang behauptet. Lebhafte, fesselnde und oft amüsante Schilderungen des römischen Volkslebens, wie es sich damals noch in voller Farbenpracht entfaltete, wechseln mit glaubwürdigen, häufig geistvollen Charakterbildern der vielen denkwürdigen und interessanten Persönlichkeiten, mit denen sie in dortigen deutschen Künstlerkreisen verkehrte, und zu denen, außer den alten Freunden, jetzt auch Wilhelm und Karoline von Humboldt gehörten.

Wenn Friederike Brun wiederholt, aber leider vergebens, ihre Landsleute aufgefordert hatte, den künstlerischen Nachlaß Carstens' zu erwerben, so ver-

mochte sie doch ihren kunstliebenden Freund, den Prinzen von Caposele, dazu, in der ihm gehörigen Villa am Gaetabusen bei Formia, in der die Archäologen jener Zeit Ciceros Formianum sehen wollten, Ausgrabungen anzustellen. Der Fürst gab später ein Prachtwerk heraus, enthaltend die Ergebnisse seiner archäologischen Forschungen, das mit einer Widmung an Frau Brun eröffnet wird. Ihr bleibt immerhin die Ehre, zu den ersten gerechnet zu werden, die zu den späteren Ausgrabungen der Via Appia die Anregung gegeben haben; ebenso wie sie es war, von der Fernow in der an sie gerichteten Widmung seiner Abhandlung über Canova („Römische Studien") sagt: „Ohne Ihre Vermittelung hätte der wackere Thorwaldsen eben zu der Zeit, als die Früchte seiner Studien zu reifen begonnen, Rom verlassen und heimkehren müssen."

Von den übrigen Prosaschriften der Frau Brun erwähnen wir „Sitten und Landschaftsstudien von Neapel und Umgegend" (1818), ferner die von Böttiger herausgegebenen „Briefe über die Verfolgung, Gefangennahme und Verbannung des Papstes Pius VII." (1808—1810), auch heute noch wertvoll durch die mannigfachen Züge aus dem Leben der bedeutenden Männer und Frauen jener römischen Kreise, so z. B. Lucien Bonapartes. Ihre Jugenderinnerungen (bis 1780) hat sie liebenswürdig und nicht ohne Humor erzählt in dem Büchlein „Wahrheit aus Morgenträumen" (Aarau 1824) mit dem Anhang „Idas ästhetische Entwicklung", der die Bildungsgeschichte ihrer Tochter, der nachmaligen Gräfin Bombelles, enthält.

Friederike Bruns Gedichte liegen in drei Bänden vor, der letzte von 1820 unter dem Titel „Neueste Gedichte". Während wohl die meisten Lyriker ihr Bestes in jungen Jahren geben, ist mit Frau Brun das Umgekehrte der Fall. Mit wenigen Ausnahmen schließen ihre Lieder, bevor sie die Mittagshöhe des Lebens überschritten hatte, sich genau an ihre Vorbilder, an Klopstock, Stolberg, Hölty und Matthisson, so daß sie häufig nur als mäßige Nachbildungen bezeichnet werden können. Ums Jahr 1810 tritt aber ein Wendepunkt ein. Die Dichterin findet Stoffe in der dänischen Volkssage und schreibt eine Reihe hübscher Romanzen und Balladen, so z. B. Das Mädchen von Mona, Frau Ellen und den Lucienhügel.

Die großen Weltbegebenheiten der Jahre 1812–1815 gaben ihrer Dichtung einen neuen Flug. Mit ihrem glühenden Haß gegen Napoleon stand sie ziemlich vereinsamt in Dänemark; König Friedrich VI., sein Hof und sein Volk hatten den Engländern den Überfall auf Kopenhagen 1807 nicht vergessen. Frau Bruns Sympathien standen auf der andern Seite, und Napoleons Rückkehr von der Insel Elba inspirierte sie zu einem Gedichte, dem wir folgende Strophen entnehmen:

Doch hob er noch frech den Scheitel empor,
Der in Wüsten so Mann als Roß verlor,
Da sank Nacht ihm herab vor dem hellen Blick,
Und er strauchelt' in eigenen Netzes Strick,
Denn sein Haupt war von Erz
Und sein Busen war Stein:
Gefühlet hat er nie fremden Schmerz
Und nie empfunden der Menschheit Pein!

Ihre letzten Gedichte, „Lieder an Hellas“ (1826), verherrlichen die Freiheitskämpfe der Griechen.

Seit 1810 bis zu ihrem Tode verließ die Dichterin Kopenhagen kaum noch. In ihrem schönen Sommerheim Sophienholm sammelte sie noch ein ganzes Menschenalter hindurch alle bedeutenden Schöngeister, Künstler und Gelehrten Dänemarks um sich, Oehlenschläger, Baggesen, Heiberg, Hauch, Ingemann, den Komponisten Weyse und viele andre.

Als Baggesen 1820 sein Vaterland verließ, um es nicht mehr wiederzusehen, spendete sie ihm einen goldenen Becher, eine treue Kopie des in Persien gefundenen Basreliefs mit Anspielung auf den Perserkönig Dschemschid und begleitete die sinnige Gabe mit folgenden Strophen:

Empfange Dschemschids Becher
Aus deiner Freundin Hand!
Tief schöpftest, weiser Zecher,
Du aus dem heil'gen Becher
Vom Grunde bis zum Rand!
Drum hallen deine Lieder
In unsern Herzen wider —
Enttönend goldnen Saiten,
Ein Strahl aus Ewigkeiten
Wie Dschemschids Bechers Rand.

Als eine der letzten und ausgeprägtesten Zeuginnen jener Zeit „der weicherschaffnen Seelen“ ist Friederike Brun am 23. März 1835 aus dem Leben geschieden.

Auf ihren vielen Reisen führte Friederike Brun umfangreiche, noch bewahrte Tagebücher, die sie größtenteils später, verknüpft und ausgearbeitet, in ihren gedruckt vorliegenden Schriften verwertet hat. Nur ein Stück ihres handschriftlichen Nachlasses, Aufzeichnungen aus dem Sommer 1795, in dem sie Karlsbad, Jena und Weimar besucht hat, ist noch ungedruckt. Es trägt den eigenhändigen Vermerk vom Jahre 1813: „Einst zur Charakteristik trefflicher Menschen zu nutzen.“ Selbst ist sie nicht mehr dazu gekommen; doch enthalten sie so viel Wertvolles, daß wir sie nachstehend in wortgetreuer Wiedergabe folgen lassen.

I. Tagebuchaufzeichnungen aus Karlsbad.

Juni bis Juli 1795.

Karlsbad 14. — 15. — 16. Juni. — Die Gesellschaft hier erscheint mir höchst uninteressant, meistens böhmischer u. österreichischer Adel. Alte adelige Schachteln, die allen Schmelz der Wiesen an ihren dünnen Gestalten umhertragen und alle rostigen Vorurtheile auf Ihren Nasen. General Graf Nienport, Gräfin Sternberg und Tochter aus Wien, Herr Oberjägermeister von Pleß hatte mich schon in Wörlitz besucht. Eine sehr schöne, feine und gute Phisionomie. Er hat mir viel Gutes vom Fürsten von Dessau gesagt. —

Den 18ten Abends mit der Frl. von Göchhausen, Hofdame der Herzogin von Weimar, urbanes, geschentes Mädchen, ein bischen Sächsisch fein ist Sie wohl dabei.

Den 20t. Frau von Oberg, gebohrne Busch, Freundin von Fr. Leop. Stollberg. Frau von Ende, geb. Schwarzenfels. Alter lieber biederer Graf Pergen, Marianne Breuners Vater.

4. — 5. — 6. Juli. Ich habe hier ein paar verwandte Wesen gefunden. Mariane Mayer u. Sarah Wolff aus Berlin. Meines trauten Christian Bernstorffs Herzensfreundin, wie Matthison mir. Beide unglücklich, liebenswürdig, für dies Dasein ungenossen und ungenießend dahin gewelkt. Beide durch das Unglück unaussprechlich zart u. gefühlig gebildet. Die Älteste hat viel mit Mendelssohn, Lessing ꝛc. in früheren Jahren gelebt. Beiden hat Liebe das Herz gebrochen.

7. — 8. — 9. Juli. Viel mit den Meiers gelebt u. ihre Freundin Levin kennen gelernt, ein gar lebendiges, sinnreiches Geschöpf, die aber ganz den interessanten Pli der jüdischen Weiber hat. Hübsch und so gutmüthig, wie klug. Abends brachte mir die brave Goechhausen den Goethe. Anspruchloser wie er es ist in seinem Reden und Schweigen, in seinem Gehen und Stehen, ist es unmöglich zu sein. Sein Gesicht ist edel gebildet, ohne gleich einen innern Adel entgegen zu strahlen, eine bittere Apathie ruht wie eine Wolke auf seiner Stirn. Bei einem schönen, männlichen Wuchs fehlt es ihm an Eleganz, und seinem ganzen Wesen an Gewandheit; ist das der Günstling der Musen und Grazien? Dies der Schöpfer des Tasso, des Egmonts, und der Iphigenia, des Werthers und Götz, des Faust, und ach der Sänger jener herzempörenden und herzstillenden, jener sanft einlullenden und aufschreckenden Lieder? Ich sah nur den Verfasser des Wilhelm Meister diesen Abend, und auch der ist aller Ehren wert. — Da faßte mich bei einem Gedanken, aus dem der seinige zurück strahlte, plötzlich sein Flammenauge, und ich sahe Faust's Schöpfer. Ich sehe ihn seitdem täglich und versäume keine Gelegenheit ihn zu sehen. Anfangs quälten mich seine Blicke, die ich immer auf mir und an mir empfand, wenn ich ihn nicht ansah, und die dann die des forschenden Beobachters waren; und des Beobachters ohne Hoffnung und Glauben an reinen Menschenwerth, der nur neue Gestalten zu seinen lebenvollen Gemählden sucht und in die Welt sieht wie in einen Guckkasten. Gestern und heute ist er sehr liebenswürdig und traulich gewesen und ich habe zuweilen den Werther und Egmont hervorleuchten sehen, ob ich den Tasso und die Iphigenia erblicken werde? Das Glück hat ihn verzogen und die Weiber. Er hat geschwelgt ohne zu genießen, genommen ohne zu geben, ob je in seinem Herzen der reine Ton der Liebe wieder erklingen wird? Er hat viel geredet und immer als ob's halb im Scherz wäre, aber im bittern Scherz herrliche Sachen gesagt über Kunst, Epigramme, Elegisches, Improvisiren, Liebe als Mittel zum Zweck, über Hoffnung, die in ihm erstorben ist, von seiner äußersten Empfänglichkeit durch Phantasie bei Gelegenheit der Kupfer zu Wielands Werken. Ärgerlich ist's, daß er seine Paradoxe, wenn man ihm drüber zu Leibe geht, oft mehr wie halb zurück

nimmt, so daß sie darüber nicht selten zu Gemeinplätzen werden. Nun hab ich doch ein Interesse hier und nun fängt die Kur auch an, mir zu bekommen; ach, bei aller Erinnerung ist's doch etwas elendes um eine öde Gegenwart! Ich gerathe immer mit dem Goethe in sehr lebendige Unterhaltung. Er redete über die stille Hoffahrt und den Übermuth der Dänen, der sich, wie er neckend versicherte, in mir besonders offenbahre. Er oeffnet mit viel Bonhomie sein Inneres, in dem sich mir ein reicher Fond von Wahrhaftigkeit und Billigkeit offenbart. Übrigens war er heut (dies ist alles beim Sprudeltrinken auf und ab geredet) schrecklich paradox, und ich ergrimmte über sein Wegwerfen der Erinnerung, „die Gegenwart ist die einzige Göttin, die ich anbete," sagte er — über seinen Unglauben an intellektuelle Freundschaft. „Freundschaft werde durch Verhältnisse genährt" (daß sie aus Simpathie entstünde, gab der Sünder doch zu) und wenn diese sich änderten oder aufhörten, stürbe sie Hungers. Ich ward zur Salzsäule! Da kam die Rede vom seligen Moritz, mit dem er viel in Italien gelebt, und da war er so weich und gut und lobte und bedauerte den Moritz so aus meinem Herzen heraus, daß ich ihm hier alles verzieh. Einmal sagte er: „Niemand hat Mitleiden mit mir, wenn ich klage" (es war Scherz) ich sagte ihm ernst „ich habe bei manchem Ihrer Lieder inniges Mitleiden empfunden". — „O ja, ich war wohl unglücklich in diesen Augenblicken, aber dergleichen muß man abschütteln," — „Nein nicht abschütteln! durch Arbeiten und in sich zur Heiterkeit verwandeln," — sagte ich; denn seine Gleichgültigkeit ohne Heiterkeit und daß er schon so ganz mit den Menschen abgerechnet hat, ist mir schrecklich.

Juli 12. Heute sah er zuweilen leibhaftig aus wie sein Faust. Bald glaubte ich ihn auf dem Faß zu sehen, und dann glaubte ich wieder der Gottseibeiuns würde ihn auf der Stelle holen. Heute hatte ich eine sehr lehrreiche Unterhaltung über Italien mit diesem Proteus; „er habe seinen Zweck während seines 2jährigen Aufenthalts doch nicht erreicht, und warum? Denn wirklich, mir ist unbegreiflich was dieser Adler nicht erreichen könnte, wenn er will. Er habe wollen so ins Anschauen der Kunst sich vertiefen, daß diese Vorstellung ganz objektiv, und sein ganzes Wesen, seine Ichheit in's Anschauen der Schönheit übergegangen wäre, er so zu sagen sein Selbst darin verlohren hätte!" Ich sagte ihm, dies sey noch aus der Agathonischen Schwärmerei von intellektueller Schönheit. O, Goethe wie irret Dein großer Geist umher! Die Erde war Dir zu niedrig und Du verschmähst den Himmel, welche Stunde wird die Deines Erwachens sein? Nun schwebt er zwischen Himmel und Hölle. Wenn Dein Sonnenblick sich dem neuen Lichte oeffnet, dem Du ihn mit wahrer Herzenshärte verschließest; was hat Dich zu diesem Trotze gegen alles das gebracht, welches doch so göttlich aus Dir redet? Denn wirklich ist in gewissen Momenten ein Blick in Goethes Auge ein Beweis für Unsterblichkeit mehr. Heute redete ich viel mit ihm über seine häuslichen Verhältnisse, seine Freunde, seinen Knaben. Wie er aus Scheu vor einer genauen Verbindung nach und nach mit einem Wesen, das Gleichheit der Denkart und Handlungsweise ihm lieb gemacht habe, in die genaueste [Verbindung] gerathen sei. Ich sagte ihm meine Freude an

seiner Wahrhaftigkeit und Billigkeit. „Das erste ist man, weil man muß, das zweite so viel man kann," sagte er sehr bescheiden. Wir freuen uns aufrichtig unseres Bekanntwerdens, und er schließt mir von seinem Innern auf mit einer Treulichkeit, für die ihm mein Herz Dank weiß. Über Poesie, daß sie keinem Gesetz unterthan sey, als dem der Schönheit, und frei zwischen Himmel und Erde herum schwebe und sich keine Fesseln anlegen lassen müsse. Über Erziehung. Er hat einen Jüngling von 20 Jahren seit dem 5. gebildet, nun erzieht er nach denselben Grundsätzen sein Kind von 6 Jahren. „Daß man das Kind auf eignen Beinen stehen, mit eignen Augen sehen lasse, auf daß es selbstständig bleibe," ist ihm wie mir eine Hauptsache. Wirklich und wahr! Das erste ihm oft mehr wie das letzte, kraft seiner Anbetung der Gegenwart. Er scheint sehr kinderlieb zu sein. Am Abend war er hier bei uns mit der kleinen Levin und der Unzelmann, die sehr verständig thut und etwas Treuherziges in ihrem Blick hat, welches mir gefällt. Sein Ton mit Frauen, die nicht streng auf sich halten, ist nicht fein, und an zarter Grazie fehlt's ihm überhaupt. Der Herr Rittmeister von Gualteri war ungebeten dazu gekommen, ein avantageuser kät, mit dem Goethe zu meinem Erstaunen sehr bekannt und vertraut thut, ihn aber dabei heimlich schraubt. Er sagte viel Treffliches über Theater und Kunst, daß man die Grenzen des ersteren nicht erweitern sollte. Moritz originale Idee mit dem Menschenantlitz im Meergewoge, als der vollendetesten Bildung, aus ungeheurer Formlosigkeit hervorgegangen. Ein sinnreicher Mythos! Über das Theater der Italiener, es habe eine bestimmte Norm und drehe sich im engen Kreise, in dem es vollkommen sey. Vergleich mit dem Französischen. Schönes Wort von Goethe über Schönheit, wie ich nach Moritz' Äußerem fragte: „In Ihren Kinderjahren würden Sie ihn schön genannt haben" (ich hatte ihm nämlich gesagt, wie ich Physionomie und Bildung verwechselte als Kind). „Das ist die Eigenschaft, die die Menschheit vor allen andern organisirten Wesen unterscheidet, daß wir freilich alle schön sein sollten, daß es aber nichts dazu thut, wenn wir's auch nicht sind, weil die Moralitet aus uns spricht" — und die Seele von Innen heraus das Ungebildete bildet und adelt, setzte ich hinzu, „Das nennen wir andern Menschen nun nicht so," sagte er etwas trocken und nicht ohne Bitterkeit. Wie er sich aus diesem Widerspruch heraus wickeln wird, soll mich verlangen. Er hat sehr viel mimisches Talent und kann aussehen wie der lebendige Miltonische Teufel, doch ist's Schade um ein so edles Gebilde, es verzerrt zu sehen! Mittags mit meiner kleinen „Heidelbeere" Levin geschwatzt, es ist ein herziges, sinnvolles Wesen, die so rein und unbefangen aus dem Schatz ihres guten Herzens mittheilt. Frl. von Bradele Hofdame aus Dresden. Eine Bachantin aus der Niederländischen Schule. Goethe studiert sie. Baron von Just aus Dresden. Feiner Fuchs, doch noch nicht fein genug.

Nachmittags kam Goethe, um mit mir zu Sarah und Marianna zu gehen; bis ich fertig war, lies er Lotte[1]) lesen. Er hat so viel Kindlich-

[1]) Friederike Bruns Tochter.

keit und Einfalt in seinem Wesen wie alle erhabenen Geister. Bei Meiers war er gar hold, und Marianne, die holde Seele, geht ihm ans Herz. Er ist fertig mit dem 3ten Theil von Meister. „Ich bin der Redacteur jetzt, und sehe das Ding nach, wie das Werk eines Verstorbenen."

Kircheisen, Präsident des ehrwürdigen Kammergerichts von Berlin, edles Bild der Redlichkeit und freien Muthes, einfach und anspruchslos, wie das alle vorzügliche Menschen sind. Sie sehr sanft und liebenswürdig. Nachmittags auf dem Ball. Frau von Dieden, Gemahlin des dänischen Ministers zu Regensburg. Die Frau hat mich eingenommen durch ihre edle Bildung, sa douce aménité und den schönen Blick ihrer schönen Augen, in dem wie in ihrem ganzen Wesen Geist, Verstand und milde Güte mit süßer Melancholie verschmolzen sind. Sie soll voller Talente sein, hat 2 erwachsene Töchter. Kleine Pohlin, mit der Goethe viel sprach. Ein stiles, liebes Wesen. Goethe liebt die Leidenden und gesellt sich sanft und theilend zu ihnen. Wir redeten über das große unerschöpfliche Sujet „den Menschen". Wie kein Mensch die ganze hehre Form u. Würde der Menschheit ausfülle und erreiche. Wie jeder Mensch in seinem Innern eine ganze Weltgeschichte erlebe. Über Kinder, man muß ihren Begierden entgegen kommen. Je lebhafter sie sind, um desto mehr, — weil nur aus innerer Begierde u. äußerem Widerstand Unwahrheit geboren wird. Aber ich mag's nicht mehr abschreiben und skelettiren was er mit lebendigem Feuergeist gesagt und von sich offenbart. Nur so viel, es ist unmöglich unmaaßgeblicher und anspruchsloser zu sein, — ach, seine Forderungen sind nur zu eingeschränkt, nur wenige Worte über das Leiden, das er erduldet, ehe er nach und nach dahingekommen, wo er nun sei. „Es war gräßlich oft," und wie er sein Wesen in hohem Grade dem Publikum mitgetheilt, „aber mit großen Lücken," wie die zwischen der Iphigenie, dem Tasso und Faust. Alle seine neuen Produkte lagen 18 — 15 — 10 Jahre da. —

Mit Meyers, Goethe, den Diedes abwechselnd gelebt. Diese Familie ist ganz liebenswürdig. Die Töchter fein gebildet u. erzogen. Der Vater bieder und verständig. Über Italien wo er 2 mahl und lange war mit ihm geredet. Abends war Goethe wieder etwas Faustinisch wild (wie er es leider Frauen, die ihm nur schön sind, gegenüber leicht wird) doch sagte er herrliche Sachen über 1) Voß, seine Luise, Odyssee, 2) über das Briefschreiben.

19./20. — ditto verlebt. Jetzt da Karlsbad mir anfängt, durch Menschen interessant zu werden, muß ich davon. Abend still und ruhig mit Goethen, Mariannen und Sarah. Meine Bosheit von voriger Mitternacht fehlte noch, um uns zu Freunden zu machen. Lieblicher Morgen mit der kleinen Pohlin, die mir holde Lieder vorsang, voll von süßer Melancholie. Sie hängt mit sanft simpathetischem Gefühl an mir. Dann mit Goethe gefrühstückt und spatzieren gegangen. Ganz öffnete er mir sein Herz und ließ mich in seine Verhältnisse blicken. Dieser außerordentliche Mensch konnte freilich nicht auf gewöhnliche Weise sein viel forderndes Herz und seinen ungestümen Sinn befriedigen. Innig erfreu ich mich, ihn häuslich glücklich zu wissen, als guten

zärtlichen Vater. Seine Kinder-Liebe ist charakteristisch. Die meinigen hängen mit Leidenschaft an ihm, und ich würde ihm mit Freuden ein Mädchen anvertrauen. Denn seine Überzeugung über weibliche Bestimmung und weibliche Würde ist äußerst edel und zart. Seit 15 Jahren studirt er ausschließend Naturgeschichte.

21. — Wie gewöhnlich mit Meyers, Goethe, Kircheisen und meiner holden Pohlin vertrieben. Dies zarte, ganz weibliche Wesen hängt an mir wie eine Biene. Dieser reine Ton und Zug der Liebe, durch den man sich zu einander hingelockt fühlt, ist der süßeste Zauber des Lebens. Wenn auch selbst die Erinnerung als Objectiv verdämmerte, die leise berührte Saite dehnt ihre Schwingungen in zarten Kreisen bis in's Unendliche. Nachmittags auf einem brillanten Ball und Gouté. Ich war traurig, mir ward alles wüste und leer vor den Augen; ich blickte in das bunte Menschengewühl und Getriebe, wie in eine Sandoede mit hieroglyptischen Schriftsteinen besäet. Einsam schlich ich aus dem Saal, wo Marianne, Sarah, Kircheisen, Diedens, die Breuner und Goethe mir wie unbekannte Geister erschienen. Meine holde Therese Brzozowska begleitete mich, wir setzten uns noch mit einander.

Von den Persönlichkeiten, denen Friederike Brun sich in Karlsbad näher anschloß, und deren sie in ihren Aufzeichnungen ausführlicher gedenkt, finden wir in den Stammbüchern der Dichterin zum Teil sehr interessante Eintragungen:

Goethe schreibt:

Bey Tag der Wolcken form-umformend Weben
Bey Nacht des Sternenheeres glühend Leben!
Mit reinen Saiten wag' empor zu dringen
Du wirst der Sphären ewige Lieder singen
Carlsbad d. 20. Jul. 95. Goethe

Das eigentliche Stammbuchblatt trägt nur die Ortsangabe, das Datum und den Namen Goethes; darüber stehen, ebenfalls durchaus mit der Hand des Dichters, obige vier Zeilen.

In dem zu Ende des Stammbuches befindlichen Personenregister, welches auch verschiedene orientierende Bemerkungen betreffs der Eintragungen enthält, bemerkt Friederike Brun: „Goethe und ich sehen uns täglich in Carlsbad und er war dort mein höchstes Interesse, aber ihn bitten, in mein Tagebuch zu schreiben? Unmöglich. Als er dieses am dritten Orte bei einer gemeinschaftlichen Freundin sieht, blättert er darin und sagt mir: ‚Es steht so mancher Narr drin, soll der Goethe nicht hinein?' — ‚Ach nur zu gerne! Darf ichs senden?' — Ja! ich thats; nach acht Tagen bringt er mirs wieder: ‚Liebes Frauchen, hätten Sie mich gleich einschreiben lassen, Sie hätten was recht schönes hinein bekommen, — aber nun ists entflogen, aber ich schicke es einmal!' und dabei sagt er mir, er könne selten dergleichen, wenn er gerade wollte, und schreibe daher oft mit Bleistift."

Goethe wird ohne Frage den Stammbuchvers nachträglich aus Weimar übersandt haben.

Auf der folgenden Seite des Stammbuches lesen wir von Rahels Hand:

O! wäre doch das rechte Maß getroffen:
Was bleibt mir nun, als eingehüllt,
Von holder Lebenskraft erfüllt,
In stiller Gegenwart die Zukunft zu erhoffen.
Karlsbad d. 15ten Jully 1795
Könte man sich doch in der Zeit wie in dem Wasser fest ankern! R. Levin

Fräulein von Goechhausen hat diesen tiefsinnigen Vers eingezeichnet:

Seelig, wer, wenn er Erde der Mutter, Erde zurückläßt,
Auch in des guten Werks dauernde Gemme geprägt
Seiner Seele Bild, den Enkeln ein holdes Vermächtniß
Schenket, von allen beweint, jeglichen Edlen genannt
Carlsbad d. 7ten Jnl. 1795
Gedenken Sie Ihrer Goechhausen.

Die Familie Diede dürfte unsern Lesern aus der Lebensgeschichte Goethes bekannt sein. Wir lassen nach dänischen Quellen[1]) jedoch einige Aufzeichnungen folgen, die hier am Platze sein könnten.

Wilhelm Christoph Diede Freiherr v. Fürstenstein, aus einer alten hessischen Familie, deren Stammschloß unweit Eschwege in Hessen gelegen, ist 1732 geboren, trat 1760 in dänische Staatsdienste, und wurde 1762, veranlaßt durch den drohenden russisch-dänischen Krieg, in diplomatischer Mission nach Hannover geschickt. In den Jahren 1763—1768 war er Gesandter in Berlin und darauf im Haag, begleitete König Christian VII. durch Holland nach London und Paris. Als Gesandter des dänischen Hofes in London zur Zeit der Struenseeschen Katastrophe und der darauf erfolgten Verbannung der Königin Karoline Mathilde hatte Diede eine sehr schwierige Aufgabe: den Bruder der unglücklichen Königin, Georg III., zu beschwichtigen. 1776 wurde Diede von England zurückberufen und widmete sich darauf der Verwaltung seiner Güter. Als das Deutsche Reich Frankreich den Krieg erklärte und Dänemark durch die Verbindung mit Holstein in denselben verwickelt zu werden fürchtete, bewog die dänische Regierung Diede, den Ministerposten in Regensburg zu übernehmen. Später wurde ihm übertragen, dem Friedenskongreß in Rastatt beizuwohnen. Diede, dessen Verdienste um den dänischen Staat mehrfach anerkannt wurden, so durch Ernennung zum Geheimen Konferenzrat und Ritter des Elefantenordens, starb 1. Dezember 1807.

Bekannter noch als er ist seine Gemahlin, die Freundin Goethes, Herders und W. v. Humboldts, eine zugleich schöne und hochbegabte Frau. Sie war eine Tochter des sächsischen Geheimrats Grafen Callenberg und starb 1803. Goethe lernte das Diedesche Ehepaar 1781 kennen und gedenkt ihrer ausführlich in seiner Italienischen Reise, Februar 1788. An Frau v. Diede, nicht an Frau v. Stein, hat Goethe sein Gedicht „Erkanntes Glück" gerichtet.

[1]) C. F. Bricka, Dansk biografisk Lexikon. — Engeström, Minnen. Bd. I, S. 271. — Fr. Brun, Episoden. Bd. I, S. 34 f.

Die Beziehungen des Ehepaares zu Goethe sind kürzlich in der Festschrift des Deutschen Hochstifts zur Feier des 150. Geburtstages des Dichters von Valentin behandelt. (Frankfurt 1899.)

In das Stammbuch unsrer Dichterin hat Louise v. Diede folgende Verse geschrieben:

Ein Tropfen Regenwasser
Fiel auf ein glühend Eisen
Und war nicht mehr!

Er fiel auf eine Blume
Und glänzt als eine Perle
Und blieb — ein Tröpfchen Thau

Er sank in eine Muschel
Zur seegenreichen Stunde
Und ward zur Perle selbst.

Über die beiden Schwestern Meyer, deren Namen auch mit dem Goethes verknüpft sind, sei hier nur folgendes bemerkt. Sara und Marianne Meyer waren Töchter eines reichen jüdischen Kaufmanns in Berlin. Marianne war die anmutigere und geistig bedeutendere von beiden und hatte schon in früher Jugend vornehme Bewerber, unter diesen den späteren dänischen und preußischen Staatsminister Grafen Christian Günther Bernstorff. Sein Vater, der bekannte große dänische Staatsmann Andreas Petrus Bernstorff, widersetzte sich der Verbindung. Nach dessen Tode wollte Bernstorff 1797 die Geliebte heimführen, aber Marianne hatte kurz zuvor dem Fürsten Heinrich XIV. von Reuß-Plauen, einem älteren, häßlichen Herrn, der bis zu seinem Tode 1799 als österreichischer Gesandter in Berlin lebte, ihre Hand gereicht. Die Ehe ward geheimgehalten. Unter dem Namen Frau v. Eybenberg lebte Marianne als Witwe bis zu ihrem 1812 erfolgten Tode[1]).

Sara Meyer wurde, kaum fünfzehn Jahre alt, die Frau eines Kaufmanns Lipmann Wulff in Berlin. Der Tod des Gatten löste nach einigen Jahren die unglückliche Ehe; 1797 heiratete sie einen preußischen Offizier und Gutsbesitzer, nachmals Postmeister in Oranienburg, Baron v. Grotthus. Sie starb, von mancherlei widrigen Schicksalen heimgesucht, 1828. Varnhagen veröffentlichte bereits 1837 die ihm bekannten Briefe Goethes an das Schwesternpaar. Mit Sara korrespondierte der Dichter noch 1824.

Saras Eintragung in Friederike Bruns Album lautet:

Das Bewußtsein Leidende durch Liebe und Mitempfindung getröstet zu haben, gewährt den reinsten Genus und ist der schönste Ruhepunkt einer edlen Seele. Erinre Dich in welchem Moment wir uns fanden und was Du mir warst, um diese Wahrheit tief zu fühlen — ganz geeignet durch die Erkentnis Deines Wehrtes bleibt Dir auf immer das dankerfüllte Herz

Deiner Dich innig liebenden Sara Wulff, geb. Meyer.

[1]) Wir folgen hier den von L. Geiger im „Goethe-Jahrbuch", Bd. XIV, mitgeteilten inhaltreichen Anmerkungen zu den von ihm herausgegebenen Briefen der Schwestern an Goethe. Vgl. auch meine „Efterladte Papirer fra den reventlowske Familiekreds" VI, S. 490 ff., 568. Kopenhagen 1903. Vgl. nun A. Sauer in Schriften der Goethe-Gesellschaft, Bd. XVIII,

Über „die schöne Polin", die Goethe während der Tage in Karlsbad so sehr entzückte, und deren Andenken er noch lange Jahre später treu bewahrte, deren Name jedoch uns bisher unbekannt geblieben war, gibt Friederike Brun uns interessanten Aufschluß.

Ihr Name war Therese Brzozowska. Im Stammbuch lesen wir die Worte:

La présence d'une amie embellit les Roses et emousse les épines. à Carlsbat 20 julli 1795.

Wir wissen, daß Goethe ihr, nach Weimar zurückgekehrt, ein Kettchen sandte, welches Marianne Meyer ihr anlegte. In einem Gespräch mit Kanzler Müller im Jahre 1821 äußerte Goethe sich über Therese: „Eine schöne, muntere Polin zog mich (in Karlsbad) gewaltig an, so daß meine Freunde, um meiner froh zu werden, sich genötigt sahen, sie auch in ihre Kreise zu ziehen. Ich entdeckte sie und ihren vorzüglichen Werth gar bald und suchte sie wie eine Kastanie aus der Asche. Ein allerliebster, sarmatischer Hanswurst voll Verstand, Laune, Frohsinn"[1]).

Über die Begegnung mit Friederike Brun und ihren Freunden, der Herzogin von Dessau und Matthisson, äußert Goethe sich in einem gleichzeitigen Brief aus Karlsbad an Schiller (19. Juli 1795) in sehr abfälliger Weise: „Welch' eine sonderbare Mischung von Selbstbetrug und Klarheit diese Frau (nach einer andern Lesart: diese Personen) zu ihrer Existenz braucht (brauchen) ist kaum denkbar, und was sie und ihr Cirkel sich für eine Terminologie gemacht haben um das zu beseitigen was ihnen nicht ansteht, und das was sie besitzen als die Schlange Mosis aufzustellen, ist höchst merkwürdig." Im Jahre darauf, als Meyer ihm von seinem Zusammentreffen mit Friederike Brun und ihrer fürstlichen Freundin berichtet, spricht Goethe von ihr als von „dem Musterbild des christlich-moralisch-ästhetischen Jammers, der sich an den Ufern der Ostsee in der ohnmächtigsten Aufgeblasenheit versammelt. Es ist weder ein Bund, noch eine Gesellschaft, sondern der höchste Grad von Schwäche, Armuth, Verworrenheit und Eigendünkel, der sich verbindet. Alles was sich über den Niveau ihrer Misere erhebt, möchten sie dem Erdboden gleich machen."

Abgesehen davon, daß Goethe den Kopenhagener Kreis nur vom Hörensagen kannte, scheint er vergessen zu haben, daß gerade jener verleumdete Kreis, zu denen vor allen Schimmelmann und Baggesen zu zählen sind, die Urheber waren der ebenso reichlichen wie in unvergleichlich zarter Form gespendeten Unterstützung, die seinem Freunde Schiller zuteil wurde, als dieser Not und Nahrungssorgen im eigenen Lande gegenüberstand.

Goethe hat denn auch, wie es scheint, später seine so ungünstige Meinung von unsrer Dichterin geändert. Als sie ihn 1803 in Jena besuchte, war er ganz milde, hingebende Güte für sie und nahm sich ihrer wie ihrer Kinder mit „wahrer, väterlicher Vorliebe" an.

[1]) Biedermann, Gespräche mit Goethe. Bd. IV, S. 79.

II. Tagebuchaufzeichnungen aus Jena und Weimar.

Juni 1795[1]).

Jena, 9. Juni . . . Schiller. Etwas auf Stelzen, ganz wie ich ihn mir gedacht, Schwäche und Kraft wunderlich vereinigt. Schwäche der abgenutzten Organe und hervorblitzende Kraft des Genies. Nichts Liebe, noch viel weniger Zutrauen erweckendes. Schönes Ebenmaaß und Adel der festen Teile des Gesichts. Lebhafter, doch unsteter und nicht freier Blick der Augen. Angenommener Gang, hohle Stimme. Er war halb krank, übrigens sehr verbindlich. Die Frau gutmüthig offen und nur dadurch angenehm[2]).

Schiller schrieb ihr ins Stammbuch:

Keine Gottheit erschiene mehr? Sie erscheint mir in jedem,
Der in der edeln Gestalt mir das Unsterbliche zeigt.
Zum Andenken von F. Schiller.

Herder und Wieland.

Herder war von mittlerer Größe und fein von Gliederbau und ein wenig zum stärker werden geneigt, ohne es jedoch je zu werden. Bräunlicher Farbe. Sein Antlitz war in den edelsten Proportionen gebildet. Stirn und Augenbrauen hatten den Ausdruck dessen, was der Italiener accigliato nennt, bei ihm eine Mischung von etwas Stolz und scharfer Beobachtung. Die braunen, nicht großen Augen hatten einen Ausdruck tiefen Verstandes und sanfter Zärtlichkeit. Sein Organ war weich, voll und angenehm und er betonte äußerst richtig immer. Die Nase war fein und nahe am gradelinigen, Mund und Kinn im Profil etwas zurückweichend; auch hatte er ein doppeltes Kinn. Aber wie fein war sein Mund, sanft geschlossen die Lippen. Sein Eintreten war äußerst würdevoll, sein Gang leise und bedachtsam. Leise und bedachtsam war auch sein Wesen, voll gehaltenen Feuers und doch offenherzig. Er war wohl von Natur scharf und oft vehement, allein eine stille, ich möchte sagen wehmüthige Grazie milderte diese Anlage und ließ der Attischen Biene nur den Stachel des Witzes. Er haßte besonders alles was der Aufschneiderei nahe kam und jede Präpotenz. Im ganz kleinen Kreise öffnete er sich am liebsten, zumahl gegen Abend duftete er hohe Gedanken und zarte Gefühle gleich einer Nachtviole oder Mirabilis.

Wieland redete wenn er sich erst dazu entschloß, mit vielem Feuer und Wortfluß, allein er traf nicht immer das rechte Wort und verplauderte sich oft im Reden. Auch er hatte eine gewisse gehaltene Würde, allein sie war ihm nicht angebohren, sie war ihm aus guter Gesellschaft angebildet. Herder trat ernst und

[1]) Wir stellen diese Aufzeichnungen, wiewohl der Besuch in Jena und Weimar dem Aufenthalt in Karlsbad vorausging, an das Ende, weil die Bemerkungen über Herder und Wieland offenbar erst sehr viel später (1813?) niedergeschrieben worden sind.

[2]) In ihren beiden Briefen an Charlotte v. Schiller (Urlichs, Charlotte v. Schiller und ihre Freunde, Bd. II, S. 454—456) spricht sich Frau Friederike Brun freilich etwas zärtlicher aus — in dem vom 22. Juni 1799 bittet sie um Aufnahme einiger Gedichte in den „Musenalmanach". Wie es scheint, vergeblich. Doch waren zwei Gedichte von ihr, durch Herder, vermittelt, im siebenten Stück der „Horen" von 1797, andre im „Musenalmanach" 1798 und 1799 erschienen. S. Jonas, Schillers Briefe, Bd. V, S. 383 und Bd. VII, S. XXVI; vgl. Marbacher Schiller-Buch, 1905, S. 335.

feierlich auf wie ein Morgenländer. Wieland hatte in der Gesichtsbildung, zumal am untern Theil der Nase und um den Mund etwas Faunisches. Auch der Schnitt der Augen war es. Von mittlerer Größe war er, eher hager und etwas zusammengezogen. Blond und blauäugig. Wenn er sich in der Unterredung, zumal mit Frauen, die ihm besonders zusagten, erwärmte, dann ward er plötzlich sein eigener Agathon und schwebte in platonischen Regionen empor, ohne jedoch je die heilige Sphäre, in der Herder einheimisch war, zu berühren. Es war eine durch Verstand und Geschmack geläuterte Sinnenwelt, in welcher er lebte. Herder hatte mit dieser abgerechnet, und das reine, zur Anschauung gewordene Gefühl sprach aus ihm in hohen Gedanken. Beide scherzten unendlich angenehm. Wieland war launig, von Stunde zu Stunde ungleich. Herdern sah ich gleicher, allein sein Scherz war schärfer. Wieland war unendlich gemüthlich im häuslichen Kreise mit den Seinen, ein liebreicher Vater und vielleicht zu nachgiebig. Herder war streng und majestätisch doch voll der treuesten Sorge für die Seinen. Beide waren treue zärtliche Ehegatten. — Doch war freilich Herders Verhältnis zu der edlen, ihm am Geiste ebenbürtigen Gattin ein anderes als das von Wieland zu seiner trockenen Augsburgischen ihm von der Haushälterin angepriesenen Agnes'chen, welche nie eine seiner Schriften las, sicher zur Erziehung der Kinder nichts that und die er doch auf eine mir geheimnisvolle Art innigst liebte. Sie war sehr gut und treu, nie hübsch gewesen, und schien mir eigentlich nur durch stille Herzensgüte bedeutend. 1803 sah ich Wieland durch das Alter wie verklärt. Herder war überwallender, weniger zierlich in der Schreibart, wählte weniger die Worte, hatte weniger epigramatische Schärfe im Stil, als im Sprechen. Seine in so vieler Rücksicht unsterblichen und mir einzig lieben Schriften, selbst die schönsten unter ihnen, bedürften der Feile und nochmahligen Durchsicht zur verständlichen Klarheit — Allein er sprüht immer Gedanken weckende Funken und athmet hohes Gefühl. Wie oft bejammert er in seinen Schriften den Mangel der Rede, daß alles gedruckt werden muß — wie fühlt ers welch ein Raphsode er gewesen und orientalischer Weiser in der Rede. Wieland hingegen war ein Künstler in der geschriebenen Rede und sündigte auch nur durch die verschlungene Künstlichkeit seiner poetischen Prosa. In der einfachen Prosa z. B. in den Anmerkungen zu Horaz u. Cicero, ist er höchst klar — So bald er durch Gefühl im Sprechen erwärmt ward, schwärmte er lieblich zwar, aber ward undeutlich, schwazte wie ein Bach über Kieseln, statt daß Herder wie ein majestätischer Silberstrom dahin wallte, klat und eben. Wieland anatomirte voll Scharfsinn die menschliche Seele. Herder errieth und durchschaute sie mit Geniusblick. Wieland war durch eine vergeistigte Sinnenwelt bedingt, Herder über dieselbe erhoben.

Caroline Großherzogin von Sachsen.

Gest. am 17. Januar 1905.

Ein Erinnerungsblatt.

Von

Hermann Freiherrn von Egloffstein.

Gewiß hat seit langer Zeit kein Ereignis in einem deutschen Fürstenhause allgemeineres, tieferes und menschlicheres Mitleid bei unserm Volke hervorgerufen als der vorzeitige Tod der Großherzogin Caroline von Sachsen. Nicht allein, daß dieses an dem Wohle und Wehe des Geschlechtes, dem die Entschlafene durch ihre Heirat angehörte, lebhaften Anteil zu nehmen gewohnt ist: auch an sich betrachtet, erweckte jener Trauerfall weit über die Grenzen der engeren Heimat hinaus schmerzliches Interesse. Man ahnte, daß mit der jungen Fürstin eine über das Maß der Alltagsmenschen emporragende Persönlichkeit dahingeschieden sei. Schon ihre äußere Erscheinung war mit einem dichterischen Nimbus umkleidet worden, und ihm entsprach die hohe Vorstellung, die man sich von den Geistesgaben und dem Charakter der Zwanzigjährigen gebildet hatte. So wird denn die Frühverblichene auch allenthalben innig betrauert und „erregt", nach den Worten des Dichters, „unendliche Sehnsucht".

Wer sie näher gekannt hat, weiß, auf wie richtiger Schätzung die über sie verbreitete Ansicht beruht, und wird daher die nachfolgende kurze Darstellung ihres Lebens und Wesens mit Wohlwollen aufnehmen, denn er wird ihr das Streben nach Wahrheit nicht absprechen. Je mehr aber dieses dem Verfasser als Leitstern gedient hat, desto mehr hofft er, sein bescheidenes Gedenkblatt werde auch Fernerstehenden nicht unwillkommen sein.

I.

Großherzogin Caroline wurde geboren in Greiz am 13. Juli 1884 als viertes Kind und dritte Tochter des Fürsten Heinrich XXII. Reuß älterer Linie und der Fürstin Ida, geborenen Prinzessin zu Schaumburg-Lippe. Sie wuchs auf im Kreise der Geschwister und verlebte ihre erste Kindheit unter den Augen der Mutter.

Was Fürstin Ida dem reußischen Lande in den neunzehn Jahren ihrer Ehe gewesen ist, hat ihr für immer den Dank ihrer Untertanen gesichert, als deren edle, warmherzige Wohltäterin sie in der Erinnerung fortlebt. Wie ihnen gegenüber äußerte sich ihre echte, lautere Weiblichkeit auch in der Familie. Dem Fürsten war sie eine liebreiche und hingebende Gefährtin, ihren Kindern aber, unter denen der erstgeborene, einzige Sohn infolge falscher ärztlicher Behandlung geistig zurückblieb, die beste, treueste Mutter. Mit ihnen verlebte sie einen großen Teil des Tages; auf ihr Gedeihen, auf die gleichmäßige Pflege aller ihrer Anlagen und Kräfte war das unablässige Augenmerk der Fürstin gerichtet. Wo sie nur konnte, bemühte sie sich, in ihrer milden und freundlichen Art auf sie einzuwirken. Ihre Fürsorge widmete sie in gleichem Maße dem Schulunterrichte, dessen Anfangsgründe sie selbst erteilte, wie der körperlichen Entwicklung und der Bildung des Charakters. Die beiden letzteren Zwecke suchte sie auch durch Abhärtung, Übung in der Selbstbeherrschung und Stählung der Willenskraft zu erreichen.

Leider war es der Fürstin nicht vergönnt, ihre Kinder, zu deren Erziehung sie wie geschaffen zu sein schien, heranwachsen zu sehen. Nach langer, schwerer Krankheit wurde sie am 22. September 1891 den ihrigen entrissen, bald nachdem sie der fünften Tochter das Leben gegeben hatte.

Prinzessin Caroline zählte bei dem Tode der Mutter erst sieben Jahre. Er bedeutete für sie und ihre Geschwister einen schweren Verlust. In seinem untröstlichen Schmerze darüber konnte sich der Fürst, wie sehr er auch seine Kinder liebte, zu einer zweiten Heirat im Interesse der Verwaisten doch nicht entschließen, und bei seinem Hange zur Einsamkeit, seiner zunehmenden Taubheit und andern körperlichen Leiden gelang es ihm um so weniger, den Widerwillen dagegen zu überwinden. Die Folgen, die daraus für seine Töchter erwuchsen, sind leicht zu ermessen, besonders da die Prinzessinnen, deren älteste beim Tode der Mutter erst zehn Jahre zählte, auch sonst niemanden hatten, der ihr volles Vertrauen zu gewinnen und einigermaßen die Stelle der Verstorbenen zu übernehmen vermochte.

Wenn ihnen aber diese auch nicht annähernd ersetzt wurde, so ist gleichwohl anzuerkennen, daß Fürst Heinrich XXII. sich ernstlich bestrebt hat, das von ihr begonnene Werk durch gewissenhafte Erfüllung seiner Vaterpflichten an den Kindern weiterzuführen. Der Unterricht seiner Töchter war von ihm durchweg in die Hände der tüchtigsten Lehrer und Lehrerinnen gelegt worden. In bestimmten Fächern, vor allem in der Geschichte, Kunst- und Literaturgeschichte, wurde er auch nach der Konfirmation beibehalten, zugleich aber die Pflege der Musik, der Malerei und der modernen Sprachen nicht außer acht gelassen. Auf den Landschlössern Ida-Waldhaus bei Greiz und Burgk im oberen Saaletal, wo sich die Prinzessinnen regelmäßig im Sommer und Herbst einige Monate über aufhielten, erlitten jene ernsten Beschäftigungen keine Unterbrechung, doch fanden die Schwestern dort auch für ihre Erholung genügenden Spielraum. Nach Herzenslust durchschweiften sie zu Fuße, nicht selten auch zu Pferde, die reizende Umgebung dieser Orte, die ihnen infolgedessen immer lieber und vertrauter wurden. Was sie sonst von der Welt

kennen lernten, sahen sie meist auf Badereisen, die sie von Zeit zu Zeit, vor allem an die Nord- und Ostsee, unternahmen. Bei solchen Anlässen verweilte man dann auch in den am Wege gelegenen sehenswerten Städten. Besuche an andern Fürstenhöfen wurden, außer bei den schaumburg-lippischen Verwandten in Bückeburg, nur sehr selten gemacht. Übrigens hatten die Prinzessinnen auch am väterlichen Hofe Gelegenheit, sich im Verkehre mit Menschen, wie ihr Stand ihn erforderte, etwas zu üben, denn der Fürst ließ nicht nur zur Tafel, an der sie in späteren Jahren teilnahmen, täglich einige Einladungen ergehen, sondern hielt auch darauf, daß die Töchter ihn, wenn er bei patriotischen Festen oder sonst öffentlich erschien, begleiteten, um mit der Bevölkerung auf diese Weise Fühlung zu gewinnen.

So gewöhnte er sie schon frühzeitig, wenn auch freilich nur in sehr bescheidenen Verhältnissen, an die Ausübung fürstlicher Pflichten, und dies war um so wichtiger, als ihm ebenfalls kein sehr langes Leben beschieden sein sollte. Erst sechsundfünfzig Jahre alt, folgte er am 19. April 1902 nach längerer Krankheit seiner Gemahlin in den Tod.

Als er starb, hatte Prinzessin Caroline das achtzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet. Sie war zu einer sehr anmutigen jungfräulichen Erscheinung erblüht: mittelgroß, von schlanker Gestalt, deren Bewegungen sich besonders beim Lawn Tennis-Spiele in ihrer ganzen Grazie zeigten, das Gesicht, dem der Mutter ähnlich, von frischer Farbe und lieblichster Bildung, belebt und geistvoll im Ausdrucke, die Züge regelmäßig, die Stirn hoch und sanft gewölbt, umrahmt von reichen, kastanienbraunen Haaren.

Dieses sympathische Äußere war ein treuer Spiegel der reichen und seltenen Begabung, die sie von klein auf offenbarte. Sie lernte leicht und war eine eifrige, liebenswürdige Schülerin, fröhlichen Temperamentes, zu harmlosen Neckereien geneigt und von treuem, dankbarem Gemüte. Auch der Sinn für das Edle und Erhabene blieb bei dem hoffnungsvollen Kinde nicht lange verborgen, vor allem aber erwachte bald in ihm eine vielversprechende Neigung zur Kunst und eine unleugbare künstlerische Anlage. Bei kleinen Theaterstücken, die gelegentlich im Waldhause von den Geschwistern aufgeführt wurden, gab Prinzessin Caroline ein ganz köstliches Darstellungstalent zu erkennen; sie machte ferner hübsche Gelegenheitsgedichte und besaß außerdem für die Musik ein lebhaftes Empfinden, das sich, durch unermüdlichen Fleiß immer mehr vertieft und verfeinert, in der Art ihres Klavierspieles sehr angenehm äußerte. Wie dieses pflegte sie auch den Gesang und hatte eine zwar nicht starke, aber recht hübsche Stimme. Ihr Interesse an der deutschen, französischen und englischen Literatur suchte sie durch Lektüre nach Kräften zu befriedigen und erlangte allmählich eine für ihr Alter erstaunliche Belesenheit. Ebenso brachte sie auch der bildenden Kunst die ganze Begeisterung der Jugend entgegen und empfand es daher oft schmerzlich, daß ihr so wenig Gelegenheit geboten war, bedeutende Werke auf diesem Gebiete aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Soweit ihr bescheidenes Taschengeld gestattete, bemühte sie sich, diesem Mangel durch Anschaffung von Kunstzeitschriften und ähnlichen Veröffentlichungen abzuhelfen.

Wie holdselig und wie interessant stellt sich die junge Fürstentochter dar, wenn man alle diese Züge ihrer Persönlichkeit im Geiste zu einem Gesamtbilde vereinigt! Wohl glich sie auch innerlich in manchen Stücken der Mutter, doch schien es, als sei mit dem Vornamen zugleich etwas von dem Wesen der Großmutter väterlicherseits, der tatkräftigen und charaktervollen Tochter des Hauses Hessen-Homburg, dessen letzter Sproß sie war, auf die Enkelin übergegangen. Sicherlich durfte man von dieser viel erwarten, wenn ihr etwa das Los zuteil wurde, ihre Persönlichkeit frei von den beengenden Schranken des bisherigen Lebenskreises zu entfalten. In der Tat nahm ihr Schicksal, ehe noch das Todesjahr des Vaters abgelaufen war, eine Wendung, die dieses Ziel ganz unversehens in greifbare Nähe rückte.

II.

Zu Anfang Dezember 1902 weilte Prinzessin Caroline mit ihren beiden älteren Schwestern, den Prinzessinnen Emma und Marie, in Bückeburg zu Besuch bei ihrer ehrwürdigen Großmutter, der Fürstin-Mutter zu Schaumburg-Lippe. Dort machte sie die Bekanntschaft des jungen Großherzogs Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar-Eisenach, der einer Einladung ihres Oheims und Vormundes, des Fürsten Georg zu Schaumburg-Lippe, zur Jagd gefolgt war. Sehr schnell wurde der Großherzog für sie eingenommen, und nach wenigen Stunden des Zusammenseins war sein Entschluß gefaßt, um ihre Hand zu werben. Er tat dies am 6. Dezember, und sein Antrag fand Gehör. Tags darauf eilte er nach Weimar, um seine Mutter, die verwitwete Erbgroßherzogin Pauline, von dem Geschehenen zu verständigen, am 9. kehrte er mit größerem Gefolge nach Bückeburg zurück, und gleich nach seiner Ankunft wurde dort die Verlobung vollzogen.

Unvergeßlich wird den Näherstehenden der Augenblick am Abend dieses Tages bleiben, wo sich die Prinzessin, in reizender mädchenhafter Befangenheit, zum ersten Male als Braut am Arme des Verlobten dem Hofe zeigte. Nicht weniger angenehm als ihre liebliche Erscheinung berührten die einfachverständigen Worte, die sie an die einzelnen richtete, und gewiß war es ihnen allen aus der Seele gesprochen, wenn Kaiser Wilhelm II., der sie kurz vorher ebenfalls in Bückeburg kennen gelernt hatte, den fürstlichen Bräutigam in einem sehr herzlichen Schreiben zur Verlobung mit diesem „schönen und klugen Mädchen" beglückwünschte.

Die ersten Wochen ihres Brautstandes blieb Prinzessin Caroline bei den Verwandten; zu Anfang des nächsten Jahres aber kehrte sie, nach einer kurzen Zusammenkunft mit ihrer künftigen Schwiegermutter in Leipzig, nach Greiz zurück, um die Zeit bis zur Vermählung noch mit den Geschwistern zu verleben. Kaum in der Heimat angelangt, empfing sie dort im Beisein des Fürsten Heinrich XIV. Reuß jüngerer Linie, der nach des Vaters Tode die Regentschaft für ihren geistesschwachen Bruder übernommen hatte, den Verlobten. Der Besuch des letzteren bei seiner Braut, der das erste Mal einen offiziellen Charakter trug, wiederholte sich dann noch ziemlich oft in zwangloser Weise während der nächsten Monate: zum letzten Male fand das Osterfest 1903 die

beiden in Greiz vereinigt. Schon zu Ende der darauffolgenden Woche, am 25. April, verließ die Prinzessin, von den Segenswünschen der treuen Greizer begleitet, ihre Vaterstadt, um sich nach Bückeburg zur Hochzeit zu begeben. Zwei Tage darauf traf auch der Großherzog am dortigen Hofe ein, und nach mehreren glänzenden Festen wurde das Brautpaar am 30. April in der Schloßkapelle durch den Oberhofprediger D. Spinner aus Weimar getraut. Der Text seiner Rede war der gemeinsame Konfirmationsspruch der beiden Verlobten: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben."

Unter den vielen fürstlichen Hochzeitsgästen sei zunächst der jungen Königin der Niederlande und ihres Gatten sowie des erbgroßherzoglichen Paares von Baden, vor allem aber des deutschen Kaisers gedacht, der dieser Vermählungsfeier durch sein Erscheinen eine besondere Weihe verlieh und dem jungen Paare, wie schon bei der Verlobung, so auch jetzt ein wahrhaft väterliches Wohlwollen erzeigte. Sinnvoll knüpfte er in seinem Trinkspruche beim Hochzeitsmahle an eine der glorreichsten Epochen der Geschichte des wettinischen Hauses, die der Minnesänger, an, und während er die junge Fürstin auf die Idealgestalt der heiligen Elisabeth hinwies, mahnte er ihren Gemahl, der neuen Landgräfin von Thüringen nach dem Beispiele seiner Vorfahren in ritterlicher Minne zu dienen.

Von Bückeburg aus begab sich Großherzog Wilhelm Ernst mit seiner Gattin auf die schlesische Herrschaft Heinrichau im Hügellande am Fuße des Glatzer Gebirges, die durch Vermächtnis König Wilhelms II. der Niederlande um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in den Besitz des großherzoglichen Hauses gelangt ist. Unter dessen Landschlössern darf diese ehemalige Zisterzienserabtei wohl als das schönste bezeichnet werden. Das Klostergebäude, im heiteren Barockstile des ausgehenden 17. Jahrhunderts errichtet und mit der altehrwürdigen Abteikirche verbunden, ist von seiner früheren Eigentümerin Großherzogin Sophie, der Großmutter des jetzigen Großherzogs, zu einem ebenso vornehmen wie behaglichen Herrensitze umgestaltet worden. Seinen Bewohnern bietet er überdies großen Genuß durch die vielen schönen Spaziergänge in seiner freundlichen Umgebung, deren Landschaftsbild gegen Süden mit der Kette der Sudeten, der Glatzer Berge und des Eulengebirges malerisch abschließt.

Der neuen Großherzogin zeigte sich Heinrichau, als sie am 2. Mai dort ankam, in der vollen Blütenpracht des Frühlings, und aus dem Parke tönte ihr der Gesang der Nachtigallen entgegen. Ihrer Sinnesart entsprach es nicht, dem Reize, den dieser Ort ihr bot, sich zu entziehen oder sich von der Bevölkerung in unnahbarer Entfernung zu halten. Gleich anfangs machte sie täglich, öfters schon zu früher Morgenstunde, von ihrem treuen Hündchen begleitet, weite Spaziergänge, und bald erzählte man sich von mancherlei Begegnungen der Fürstin mit den Landleuten, bei denen jung und alt ihre gewinnende Leutseligkeit erfahren hatte. Ebenso wußte sie aber auch als liebenswürdige Schloßherrin aufzutreten, wenn sie Gäste in Heinrichau empfing.

Nachdem die Neuvermählten dort fast drei Wochen geweilt hatten, unternahmen sie eine kleine Reise nach Wien, dem lebhaften Wunsche der Groß-

herzogin entsprechend, die, wie bei den Überlieferungen ihres Hauses leicht zu begreifen, für österreichisches Wesen eine gewisse Vorliebe hegte und demgemäß auch großes Verlangen trug, die schöne Kaiserstadt kennen zu lernen. Eine Woche wurde deren Besuche gewidmet; nach der Rückkehr von Wien aber begab sich das junge Paar noch für einige Tage auf die Besitzungen des Großherzogs in der Provinz Posen. Lange konnte seines Bleibens dort nicht sein, denn allmählich war der Tag herangekommen, an dem es seinen Einzug in Weimar halten sollte.

Der Empfang, der ihm am 2. Juni in der festlich geschmückten Residenzstadt bereitet wurde, gab ihrer Freude über die Heirat des Landesherrn begeisterten Ausdruck und gestaltete sich zu einer erhebenden Kundgebung ihrer Anhänglichkeit an das erlauchte Haus, durch dessen hochherzige Fürsorge sie zu ihrer Bedeutung in Vergangenheit und Gegenwart gelangt ist. Je innigere Anteilnahme Weimars Bewohner für das tiefe Leid empfunden hatten, das jenem im Laufe des vorangehenden Jahrzehntes durch den Verlust teurer Mitglieder widerfahren war, desto herzlicher jubelten sie jetzt den Neuvermählten zu, deren Ehebund so frohe Hoffnungen erweckte.

Die Festlichkeiten, die ihrem Einzuge folgten, die Huldigungen, die der jungen Großherzogin auf Schritt und Tritt dargebracht wurden, sind noch zu lebhaft in der Erinnerung, als daß es nötig wäre, sie an dieser Stelle zu schildern. Es genügt, zu bemerken, daß der Eindruck ihres ersten öffentlichen Auftretens nach der Hochzeit durchaus den Gefühlen derer entsprach, die sie am Tage der Verlobung zum ersten Male gesehen hatten. Von der ersten Stunde an, wo sie an der Seite des Gemahls im reichgeschirrten offenen Wagen durch die jauchzende Menge ins Schloß fuhr, bis zur Festvorstellung im Hoftheater am Abend des 5. Juni, die den Abschluß der Einzugsfeier bildete: immer und überall war ihr Wesen von dem gleichen Zauber wie damals umgeben, dem Zauber holder Jugend und Anmut im Vereine mit angeborener edler Würde.

Bei ihrem Anblick mochten die Gedanken unwillkürlich um ein Jahrhundert rückwärts schweifen zu der Zeit, wo dem Weimar Goethes und Schillers nach des ersteren Worten

Segenbar
Ein frisches Glück erschien,

die Kaisertochter Maria Paulowna, deren Leben und Wirken auch der Stadt wie dem Lande so reichen Segen bringen sollte. Die Erinnerung an sie mußte der Empfang der Gemahlin ihres Urenkels um so mehr beleben, als ihr zu Ehren auf Geheiß des Großherzogs beim Galatheater an erster Stelle das Festspiel aufgeführt wurde, mit dem einst Schiller die russische Großfürstin bei ihrem Einzuge begrüßt hatte, die Huldigung der Künste.

Eine schönere und zugleich passendere Dichtung hätte man zu diesem Anlasse kaum wählen können. Indem sie an eine so ausgezeichnete Fürstin anknüpfte, indem sie ferner vor ihrer Nachfolgerin Weimars goldenes Zeitalter im Bilde wieder erstehen ließ, erschien sie wie keine zweite geeignet, die

neue Herrin auf ihre großen Aufgaben hinzuweisen und zu freudigem Tun im Sinne ihrer Vorgängerinnen anzuregen.

Es ist bekannt, wie großen Anteil diese an dem Ruhme des weimarischen Hofes besitzen. Anna Amalia, Luise, Maria Paulowna, Sophie: sie alle waren nicht allein geistig bedeutende, sondern auch, jede in ihrer Art, sehr edle Persönlichkeiten, erfüllt von idealem Streben und dem Eifer für das Wahre, Gute und Schöne. Überzeugte, selbstbewußte Vertreterinnen ihres Standes, aber zugleich Vorbilder fürstlicher Pflichterfüllung im weitesten Sinne des Wortes; stets bereit, an ihrem Hofe den Genius zu bewirten, ohne jedoch im geringsten über der Pflege der Künste und Wissenschaften die großen Fragen der Zeit außer acht zu lassen; endlich als Landesmütter unermüdlich auf das Wohl ihrer Untertanen bedacht, unerschöpflich in werktätiger Nächstenliebe: so leben diese Frauengestalten, bewundert, gepriesen und gesegnet, neben einem Karl August und Karl Alexander in der Erinnerung der Nachwelt fort.

Den Anspruch auf deren Dank vermochten sich die vier Fürstinnen allerdings erst im Laufe eines langen Lebens zu erwerben, das sie durch seine Erfahrungen geistig und sittlich gereift hatte. Der Nachfolgerin standen diese, bei ihren achtzehn Jahren, fast alle noch bevor. Die neue Umgebung der Großherzogin sah nichtsdestoweniger ihrer Zukunft mit Vertrauen entgegen. Schon durch den Einblick, den die wenigen Wochen seit der Vermählung ihr in das Wesen der jungen Fürstin gewährt hatten, wurde es zur Gewißheit, daß selbst die schöne Gabe, liebenswürdig mit den Leuten zu verkehren, nur einer unter vielen Vorzügen war, die sie besaß. Wie weit vor allem der Verstand bei ihr bereits entwickelt war, ließ ihr überraschend reifes und sicheres Urteil deutlich erkennen. Sehr verheißungsvoll äußerten sich ferner von Anfang an ihre vielseitigen, besonders künstlerischen Interessen. Zu deren weiterer Pflege bot ihr Weimar mit seinem durch Theater, Konzerte, Museen und Ausstellungen reichentwickelten Kunstleben sehr günstige Gelegenheit, die sie nur wahrzunehmen brauchte, um zugleich eine ihrer dankbarsten Aufgaben zu erfüllen. Schwieriger war freilich bei ihrer Jugend das Verständnis dessen, was ihr Beruf als Landesmutter auf dem Gebiete der Wohltätigkeit und der gemeinnützigen Bestrebungen von ihr erheischte, doch machten sich die Näherstehenden auch in dieser Hinsicht keine Sorgen, sondern setzten die beste Hoffnung sowohl auf ihre wachsende Einsicht als auf die edlen Regungen ihres Herzens, denn seine Güte und Freundlichkeit wurden beim täglichen Verkehre mit der Großherzogin immer aufs neue wohltuend offenbar. Sie gaben sich kund in ihrer großen persönlichen Einfachheit, Geradheit und Bescheidenheit, in der zarten Rücksicht auf andre, in der Dankbarkeit für alle ihr geleisteten kleinen Dienste, in Aufmerksamkeiten aller Art und endlich in dem Bemühen, ihre Repräsentationspflichten nach keiner Richtung zu versäumen, mochte auch deren Erfüllung bei den ersten Empfangsfeierlichkeiten nicht immer leicht sein.

Sobald diese vorüber waren, siedelte das junge Paar von Weimar nach dem nahen Schlosse Ettersburg über, das seiner idyllischen Lage und der unmittelbar anstoßenden schönen Wälder wegen von altersher ein beliebter

Sommeraufenthalt des weimarischen Hofes gewesen ist. Um ihn seiner Gemahlin noch angenehmer zu machen und ihr den Übergang zu den neuen Lebensverhältnissen sowie die Trennung von den geliebten Ihrigen zu erleichtern, hatte der Großherzog auch ihre drei noch unverheirateten Schwestern, die Prinzessinnen Marie, Hermine und Ida, von denen die beiden ersteren zum Empfange des jungen Paares nach Weimar gekommen waren, aufs Land eingeladen.

Das Zusammensein mit ihnen war jedoch nicht die einzige Zerstreuung der Großherzogin in den ersten Wochen, die sie auf weimarischem Boden verlebte. Auch die Nähe Weimars bot ihr manche Abwechselung und Anregung. Wiederholt besuchte sie Musikaufführungen und Theatervorstellungen; sie lernte die Sammlungen der Stadt sowie ihre Anstalten für Zwecke der Kunst, der Bildung und der Wohltätigkeit kennen; gleichzeitig kam sie auch ziemlich viel mit der an interessanten und angenehmen Elementen gewiß nicht armen weimarischen Gesellschaft in Berührung. Die Gelegenheit dazu bot sich ihr teils bei Einladungen, die nach Ettersburg ergingen, teils auf Schloß Belvedere, dem in Goethes Zeit vielgenannten lieblichen Landsitze südlich von Weimar, der seit 1901 im Sommer von der Erbgroßherzogin-Witwe bewohnt wurde und während ihrer Anwesenheit einem sehr lebhaften geselligen Verkehre zum Schauplatze diente. Ihrer Schwiegertochter war die gütige, liebenswürdige Fürstin von Anfang an in der ihr eignen herzlichen Art entgegengekommen, und auch jetzt bewährte sie sich ihr als wohlmeinende ältere Freundin, was bei ihrer Weltgewandtheit und ihrer Erfahrung in den heimischen Verhältnissen um so wichtiger erschien. Durch wiederholte kleine Feste, die sie in ihren kunstgeschmückten Räumen veranstaltete, war sie bemüht, Weimar der Großherzogin von einer möglichst günstigen Seite zu zeigen, und auch die Jugend kam hier voll zu ihrem Rechte.

Vermochte aber Caroline in ihre Fröhlichkeit einzustimmen? Trotz ihres scheinbar so glücklichen Geschickes konnte dem aufmerksamen Beobachter eine gewisse Schwermut in ihrem Wesen nicht entgehen. Sie erklärt sich aus dem Zusammenwirken verschiedener die junge Fürstin beeinflussender Umstände.

III.

Zunächst war es der Gedanke an ihre Vorgängerinnen, der sie schon in den Tagen der Verlobung mit leiser Besorgnis erfüllte. Man wird diese Empfindung verstehen können, wenn man sich vor Augen hält, daß, ganz abgesehen von der persönlichen Bedeutung jener Fürstinnen, die beiden letzten unter ihnen auch vermöge ihrer Herkunft aus kaiserlichem und königlichem Geblüte unter ihren Standesgenossinnen eine hervorragende Stellung eingenommen und zugleich hierdurch ebenso wie durch ihr bedeutendes Vermögen dem großherzoglichen Hause einen erhöhten Glanz verliehen hatten. Bei der Erinnerung daran drängte sich förmlich der Vergleich mit dem zwar vornehmen und ehrenreichen, aber doch politisch machtlosen und auch nur mäßig begüterten Hause auf, dem Maria Paulownas und Sophiens künftige Nachfolgerin entsprossen war, ein Vergleich, durch den sich diese, zumal bei ihrem lebhaften Familiensinne, etwas

bedrückt fühlen mußte. Ohnedies mochte sie sich schon mit Rücksicht auf die bekannten Überlieferungen des weimarischen Hofes die Aufgabe, zu der sie berufen war, als besonders schwierig vorstellen; vielleicht hatte man ihn ihr auch als altmodisch-steif und seine Etikette als ungewöhnlich streng geschildert. Daß deren vermeintliche Fesseln in Wirklichkeit sehr wohl zu ertragen waren, sollte die Großherzogin bald erfahren, und ebenso lernte sie, sich ein Urteil darüber zu bilden, ob denn der weimarische Hof wirklich nur die Welt sei, in der man sich langweilt, oder nicht vielmehr eine Lebenssphäre, die ihrem ganzen Wesen im Grunde durchaus angemessen war.

Zu dem immerhin leichten Unbehagen, das Prinzessin Caroline im Hinblick auf ihre dereinstige Stellung empfand, gesellte sich die Trauer über das Scheiden von der Heimat und den geliebten Geschwistern. Mit großer Zärtlichkeit hing sie an diesen bisher unzertrennlichen Gefährten ihres Lebens, an den vier Schwestern wie an dem beklagenswerten Bruder, dem sie eine rührende, fast mütterliche Fürsorge widmete. Die Trennung von ihnen allen würde ihrem liebenden Herzen, selbst wenn sie einer einfachen, heiteren Zukunft entgegengesehen hätte, nicht leicht gefallen sein, und sie wurde ihr um so schwerer, als sie ihr Glück an der Seite des Gatten zunächst nicht gefunden hatte.

Eine bei jungen Eheleuten häufig beobachtete Tatsache vollzog sich auch hier: die beiden Charaktere mußten sich erst aneinander gewöhnen. Ihre Verschiedenheit blieb nach der glücklichen ersten Zeit des Brautstandes nicht lange verborgen. Die fein und zart besaitete Seele der Prinzessin fühlte sich unwillkürlich durch das Wesen ihres Verlobten etwas eingeschüchtert. Um ihn zu verstehen, möge man nicht außer acht lassen, daß die Schatten mancher ernsten Erlebnisse auf seine Jugend gefallen sind, zugleich aber auch sich vergegenwärtigen, daß Großherzog Wilhelm Ernst von väterlicher wie von mütterlicher Seite der Nachkomme Karl Augusts ist. Aus dem Bilde, das Goethe 1783 in dem Gedichte „Ilmenau" von seinem sechsundzwanzigjährigen Ahnherrn entwirft, tritt dem Eingeweihten eine unverkennbare Ähnlichkeit mit dem Enkel entgegen, und gewiß eröffnet der Blick in jenes Waldgemälde auch für die Zukunft des letzteren manche erfreuliche Aussicht. Allerdings wird heute noch vielfach die Meinung der Welt über den jungen Fürsten, ebenso wie damals über den Vorfahren, durch die etwas rauhe Schale beeinflußt.

Nach ihr hat zuerst auch die Großherzogin ihre Ansicht über den Gatten gebildet. Man wird dies begreifen, wenn man sich in die Lage der Verwaisten hineindenkt, die während der entscheidungsschweren letzten Monate vor der Hochzeit niemanden in ihrer Nähe hatte, an dessen Menschenkenntnis und Lebenserfahrung sie sich wenden konnte, um ihrem Verlobten einigermaßen gerecht zu werden. Infolgedessen war es ihr nicht möglich, die Zuneigung, die er ihr in so reichem Maße entgegenbrachte, von Herzen zu erwidern, und auch nach der Verheiratung kamen sie sich vorläufig nicht näher. In seiner gezwungen-förmlichen Art erinnerte ihr Verhältnis lebhaft an die Ehe Karl Augusts und Luisens in der ersten Zeit. Gleich ihnen waren auch die Neuvermählten zwei stark ausgeprägte Individualitäten, beide einander ähnlich

in der zunächst am stärksten entwickelten Charaktereigenschaft, einem gewissen Eigensinne, keine aber gewillt, der andern einen Teil ihres Selbst zum Opfer zu bringen.

Daß sie beide unter diesem Zustande litten, ist leicht zu ermessen. Auf die Stimmung der Großherzogin wirkte überdies auch ein körperliches Unwohlsein ungünstig ein, das sich nach seinen ganzen Merkmalen als Bleichsucht herausstellte. Auf ärztlichen Rat entschloß sie sich, zu ihrer Wiederherstellung eine ernste Kur zu brauchen, und zwar so bald wie möglich, da das junge Paar Ende August zum Besuche am kaiserlichen Hofe in Berlin und hierauf am königlich sächsischen Hofe erwartet wurde und die Großherzogin den an sie ergangenen Einladungen unter allen Umständen Folge zu leisten beabsichtigte. In der Nacht vom 7. zum 8. Juli, wenige Tage, nachdem sie mit dem Großherzoge ihren feierlichen Einzug in Jena gehalten hatte, begab sich die Fürstin nach St. Moritz im Engadin. Sie war begleitet von ihrem Gemahle, der die nächste Zeit mit kurzer Unterbrechung bei ihr verlebte und sie erst am 17. Juli auf ausdrücklichen Wunsch des Arztes wieder verließ, da ihre Kur sehr anstrengend war und deshalb fürs erste unbedingte Ruhe erforderte.

Der Erfolg derselben war nicht ungünstig, und die Großherzogin durfte daher mit der Zeit auch die herrliche Hochalpennatur, die St. Moritz umgibt, etwas genießen. Ihr dortiger Verkehr beschränkte sich im ganzen auf einige andre ebenfalls anwesende fürstliche Personen, unter denen besonders der Großherzog und die Großherzogin von Baden zu nennen sind. Bei ihnen fand sie nicht allein eine bewährte freund- und verwandtschaftliche Gesinnung für Weimars Fürstenhaus, sondern auch das liebevollste persönliche Verständnis für sich selbst und ihren Gatten.

Den letzteren sah sie am 23. August in Frankfurt a. M. wieder, wohin er ihr auf ihrem Rückwege von St. Moritz entgegenreiste. Am 24. hielt das fürstliche Paar seinen Einzug in Eisenach, das die junge Landesherrin ebenso freudig wie Weimar und Jena begrüßte. Die folgenden Tage wurden in dem nahegelegenen Schlosse Wilhelmsthal zugebracht, am 29. August aber begab man sich zu dem geplanten Besuche nach Berlin und Dresden. Die Aufnahme der Großherzogin an den dortigen Höfen war sehr liebenswürdig und der Eindruck, den sie hinterließ, so angenehm und sympathisch, wie man es von vornherein erwarten durfte.

Auf die rauschenden Feste, die sie in den beiden Hauptstädten empfangen hatten, folgte wieder eine im ganzen ruhige Zeit, und zwar fürs erste in Wilhelmsthal, das durch seine idyllische Lage am Ufer eines spiegelnden Sees inmitten reichbewaldeter Berge zu den beliebtesten Ausflugsorten im Thüringer Walde gehört. Von da siedelte man später noch für kurze Zeit auf die Wartburg über. Während des Aufenthaltes in der Eisenacher Gegend wurden wiederholt kleine Reisen unternommen, teils innerhalb des Landes, teils auch an verwandte und befreundete Fürstenhöfe. Ende Oktober kehrte man nach Weimar zurück, wo inzwischen die für die Großherzogin bestimmte Wohnung im Schlosse, die einst Maria Paulowna und nach ihr die Erbgroßherzogin Pauline innegehabt hatte, neu instandgesetzt worden war.

Bei deren Einrichtung hatte man sich bemüht, durch sorgfältige Auswahl aus den vorhandenen reichen Vorräten an wertvollem altem Mobiliar, an seltenen Gemälden, Handzeichnungen und andern Kunstgegenständen aller Art sowie an kostbaren Stoffen ein harmonisches Ganzes zu schaffen, und es gelang auch, fürstliche Pracht und künstlerischen Geschmack mit häuslichem Behagen in einer Weise zu vereinigen, die gerechte Bewunderung hervorrief. Die Ausstattung der Räume war großenteils im Empirestil gehalten, den ihre neue Bewohnerin sehr liebte.

Sie blieb für diese feine Aufmerksamkeit nicht unempfänglich, ebensowenig wie auch sonst für alles, was dazu dienen konnte, sie in Weimar heimisch zu machen. Bald sah man sie regelmäßig im Theater, und auch die zahlreichen im Laufe des Winters veranstalteten Konzerte, nicht am wenigsten die in der Musik- und Orchesterschule, deren verdienstvoller Leiter, Erich Degner, schon seit dem Sommer ihr Lehrer war, zählten sie fast immer zu ihren Zuhörern. Nicht geringeres Interesse bewies sie, besonders durch ihr häufiges Erscheinen und langes Verweilen in den Ausstellungen, den bildenden Künsten und dem Kunstgewerbe, das, im Vereine mit der Malerei, unter dem Schutze des Großherzogs Wilhelm Ernst einen neuen Aufschwung in Weimar genommen hat. Ihrer Befriedigung hierüber und ihrer Teilnahme an künstlerischem Schaffen überhaupt gab sie im persönlichen Verkehre mit bedeutenden Künstlern, wie Hans Olde, dem Direktor der großherzoglichen Kunstschule, und andern, gern Ausdruck. Aus diesem Grunde freute sie sich auch sehr, während des Aufenthaltes am Berliner Hofe aus Anlaß des Geburtstages des Kaisers im vergangenen Jahre die Museen der Reichshauptstadt, die sie noch nicht kannte, etwas genießen zu können.

Bei ihrer Liebe zur Kunst war es ihr natürlich immer willkommen, auch die Geselligkeit Weimars, an der sie ebenfalls lebhaften Anteil nahm, durch Musik, Gesang oder deklamatorische Vorträge belebt zu sehen. Weniger Vergnügen hatte sie hingegen am Tanzen, wiewohl es ihr bei den wiederholten Hofbällen und auch sonst an Gelegenheit dazu nicht fehlte. Wenn sie nicht eifriger davon Gebrauch machte, so ist der Grund hierfür einerseits in ihrer noch immer schonungsbedürftigen Gesundheit zu suchen, anderseits in der seltenen Frühreife ihres Wesens, die sie auf solche Unterhaltungen ihrer Altersgenossen gern verzichten ließ.

Je geringeres Bedürfnis sie danach empfand, und je lieber sie bei ihrer ganzen Sinnesart mit älteren Leuten verkehrte, desto berechtigter erschien die Erwartung, daß sie ihren Wirkungskreis nicht auf das heitere Reich der Kunst beschränken, sondern bald über dessen Grenzen hinaus zu den ernsten Aufgaben des Lebens übergehen und mit ihnen auch die andre ideale Erbschaft der unvergeßlichen früheren Landesfürstinnen sich zu eigen machen würde.

Unter diesen Aufgaben gab es keine schönere und edlere als die Tätigkeit, die sie mit ihrem Amte als Obervorsteherin des von Maria Paulowna begründeten und von ihrer Nachfolgerin Sophie weiter ausgestalteten Patriotischen Institutes der Frauenvereine im Großherzogtume Sachsen auf sich genommen

hatte. Dem Wunsche ihres Gatten gemäß war ihr dieses gleich nach dem Einzuge in Weimar, am 4. Juni 1903, feierlich übertragen worden, und sie hatte bei dieser Gelegenheit den anwesenden Gehilfen am Zentraldirektorium des Institutes gelobt, sie werde sich bemühen, dem Beispiele ihrer großen Vorgängerinnen in der Fürsorge für das Land zu folgen. Die innere Bewegung, die sie bei diesen Worten verriet, ließ erkennen, daß sie den Ernst der übernommenen Pflichten schon damals nicht unterschätzte, und die Beteiligten konnten auch mit Freuden wahrnehmen, wie lebhaft sie allmählich dem Patriotischen Institute ihre Aufmerksamkeit zuwendete. Sie zeigte diese zunächst durch die Besuche der von ihm geleiteten Wohltätigkeitsanstalten, namentlich in Weimar und Eisenach sowie in den von ihr bereisten Teilen des Landes, ferner durch ihr Interesse an dem Baue der neuen Krankenabteilung des Sophienhauses in Weimar, vor allem aber durch das Bestreben, bei den Verhandlungen in den Sitzungen des Zentraldirektoriums sich mit dem Organismus des Institutes und seinen Einrichtungen vertraut zu machen. Dabei beobachtete sie fürs erste eine kluge Zurückhaltung und war nur darauf bedacht, durch Erfahrung zu lernen.

Wie die Oberleitung jener großgedachten Stiftung werktätiger Menschenliebe gab auch die Übernahme des Protektorates über das ebenfalls von Maria Paulowna gegründete Sparkassenwesen des Landes ihrer jungen Nachfolgerin manche wichtige Aufschlüsse über dessen innere Verhältnisse und gestattete ihr, viel Gutes und Nützliches zu wirken.

Desgleichen eröffnete sich ihr auch ein Feld segensreicher Tätigkeit durch die Obhut über das Sophienstift in Weimar, die von der Großherzogin Sophie gegründete öffentliche höhere Töchterschule, die, dank dem unablässigen Bemühen ihrer Stifterin zu hoher Blüte gediehen, im vergangenen Jahre ihr fünfzigjähriges Bestehen feiern durfte. Daß die junge Großherzogin ihre Stelle als Schirmherrin dieser Anstalt einmal würdig ausfüllen werde, war bestimmt zu hoffen, da sie ihre eigenen Kenntnisse täglich zu erweitern strebte und auch schon anfing, sich mit den wichtigen Fragen der Frauenbildung und des Frauenstudiums zu beschäftigen.

In dem gleichen Maße, wie sie dahin gelangte, ihre Aufgaben zu erkennen und zu übersehen, fand sie auch Freude daran und widmete sich ihnen mit der Zeit um so lieber, als sich im zweiten Jahre ihrer Ehe auch das Zusammenleben mit dem Großherzoge immer freundlicher gestaltete. Unverdrossen und mit immer tieferem Eindringen in die Eigenart der Gemahlin suchte er ihre Zuneigung für sich selbst, gleichzeitig aber auch ihre Teilnahme für das Land und dessen Angelegenheiten zu gewinnen, und der ersehnte Erfolg blieb ihm nicht versagt. Daneben trug auch das jähe Hinscheiden der Erbgroßherzogin-Witwe am 17. Mai 1904, durch seinen tiefschmerzlichen Eindruck auf beide Eheleute dazu bei, ihre Annäherung aneinander zu fördern. Man konnte sie in der darauf folgenden stillen Zeit, die der Hof wiederum in Ettersburg verlebte, deutlich beobachten und verfolgen, wie im Vereine mit ihr die ehemals melancholische Stimmung der Großherzogin allmählich frischer und zuversichtlicher wurde. Der beste Beweis für ihre wiederkehrende Heiter-

keit war eine im täglichen Zusammensein öfters bemerkbare Neigung zu harmlos-liebenswürdiger Neckerei, die sich früher nur schüchtern bei ihr hervorgewagt hatte. Sie ließ ihre Persönlichkeit um so anziehender erscheinen, als ihr Wesen trotz der immer größeren Sicherheit im Auftreten dennoch anspruchslos und bescheiden blieb. Daß sie nach wie vor menschlich-einfach empfand, konnte man besonders auch an ihrem Verhalten gegen Niedriggestellte bemerken, z. B. gegen die Hofdienerschaft, der sie stets eine gütige, wohlwollende Gebieterin war, oder bei ihren häufigen Berührungen mit der Bevölkerung Ettersburgs und seiner Umgebung sowie auf den von dort aus unternommenen kleinen Reisen im Lande.

Die Ausdauer, die Großherzogin Caroline bei diesen trotz der an ihre Kräfte gestellten nicht geringen Anforderungen bewies, war ein Zeichen dafür, daß auch ihre Gesundheit sich jetzt etwas gebessert hatte; immerhin erklärte ihr Arzt eine Wiederholung der Badekur des vorigen Jahres für erforderlich, und die Großherzogin reiste deshalb am 20. Juli wieder nach St. Moritz, wo sie über sechs Wochen blieb. Sie erreichte diesmal vollkommen ihren Zweck. Als der Großherzog am 8. September die Gattin auf der Mainau am Bodensee bei den gütigen badischen Verwandten wiedersah, fand er sie blühend und neu gekräftigt.

Nach mehreren an diesem schönen Orte verlebten Tagen begab er sich mit ihr nach Wilhelmsthal, für dessen landschaftlichen Reiz die Großherzogin jetzt, wo sie sich so viel gesünder fühlte, um so empfänglicher war. Wie schon früher, wenn sie hier oder auf der Wartburg weilte, bildete auch jetzt die Nachbarstadt Eisenach oft das Ziel ihrer Ausfahrten.

Während des Landaufenthaltes hatte der Großherzog auch seine eigene Wohnung im weimarischen Schlosse neu ausstatten lassen, und am 24. Oktober, dem Tage der Rückkehr des Hofes, weihte er diese ebenfalls im edelsten Stile gehaltenen Gemächer durch ein heiteres Fest im kleinen Kreise ein, wobei seine Gemahlin in all ihrer Anmut und Liebenswürdigkeit die Wirtin machte.

Ernster war ihre Aufgabe bei der Feier des hundertjährigen Gedenktages der Ankunft Maria Paulownas in Weimar am 9. November. Er diente vor allem als Anlaß zu einer Festversammlung der Frauenvereine des Landes, und die junge Großherzogin mußte sich somit jetzt zum ersten Male als Obervorsteherin des Patriotischen Instituts öffentlich zeigen. Sie tat es in einer Weise, die keinen Zweifel darüber ließ, daß sie die Bedeutung dieses Amtes wohl erkannt und sich mit seinen Aufgaben vertraut gemacht hatte. Bei der Festsitzung der Abgeordneten der Hauptfrauenvereine folgte sie den Verhandlungen mit der regsten Aufmerksamkeit; gegenüber den sich später anreihenden Erwägungen aber, inwieweit einige Änderungen in der Organisation des Instituts für eine Erweiterung des Arbeitsgebietes der Vereine und eine Vertiefung ihrer Arbeit selbst erforderlich erschienen, bewährte sie in ihren Ansichten eine erfreuliche Unbefangenheit und einen geklärten Einblick in die Verhältnisse. Ihrem erstarkten Selbstvertrauen und ihrer Genugtuung über die Pflichten, die sie anderthalb Jahre zuvor auf sich genommen, verlieh sie bei diesem Anlasse in einem Telegramme an die Großherzogin von Baden,

die zum Ehrentage der unvergeßlichen Großmutter in pietätvoller Erinnerung einen eigenen Vertreter geschickt hatte, beredten Ausdruck. Sie freue sich, bemerkte die junge Fürstin darin, des ihr überkommenen schönen Amtes und hoffe, dereinst die würdige Nachfolgerin einer Maria Paulowna und Sophie zu werden.

Nach der weihevollen Erinnerungsfeier des 9. November begab sich Großherzogin Caroline noch für kurze Zeit auf Reisen. Sie folgte zuerst ihrem Gatten nach Heinrichau und ging von da aus, auf sein Anerbieten, nach Wien, wo sie, dem Genusse der Kunst hingegeben, acht interessante Tage verlebte. Zu Primkenau in Schlesien beim Herzoge und der Herzogin Ernst Günther zu Schleswig-Holstein traf sie den Großherzog wieder an und kehrte Ende November mit ihm nach Weimar zurück.

Den Bewohnern der Residenz boten die nächsten Wochen oft Gelegenheit, ihr junges Fürstenpaar in der Nähe zu sehen, sei es auf den gemeinsamen Spaziergängen, die es fast täglich unternahm, oder bei seinen häufigen Besuchen im Theater und verschiedenen andern Anlässen. Überall aber konnte man beobachten, welch ein herzliches Einvernehmen zwischen den jungen Eheleuten herrschte. Daß es zu Anfang nicht bestanden hatte, war auch in weiteren Kreisen kein Geheimnis geblieben; man freute sich daher aufrichtig ihres Glückes als einer sicheren Bürgschaft für Weimars und seines Fürstenhauses Zukunft.

Was man von ihr erhoffte, sah man gewissermaßen verkörpert in der Person der jungen Großherzogin, wie sie sich am Neujahrsabend 1905 beim feierlichen Empfange in den hellerleuchteten Festräumen des großherzoglichen Schlosses unter den zahlreichen Gästen bewegte. Eine wahre Huldgestalt, durchschritt sie die Reihen der Geladenen in dem verklärenden und verschönenden Schimmer, der sich mit der Zeit über ihr Wesen gebreitet hatte, aber sie erschien zugleich auch als wahre Fürstin: nicht durch den Reichtum ihrer Kleidung und den Glanz der Juwelen, die sie schmückten, sondern durch ihre ganze ruhig-würdige Haltung und eine Beherrschung der Formen, die zu erkennen gab, daß sie sich jetzt in ihrer Stellung vollkommen wohl und sicher fühlte. Von dieser Empfindung mochten die Anwesenden in gleichem Maße durchdrungen sein wie von der Genugtuung darüber, eine solche Herrin zu besitzen.

Groß war daher der Schrecken, als sich, kaum zehn Tage nach der Neujahrsfeier, in Weimar die Kunde verbreitete, die Großherzogin sei an einer schweren Lungenentzündung erkrankt, und die ganze Bevölkerung war einig in dem herzlichen Wunsche für ihre Genesung. Er sollte sich indessen nicht erfüllen, trotz der sorgfältigsten ärztlichen Behandlung, trotz der liebevollsten Pflege, trotz der Zähigkeit, mit der die Kranke selbst sich an ihr junges, kaum begonnenes Leben klammerte. Gleich von vornherein war die Krankheit sehr heftig aufgetreten, und von Tage zu Tage wurde der Zustand beängstigender. Wohl zeigte sich ein Hoffnungsschimmer, als in der Nacht vom 16. zum 17. Januar die erwartete Krisis eintrat, doch führte sie nicht die Besserung herbei, sondern statt ihrer eine immer zunehmende Herzschwäche. Von diesem

Vorzeichen des nahenden Todes benachrichtigt, eilte der Großherzog, der schon in den vorhergehenden Tagen oft bei der Kranken geweilt hatte, nachts um drei Uhr herbei und mit ihm ihre jüngeren Schwestern, die Prinzessinnen Hermine und Ida Reuß, die am weimarischen Hofe eine zweite Heimat gefunden hatten und dem Schwager in diesen schweren Tagen treu zur Seite standen. Mit sichtbarer Freude erkannte und begrüßte die Sterbende die Ihrigen, die ihr Lager umgaben. Zärtlich küßte sie den Gemahl und redete noch wiederholt die einzelnen an, dann aber verfiel sie in Fieberphantasien, ihr Bewußtsein trübte sich, und nach schwerem Todeskampfe wurde sie am 17. Januar früh kurz nach sechs Uhr von ihrem Leiden erlöst. Beim Morgengrauen verkündete dumpfer Glockenton den Bewohnern der Stadt, daß ihre liebenswerte junge Fürstin verschieden sei.

Ihre Leiche wurde noch an demselben Tage in dem von ihr bewohnten Teile des Schlosses aufgebahrt. Das Bild, das sie dem Beschauer darbot, war ergreifend. Unter herrlichen Blattpflanzen und Blumen ruhte, wie in leichtem Schlummer, die weißgekleidete, poetische Gestalt. Die über der Brust gefalteten Hände hielten ein Kruzifix, und das milde Licht der auf hohen Kandelabern brennenden Kerzen beschien ein friedliches, fast heiteres Antlitz.

Am Abend des 18. Januar wurde der Sarg geschlossen und zur feierlichen Ausstellung in die Hofkirche überführt; am 21. erfolgte von dort aus die Beisetzung. Auf Wunsch des Witwers wurde bei dem Gottesdienste, der ihr vorherging, der Predigt die dritte Bitte des Vaterunsers: „Dein Wille geschehe," als Text zugrunde gelegt.

Es war ein sonnenheller Wintertag, als der feierliche Trauerzug sich durch Weimars Straßen bewegte. Die Blicke der in ihnen versammelten schweigenden Menschenmenge hafteten voll tiefen Mitgefühls auf dem schwergeprüften jungen Landesfürsten, der die sterbliche Hülle seiner geliebten Gemahlin zu der durch unvergleichliche Erinnerungen geweihten schlichten Grabstätte seiner Ahnen geleitete.

Kompositionen zu Schillers Werken.

Von

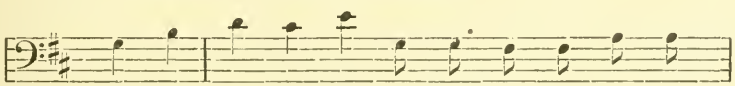
Max Friedlaender.

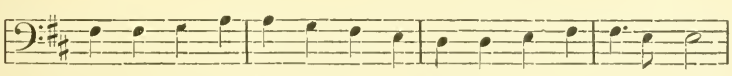
Im Januar 1793 ward Charlotte Schiller durch ihren Bonner Bekannten Professor Fischenich mitgeteilt, der dreiundzwanzigjährige Ludwig van Beethoven wolle das Lied „An die Freude", und zwar jede Strophe, bearbeiten. Die Erwartungen, die das Schillersche Paar an diese Nachricht knüpfte, mögen nicht gering gewesen sein, denn in demselben Briefe heißt es über Beethoven, die musikalischen Talente des jungen Mannes, den der Kurfürst vor einem Monat nach Wien zu Haydn geschickt habe, würden allgemein gerühmt. „Ich erwarte etwas Vollkommenes, denn soviel ich ihn kenne, ist er ganz für das Große und Erhabene."

Leider hat Schiller die Vollendung der Komposition nicht erlebt. Erst im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts setzte Beethoven wieder energisch dazu an, ohne aber über einen Entwurf hinauszukommen, und nicht früher als in seinem vierundfünfzigsten Lebensjahre kehrte er zu der Dichtung zurück. Nichts ist rührender, als zu sehen, wie der einsame, taube Meister inmitten der ihn umgebenden außerordentlichen Bedrängnisse in sein Skizzenbuch vom Jahre 1823 die Worte schreibt:

„Laßt uns das Lied des unsterblichen Schillers singen"

und nach langem Ringen die endgültige Fassung notiert:





Diese volksliedartige Weise, bei der man nicht weiß, ob man mehr ihre Schlichtheit rühmen soll oder ihre Herzlichkeit und Innigkeit, wird mit Schillers Worten zu einem wahren Hymnus der Menschenliebe, und nach der Häufung von Dissonanzen, die ihr im Finale der neunten Sinfonie vorangehen, wirkt sie wie eine Befreiung aus schwerem Leide.

Ist es doch überhaupt die innere Erhebung des Menschen aus Zwiespalt und Gebundenheit zur Harmonie, die Beethovens wie Schillers Werke charakterisiert, und gemeinsam ist beiden auch das edle Pathos. Ein und derselbe Grundsatz: Menschenliebe und Freiheitsliebe, geht durch Schillers Dramen von den „Räubern" und „Kabale und Liebe" bis zum „Tell" wie durch Beethovens große Sonaten und Quartette, die Konzerte (u. a. G-dur zweiter und dritter Satz!), die dritte, fünfte, neunte Sinfonie. Vor allem kann auch an das Freiheitsdrama „Fidelio", dieses hohe Lied der Humanität, erinnert werden, dessen Finale mit Schillers Worten ausklingt:

Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein.

Eigentümlich ist es, daß Beethoven sonst nur sehr wenig von dem ihm innerlich so nahestehenden Dichter komponiert hat. Zum „Mädchen aus der Fremde" ist eine ganz kurze Skizze vorhanden, ferner sind die Verse aus der „Jungfrau von Orleans":

Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude,

als dreistimmiger Kanon bearbeitet, und ebenfalls dreistimmig ist der Gesang der Mönche aus „Tell":

Rasch tritt der Tod den Menschen an,

den Beethoven niederschrieb, als die Nachricht vom Hinscheiden seines Freundes Krumpholz an ihn gelangte — eine kurze, ergreifende Komposition[1]), in der der Meister die Singstimme lange auf demselben Tone verweilen läßt. Wie hat sich Schubert später dieses Hilfsmittels bemächtigt, um das unentrinnbare Schicksal zu malen — im „Wegweiser", der „lieben Farbe", „Der Tod und das Mädchen"!

Bevor wir über Schuberts Musik zu Schillers Dichtungen reden, sei erwähnt, daß die älteren Meister der Wiener Schule sich nicht des Glückes würdig gezeigt haben, Zeitgenossen unsrer großen Dichter zu sein. Man wird der Größe Joseph Haydns nicht zu nahe treten, wenn man feststellt, daß der Meister kein allgemein gebildeter Mann gewesen ist und sich um das Aufblühen der deutschen Dichtung nicht gekümmert hat. In die Abgelegenheit der Schlösser des Fürsten Esterhazy, bei dem Haydn drei Jahrzehnte hindurch als Kapellmeister wirkte, drangen kaum je die Wellen der mächtigen literarischen Bewegungen, die in den siebziger und achtziger Jahren durch Deutschland und Österreich gingen. Einzig und allein von Lessing hat Haydn einige heitere Lieder und manche witzige Epigramme in Musik gesetzt, von Goethe und Schiller aber nicht einen Vers; die ihm zugeschriebene, früher sehr beliebte Komposition der „Teilung der Erde" ist apokryph.

Nicht besser steht es mit Gluck, der seine Teilnahme für die deutsche Poesie auf die Komposition von sieben Klopstockschen Oden beschränkte. Und wenn Mozart auch in geselliger Beziehung auf der vollen Höhe der Bildung seiner Zeit stand, so hatte er für Literatur ein so geringes Interesse, daß er einen befreundeten Wiener Kaufmann wegen der Texte um Rat fragte, wenn er ein deutsches Lied komponieren sollte.

[1]) Beethoven läßt sie bezeichnenderweise mit einem Halbschlusse enden.

Wie anders Schubert! War er auch in der ersten Zeit nicht gerade kritisch bei der Wahl der Poesien, so stellt doch die Gesamtmasse der Texte seiner siebenhundert Vokalkompositionen eine Auslese des Besten dar, was die deutsche Dichtung seiner Zeit bot. Diese Neigung für Literatur zu betätigen, wurde Schubert anfänglich schwer genug gemacht. Sein Lehrer Antonio Salieri, der erste k. k. Hofkapellmeister in Wien und eine überragende Autorität, hatte ihm Metastasios Verse zur Komposition empfohlen und ihn ausdrücklich davor gewarnt, sich mit Liedern in der barbarischen deutschen Sprache zu befassen. Schubert aber befolgte diesen Rat so wenig, daß er zu Goethes Gedichten gegen achtzig Kompositionen schrieb, zu Schiller weit über fünfzig.

Schon das zweite und dritte Lied, das Schubert überhaupt in Musik setzte — er war damals vierzehn Jahre alt — hatten Schillersche Texte zur Unterlage, und zwar „Des Mädchens Klage" und „Eine Leichenphantasie". Beide Kompositionen, die fast völlig unbekannt geblieben sind, stellen Genieproben ersten Ranges dar, bei denen die Fülle köstlicher Einzelheiten und die Kühnheit der Modulationen beinahe den ungeheuerlichen Mangel an Architektonik und die starken Fehler in der Deklamation und Stimmführung übersehen lassen. Wie Schubert zu „Des Mädchens Klage" später noch zwei weitere Kompositionen schuf, so kehrte er auch zu andern Schillerschen Gedichten noch mehrfach zurück, bis er die ihn befriedigende Fassung fand. Zwei, drei, vier ausgeführte Entwürfe sind unter anderm vorhanden zu den Liedern: „Triumph der Liebe", „Flüchtling", „An den Frühling", „Der Jüngling am Bache", „Elysium", „Sprüche des Konfuzius", „Gruppe aus dem Tartarus". Allen voran steht die zweite Version der „Gruppe aus dem Tartarus". Das Gedicht scheint auf den ersten Anblick keineswegs für musikalische Behandlung geeignet zu sein, da der Phantasie nur wenig Gestaltungsfähiges geboten wird. Und doch schlägt der Komponist aus diesem spröden Stoffe Musik heraus; unter seinen Händen entwickelt sich eine erschütternde Szene, die in ihrer finsteren Großartigkeit über den tastenden Versuch des Dichters weit hinausgeht. Eine besondere Eigentümlichkeit Schubertscher Harmonik zeigt sich hier: das Modulieren durch die aufwärtsgehende chromatische Tonleiter. Der leidenschaftlichen Stimmung, die durch dieses allmähliche Höhergehen gemalt wird, entspricht es so recht, daß im Chaos des ersten Teiles eine eigentliche Tonart gar nicht zu erkennen ist und bei der Stelle:

Hohl sind ihre Augen, ihre Blicke
Spähen bang nach des Cocytus Brücke

durch die kleine Sekunde, welche die Singstimme mit der Begleitung bildet, eine außerordentlich schneidende Dissonanz entsteht. — Der Schluß des Gedichts:

Ewigkeit schwingt über ihnen Kreise,
Bricht die Sense des Saturns entzwei,

deutet an, daß die Hoffnung der Verdammten umsonst ist, daß ihr Unglück ewig dauert. Man könnte an den Eingangsspruch vor Dantes Hölle denken. Aber Schubert wäre nicht, der er ist, wenn er uns mit den Worten: „Laßt alle Hoffnung draußen!" entließe. Gerade bei diesem Schlusse reißt

er uns durch die einfachsten Mittel (Diatonik an Stelle der quälenden, bohrenden chromatischen Gänge des Beginnes und Mittelsatzes, dazu in der Begleitung mächtige Akkorde im strahlenden C-dur) plötzlich nach aufwärts und bringt einen unbegrenzten Ausblick ins Weite — das Ganze eine wundervolle musikalische Illustration des Schillerschen Wortes vom „großen, gewaltigen Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt".

Nicht annähernd dieselbe antike Größe erreicht Schuberts Musik zu den „Göttern Griechenlands", „Klage der Ceres", „Hektors Abschied", und wenn die „Dithyrambe" hinreißend wirkt, so liegt die Ursache doch mehr an den herrlichen Dichterworten als an der zwar schwungvollen, aber nicht eigentlich bedeutenden Melodie. Dasselbe gilt trotz der leidenschaftlichen Melancholie des Beginns und des feurigen Schlusses von der „Sehnsucht". Einzelheiten freilich sind auch hier bezaubernd; man kann sich denken, welche Musik entstehen mußte, wenn Schubert Verse zu komponieren hatte wie:

Harmonien hör ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh'.

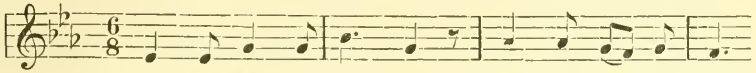
Auch die „Erwartung" stellte Schubert die reizvollsten Aufgaben für die Schilderung von Naturszenerien oder, um es besser auszudrücken, des Reflexes der Naturerscheinungen in der Seele des Menschen, und die Verse des jugendlichen Schiller: „Zwischen Himmel und Erd" und „Liebe rauscht der Silberbach," sind durch zwei viel zu wenig beachtete Schubertsche Chöre in eine höhere Kunstsphäre gehoben worden.

Wenig bedeutend erscheinen die Melodien der Gesänge an Laura, Amalia und „Der Alpenjäger". Theklas Gesang aber: „Der Eichwald braust" in der Komposition des achtzehnjährigen Meisters gehört seit seinem ersten Bekanntwerden zum eisernen Bestande der deutschen Hausmusik. Wer hätte sich nicht an dem Adel und süßen Wohllaut des Liedes erfreut, in dem der Jammer der Gegenwart weit überstrahlt wird durch den Glanz der Vergangenheit? „Ich habe genossen das irdische Glück," erscheint hier als Kernpunkt des Ganzen. Dagegen versagt der junge Schubert völlig bei den größeren Schillerschen Balladen; in demselben Jahre, in dem er aus Goethes „Erlkönig" ein nie übertroffenes Sturm- und Drangstück schuf, stellte er sich bei der „Bürgschaft" eine ganz unlösbare Aufgabe, ebenso anderthalb Jahre vorher beim „Taucher", und die Herausgeber des Nachlasses haben dem Komponisten keinen Gefallen erwiesen, als sie diese Ungetüme von 21 und 30 gedruckten Notenseiten veröffentlichten.

Im ganzen darf ausgesprochen werden, daß Schubert, wie alle folgenden Komponisten, durch Schiller nicht zu so bedeutenden Kompositionen inspiriert worden ist wie durch Goethe. Die Ursache finden wir vielleicht darin, daß Schillers Lyrik mehr Kunstpoesie als Naturpoesie ist, daß der Gedanke das Übergewicht über Anschauung und Erfahrung hat, und daß der Glanz der Schillerschen Diktion dem Musiker nicht mehr viel zu sagen übrig läßt. Gerade das, was Goethes Poesie als Gelegenheitsdichtung im besten Sinne auszeichnet, fehlt bei Schiller. Das scheinbar Improvisierte, nur Angedeutete ist es, was auf die Tonkünstler stets den größten Einfluß ausgeübt hat.

Daß ein Genie wie Carl Maria von Weber an den Schätzen der deutschen Lyrik achtlos vorüberging und in seinen mehr als hundert Liedern unsre großen Dichter völlig über den Castelli, Gubitz, Müchler vernachlässigte, wird man nie genug bedauern können. Mit Schillers Werken ist Weber nur durch seine Ouvertüre zu „Turandot" in Verbindung getreten, die eine heiter bewegte, schön klingende, nirgends in die Tiefe gehende Musik bringt. Seine Komposition zu einer Umarbeitung von „Wallensteins Lager" ist leider verloren gegangen; wir dürfen vermuten, daß sich Webers eminente Begabung, den Volkston zu treffen, dieser Aufgabe gegenüber aufs glücklichste bewährt hat.

Seinem Namensvetter, dem etwas philiströsen Berliner Hofkapellmeister Bernhard Anselm Weber, verdanken wir eine der hübschesten, volkstümlichsten Melodien, die ein Schillersches Gedicht gefunden hat:



1. Mit dem Pfeil, dem Bo = gen, durch Ge = birg und Tal

Sie stammt aus Webers begleitender Musik zum „Tell", aus der sich sonst nur noch der unbedeutende Chor „Rasch tritt der Tod den Menschen an" lebendig erhalten hat.

Viel höher als B. A. Weber steht Johann Rudolph Zumsteeg, Schillers Freund und Mitarbeiter von der Militärakademie. Sein Abschied Johannas: „Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften," bildete das Entzücken unsrer Großeltern und erhielt sich bis in die sechziger Jahre in den Liedersammlungen; sein „Toggenburg", „Mädchens Klage", „Erwartung" wirkten stark auf Schuberts Kompositionen derselben Lieder ein; vor allem war Zumsteegs Musik die erste, die Schiller zu einer seiner Dichtungen vernahm — Grund genug, dem Komponisten unsre Teilnahme zu sichern. Aber auch der absolute Wert seiner Schöpfungen ist durchaus nicht gering anzuschlagen. Zumsteeg erscheint als ein warmfühlender Süddeutscher, zugleich als guter Musiker, der zwar unter italienischem Einfluß steht (Jomelli!), später Mozart stark auf sich wirken läßt, aber doch auch selbständige Begabung und einen gewissen Erfindungsreichtum zeigt. Einzelnes wirkt geradezu überraschend. Wie treffend ist oft der Ausdruck, wie reizvoll und eigenartig manche Melodie, wie fein die Charakteristik! Das Ganze gestaltet sich indessen nur selten zum Meisterwerk. Bei der „Erwartung" tritt Zumsteegs Mangel hervor, Einheitlichkeit der Stimmung zu erreichen; die Einzelheiten sind förmlich musivisch aneinandergereiht, und es tritt kein Versuch hervor, sie zum Ganzen zu ordnen. Immerhin kann man viele Freude am schönen Detail haben. — Eine von Zumsteegs allerfrühesten Kompositionen ist mit Schiller von Stuttgart nach Mannheim gewandert und dort im Jahre 1782 unter dem Titel erschienen:

Die Gesänge Aus dem Schauspiel die Räuber von Friderich Schiller.
Mannheim. In der Kuhrfürstlich Privilegirten Noten Fabrique.
Von Johann Michael Götz.

Merkwürdigerweise sind die Druckexemplare des Werkes verloren gegangen, Dr. Landshoff hat aber eine authentische Abschrift gefunden, aus der hervorgeht, daß das Ganze noch handwerksmäßig gestaltet und wenig erfreulich ist.

Schillers etwas verstiegenes Gedicht: „Die Entzückung an Laura" hat durch Zumsteeg schon im Jahre 1781 die Musik erhalten, die es verdient, — eine Komposition ohne Geschlossenheit, ohne jeden Aufbau, mit fortwährendem Tempowechsel: Andante con moto, Un poco lento, Allegro, Rezitativ, A tempo, Pastorale, Allegro, Rezitativ, Larghetto, Allegro assai, Adagio etc., zwischen den Gesangsstellen lange, lange Klavierstücke, dann plötzlich ein Melodram (!) von zwölf Takten, gefolgt von Rezitativen, einem Larghetto von nur $1^1/_2$ Takten, wieder Rezitativen und einem Schluß-Allegro des Klaviers. Wie form- und stillos aber auch das Ganze ist, so liegt doch in solchen Werken ein Keim für die weitere Entwicklung der Lied- und Balladenmusik. Und wenn auch die Sentimentalität nicht verschwiegen werden soll, an der selbst die besten Zumsteegschen Kompositionen kranken, so kann anderseits um so mehr hervorgehoben werden, wie seine Melodik quellender und vor allem viel wärmer ist als die der Norddeutschen.

Von diesen kommt für uns zunächst Christian Gottfried Körner in Betracht, der treueste unter Schillers Freunden, dessen man in diesem Jubiläumsjahre in doppelter Dankbarkeit gedenkt. Leider hatte der vorzügliche Mann die Schwäche, sich für musikalisch zu halten, obgleich er es durchaus nicht war, und wenn sein im Jahre 1795 für die „Horen" geschriebener Artikel: „Über die Charakterdarstellung in der Musik" Schillers hohes Lob gefunden hat, so wird doch bei aller Zurückhaltung ausgesprochen werden müssen, daß alles rein Musikalische in dem Aufsatz verständnislos behandelt ist. Körner betätigte sich auch als schaffender Musiker, und er ließ — was das schlimmste ist — seine Werke im Drucke erscheinen, so die von allen Musen verlassenen Kompositionen zum „Mädchen aus der Fremde" und zu dem unter Körners gastlichem Dach gedichteten Lied „An die Freude". Und wie Goethe das Unglück gehabt hat, in musikalischen Dingen durch Zelter höchst einseitig beraten zu werden, so ließ sich Schiller von den Urteilen des stümpernden Dilettanten Körner beeinflussen, der ihm unter anderm einmal riet, sich wegen der Komposition eines Liedes nicht an Joseph Haydn in Wien, sondern an Sterkel oder Hurka zu wenden, diese typischen Modekomponisten und süßlichen Vorläufer der Proch, Kücken und Abt[1]).

Auch der eben erwähnte Berliner Musikdirektor Karl Friedrich Zelter, ein kerngesunder, zuverlässiger, gescheiter und witziger Mann[2]), war in seinen Kompositionen zu Schillers Gedichten wenig glücklich. Er gestaltet seine Weisen in bewußter Anlehnung an das Volkslied, aber meist

[1]) Über Körners Musik zu „Amalia" sei kein hartes Wort gesprochen — hat doch diese Komposition dem rührenden Schreiben der vier Leipziger Freunde vom Jahre 1784 beigelegen und den Enthusiasmus bezeugt, den Schillers Dichtungen bei dem ihm damals persönlich noch völlig unbekannten Körner erregt hatten.

[2]) Als einen „Mann voll Bildung und tüchtigem Schrot und Korn, wie es nicht viele gibt," empfahl ihn Schiller an Körner.

in engen Grenzen nach den von ihm selbst aufgestellten Gesetzen der Einfachheit und des möglichst natürlichen oder besser gesagt naheliegenden Ausdrucks. Nur hier und da erhebt er sich über das Gewöhnliche, und es ist ihm z. B. gelungen, zu einigen Liedern seines Freundes Goethe schöne, stimmungsvolle Melodien zu erfinden. Aber den wenn auch kunstbegeisterten, so doch im Innersten etwas nüchternen Mann trennte eine Welt von der pathetischen Weise Schillers. Am wenigsten mißglückt ist Zelter, der von seiner Singakademie her die Technik des Chorstils genau kannte, das als Chorlied bearbeitete Gedicht: „Die Gunst des Augenblicks", und auch das „Berglied" zeigt wenigstens hier und da einen Lichtblick. Bei den großen Balladen aber, wie dem „Taucher", „Handschuh", „Kampf mit dem Drachen", versagt seine Kraft; auch die Kompositionen der „Dithyrambe", „Mädchens Klage", „Erwartung", „Punschlied", Reiterlied aus „Wallensteins Lager" sind trocken und reizlos, und besonders geschmacklos wirkt die italianisierende Koloratur am Schlusse der „Teilung der Erde".

Wie ist es möglich gewesen, könnte man fragen, daß Schiller selbst sich nicht nur über diese dürftigen Zelterschen, sondern auch über die Körnerschen Kompositionen in so freundlicher, ja enthusiastischer Weise geäußert hat? Die Antwort dürfte lauten, daß er der Musik zwar eine große Neigung, aber nicht eigentliches Verständnis entgegenbrachte. Mit Recht konnte er sich in einem Briefe an Körner als „vollkommenen Laien" bezeichnen, und an Goethe schreiben, er habe „in Angelegenheiten der Musik und Oper wenig Kompetenz und Einsicht". Allerdings wünschte er, daß seine lyrischen Gedichte schon im ersten Drucke in Begleitung einer Komposition erschienen, weil ja nur durch die Melodie einem Liede die Möglichkeit des Lebens und Wirkens gegeben wird. Aber wie Goethe sah es auch Schiller nicht gern, wenn die Musik sich als selbständige Kunst neben die Poesie stellte; vielmehr forderten sie von ihren Komponisten ganz einfache, schlicht begleitete Weisen, die vor allem nicht die Deutlichkeit des Textes beeinträchtigen sollten. So war ihnen der sich bescheiden unterordnende musikalische Illustrator Zelter willkommener als ein größerer Künstler.

Anspruchslose Melodien brachte auch der Berliner Hofkapellmeister Johann Friedrich Reichardt, wieder ein rechter Vertreter des „Liedes im Volkston". Wie Zumsteeg, Körner und Zelter hatte er das Glück, einige Schillersche Gedichte noch als Manuskript in Musik setzen zu dürfen. Reichardts erstaunliche Produktivität, die ihn zu einem der fruchtbarsten deutschen Liederkomponisten machte, hat sich auch Schiller gegenüber bewährt, von dessen Gedichten er ein halbes Hundert komponierte. Der sehr leicht und wahllos schaffende Künstler erhielt durch Schillers Poesie förmlich Fittiche; denn wenn auch seine Einzelgesänge nicht sehr viel Wertvolles enthalten, so sind doch einige Chöre so vorzüglich, daß Reichardt viel mehr als Zelter den Dank des Dichters verdient hätte. Besonders hervorzuheben sind das Quartett: „Die Ideale" (So willst du treulos von mir scheiden), ein vornehmes, höchst stimmungsvolles Stück, und die Chöre: „Die Worte des Glaubens" und „Das eleusische (Reichardt schreibt: eleusinische) Fest", dessen freudig-heiterer

Charakter vorzüglich getroffen, während der religiöse Untergrund kaum angedeutet ist[1]).

Von ganz anderm Kaliber als die zuletztgenannten Musiker ist der Balladenkomponist Karl Loewe, dessen Größe bei seiner Verbindung mit Schiller allerdings nicht annähernd so bedeutend hervortritt wie bei der mit Goethe, Herder, Uhland und auch manchen kleineren Dichtern. Der Eindruck, den Schillers „Hochzeit der Thetis", „Der Gang nach dem Eisenhammer", „Würde der Frauen" bei einfacher und eindringlicher Deklamation machen, wird durch Loewes Musik kaum gesteigert, und wenn „Der Graf von Habsburg" wundervoll beginnt (ist ja doch Loewe in der Musik, ähnlich wie Achim von Arnim in der Literatur, ein Meister der schönen Anfänge), so verflacht doch auch diese Komposition leider im weiteren Fortgange, und die wiederholten Sequenzen verraten, daß Loewes musikalische Erfindung bei diesem Werke nicht so reich wie sonst geflossen ist.

Auch Spohrs, Schumanns und Mendelssohns Bedeutung würde man aus ihren Kompositionen zu Schillers Werken nicht erkennen. Von Spohr liegt nur ein kurzes Albumblatt (ein Kanon) vor, und bei Robert Schumanns Liedern mit Schillerschen Texten macht man die gleichen Erfahrungen wie bei seinen Kompositionen kleinerer Goethescher Gedichte: den großen Romantiker haben die Klassiker nicht entfernt zu so herrlichen Schöpfungen angeregt wie Eichendorff und Heine, Rückert und Chamisso. Übrigens rühren sowohl Schumanns Gesänge aus „Wilhelm Tell" wie der „Handschuh" und die Ouvertüre zur „Braut von Messina" aus den letzten Lebensjahren des Meisters her, in denen er nur noch mit ermattender Kraft schrieb.

Mendelssohn hat sich nicht auf sein kleines Lied „Mädchens Klage" beschränkt, sondern auch den „Festgesang an die Künstler" in Musik gesetzt, dessen Beginn „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben," schon prachtvoll wirkt. Die Komposition ist an sich nicht so hervorragend wie andre von Mendelssohn, aber so schön geformt und so wohllautend, daß sie ein Lieblingswerk der Männergesangvereine geworden ist und bei dem bevorstehenden Jubiläum sehr oft erklingen wird.

Denselben Schillerschen Text, und zwar ebenfalls für Männerchor, hat Franz Liszt behandelt und mit glänzender Instrumentation ausgestattet[2]). Der ganze instrumentale Apparat ist auch in der Klavierbegleitung von Liszts einstimmigen Liedern aus „Wilhelm Tell" entfaltet[3]), die zu großen musikalischen Szenen erweitert sind — allerdings auf Kosten ihrer Einfachheit und

[1]) Reichardt hat der Melodie nur die Worte der Schlußstrophe untergelegt; vielleicht ist er selbst vor dem Gedanken zurückgeschreckt, daß etwa alle siebenundzwanzig achtzeiligen Strophen des Gedichts zu der einen Weise gesungen werden sollten.

[2]) Über Liszts Festgesang schreibt Richard Wagner, der die Komposition überaus schätzte, im März 1854 an den Freund: „Ich könnte auf Schillersche Verse, die gewiß nur für die Lektüre geschrieben sind, um keinen Preis mehr eine Melodie hervorbringen. Man kann mit diesen Zeilen nur nach einer gewissen musikalischen Willkür verfahren, und diese Willkür treibt uns, da die Melodie doch nie recht zum Flusse kommen will, zu harmonischen Ausschweifungen, ungeheuren Anstrengungen, dem unmelodischen Quell künstliche Wellungen zu geben."

[3]) Liszt selbst hat die Begleitung auch für Orchester bearbeitet.

Volkstümlichkeit. Auf diese Kompositionen blieb aber Liszts Verbindung mit dem Dichter nicht beschränkt; die letzte seiner großen sinfonischen Dichtungen betitelt er: „Die Ideale, nach Schiller", und von seinen Beiträgen zur Schiller-Feier wird noch weiter unten die Rede sein.

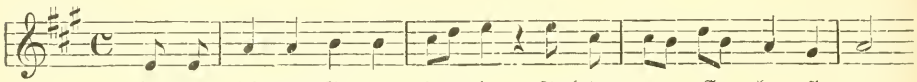
Musik zu Schillers Schauspielen schrieben von Deutschen u. a. zur „Jungfrau von Orleans": Bernhard Anselm Weber (um 1806), Andreas Romberg (um 1810), G. A. Schneider (um 1810), Volkert in Wien (1817), Graf Gallenberg in Wien (der Gatte von Beethovens angebeteter Giulietta Guicciardi, 1830), Ignaz Moscheles (1835), J. Hoven in Wien (1840), Leopold Damrosch (1857), Max Bruch (1859), August Langert in Koburg (1860) und Moritz Moszkowski (1877: „Johanna d'Arc, sinfonische Dichtung"); zu „Tell": Adalbert Gyrowetz, der Wiener Modekomponist (1810), und die berühmten neueren Musiker Joachim Raff (1860—1870) und Karl Reinecke (1870); zu „Maria Stuart": der bekannte Frankfurt-Kölner Dirigent und Komponist Ferdinand Hiller und der Pfälzer Georg Vierling; zu „Wallenstein": der Münchener Meister Joseph Rheinberger (ein dreisätziges sinfonisches Tongemälde, aus dem besonders das vortreffliche, „Wallensteins Lager" illustrierende Scherzo öfters aufgeführt worden ist); zu „Turandot": außer Weber noch dessen hausbackener Nachfolger Karl Gottlob Reissiger in Dresden (1835) und ein Mitglied der Lachner-Familie, Vinzenz Lachner in Mannheim (1843); zu „Demetrius": ebenfalls Vinzenz Lachner (1862) und, um einen der Besten zuletzt zu nennen, Joseph Joachim in Berlin (Szene der „Marfa", zu der früher schon Ferdinand Hiller eine nicht veröffentlichte Komposition geschrieben hat).

Aber auch auf die fremden Musiker hat Schiller stark eingewirkt. Wenn als das bei weitem erfolgreichste ausländische dramatische Werk Rossinis berühmter „Guillaume Tell" vom Jahre 1829 zu nennen ist (neben der „Stummen" Aubers die erste sogenannte „große Oper"), so liegt die Ursache nicht nur in der Musik, die viel reifer ist als Rossinis vorangegangene opere serie, sondern vor allem darin, daß der Kern des Schillerschen Dramas selbst durch das Jouysche Libretto siegreich durchdringt, daß an die edelsten Gefühle der Menschheit appelliert wird: an Kindesliebe, Männerfreundschaft, Treue in der Ehe, Vaterlandsliebe, Freiheitsdrang[1]). Noch idealistischer hat

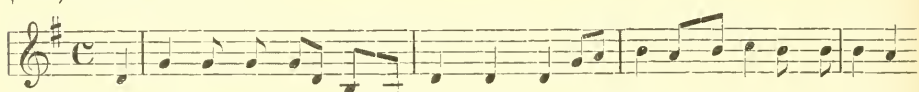
[1]) Wie Schillers Drama so hat auch Rossinis Oper eigentümliche Schicksale gehabt. Da der revolutionäre Text Anstoß erregte, wurde der Titel mehrfach geändert, so in: „Vallace" (Mailand 1837), „Rodolfo Sterlinga" (u. a. Rom 1841), „Carlo il Temerario" (Moskau 1843, Petersburg 1847) und durch Planché, den Librettisten von Webers „Oberon", gar in „Andreas Hofer". In dieser letzten abscheulichen Verunstaltung (die Apfelschußszene ist beseitigt; dafür schießt der Tiroler Held einen französischen Chasseur vom Pferde!) ist Rossinis „Tell" in Berlin zuerst zur Vermählungsfeier des Prinzen Albrecht, Vaters des jetzigen Regenten von Braunschweig, im Jahre 1830 aufgeführt worden. Am Schluß dieser „lächerlichen Verfälschung der Geschichte erscheint ein Graf Hugniatti und bringt ein Stückchen weißes Blech, etwas größer als ein Kopfstück, hängt es dem guten Hofer um den Hals und geht still ab", so schreibt Zelter unmutig an Goethe. — Die ursprüngliche Gestalt der Oper durfte das Berliner Publikum erst acht Jahre später kennen lernen. Man vergleiche darüber die Leipziger „Allgemeine Musikalische Zeitung", Register und Band XXXII, S. 829.

ein andrer genialer Italiener einen Schillerschen Charakter aufgefaßt, nämlich Verdi den Marquis Posa im „Don Carlos“ (1866). Aber dauernd günstige Schicksale waren weder dieser Verdischen Oper beschieden noch seinen „Masnadieri“ (den Räubern, 1847), „Luisa Miller“ (1849), „Johanna D'Arc“ (1845), und auch Mercadantes „Briganti“ (1836), „Maria Stuarda“ (1821) und eine ganze Reihe andrer Opern von Gallo („Riccardo Moor“), Vaccaj, Montuoro usw.[1]) hielt sich nicht lange auf dem Repertoire. Der Däne Hermann Baron von Löwenskjold schrieb 1845 eine Oper „Turandot“, der Schwede Södermann eine Musik zur „Jungfrau von Orleans“; denselben Stoff behandelte der berühmte Russe Tschaikowski als Oper (1881); der Engländer William Sterndale Bennet (der Freund Schumanns und Mendelssohns) komponierte eine Sonate mit gleichem Titel; der berühmte Tscheche Friedrich Smetana stellte sich mit einer sinfonischen Dichtung „Wallensteins Lager“ ein, sein Landsmann Zdenko Fibich mit einer Oper „Die Braut von Messina“; endlich folgen noch drei hervorragende Vertreter der neueren französischen Musik: Edouard Lalo und Victor Joncières mit den Opern „Fiesco“ (1867) und „Demetrius“ (1876) und der begabte Vincent d'Indy mit der schönen sinfonischen Dichtung „Wallenstein“ (1891).

Wenn wir zur deutschen Konzertmusik zurückkehren, so sind zunächst zwei über hundert Jahre alte Kompositionen hervorzuheben, die sich bis jetzt im Volke erhalten haben, nämlich die zum „Liede an die Freude“:



die im Jahre 1799 gedruckt ist und von einem Anonymus[2]) herrührt, — eine keineswegs hervorragende, aber frische, kräftige Weise, die wahrscheinlich unter dem Einflusse der Marseillaise entstanden ist; und Christian Jakob Zahns prachtvolles Reiterlied:



einer der besten volkstümlichen Gesänge, die wir besitzen, das Muster einer männlichen, leicht eingänglichen Melodie. Ihr Wert ist von Schiller erkannt worden, während Zelter sie unbegreiflicherweise „einen unglücklichen Kompositionsversuch“, Goethe gar einen Gassenhauer nennt.

Unverdiente Verbreitung hat ihrer leichten Aufführbarkeit wegen bis in unsre Tage hinein die Musik zur „Glocke“ von Andreas Romberg gefunden, die in ihrer krassen Philistrosität ähnlich tief steht wie die Kom-

[1]) Mehrere andre Komponisten sind aufgeführt in Hugo Riemanns „Opern-Handbuch“, Leipzig 1887, und den zwei Supplementen des Werkes.

[2]) Richard Wagner schreibt sie dem Dresdener Komponisten G. Naumann zu und rügt die allerdings recht bedenkliche Deklamation.

positionen desselben Gedichts von Hurka, Knecht, Lindpaintner usw. — Wie schade, daß ein Meister volkstümlichen Gesangs wie Johann Abraham Peter Schulz keinen Text von Schiller in Musik gesetzt hat! Die Berliner Musiker Bernhard Klein und Wilhelm Taubert haben es mehrfach getan, sind aber nicht allzusehr in die Tiefe gegangen. Der feinfühlige, aber etwas weichliche Königsberger Jensen hat sich auf einen nicht gelungenen Versuch beschränkt: „Mädchens Klage" (nach Schubert eine Ilias post Homerum), und von den neuesten Vertretern des Liedes fehlen in der Reihe der Komponisten zu Schiller merkwürdigerweise Robert Franz und Hugo Wolf.

Dagegen schenkte uns Johannes Brahms zwei Meisterwerke: das anschaulich malende, förmlich plastische Quartett „Der Abend" und die tiefernste und doch nicht leidvolle, milde, verklärte „Nänie", Hermann Götz eine hellere, weichere Komposition desselben Gedichts und Peter Cornelius den feingeformten Chor: „Von dem Dome schwer und bang".

Daß Wenzel Tomaschek, der Prager Konservatoriumsdirektor, zu Schiller eine Reihe unbedeutender Musikstücke beigesteuert hat, sei nur deshalb erwähnt, weil Goethe ihn durch sein Lob geadelt hat. Ungleich glücklicher waren Julius Rietz mit seinem Männerchor „Dithyrambe", ferner Bernhard Scholz mit der gleichfalls für Männerchor komponierten „Nänie", dem „Siegesfest" und der „Glocke", vor allem Max Bruch, dessen „Vier Weltalter", „Dithyrambe" und „Glocke" Klangschönheit mit meisterlichem Aufbau verbinden und sich, ohne je an Vornehmheit zu verlieren, an die breiten Massen wenden.

Von bedeutenden Kompositionen aus der neuesten Zeit sind noch Richard Strauß' Hymnus („Es ist der Tag") und „Der Abend" und Georg Schumanns „Sehnsucht" und „Totenklage" aus der „Braut von Messina" zu nennen, ferner die noch ungedruckten Werke: Konstantin Bernekers Chöre aus der „Braut von Messina", Robert Kahns Lieder aus „Tell" und Engelbert Humperdincks Entwürfe zur „Glocke" und „Macht des Gesanges".

Musik zur Schiller-Feier boten u. a. Meyerbeer mit seinem einst berühmten, von Bülow hochgeschätzten und durch Liszt für Klavier transkribierten „Huldigungsmarsch", Liszt selbst mit dem Festlied zur Schiller-Jubelfeier und dem Künstlerfestzuge vom Jahre 1859, endlich Max Schillings mit dem 1905 komponierten hymnischen Gesang: „Dem Verklärten".

Zum Schlusse aber soll Schiller selbst noch einmal zu uns sprechen. Brachte er der Musik auch kein eigentliches Verständnis entgegen (man erkennt dies unter anderm an seinem Urteil über Haydns „Schöpfung", die er „einen charakterlosen Mischmasch" nennt), so fehlte es seiner unendlich sensitiven Natur doch keineswegs an der feinsten Empfänglichkeit für den Zauber manches ihr erreichbaren Tonstückes. In einem Briefe des Dichters vom Januar 1801 finden sich die schönen Worte: „Gluck's Iphigenie auf Tauris hat mir einen unendlichen Genuß verschafft, noch nie hat eine Music mich so rein und schön bewegt als diese, es ist eine Welt der Harmonie, die grade zur Seele dringt und in süßer hoher Wehmuth auflöst."

Schiller und Berlin.

Von

Julius Rodenberg.

I.

„Heute wird die von Se. Königl. Majestät in Preußen allergnädigst privilegirte Döbbelinsche Gesellschaft aufführen: Die Räuber, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. Von Friedrich Schiller. Bearbeitet von K. M. Plümike."

So steht es im ersten Stück vom Jahre 1783 der „Königl. privil. Berlinischen Staats- und Gelehrten Zeitung", die heute die „Vossische Zeitung" heißt.

Am Tage vorher, dem 1. Januar 1783, waren „Die Räuber" zum ersten Male in Berlin aufgeführt worden, und zwei Tage nachher lesen wir in derselben Zeitung: „Morgen sind auf sehr vieles Verlangen: ‚Die Räuber'" usw. Dann wieder am 11. Januar, am 14. Januar, am 21. Januar, am 16. Februar: „auf Begehren", desgleichen am 8. April usw.

Die Aufführung ist, unsres Wissens, nur in der „Literatur- und Theaterzeitung" (Berlin, 15. Mai 1783) besprochen worden: „Den ersten Tag dieses Jahres feyerten unsre Schauspieler mit dem neuen Trauerspiele: Die Räuber, dem hier eben der große Beyfall ward, welchen es in Mannheim und Hamburg erhalten hatte. Das Stück hat Herr Plümicke für unsre Bühne bearbeitet und einige glückliche Veränderungen damit getroffen . . . Die Räuber sind seit dem 1. Januar bis jetzt vierzehnmal aufgeführt worden" [1]).

Weniger glimpflich über Plümickes „Bearbeitung" urteilt Nicolais „Allgemeine deutsche Bibliothek" (1783): „Herr Plümicke hätte das Verbeßern bleiben laßen sollen, da schon der Verfaßer (der einzige Mann, der ein solches Stück umändern kann und darf) die Hand daran gelegt hat, es zweckmäßiger zur Vorstellung zu machen;" und Schiller selbst, in einem Briefe (September 1783) an Herrn v. Dalberg, nennt sie „die berüchtigten Plümikischen Räuber" [2]).

---

[1]) Braun, Schiller und Goethe im Urteil ihrer Zeitgenossen. Bd. I, S. 30.

[2]) In dieser Gestalt wurde das Stück lange noch gespielt; am 20. Februar 1796 schreibt Wilhelm v. Humboldt aus Berlin an Schiller: „Vorgestern sah ich die Räuber hier, im Ganzen äußerst schlecht, und zwar Plümicke's Sudeleien."

Was aber diesen Biedermann nicht abhielt, sich auch an Schillers folgendem Werke zu vergreifen: „Nächstens wird Herrn Schiller's Verschwörung des Fiesko zu Genua," berichten die „Gothaischen gelehrten Zeitungen" vom 24. März 1784, „nach der Umarbeitung des Herrn Plümicke, auf den Döbbelinschen Theater aufgeführt werden." Und damit nicht genug, lesen wir weiter: „Herr Plümicke läßt auch das Stück, so wie er es umgeändert hat, in Herrn Himburgs Verlage drucken."

Armer Schiller! Den der „Theaterdichter der Döbbelinschen Gesellschaft" nicht nur „verbeßerte", sondern auch um das Honorar brachte; denn für solche Geschäfte war Herr Himburg, unrühmlichen Andenkens, gerade der rechte Mann[1]).

„Die Verschwörung des Fiesko" ward am Montag, 8. März 1784, zum ersten Male aufgeführt, am folgenden Tage wiederholt, zum vierten Male am 13. „auf hohes Begehren", am 16. „auf vieles Begehren", ebenso am 20. und 27. März „auf Begehren verschiedener Fremden", am 1. und 3. April mit der Bemerkung: „Dieses Stück wird morgen zum letztenmale aufgeführt, weil es durch den Abgang einiger Mitglieder zerrißen wird."

Die warme Aufnahme, die der „Fiesko" in Berlin fand, tröstete den Dichter darüber, daß sein „republikanisches Trauerspiel" in Mannheim nur ziemlich kühl aufgenommen worden war: „Republicanische Freiheit ist hier zu Land ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name," schrieb er aus Mannheim (5. Mai 1784) an Reinwald; „in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut. Aber zu Berlin wurde es 14 mal innerhalb drei Wochen gefordert und gespielt."

Sehr komisch wirkt auf uns und sehr niederschlagend würde, wenn er es gelesen hätte, auf Schiller gewirkt haben, daß die „Königl. Privilegierte" diesen unbestrittenen Erfolg zum guten Teil auf das Konto des Herrn Plümicke gesetzt hat. In ihrem 30. Stück vom 9. März 1784, unter dem Artikel „von gelehrten Sachen" schreibt sie: „Daß Schiller, der Verfasser der Räuber und des Fiesko, einer der wenigen theatralischen Genien ist, die wir Teutschen aufzuweisen haben, diese evidente Wahrheit können nur Personen, die von seichten französischen Vorurtheilen angesteckt sind, und der schwarzgalligte Handwerksneid ableugnen". Aber was ihm nottue, sei „ein strenger kritischer Freund", der die „wilden, üppigen Auswüchse", die sich in „den Producten dieses vortrefflichen jungen Mannes" finden, „mit sorgfältiger Feile hinwegtilgte". Einen solchen Freund habe Schiller in Herrn Plümicke gefunden, dank dessen „Einschaltung" die Vorstellung des Stückes „jetzt von ungleich größerer Wirkung" sei.

Zu Ende desselben Jahres noch, 1784, am Abend des ersten Weihnachtstages, erschien „Kabale und Liebe" auf den Brettern des Döbbelinschen Theaters. Keine günstigen Sterne haben diesem „bürgerlichen Trauerspiel" in Berlin geleuchtet: wenn Kritiken die Macht hätten, Lebensfähiges zu töten, so würde dies der Fall gewesen sein mit derjenigen, die am 20. Juli 1784 von der „Königl. Privilegierten" über die Buchausgabe gebracht ward. Ihr Verfasser

[1]) Die berechtigte Originalausgabe war 1783 bei Schwan in Mannheim erschienen. Goedeke, Grundriß. Bd. I, S. 1017.

war Karl Philipp Moritz, dessen Schriften (Anton Reiser, Götterlehre, Reisen eines Deutschen in England, in Italien u. a.) heute noch nicht vergessen sind, unter den Redakteuren der genannten Zeitung seit Mylius und Lessing die bedeutendste und originellste literarische Persönlichkeit[1]), Lehrer am Grauen Kloster und nachmals Mitglied beider Akademien, der Wissenschaften und der Künste. In wenigen Zeilen wird das Werk abgefertigt: „In Wahrheit ein Product, was unsren Zeiten — Schande macht! Mit welcher Stirn kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken laßen . . . Aus einigen Scenen hätte was werden können, aber alles, was dieser Verfaßer angreift, wird unter seinen Händen zu Schaum und Blase." — Man traut seinen Augen kaum, wenn man liest, was vier Jahre später, als Moritz bei Goethe zu Gast war, Schiller aus Weimar an Karoline von Beulwitz schreibt (10. Dezember 1788): „Diese Woche hat mich Moriz besucht und mir eine sehr angenehme Unterhaltung verschafft, weil wir auf meine Lieblingsideen gerathen sind. Von Göthen ist er nun ganz durchdrungen und enthusiasmirt . . . Was ihn interessiert, ist ernsthaft und von Gehalt. Er scheint sehr an sich selbst zu verbeßern."

Schiller hat, als er diese Worte schrieb, wohl nicht an seinen ehemaligen Rezensenten gedacht, der erst während seines Aufenthalts in Italien und im innigen Verkehr mit Goethe sich geläutert. Vor seiner italienischen Reise gab er selbst in Berlin vielfachen Anstoß: „Ein unglücklicher Genius", heißt es in den „Büsten berlinischer Gelehrten und Künstler" (Leipziger Ostermesse 1787), „brachte ihn hier auf den Einfall, auch das Theater zu kritisieren und dramatische Schriftsteller für sein Forum zu ziehen." Namentlich wird gerügt, daß er Schillern offenbar unrecht getan habe. Denn in der Tat: Moritz hatte sich nicht mit jener kurzen Anzeige begnügt, sondern ihr am 4. September 1784 eine vier Spalten lange: „Noch etwas über das Schillersche Trauerspiel" ꝛc. folgen lassen, die mit dem Satze schloß: „Nun sey es aber genug; ich wasche meine Hände von diesem Schillerschen Schmutze, und werde mich wohl hüten, mich je wieder damit zu befaßen." Unterzeichnet war die Kritik mit einem „M.".

Wenige Tage nach der ersten Berliner Aufführung hatte die „Vossische Zeitung" sich aus Darmstadt (vom 29. Dezember 1784) berichten lassen: „Am 20. dieses laß Hr. D. Schiller, aus Mannheim, auf Veranlaßung des Herzogs von Weimar in Gegenwart unserer durchlauchtigsten Herrschaften und des Hofes, den ersten Aufzug aus einem noch unvollendeten jambischen Trauerspiel, Don Karlos, vor; den anderen Morgen wurde er von dem Herzoge von Weimar durch ein eigenhändiges Schreiben zum Rath ernannt"[2]).

Demnach hieß es in den „Ephemeriden der Literatur" (19. Februar 1785) unter der Rubrik „Vom hiesigen Theater": „Den 25ten (Dezember 1784) ward Kabale und Liebe, das bekannte Trauerspiel von Hofrath Schiller aufgeführt"[3]). Zunächst wird hier der Dichter in Schutz genommen gegen

[1]) Arend Buchholtz, Die Vossische Zeitung, S. 46.
[2]) Königl. Privil. Berliner Staats- und gelehrte Zeitung, 11. Januar 1785.
[3]) Braun, Bd. I, S. 102.

„eine Recension voller Galle", die „in der Vossischen Zeitung vorigen Jahres" gestanden habe: „hoher Dichtergenius flammt aus der kleinsten Scene in Schiller's Arbeiten hervor." Dennoch heißt es am Schluß: „So anhaltenden und großen Beifall wie die Räuber und Fiesco hat freilich Kabale und Liebe nicht erhalten"; und wirklich hat dieses Trauerspiel beim Berliner Publikum sich niemals der gleichen Gunst erfreut wie seine Vorgänger und seine Nachfolger: während der hundert Jahre, die der statistische Rückblick auf „die Königlichen Theater in Berlin" gibt, steht in der Zahl der Aufführungen „Kabale und Liebe" (mit 197) erst an sechster Stelle[1]).

Ein königliches Theater für das deutsche Schauspiel gab es bis zu dieser Zeit in Berlin überhaupt nicht und eine stehende Bühne, die Privatunternehmen war, erst seit 1771. Sie befand sich auf dem Hofe des Hauses in der Behrenstraße, das heute die Nummer 55 trägt; hier hatte zuerst die Gesellschaft von Heinrich Gottlieb Koch gespielt, nach dessen Tode das Privileg auf Karl Theophilus Döbbelin überging. Friedrich der Große hatte, wie für die deutsche Literatur überhaupt, so auch für das deutsche Drama kein Interesse: im Jahre 1774 ließ er auf dem Gendarmenmarkt das „Französische Komödienhaus" von Boumann dem Älteren bauen, das an der Stelle stand, wo heute das Schillerdenkmal sich erhebt. Von reichlichen Subventionen unterstützt und vom Hof und Adel besucht, wurden hier glänzende Vorstellungen gegeben, gegen die Döbbelin schwer aufkommen konnte. Und doch war dieses Hintergebäude der Behrenstraße der Schauplatz, auf dem zuerst in Berlin das große Drama sich zeigte — auf dem neben Shakespeare, Lessing und Goethe auch die drei Jugendwerke Schillers dargestellt wurden.

Nach Friedrichs des Großen Tode jedoch trat sofort der Wandel ein: Friedrich Wilhelm II., was auch sonst gegen ihn gesagt werden mag, war ein Bewunderer des großen Briten und ein Freund der deutschen Kunst; alsbald nach seiner Thronbesteigung ward Döbbelin, nebst einem jährlichen Zuschuß von 6000 Talern, das seit 1778 leerstehende „Französische Komödienhaus" überwiesen, das nunmehr den Namen „Nationaltheater" erhielt. Am 3. Dezember 1786 ward in der Behrenstraße die letzte Vorstellung gegeben, nach deren Schluß Döbbelin von dem alten Hause in einem selbstverfertigten Epilog Abschied nahm:

Lebe wohl, du kleine Hütte,
Die uns dürft'ges Brod verliehn!
In der ich viel Unglück litte,
Morgen werd ich von dir ziehn!

Hin zu jenem prächt'gen Tempel,
Den uns Preußens Titus gab.
O! Sein göttliches Exempel
Trocknet Kummertränen ab usw.[2]).

[1]) Herausgegeben von Schäffer und Hartmann und erschienen zur Hundertjahrfeier des Königl. Schauspielhauses. Berliner Verlagscomptoir. 1886.

[2]) Teichmanns Literarischer Nachlaß. Herausgegeben von Franz Dingelstedt. Stuttgart 1863. S. 40.

Zwei Tage später zog das deutsche Schauspiel in das weiland Französische Komödienhaus, nunmehrige Nationaltheater ein; und zwei Jahre danach, am 22. November 1788, ward an dieser Stätte „Don Karlos" zum erstenmal gegeben. Über eine der ersten Aufführungen schreibt Schiller an Körner (Weimar, 15. Dezember 1788): „Gestern kam Schubart's Sohn aus Berlin hier durch . . . Er erzählte mir, daß den Tag vor seiner Abreise mein Karlos auf königlichen Befehl in Berlin gegeben worden und von 5 bis ½11 gespielt habe. Er spricht Wunder von der Wirkung des Stücks auf — den König." Wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln; die Wirkung auf das Publikum aber war jedenfalls eine andre: die Länge des Stückes schreckte es ab, obwohl, wie die „Vossische Zeitung" (vom 8. Dezember 1788) referiert, „bey der Vorstellung einige Scenen weggelaßen und andre abgekürzt werden". Dennoch wollte das Trauerspiel, in Teichmanns Worten, „kein rechtes Zugstück werden; die Vorstellungen blieben, selbst wenn sie Sonntags stattfanden, leer". Auch muß „die dramatische Schere" dem Stück eher geschadet als genützt haben; der Aufschwung beginnt seit 1810, als Iffland den „Don Karlos" in seiner ursprünglichen Gestalt gab: in der Zahl der Aufführungen verzeichnet der „Statistische Rückblick" den „Don Karlos" (mit 246) an dritter Stelle hinter „Jungfrau von Orleans" (mit 336) und „Maria Stuart" (mit 268).

Elf Jahre waren inzwischen verflossen, in denen Schiller zu dem geworden, was er uns jetzt ist und aller Nachwelt bleiben wird. Dem Könige Friedrich Wilhelm II. war 1797 sein Sohn Friedrich Wilhelm III. auf dem Throne gefolgt, und in der Generaldirektion des Nationaltheaters an die Stelle von Engel und Ramler war Iffland getreten. Mit diesem Namen beginnt die glänzende Zeit des Berliner Schauspiels, und mit ihr fällt die zusammen, in der Schiller sich nach langer Pause der Bühne wieder zuwendete, ihr seine erhabensten Dichtungen gab. In Mannheim waren diese beiden, Iffland und Schiller, einander schon begegnet, und damals „enthusiasmierte" der flüchtige Regimentsmedikus sich nicht nur für den berühmten Schauspieler, sondern begnügte sich, auch nach seinen ersten stürmischen Erfolgen noch, in aller Bescheidenheit, wo nicht unter, doch neben dem gleichaltrigen Verfasser einiger Zug- und Kassenstücke stehen zu dürfen[1]). Wie hatte das Blatt sich seitdem gewandt, und wie sehr spricht es für Iffland, daß er nunmehr neidlos und bewundernd zu Schiller emporblickt und, von Jahr zu Jahr seinem Schaffen folgend, ihm auf der Berliner Bühne die höchsten Triumphe bereitet! Kaum hört er, daß der „Wallenstein", „auf den alles mit Entzücken hofft", vollendet sei, so bittet er den Dichter (5. Oktober 1798) um Zusendung des Stückes: „Das Publicum verlangt mit Sehnsucht danach. Von mir rede ich nicht." — Wenige Monate später, am 18. Februar 1799, wurden „Die Piccolomini", am 17. Mai „Wallensteins Tod" zum erstenmal aufgeführt. „Wallensteins Lager" darzustellen, konnte sich Iffland zunächst nicht entschließen: „Es scheint mir",

[1]) Vgl. die Briefe Schillers an H. v. Dalberg und den Schauspieler Reinschüb. Jonas, Bd. I, S. 179—181.

schrieb er (10. Februar 1799) „an Herrn Professor Schiller in Jena", „und schien mehreren bedeutenden Männern ebenfalls bedenklich, in einem militärischen Staate, ein Stück zu geben, wo über die Art und Folgen eines großen stehenden Heeres so treffende Dinge, in so hinreißender Sprache gesagt werden" [1]).

Erst am 28. November 1803 erschien das „Lager" in Berlin, aber nicht mehr an der alten Stätte. Denn schon im Jahre 1800 hatte der Bau des neuen Schauspielhauses begonnen, und am Schlusse des folgenden Jahres stand er fertig da. Doch gerade auf das letzte Jahr des zum Abbruch bestimmten Gebäudes fällt ein besonderer Glanz: am 8. Januar 1801 ward „Maria Stuart", am 23. November „Die Jungfrau von Orleans" zum erstenmal hier gegeben, und mit einer Wiederholung dieser Tragödie schloß am 31. Dezember das Haus seine Pforten, den Schauplatz so vieler großer Erinnerungen, „die stille Wohnung",

Die, nun in Trümmer stürzend, bald ihr Grab
Zu werden droht —

wie es in der von Herklots „verfertigten" und von Iffland gesprochenen Abschiedsrede heißt [2]).

Am 1. Januar 1802 wurde das neue, von Langhans erbaute Schauspielhaus feierlich eröffnet, und auf seinen Brettern erschien als eine der ersten Novitäten, am 5. April dieses Jahres, die „Turandot, tragikomisches Märchen nach Gozzi" von Schiller, der im nächsten Jahre die „Braut von Messina" (14. Juni 1803) und „Wallensteins Lager" (28. November) folgten.

II.

In ihrem kurzen, herrlichen Lauf hatte die Lebenssonne Schillers ihren Höhepunkt erreicht. Heroisch, wie nur irgendeine seiner Heldengestalten, war er aus dem Kampfe mit widrigen Geschicken siegreich hervorgegangen. Der Freundschaftsbund mit Goethe gab ihm seinen Platz neben diesem Größten, in seiner Lotte besaß er einen Schatz holdester Weiblichkeit, hingebendster Liebe, seine Kinder beglückten ihn, seiner Bedürfnislosigkeit entsprach das bescheidene Haus an der Esplanade, seine Stellung in der Weimarer Gesellschaft und am Hofe war eine bevorzugte, seine materielle Lage so weit gesichert, als die Huld seines Fürsten und der Ertrag seiner Dichtungen reichte. Doch nur zu oft lähmte Krankheit seine Schaffenskraft; immer wieder sich aufraffend, in der vollen Sicherheit seines Könnens und der ganzen Energie seines Wollens, setzte doch er selber sein Ziel nicht weiter als bis zum fünfzigsten Lebensjahr, und die Sorge um das, was nachher werden sollte, um die Zukunft der Teuren, die er zurücklassen würde, nagte an seinem Herzen. Diese Zeit war es, in der ihm von Berlin aus — wenngleich nicht in bestimmter Form — Anträge gemacht wurden, die seine Berufung dorthin und damit eine Verbesserung seiner Lage zum Zweck hatten. Vermutlich ist der Gedanke durch Hufeland und Fichte angeregt worden, und eine Äußerung Zelters scheint

[1]) Teichmann, S. 206.
[2]) Teichmann, S. 71.

diese Annahme zu bestätigen[1]). Wesentlich gefördert und vermittelt hat ihn jedenfalls Iffland, dessen in Angelegenheit des „Tell" nach Weimar entsandter Theatersekretär Pauli dem Dichter die ersten bezüglichen Mitteilungen machte. Iffland auch war es, der an den Geheimen Kabinettsrat Beyme schrieb (16. Mai 1804), Herr v. Schiller habe gegen den Herrn Sekretär Pauli geäußert, „daß er gern in Berlin zu bleiben wünsche. Mindestens einige Jahre. Ob es nicht zu bewürken sein mögte, daß er als Akademicien mit einem Gehalt angestellt . . . für das National-Theater arbeiten könne? . . . falls Herr von Müller aus Wien nicht kommen sollte, würde er für das Studium der Geschichte dem Kronprinz dienen können" ꝛc.[2]).

Am 26. April brach Schiller in Begleitung seiner Gemahlin und seiner beiden Söhne, des elfjährigen Karl und des achtjährigen Ernst, von Weimar auf und reiste, mit Aufenthalt in Weißenfels, Wittenberg und Potsdam, über Leipzig nach der preußischen Hauptstadt.

In der Liste der „angekommenen Fremden" vom 2. Mai lesen wir („Vossische Zeitung", Donnerstag, 3. Mai 1804): „Herr v. Schiller, Hofrath a. Weimar v. Leipig, Hôtel de Russie."

Das Hôtel ist längst verschwunden, aber seine Stelle läßt sich genau noch identifizieren: es ist die jetzt mit der Nr. 23 bezeichnete Passage Unter den Linden. Wir alle haben das alte Haus noch gekannt, das ehemals hier gestanden, es hieß zuletzt, ein wenig herabgekommen, „Mäders Salon", war aber einmal einer der vornehmsten Gasthöfe Berlins, lange bekannt unter dem Namen „Zur Sonne", den es erst später mit dem etwas moderneren vertauschte[3]). Hier, vom 15. bis 23. Mai des Jahres 1778, bei seinem einzigen Besuch in Berlin, hatte Goethe logiert; und hier, am Mittag des 1. Mai 1804, war Schiller mit den Seinen eingekehrt.

Wir haben einen „Hôtel de Russie, 1. May (Dienstag) 1804" datierten Brief Schillers[4]) an Iffland, an dessen Echtheit aus formellen Gründen zwar gezweifelt worden ist, dessen handschriftliche Mängel sich aber aus den begleitenden Umständen — „ganz zerschlagen von der Reise" nennt sich Schiller darin — ohne Zwang erklären lassen: „Da bin ich nun, Theurer Freund, voll herzlichen Verlangens Sie und die Freunde zu begrüßen; ich bedarf eines neuen, eines größeren Elements, ich freue mich darauf, zu sehen und zu hören, und meinen Sehkreiß zu erweitern." Nun aber haben wir auch (Marbacher Schillerbuch, 1905, Otto Güntter, „Von und an Schiller", S. 342) Ifflands Antwort: „8 Uhr. 2. Mai. Eben kriege ich Ihren Brief und verzweifle, denn eben muß ich nach Potsdam. Morgen früh Acht Uhr bin ich bei Ihnen! — Gefiele

---

[1]) Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Bd. I, S. 169.

[2]) Palleske, Schillers Leben und Werke. 1859. Bd. II, S. 396. (Schreiben im Geh. Staatsarchiv.)

[3]) Doch erhielt sich der ältere Name daneben lange noch; in dem später zu erwähnenden Rätsel der „Vossischen Zeitung" heißt es: „Schiller sei in der Sonne abgetreten".

[4]) Jonas, Bd. VII, S. 142 und 312.

Ihnen mein Landhaus? Wollen Sie Ruhe; so wohnen Sie da! Ich zittre, daß ich fort muß. Denn die Sehnsucht nach Ihnen ist herzlich! Morgen Acht Uhr bin ich bei Ihnen."

Die von Schiller in jenem Billett, das jetzt als unanfechtbar gelten muß, angeschlagene Note, klingt schon in einem früheren Briefe (Weimar, 20. März) an Wilhelm v. Wolzogen an: „es gefällt mir hier mit jedem Tage schlechter und ich bin nicht Willens in Weimar zu sterben." Ein solcher Ausbruch des Unmuts indessen darf uns darüber nicht täuschen, daß — wie der Ausgang der Verhandlung zur Evidenz bewiesen hat — das eigentlich bestimmende Motiv für Schiller die Verbesserung seiner Vermögensverhältnisse war. Daß daneben die Aussicht auf einen „erweiterten Sehkreiß" stark mitsprach, kann nicht wundernehmen.

Berlin, wiewohl es zu Beginn des 19. Jahrhunderts kaum mehr als 200 000 Einwohner zählte, war doch die erste wirklich große Stadt, die Schiller sah, — nach unsern Begriffen freilich noch kleinstädtisch genug, wenn wir erfahren, daß in eben der Zeit z. B., „anstatt der kleinen dreieckigen Laternen auf hölzernen Pfählen" — und auch das nur in den Hauptstraßen — „größere Laternen an eisernen Stangen" angebracht; daß jetzt erst die Straßen ordentlich gepflastert, ihre Namen an den Ecken angeschlagen, die Häuser mit Nummern versehen wurden und die Boten eines Privatunternehmers mit Kasten und Klingeln die Runde machten, um die Stadtbriefe zu besorgen[1]). Dennoch war Berlin oder schien vielmehr Schillern so groß, daß er nicht ohne Equipage dort leben zu können meinte, „weil jeder Besuch oder Ausgang eine kleine Reise ist"[2]). Als Musenstadt freilich stand Berlin so weit hinter Weimar zurück, wie zu der Zeit, da Schiller in seinem Epigramm die Spree von sich sagen läßt:

„Sprache gab mir einst Ramler und Stoff mein Cäsar: da nahm ich
Meinen Mund etwas voll, aber ich schweige seitdem."

Um so lauter waren die „Spree-Athener", auch damals schon, wie Goethe sie nennt, „ein verwegener Menschenschlag"; und vor allem war hier ein öffentliches Leben wie in keiner andern Stadt Deutschlands. Wo Schiller sich auf den Straßen zeigte, wurden ihm Huldigungen dargebracht; und wie populär er damals schon in Berlin war, zeigt eine — chronologisch freilich unmögliche — Anekdote, die, Schiller mit Goethe verwechselnd, diesen, als er aus seinem Gasthof Unter den Linden tritt, von einer richtigen Berlinerin, einer Frau aus dem Volke, begrüßen läßt. „Kennen Sie mich denn, gute Frau?" habe Goethe gefragt, worauf jene: „Wer sollte Ihnen nich kennen, großer Mann?" Und, die Arme in die Seite stemmend: „Festjemauert in der Erden steht die Form aus Lehm jebrannt!"

Der poetische Gruß der „Vossischen Zeitung" (vom 15. Mai) dagegen war richtig adressiert:

---

[1]) Mila, Berlin (1829), S. 429 ff.
[2]) Schiller an Körner, 28. Mai 1804.

An Herrn von Schiller
bei seiner Anwesenheit in Berlin, Mai 1804.

Dreifach glücklich kamst Du, großer Geist,
Zu der Brennenstadt berühmten Thoren:
Dich empfing der junge Lenz mit Floren,
Dich der Edlen Dank, der weise preist,
Was ein zweiter Orfeus uns geboren ꝛc.

Auch ein Rätsel auf den Namen Schiller fand sich in derselben Nummer:

Deutschlands Dichter, so wie ich vernommen,
Ist seit gestern Abend in Berlin —

Dann wird er Deutschlands Psycholog, Deutschlands Tragiker, Deutschlands Historiker genannt — und nun ratet!

Die größeren Ovationen jedoch waren Schiller auf seinem eigensten Gebiete vorbehalten; hintereinander, während der etwa vierzehn Tage seines Berliner Aufenthalts, wurden „Die Räuber", „Die Braut von Messina" (zweimal), „Die Jungfrau von Orleans" (zweimal) und „Wallensteins Tod" gegeben; und als er, am 4. Mai, zuerst das Theater betrat, ward er, wie die „Vossische Zeitung" (Dienstag, 8. Mai) berichtet, „mit allgemeinem Beifall von der Versammlung empfangen; freudiger Zuruf empfing ihn, und wiederholte sich so lange und so laut, bis die Musik begann, welche der Vorstellung vorangeht. So ehrenvoll hat das Publicum seine rege Empfindung für das große Genie ausgesprochen, dem es der höheren Freuden so manche verdankt. Schiller's Ankunft hat überhaupt ein lebhaftes allgemeines Interesse erregt, welches auf Achtung und Dankbarkeit begründet ist."

Am 13. Mai wurden Schiller und Gemahlin von der Königin Luise in Audienz empfangen: „M. et Mme. de Schiller furent présentés. de Weymar," heißt es im ungedruckten Teil des Tagebuchs der Gräfin Voß[1]). Es war Schillers drittes Begegnen mit der edlen, von ihrem Volke angebeteten Frau, die damals noch im vollen Glanze ihrer Lieblichkeit strahlte. Wenige Wochen zuvor war ihr 28. Geburtstag gefeiert worden, und die eben aus Weimar gekommene Frau von Staël, die der Königin bei der großen Cour vorgestellt ward, schreibt in einem (erst vor kurzem veröffentlichten) Briefe an ihre Cousine, Madame Necker de Saussure: „Es ist keine Schmeichelei, zu sagen, daß sie die hübscheste Frau ist, die ich jemals gesehen habe; ihr Schmuck ist glänzend und vom besten Geschmack, — enfin, sie hat mich wahrhaft geblendet"[2]).

Sie war noch ein Kind, als Schiller zum ersten Male in ihre Nähe kam. Um dieselbe Weihnachtszeit 1784, als der jugendliche Dichter vor dem Herzog von Weimar in einer Abendgesellschaft beim Erbprinzen von Hessen-Darmstadt, dem Schwager Karl Augusts, den ersten Akt des „Don Karlos" las, weilte auch sie mit ihren Eltern (ihre Mutter und Stiefmutter waren hessen-darmstädtische Prinzessinnen) zu Besuch am Darmstädter Hof; und wenngleich nicht anzunehmen ist, daß unter der fürstlichen Zuhörerschaft die achtjährige Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz sich befunden habe, so war es doch ihre Erzieherin,

[1]) Freundliche Mitteilung des Herrn Geh. Archivrats Dr. Paul Bailleu.

[2]) Mad. de Staël. Dix années d'exil. Edit. nouvelle. Par Paul Gautier. Paris 1904. p. 400.

ein Fräulein von Wolzogen, die diese Vorlesung vermittelt hatte. — Beim zweiten Begegnen, Juli 1799, war sie Preußens Königin, und Schiller ward ihr persönlich vorgestellt. „In Weimar", schreibt er an Körner (Jena, 9. August 1799), „war ich bei des Königs v. Pr. Anwesenheit und habe mich dem Königl. Paar auch präsentieren müßen. Die Königin ist sehr graziös und von dem verbindlichsten Betragen. Der Wallenstein wurde gespielt, und mit großer Wirkung." Die Königin war von ihren beiden älteren Schwestern, den Prinzessinnen Charlotte von Sachsen-Hildburghausen und Therese von Thurn und Taxis begleitet. Letztere schreibt ganz begeistert von diesem Weimarer Aufenthalt einer Freundin, der Fürstin Betty von Fürstenberg, deren Gemahl kurz zuvor als österreichischer General gefallen war. Sie nennt ihre königliche Schwester „mon angélique Louise", und fährt fort: „Du kannst nicht denken, was das für ein edles, reines, anmutiges Geschöpf ist, der Umgang mit ihr läutert einen". In der Aufführung des „Wallenstein" erinnert sie Theklas Schicksal an das der Freundin: — „ich sage Dir, ich war dahin ganz in Stockach und in Prag, weinte ich einen Strom der heißesten Tränen. Ich sagte die Ursache meines heftigen Zustandes der herrlichen Königin, und sie litt mit Dir, mit mir" [1]).

Jetzt, im königlichen Schlosse zu Berlin, sah sie den Dichter noch einmal, der, seit jenem Abend in Darmstadt, seine Bahn durchmessen und auf der Höhe seines Ruhmes stand. In dem zitierten Briefe der Frau von Staël hat die „redselige" Französin uns jede der schmeichelhaften „propres paroles" sorgsam aufbewahrt, welche die huldvolle Königin an sie gerichtet. Nichts dergleichen findet sich in den Briefen Schillers oder in denen seiner Gemahlin — nichts als in seinem Kalender die einfache Notiz: „13. Bei der Königin." Aber ihre Briefe — die der Königin Luise —, wenn wir es sonst nicht wüßten, — geben Zeugnis davon, wie sehr sie den Dichter geliebt hat. In Freud' und Leid sind seine Verse ihr zur Hand: in dem liebenswürdig-heitern, von jugendlicher Lebenslust übersprudelnden Brief an ihren Bruder, den Erbprinzen Georg (vom 20. April 1805), zitiert sie die letzte Strophe von Schillers Gedicht „Die Ideale" und schließt mit einem Hinweis auf „den vorletzten Vers" („Du, der du alle Wunden heilest, der Freundschaft leise, zarte Hand"), den sie auf den König und „dich, lieber, guter George", angewendet sehen will [2]).

Aber auch in einem schicksalsschweren Moment, dem schicksalsschwersten ihres vielgeprüften Lebens, ist Schiller ihr nahe; aus Memel, 29. Juni 1807, schreibt sie dem königlichen Gemahl, der aller Unbill des verhaßten Napoleon ausgesetzt ist: „Je suis sûre que vous avez *senti vivement*, si même vous ne l'avez pas dit, ce que dit Marie Stuart en voyant Elisabeth d'Angleterre: In dieser *Brust* wohnt kein *Herz*!" [3])

[1]) Goethe-Jahrbuch, XXII, S. 109: „Königin Luise in Weimar", mitgeteilt von P. Bailleu.

[2]) Briefe der Königin Luise. Veröffentlicht von *Paul Bailleu*. Deutsche Rundschau, 1900, Bd. CV, S. 381 u. 382.

[3]) „Die Königin meint die Worte: ‚Aus diesen Zügen spricht kein Herz'," bemerkt hierzu Bailleu in seinem Aufsatz „Die Verhandlungen in Tilsit (1807)". Deutsche Rundschau, 1902, Bd. CX, S. 202.

Daß der König dem Schillerschen Ehepaar, das auf der Heimreise sich in Potsdam aufhielt, ein Dejeuner in Sanssouci gegeben, „bei welchem die Königin durch ihre so eigenthümliche Liebenswürdigkeit Schiller und Frau entzückte", wie Teichmann nach einer mündlichen, auf Beyme zurückgehenden Mitteilung berichtet, ist anderweit nicht beglaubigt. Vielmehr findet sich in Schillers Kalender der Eintrag: „17.: Reisten wir nach Potsdam ab, Mittags bei Beyme," ꝛc. Von einem Dejeuner in Sanssouci ist dabei nicht die Rede, und es ist wohl anzunehmen, daß Beyme — der die betreffende Mitteilung in einem Briefe an Schulz, den Herausgeber der „Halleschen Literaturzeitung", erst sechsundzwanzig Jahre später (15. April 1830) macht — durch sein Gedächtnis getäuscht worden ist; zumal er sich nicht genau mehr erinnert, ob Schillers Besuch in das Frühjahr oder den Herbst 1804 fällt[1]).

Dagegen wissen wir von einem Schiller zu Ehren veranstalteten Festmahl beim Prinzen Louis Ferdinand, bei dem unter andern Johannes von Müller, Iffland und Himmel zugegen waren und der fürstliche Gastgeber, aus Aufmerksamkeit für den Dichter, dessen Lieblingswein, einen weißen Burgunder, Montrachet, kredenzen ließ. In einem Konzert am 3. Mai, dem auch, wie man nach einem Tagebuch-Eintrag der Gräfin Voß annehmen darf, die Königin beiwohnte, hatte Schiller eine Komposition des musikalisch hochgebildeten Prinzen gehört. „Der Eingang zum Concert ist der Seehandlung gegenüber[2])," unterrichtet Iffland den Freund, und am folgenden Tage schreibt er ihm: „Der Prinz Ludwig Ferdinand (Sohn des alten Prinzen Ferdinand, General in Magdeburg, Autor des Quintetts von gestern) hat mir aufgetragen, Sie zu bitten, morgen Mittag bei ihm zu speisen. Punkt halb zwei Uhr ..."[3]) Von allen Bekanntschaften, die Schiller in Berlin machte, hebt als ihm besonders „merkwürdig" Karoline von Wolzogen die „des hochgesinnten, genialen Prinzen" hervor, der, solange er lebte, der Liebling der Berliner war und, als er den frühen Tod fürs Vaterland gestorben, zum volkstümlichen Helden ward. Lange noch, bis vor etwa zwanzig Jahren, konnte man sein ehemaliges Palais in der Großen Friedrichsstraße, nahe der Weidendammer Brücke, sehen, das, wiewohl in ein Geschäftshaus verwandelt, doch etwas von der alten Bauart dieser friderizianischen Gebäude bewahrte, als deren letzter Rest hier die Kaiser-Wilhelm-Akademie mit ihrer langgestreckten Front und ihren tiefen Fenstern übriggeblieben ist. Sonst hat diese vordem so stille Gegend sich völlig verändert: vom Strom des rastlosen Berliner Lebens erfüllt, überbrückt von den Bogen der Stadtbahn, mit dem unaufhörlichen Hin und Her der Fünfminutenzüge, würde man sie kaum wiedererkennen. An der Stelle, wo das Palais des Prinzen gestanden, erhebt sich das sumptuöse Savoy-Hôtel; verschwunden ist der weitläufige Hof, verschwunden sind die drei mächtigen Bogenfenster, die noch immer auf ihn herabschauten, verschwunden

[1]) Vgl Schüddekopf im „Goethe-Jahrbuch", Bd. XX, S. 96 ff., wo der Brief Beymes abgedruckt ist.

[2]) Es kann hier nur der Concertsaal in dem, 1817 abgebrannten, Schauspielhause gemeint sein; er lag eine Treppe hoch und der Eingang befand sich im Peristyl. Vergl. Mila, Berlin, S. 476.

[3]) Urlichs, Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. Bd. I, S. 307.

die paar Fliederbäume und die Borkenhütte, die daran erinnerten, daß dies einmal ein Garten war, und über das ganze Terrain führt, zum Andenken an den einstigen Bewohner, die Prinz-Louis-Ferdinand-Straße.

Eine andre Schiller-Reminiszenz erweckt an dem Gartengitter eines der schönen neuen Häuser im Tiergarten, Nr. 29, die Bronzetafel mit folgender Inschrift:

Aug. Wilh. Iffland
geb. d. 19. 4. 1759 gest. d. 22. 9. 1814
wohnte hier 1801—1814
Seinem Andenken
die Stadt Berlin 1889.

„Sein Haus im Thiergarten ist allerliebst, wir waren gestern bei ihm," schreibt Charlotte von Schiller (5. Mai 1804) an Fritz von Stein. „Ordentlich ein Ideal von einer Gartenwohnung, sehr artig gebaut und die waldige Hecke verbirgt den Sand"[1]. Der Tiergarten war damals, wie Rellstab ihn beschreibt, „ein Wald, der große Strecken bot, wo alles dem freien Wuchs überlassen war. Außer der Straße nach Charlottenburg gab es keinen einzigen chaussierten Weg in demselben, sondern nur tiefe Sandwege durchkreuzten ihn." Wagen kamen nur selten hierher und bewegten sich selbst in den größeren Alleen „mit langsamer Schwerfälligkeit"[2]. Hier, in der Tat, war man außerhalb Berlins, wie auf dem Lande, und hier, in seinem „Landhaus", das er auch im Winter bewohnte, fern der Hauptstadt, fand Iffland nach dem aufreibenden Theatergeschäfte die erwünschte Ruhe. Denn er liebte nicht die große Geselligkeit, sah aber gern gute Freunde bei sich, und in seinem Tuskulum versammelte sich zu Ehren Schillers am 4. Mai eine ganze Tafelrunde. „Damit uns die Komödie nicht so früh auseinander scheuche," lautet ein andres Ifflandsches Billett, „erlauben Sie mir, daß wir Sie und die Ihren um $^3/_4$ auf ein Uhr abholen und ein Uhr uns zu Tisch setzen." Auch hier waren es nur wenige Intime, die sich um den erlauchten Gast versammelten: „Sie finden Zelters, Ungers (Buchhändler), Woltmann (den Historiker) und einen Jugendfreund von mir, Kaufmann Biester, meinen Nachbar. Sonst niemand; den Kriegsrat Schmucker, der so ganz Gemüt ist, wie die Harmonika, die er himmlisch tönen lät." Daß es dabei den Gästen an nichts fehlte, dürfen wir annehmen; denn der Wirt selbst war kein Verächter guter Dinge, wie daraus hervorgeht, daß, als es sich (1807) um seine Berufung nach Wien handelte, außer Gehalt und Equipage unter seinen Bedingungen an dritter Stelle „Befreiung von der Mauthausgabe für fremde Weine" stand — „eine starke Rubrik bei Ifflands Vorliebe dafür und bei seinem Hang, Freunde zu bewirten," setzt in seinen Erinnerungen an ihn „der weimarische Veteran" Heinrich Schmidt hinzu[3].

---

[1]) Ebers und Kahlert, Briefe von Goethe ꝛc. Leipzig 1846. S. 160.
[2]) Rellstab, Aus meinem Leben. Bd. I, S. 19.
[3]) Erinnerungen eines weimarischen Veteranen. Von Heinrich Schmidt. S. 184.

Den Theatervorstellungen wohnte Schiller in Ifflands Loge bei; doch scheint er von den Aufführungen nicht so befriedigt gewesen zu sein, als man annehmen möchte, was sich indessen wohl aus den gegensätzlichen Unterschieden des Stils von Weimar und Berlin erklären mag. „Sie erdrücken mir ja mein Stück durch diesen Einzug," ist eine verbürgte Äußerung, die er bei der Darstellung der „Jungfrau von Orleans" gegen Iffland getan[1]; und an Körner schrieb er (28. Mai 1804), daß Musik und Theater in Berlin das nicht leisten, was sie kosten. Im übrigen verhielt er sich reserviert, und um sein Urteil zu erfahren, wandten sich „die schlauen Hauptstädter", wie Henriette Herz erzählt, an seine Gemahlin. Zudem war Schiller fast während der Hälfte seines Berliner Aufenthaltes — wie ja fast immer in diesem letzten Lebensjahre — leidend, und Frau Herz erwähnt die bleiche Farbe seines Antlitzes, das jedoch ein leichtes Rot überflog, wenn im Laufe der Unterhaltung seine Züge sich belebten und der Glanz seines Auges sich erhöhte. Sie hatte gemeint, er müsse in seiner Ausdrucksweise feurig sein und etwa so sprechen wie sein Posa in der berühmten Szene mit König Philipp. „Zu meinem Erstaunen stellte er sich als ein sehr kluger Mann dar, der namentlich höchst vorsichtig in seinen Äußerungen über Personen war"[2].

Freier wird er im vertrauten Kreise sich ausgesprochen haben — bei seinem alten Jenenser Freunde Christoph Wilh. Hufeland, in dessen Hause, Dorotheenstraße Nr. 3, das die Stadt Berlin neuerdings (1904) gleichfalls mit einer Gedenktafel geschmückt hat, er eine „liebevolle Aufnahme" fand; dann vor allem bei dem Getreuesten der Getreuen und Duzbruder Goethes, bei Zelter, dem Direktor der Singakademie, der um das Berliner Musikleben seiner Zeit sich wohl verdient gemacht hat und eben damals alles in Bewegung setzte, um die Regierung zu veranlassen, zur Belebung und Pflege namentlich des Kirchengesanges, der Akademie der Künste eine musikalische Sektion hinzuzufügen. Er hat es nicht mehr erleben sollen: erst ein Jahr nach seinem Tode (1833) gelangte der Plan zur Ausführung[3]; aber in der Korrespondenz mit Goethe nimmt er einen beträchtlichen Raum ein, und auch Schiller interessierte sich lebhaft dafür. „Ich wünschte nur auf sechs Wochen ein Berlinischer Akademiker zu sein," schrieb er (16. Juli 1804) an Zelter, „um einen Beruf zu haben, mich über diese Sache vernehmen zu lassen."

Aber Schiller ist niemals berlinischer Akademiker geworden; noch am 18. August schrieb Zelter an Goethe: „Man sagt jetzt ganz laut, daß Schiller in königl. Preußische Dienste getreten sei;" jedoch die Verhandlungen stockten, und Karl Augusts großherziges Eintreten, das des Dichters Gehalt erhöhte und ihm zugleich gestattete, einen Teil des Jahres in Berlin zu verweilen,

---

[1]) Schmidt, S. 202.

[2]) Fürst, Henriette Herz. S. 222.

[3]) Er ward allerdings noch einmal in Erwägung gezogen. In einem Berichte des damaligen Finanzministers v. Altenstein (9. Oktober 1809) wird unter anderm vorgeschlagen: „Durch Bildung einer eigenen Klasse für Musik bei der Akademie der Künste, die vorzüglichsten Künstler mit den übrigen hiesigen, höheren Lehranstalten in Verbindung zu setzen" (Teichmanns Literarischer Nachlaß, S. 90). Doch kam es damals nicht dazu.

hatte Schillers Entschluß bestimmt. „Von Berlin habe ich noch nichts weiter vernommen," teilt er (11. Oktober 1804) Körner mit. „Vermuthlich will man die Sache fallen laßen, weil ich auf einem fixen Aufenthalt in Weimar und der Fortdauer meiner hiesigen Verhältnisse bestanden habe." Doch um eben dieselbe Zeit (9. Oktober 1804) erwidert Schillers Gemahlin in einem Brief an Fritz von Stein[1]), auf dessen Bemerkung: er glaube nicht, daß Schiller das Berliner Leben gefallen werde: „S. kann nur mit gutem Gewissen gegen seine Familie seine Lage behalten, da sie verbessert ist, und hat sich anderwärts immer ein Verhältnis erhalten, das nicht abgebrochen ist. Mehr kann ich nicht detaillieren". Es scheint allerdings und ist bis jetzt ziemlich allgemein angenommen worden, als habe das Kabinett es verschuldet, daß die Verhandlungen resultatlos blieben; und in der Tat trägt der (im Geh. Staatsarchiv befindliche) Brief Schillers vom 18. Juni 1804, in dem er sich bereit erklärt, mit zweitausend Talern jährlichem Gehalt ein Teil des Jahres in Berlin zu leben, der Vermerk — anscheinend von Beymes Hand —: „Ad acta bis sich Gelegenheit findet. 1805". Ja, dieser Brief ist erst *nach* Schillers Tode, am 24. August 1805, im Kabinett journalisiert! Aber dennoch darf Beyme nicht ohne weiteres für das Scheitern des Planes verantwortlich gemacht werden, da sein aufrichtiges Interesse für Schiller außer allem Zweifel steht. Noch viele Jahre später, als es sich um die Anstellung von Schillers zweitem Sohne, Ernst, in preußischen Diensten handelte, schrieb Wilhelm von Humboldt (17. Dezember 1818) an Frau von Schiller: „ich habe den Minister Beyme so zuvorkommend und bereitwillig gefunden, daß es kaum mehr eines einzigen Wortes von meiner Seite bedurfte"[2]). Und abermals nach zwölf Jahren nahm Beyme den Anlaß wahr, sich gegen den ihm gemachten Vorwurf zu verteidigen. In der Zueignungsschrift, mit der Goethe den Briefwechsel zwischen ihm und Schiller dem Könige Ludwig von Bayern widmete[3]), findet sich der Satz: „Durch allerhöchste Gunst wäre sein (Schillers) Dasein durchaus erleichtert, häusliche Sorgen entfernt, seine Umgebung erweitert . . . seine Arbeiten hätte man dadurch belebt und beschleunigt gesehen, dem höchsten Gönner selbst zu fortwährender Freude und der Welt zu dauernder Erbauung." Diese Äußerung veranlaßte Beyme, der inzwischen 1808—1810 Großkanzler, d. h. Justizminister gewesen, 1816 geadelt und 1817 wieder ins Ministerium berufen worden war, zu einer öffentlichen Erklärung, an deren Ehrlichkeit man um so weniger zweifeln kann, als er in der Ministerkrisis von 1819 seinen Charakter bewährt und zusammen mit Humboldt und Boyen seinen Abschied genommen hatte. Seitdem auf seiner Besitzung in Steglitz bei Berlin lebend, ergriff der greise Staatsmann das Wort zu einer vom 27. März 1830 datierten und im Intelligenzblatt der „Hallischen Literatur-Zeitung" (April 1830) abgedruckten „Berichtigung", in der er „die Fürsten Deutschlands, welche Zeitgenossen Schillers waren," gegen den „mittelbaren

[1]) Urlichs, a. a. O. I, 486.
[2]) Urlichs a. a. O. II, 137.
[3]) Die erste Auflage erschien 1830; in der zweiten (1856) ist diese Widmung fortgeblieben.

Vorwurf" der Goetheschen Zueignungsschrift in Schutz nimmt. „Um diesen Vorwurf wenigstens von Seiner Majestät, dem Könige von Preußen . . . abzuwenden . . ., wage ich es, die amtlich nur mir bekannte Thatsache zu allgemeiner Kenntnis zu bringen, daß unser Allertheuerster König Schillern, als dieser den Wunsch geäußert hatte, sich in Berlin niederzulassen und deshalb nach Potsdam gekommen war, aus Allerhöchst eigner Bewegung ein Gnadengehalt von jährl. 3000 Thaler nebst freyem Gebrauch einer Hofequipage zugesichert hatte." Nur Schillers nachher erfolgte Krankheit und frühzeitiger Tod habe das Zustandekommen dieser Absicht vereitelt. Hiermit würde auch wohl übereinstimmen, daß es in jenem Briefe Schillers an Körner weiter heißt: „Ohnehin hätte ich jedes Engagement in meinen jetzigen Umständen ausschlagen müßen, da ich meiner Gesundheit gar nicht viel zutrauen kann." Endlich darf auch nicht übersehen werden, was der biedere Zelter in seinem Briefe an Goethe (22. April 1830) der Erklärung Beymes hinzufügt: „Die Sache war freylich auch mir . . . bekannt und will ich nur zur Ehre meines theuren Gönners, des damals Geh. Cabinetsraths Beyme bezeugen, daß Er die Sache Schillers mit Eifer in Antrag und zum Spruche gebracht hat. Es fehlte aber auch nicht an Hindernissen. Den Herren von der Gilde kniffen die Xenien noch in den akademischen Kaldaunen. Hufeland und Fichte, rechtschaffen und brav, waren noch ohne Wurzel," usw. Goethe jedoch verharrt in seiner ablehnenden Haltung[1]). „Auf das Publicandum habe nichts zu erwiedern," schreibt er (29. April) an Zelter. „Leider erneuert sich dabei der alte Schmerz, daß man diesen vorzüglichsten Mann, bis in sein fünfundvierzigstes Jahr, sich selbst, dem Herzog von Weimar und seinem Verleger überließ"[2]).

Ganz geklärt ist bis jetzt die Angelegenheit keinesfalls. „Wir würden über Schillers Aufenthalt in Berlin und namentlich seine Beziehungen zum Hofe besser unterrichtet sein, wenn nicht in den ausführlichen Tagebuchaufzeichnungen Delbrücks, des Erziehers der ältesten Prinzen, deren Veröffentlichung jetzt begonnen hat, gerade das Heft 1804 fehlte"[3]).

Doch ersehen wir aus einem (vom 8. Mai 1806 datierten) Briefe Delbrücks an Iffland, den dieser der Witwe Schillers übermittelte, daß seine Zöglinge sowohl den Dichter wie dessen Söhne bei deren Berliner Aufenthalt kennen gelernt haben: „Beide königliche Prinzen erinnern sich lebhaft und gerührt der persönlichen Bekanntschaft mit dem Verewigten, dessen Gedächtnis wir morgen feiern werden, und mit Theilnehmung

[1]) Auch Varnhagen von Ense schrieb (16. April 1830), ganz im Sinne Zelters an Goethe: „Wir sehen daher die Anzeige des Hrn. von Beyme als ein durchaus erfreuliches Ereignis an, und hoffen, sie werde uns auch bei den ausländischen Nachbarn nur Gunst und Ehre wecken, in jedem Falle sieht man, worein wir eine solche heutigen Tages zu setzen wünschen". Der König habe der Sache den gnädigsten Anteil bezeugt und Herrn von Beyme für seine Aufmerksamkeit gedankt. Wozu Goethe in seinem Tagebuch (19. April) bemerkt: „Unbegreiflichkeit eines solchen Schritts". Goethe-Jahrbuch, XX, S. 99.

[2]) Goethe-Zelter, Briefwechsel, Bd. V, S. 442—444, 447.

[3]) Freundliche Mitteilung des Herrn Geh. Archivrats Dr. Paul Bailleu.

seiner beiden Söhne, die Sie vor zwei Jahren oftmals sahen." Am 9. Mai 1806, der ersten Wiederkehr von Schillers Todestag, ward im Königl. Nationaltheater eine Trauerfeier veranstaltet und „auf Befehl des Königs", zum Besten seiner Erben, „Die Braut von Messina" gegeben. Gleichzeitig waren zum Andenken an Schiller Medaillen geprägt worden, und auf diese bezieht sich Delbrücks Schreiben: „Sie (die Prinzen) würden sich glücklich schätzen, wenn Sie Höchstihre Gesinnungen so thätig beweisen könnten, als Sie den Wunsch dazu hegen. Indeß der Beitrag hat durch die Art wie er beschloßen wurde seinen Werth. Jeder überschickt Ihnen anliegend eine goldne Denkmünze, der Kronprinz für den ältesten, Prinz Wilhelm für den zweiten Sohn des Verewigten." Und am Tage nach der Aufführung schrieb die Gouvernante der Prinzeß Charlotte, gleichfalls an Iffland: „Quoique la Princesse Charlotte n'ait pas compris grand' chose à tous les beaux vers qui ont été hier si bien déclamés, son jeune coeur a été vivement ému, et elle a versé au spectacle les premières larmes .... La princesse Charlotte vous demande, Monsieur, de présenter en son nom cette médaille à une des filles de Schiller comme un gage de son amitié et de la vénération due à un grand homme" [1]).

Charlotte von Schiller, zu jedem Opfer bereit, würde still und ergeben dem Gemahl auch das gebracht haben, das die Übersiedlung nach Berlin ihr gekostet hätte: sie wäre recht unglücklich dort gewesen, gesteht sie, nachdem der Gedanke fallen gelassen war und ihr Empfinden keinen Einfluß mehr auf den Entschluß Schillers üben konnte. „Ihnen darf ich es sagen!" schreibt sie an Fritz v. Stein. Sie weinte fast, als sie Thüringens erste Bergspitze wiedersah. „Das Schicksal hat uns beigestanden, und Schiller kann nun seine alte Lage behalten." Sie konnte nicht ahnen, daß dieser Heimkehr das letzte, große Scheiden so bald folgen werde. Sein Stern aber hat es so gewollt, daß er da, wo er eben die größte seiner dramatischen Dichtungen vollendet hatte, sterben und ruhen solle für immer.

Diese Dichtung, diejenige, die im nationalen Sinne auf Mit- und Nachwelt am stärksten gewirkt hat, sein „Wilhelm Tell," ging in Berlin am 4. Juli 1804 zum erstenmal in Szene. „Sagen Sie mir etwas von der Vorstellung des Tell in Berlin, von der ich aus Zeitungen höre, daß sie ziemlich gut gegangen," schreibt Schiller an Zelter (16. Juli 1804); und dieser antwortet darauf (24. Juli): „Ihr W. Tell geht hier reißend ab; wird aber auch männlich daran gerißen" [2]). Merkwürdig widersprechend allerdings lautete die Berliner Kritik; die „Spenersche Zeitung" ist voll ungeteilten Lobes: „Schiller hat sich nie als größerer dramatischer Dichter gezeigt als in diesem Werke ... Das Stück ist mehr und vollkommen ein Drama, als irgend ein andres von diesem Dichter." Die „Vossische Zeitung" dagegen findet, daß „Wilhelm Tell" als Kunstwerk kein eigentliches Ganzes sei: „es steht Alles nur neben einander, ohne daß es aus einander entwickelt worden ist ...

[1]) Urlichs a. a. O., Bd. I, S. 308, 309. — Das Dankschreiben der Frau von Schiller am Schlusse dieses Aufsatzes, S. 294.

[2]) Jonas, Bd. VII, S. 317.

Im Ganzen genommen hat der Dichter die Geschichte der Entstehung der Vaterlandsliebe nur dialogisiert." Aber alles das hinderte nicht, daß der Eindruck auf das Publikum ein tiefer, nachhaltiger war, und daß Iffland an Schiller (17. Juli) schreiben konnte: „ich eile, Ihnen zu melden, daß Tell mit Entzücken aufgenommen worden ist, und einen gleichen Zulauf hat"[1]). — Iffland selbst feierte als Tell einen seiner höchsten Triumphe; sein Franz Moor und Wallenstein waren Leistungen, in denen er früher vielleicht von Fleck und später von Devrient übertroffen worden ist, als Tell aber stand er, nach dem Urteil der Zeitgenossen, unübertroffen und einzig da: „Die Scene, in welcher er im Sturme des Gefühls den Apfel vom Kopfe des Knaben schießt . . . gehörte zu den höchsten Kunsttriumphen, die wir den Stolz der deutschen Bühnen noch feiern sahen." (Spenersche Zeitung, 7. Juli 1804.)[2])

Und hier, auf der Gipfelhöhe Schillerscher Dichtung angelangt, übermannt uns immer aufs neue der Schmerz, daß es so jäh damit zu Ende gehen sollte. Am 17. Mai brachte die „Vossische Zeitung" aus Weimar „die für die deutsche Literatur höchst traurige Nachricht, daß daselbst der berühmte Dichter, Herr v. Schiller in seinem 46. Jahre plötzlich gestorben ist"; und ein paar Nummern weiter (Sonnabend, 25. Mai), unter der Rubrik „Königliches Nationaltheater", lesen wir:

„Den 22. Schiller's Mädchen von Orleans.

„Als am Schluß dieses in seiner ganzen Pracht, Schönheit und Begeisterung gegebnen Stücks, Johanna niedersank, die letzten Worte sprach:

„Kurz ist das Leid und ewig ist die Freude!'

als sich die Fahnen über sie herabsenkten, eine lange feierliche Stille Bühne und Haus erfüllte — da war wohl nur im ganzen Hause ein Gedanke: an Dich Unsterblichen und Unvergeßlichen. Und als nun der Vorhang langsam herunterrollte, um diese Trauerscene in seine Nacht zu verhüllen, da riß . . . eines der Seile; der Vorhang blieb schräg hängen; die Gruppe um Johanna's Leiche stand unbeweglich da, als wäre es eine Gruppe um Schiller's Aschenkrug gewesen . . . Ach, dieser zufälligen Allegorie bedurfte es nicht, um zu klagen, daß Thalia und Polyhymnia ihre Schwester — auf lange Zeit, vielleicht auf immer verloren."

Fast Abend um Abend wurden jetzt Schillersche Dramen gegeben, darunter der „Don Karlos" zweimal (2. und 6. Juni). Iffland selbst trat noch einmal als Franz Moor in den „Räubern" auf (8. Juni). „Ifflands Betragen ist ehrwürdig," schreibt, unter dem gleichen Datum, Zelter an Goethe. „Diesen Abend wurden die Räuber mit aller Kraft, welcher unser Personale, unsre Casse fähig ist, sehr eclatant und eifrig vorgestellt. Das Haus war zum Ersticken voll. Iffland spielte den Franz mit unverkennbarer Absicht, sein Ganzes zu leisten . . . . Es scheint, als wenn die Direction durch kurz auf einander folgende Darstellungen aller Schiller'schen Stücke theils das Publicum, das Schillern sehr liebt, fetieren . . . theils die großen Verdienste des Verewigten auf Eine Tafel bringen wollte, um endlich dadurch Schiller's Andenken zu

[1]) Teichmann, S. 232.

[2]) Vergl. auch Funck, Aus dem Leben zweier Schauspieler. S. 147 ff. (Iffland als Wilhelm Tell.)

ehren .... Laßen Sie demnach auch uns", fährt Zelter fort, „etwas für diese Sache thun ... Wenn Sie nicht zu sehr angegriffen sind, so kann es eine lindernde, wohlthätige Arbeit für Sie sein."

Sie war es, und wir besitzen sie in dem für die Totenfeier auf dem Lauchstädter Theater (10. August 1805) gedichteten „Epilog zu Schillers Glocke", der immer noch, aus jener Zeitenferne, gewaltig, erschütternd und erhebend zugleich an unser Herz klingt:

So feiert Ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben.

III.

Ja, zu seiner vollen Wirkung, nicht sowohl der künstlerischen als der ethischen, der moralischen, gelangte Schiller erst nach seinem Tode, in jener hoffnungslosen Zeit der Fremdherrschaft, die schwer auf Deutschland lastete, am schwersten auf Preußen, auf Berlin. Jetzt erst ward unser Volk inne, was es an ihm, dem Dichter der Liebe zum Vaterland und zur Freiheit, besaß; er ward sein Trost in bösen Tagen, sprach zu den verzweifelnden oder verzagten Herzen und stählte sie zum Kampf.

„Ach, auch in meinem Schiller hab' ich wieder und wieder gelesen!" schrieb die Königin Luise im September 1809 an ihre beste Freundin, Frau von Berg. „Warum ließ er sich nicht nach Berlin bewegen? Warum mußte er sterben? Ob der Dichter des Tell auch verblendet worden, wie der Geschichtschreiber der Eidgenossen? Nein! Nein! Lesen Sie nur die Stelle ‚Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre!' Kann diese Stelle trügen? Und ich kann noch fragen: warum er sterben mußte? Wen Gott lieb hat in dieser Zeit, den nimmt er zu sich"[1]).

Kommen einem nicht die Tränen in die Augen, wenn man diese Worte der hohen, holden Dulderin liest, die nicht ein Jahr später selber sterben sollte, auch sie, um, wie ihr Lieblingsdichter, im Herzen ihres Volkes ewig fortzuleben!

Aber auch im Urteil derer, die bisher aus einem einseitigen Goethe-Kultus — und sicher nicht in seinem Sinne — geringschätzig auf Schiller herabgesehen hatten, wie z. B. Rahel Levin, nachmals Varnhagen von Ense's Gemahlin, vollzog sich jetzt eine Wandlung. Noch im Juni 1806, in einem Brief an ihren Bruder Ludwig Robert in Paris über Zacharias Werners „Weihe der Kraft", hatte sie spöttisch geschrieben: „In jedem Fall ist es ein ganz andres Stückchen als die gute und auch beliebte Jungfer Orleans! Dieß Süjet *meinte* Schiller, und das Mädchen griff er. So denk' ich." Anders aber dachte sie zwei Jahre später, als im Drangsal der Zeit das preußische Herz in ihr erwacht ist, als sie gelernt hat, um das Vaterland zu trauern, und bitter darüber klagt, daß sie, einem preußischen Soldaten, hinter dem die Jungen herliefen, auf der Straße begegnend, nicht mehr weiß, ob er ein Offizier, Unteroffizier oder Gemeiner ist. „Vielleicht kannst Du noch nicht fühlen," schreibt sie im Dezember 1808 an Varnhagen, „was das heißt — für

[1]) Braun, Königin Luise in ihren Briefen. Berlin 1888. S. 168.

einen Berliner, unter Friedrich dem Zweiten zum Theil erzogen." Und an die Gräfin von Schlabrendorf im Mai 1809: „Schillers ‚Wallenstein' liegt seit drei Tagen auf meinem Tisch, und was auf dem Tisch liegt, liest man am Ende doch: wie paßt jetzt jedes Wort, jede Tragödie in der Tragödie! wie versteh' ich jetzt Welthändel und Dichter erst!" [1])

Auch das Berliner Theater fühlte die eiserne Hand des Siegers, wenngleich in einem unwürdigen Schreiben beim Abzug des Gouverneurs Bignon (November 1808) die Schauspieler diesem für das ihnen erwiesene Wohlwollen dankten, da sie doch wüßten „que le théâtre allemand, comparé à celui des Français, est à peine sorti de l'enfance" [2]). Jedenfalls zeigten die Franzosen mehr Geschmack; denn wir wissen aus den „Erinnerungen des weimarischen Veteranen" Schmidt (S. 133, 134), daß sie neben den Übersetzungen aus dem Französischen „vorzüglich Schillersche Stücke und darin Iffland zu sehen verlangten". Aus derselben Quelle wissen wir — denn Schmidt selber ist der Vermittler —, daß der Versuch, Iffland als Direktor der drei vereinigten Theater Wiens zu gewinnen, sich auf die Voraussetzung stützte, „daß sich nach der eben geschlagenen Schlacht von Jena und dem Einrücken der Franzosen in Berlin die dortigen Hoftheater verkleinern oder wohl gar auflösen würden". Aber die Anhänglichkeit an das preußische Königshaus wurzelte zu fest in ihm, als daß Iffland ohne weiteres dem verlockenden Rufe hätte folgen sollen; er machte sein Gehen oder Bleiben davon abhängig, ob der König „das Theater zu erhalten wünsche". Diese Zusicherung ward ihm aus Tilsit gegeben, und im Februar 1807 schrieb er an Schmidt: „Ich bleibe zu Berlin, meinem wohlwollenden, unglücklichen Könige treu." Drei Jahre lang, unter den traurigsten Verhältnissen und mit ganz unzulänglichen Geldzuschüssen, hat er nur „durch eigne Kraft und durch das Ansehen und die Liebe, die er beim Theater und im Publicum genoß", das Berliner Theater aufrechterhalten; und der König lohnte es ihm, indem er ihn 1811 zum Generaldirektor der „Königlichen Schauspiele" ernannte, wie die beiden früher getrennten, von nun ab unter einer Verwaltung geeinten Institute (Schauspielhaus und Opernhaus) hießen; auch ward ihm — nicht grade der Schwarze Adlerorden, wie Schmidt sagt, wohl aber — der Rote Adlerorden dritter Klasse verliehen (eine vierte gab es damals noch nicht).

Diese Jahre der Not und der Sorge hatten an dem Lebensmarke Ifflands gezehrt; er kränkelte seitdem fortwährend, und neun Jahre nach seinem großen Freunde, mit dem er in demselben Jahre geboren worden war, starb er. Doch ward ihm noch die große Freude, daß es ein Schillersches Stück, daß es der von ihm besonders geliebte „Tell" war, bei dessen Aufführung im Schauspielhaus (April 1814) die Nachricht von Napoleons Thronentsagung eintraf und vom Theater herab verlesen ward. „Sie können sich denken," schrieb die Prinzessin Wilhelm, „welch ein Lärm und welch Vivatrufen im Saale erscholl. Vor-

[1]) Rahel, Ein Buch des Andenkens. Bd. I, S. 292, 378, 416.
[2]) Geiger, Berlin, Bd. II, S. 238.

züglich bei der Stelle des Stückes, wo es heißt: ‚Frei sind die Triften, die Berge‘ usw., ‚kein Tyrann mehr‘ — es erschien einem wie im Traume“ [1]).

Doch wie bald sollte sich das ändern und derselbe „Tell“ zum Stein des Anstoßes werden! Viel schlimmer als die Zensur der französischen Machthaber, die doch nur aus Rücksicht auf Spanien den „Don Karlos“ beanstandet hatte, verfuhr nach den Karlsbader Beschlüssen die preußische: der „Tell“ wurde verboten, und noch 1826 wird von Friedrich Wilhelm III. berichtet, er habe in einer Unterredung über Schillersche Stücke mit dem Schauspieler Stawinski, „als dieser des ‚Wilhelm Tell‘ zu erwähnen sich beigehn lassen, sich sofort weggewendet und das Gespräch abgebrochen“ [2]).

Es war nicht die politische Reaktion allein, ja, sie war es nicht einmal vornehmlich, die das hellleuchtende Gestirn zu verdunkeln, den Enthusiasmus für Schiller zu dämpfen begann; es kam hinzu die Kritik liberalgesinnter Männer, die ihm sein Weltbürgertum vorwarfen, und führender Literarhistoriker, die seine Geltung für keine absolute hielten, sondern sie abhängig machten von den wechselnden Stimmungen der Zeit, wie Edward Schröder [3]), oder von den irrationalen Geschmackswandlungen, wie Richard Fester [4]) es ausdrückt. Beides ist richtig und gewiß, daß die Schillerverehrung niemals so tief stand als in den schmachvollen Jahren der Demagogenverfolgung, in jenen unfruchtbaren Kämpfen, in denen der Druck von oben der Hoffnungslosigkeit von unten begegnete und das Verständnis für echtes Pathos erloschen schien. „Es ist wirklich unverzeihlich, wie Schiller gegenwärtig durchaus nicht nach Verdienst gewürdigt, ja beinahe übersehen wird,“ schrieb Wilhelm v. Humboldt an Welcker am 8. Mai 1830 — demselben Mai, aus dem seine herrliche „Vorerinnerung“ zu dem von ihm herausgegebenen Briefwechsel mit Schiller datiert ist. Man weiß, wie zögernd Humboldt an die Veröffentlichung dieses unvergleichlichen Denkmals einer bis ans Ende treuer Freundschaft und Geistesgemeinschaft gegangen ist; und es liegt nahe, zu vermuten, daß eben jene betrübende Wahrnehmung ihn dazu bestimmt habe, der Nation ins Gewissen zu reden, ihr „Schillers Dichtergenie“ zu zeigen als eines „der mächtigsten und gewaltigsten, welche je die menschliche Brust bewegt haben“ [5]).

Aber kaum daß ein neuer, frischer Hauch das Gewölk zerriß und der Sturmwind des Jahres 1848 über die Welt ging, so zeigte sich’s, daß weder die Politik noch die Ästhetik imstande gewesen war, Schiller seiner Nation zu entfremden; da ward er in ihrem Herzen wieder lebendig; und als nach dem kurzen Rausch und traurigen Ausgang des „Völkerfrühlings“ Deutschland abermals der Demütigung nach außen, der Uneinigkeit nach innen preisgegeben

---

[1]) Geiger a. a. O., S. 490.

[2]) Geiger a. a. O., S. 344. — Sogar Rossinis Oper, wie wir aus Friedlaenders Aufsatz „Kompositionen zu Schillers Werken“ in diesem Hefte (S. 269, Anm.) erfahren, durfte nicht in ihrer wahren Gestalt gegeben werden: bei der ersten Aufführung, 1830, wurde „Wilhelm Tell“ in „Andreas Hofer“ verwandelt.

[3]) Schiller in dem Jahrhundert nach seinem Tode. Festrede. Göttingen 1905.

[4]) Einleitung in Schillers historische Schriften. Säkularausgabe. 1905.

[5]) Vergl. Güntter im „Marbacher Schillerbuch“, S. 319, 350.

schien, da war es gleichfalls Schiller, zu dem man emporblickte, wie nur je die Generation nach 1806. Wahrlich, wer jene trübe Zwischenzeit miterlebt hat, der kann es bezeugen, wie die menschlich hehre Gestalt Schillers es war, um die die zwieträchtigen deutschen Stämme sich einten, und seine Dichtung, in der sie sich noch als Nation empfanden. Nur eines äußeren Anlasses bedurfte es, um all diese Gefühle wie verborgene Quellen mit elementarer Gewalt hervorbrechen zu lassen, und dieser Moment kam: der hundertste Geburtstag Schillers, der — als ob es die Vorsehung so gewollt — auf der Mitte des Weges zwischen den bitter enttäuschten Hoffnungen des Jahres 1848 und der glorreichen Erfüllung des Jahres 1870 lag. Da war es, an jenem 10. November 1859, daß in der feierlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin Jakob Grimm seine Stimme erhob und in seiner schlichten Weise von Schiller sagte: „Er ist zum hinreißenden Lieblingsdichter des Volkes geworden"; und im Festakt der Aula begann Böckh, derzeit Rektor der Universität, eine seiner schönsten Reden mit dem Satze: Es sei ohne Beispiel, daß ein König je so gefeiert worden, ein König im Reiche der Geister, der auf keinem andern Throne als dem des Parnasses gethront. Da war es auch, daß von jenseits des Meeres, aus Amerika, der von Freiligrath gedichtete Festgesang der Deutschen zu uns herüberbrauste:

Der fernen Heimat wandellos zu eigen,
Die freiste Vorhut, die ihr Banner schwingt,
So stehn wir in dem großen deutschen Reigen,
Der jubelnd heut sich um die Erde schlingt.

Nirgends wurde dieser Schillertag mit größerer Begeisterung gefeiert, und nirgends hatte er eine höhere Bedeutung als in Berlin.

Langsam in Sanssouci ging Friedrich Wilhelm IV. seiner Auflösung entgegen, und als Prinzregent stand der nachmalige Kaiser Wilhelm I. an der Spitze der Regierung. Auf ihn und auf Preußen richteten sich mehr und mehr die Blicke aller derer, die noch an eine Zukunft Deutschlands glaubten; und wie wenn sie damit, am Vorabend schicksalsvoller Wendungen, diese Mission übernehmen wolle, machte die preußische Hauptstadt den Tag, an dem noch einmal alle Deutschen sich im Namen Schillers zusammenfanden, zu einem Festtage, desgleichen Berlin nie zuvor gehabt hat: rückwärts schauend dürfen wir sagen, daß er den Anbruch einer neuen, besseren Zeit bezeichnet. An diesem Tage ward auf Beschluß des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung, unter Assistenz der höchsten Staatsbehörden, der Universität, der höheren Unterrichtsanstalten und der Gewerke, der Grundstein zum Schillerdenkmal gelegt, dem ersten Dichterdenkmal in dieser Stadt, wo bisher nur militärische Standbilder errichtet worden waren und selbst am großen Friedrichsdenkmal nur Kant ein höchst bescheidenes Plätzchen gefunden hatte. „Im Namen der Stadt Berlin, zu Ehren Friedrich von Schillers!" — mit diesen Worten tat der Oberbürgermeister Krausnick den ersten Hammerschlag; es folgten der Ministerpräsident, Fürst von Hohenzollern, sämtliche Staatsminister, der Generalintendant der Königl. Schauspiele, v. Hülsen, der Generaldirektor der Königl. Museen, v. Olfers, viele andre Würdenträger, die Geistlichkeit, der Vorsitzende

des Schiller-Komitees, Lewald, und unter weihevollem Gesang ward der Grundstein versenkt. So war es Schiller, der diesen bis daher so spröden Boden für die monumentale Ehrung deutscher Dichtung erobert hat: erst zehn Jahre nach ihm ist Goethe und abermals zehn Jahre später Lessing gefolgt. Aber auch der Prinzregent, der einst als siebenjähriger Knabe den Dichter gesehen und nun der Grundsteinlegung seines Denkmals von einem Fenster der Seehandlung aus beigewohnt hatte, wollte den Tag des großen Dramatikers auszeichnen: er stiftete den Schillerpreis; und am Abend dieses Tages, als die Straßen Berlins hell waren vom Glanze der Illumination, las man an dem Hause Nr. 23 Unter den Linden in transparenter Inschrift: „Hier wohnte Schiller im Mai 1804."

Welch ein weiter Weg von jenem Abend des 1. Januar 1783, an dem Schillers „Räuber" zum ersten Male in einem Hinterhause der Behrenstraße gespielt wurden, bis zu diesem, an dem ganz Berlin zu seinem Ruhm erstrahlte!

Nach zwölf Jahren, abermals an einem 10. November (1871), ward das Schillerdenkmal enthüllt, erhielt der Teil des Gendarmenmarktes, an dem es sich erhob, den Namen Schillerplatz. Abermals wehten ringsum und senkten sich die Fahnen, aber jetzt zeigten sie die Farben Schwarz-Weiß-Rot; und jetzt auch hatten die Dichterworte, die von den mit Blumen geschmückten, den Festplatz abgrenzenden Stangen auf die Menge herabschauten, einen Sinn — jetzt fühlte jeder, was es heißt: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern." Und als unter der Hand von Schillers Enkel, dem allen, die ihn gekannt haben, unvergeßlichen Ludwig von Gleichen-Rußwurm, die Hülle sank, als er das zumal im Profil dem Dichter sprechend ähnliche Antlitz hob und nun ein Sonnenstrahl vom Haupt des einen auf die Stirn des andern glitt, da war wohl niemand in dieser Versammlung, der nicht von der Macht des Augenblicks ergriffen worden wäre.

Zum dritten Male rüstet sich Berlin, um einen Schillertag, den hundertjährigen seines Todes, zu feiern. Kann man aber von einer Totenfeier sprechen, wo es sich um das Andenken Schillers handelt? Sehr schön heißt es in dem Aufruf, in dem die Vertreter von Staat und Stadt, von Literatur, Kunst und Wissenschaft sich an die Bewohner Berlins wenden, daß uns der 9. Mai 1905 nicht den Tag bedeute, an dem Schiller vor hundert Jahren gestorben, sondern den Tag, an dem er „das erste Jahrhundert seiner Unsterblichkeit vollendet". Der Autor, der dieses Wort geprägt, hat zuvor schon in einem trefflichen Vortrage das Verhältnis der neuen Generation zu Schiller untersucht[1]). Denn ebenso wie nach 1819, aber aus den entgegengesetzten Ursachen hat seit den letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts eine Abkehr von Schiller stattgefunden: damals, in der kleinlichen Zeit der Depression, wie hätte die flammende Begeisterung, mit der er der Menschheit Würde verkündet, das mächtige Pathos, mit dem er sich gegen jede Art geistiger Knechtschaft auflehnt, Gehör und Glauben finden sollen? Heute, nach den gewaltigen Tagen des nationalen Aufstiegs, da der neuen Generation mühelos

[1]) Ludwig Fulda, Schiller und die neue Generation. 1904.

in den Schoß gefallen, was ihre Väter in schwerem Kampf errungen, was hat ihr Schiller noch zu sagen? Ist sie es nicht, die mit ihrem politischen und materiellen Besitz die geistigen Güter herabgedrückt und mit den Wundertaten ihrer Technik die Grundlagen der alten Kultur erschüttert, „die Götter Griechenlands“ entthront hat? Gehen ihre Begriffe von Sittlichkeit nicht denen konträr, deren edelster Verkünder Schiller war? Haben ihre Dramatiker ihn nicht längst überholt, ihre Kritiker ihn nicht in all seiner Schwachheit aufgezeigt, hat endlich die „Umwertung aller Werte“ ihn nicht ganz und gar abgetan und für immer in den Hades der „Unmöglichen“ hinuntergestoßen?

Auf alle diese Fragen wird der 9. Mai dieses Jahres die Antwort geben. Eine Bewegung, stärker noch als die von 1859 — man könnte sagen: reiner, weil sie gänzlich frei von politischen Motiven ist — geht durch die gesamte deutsche Welt: sie gilt allein dem Dichter und dem Menschen Schiller. Indem wir noch einmal den Schmerz empfinden, der vor hundert Jahren die Herzen mit Trauer erfüllte, erheben wir uns zugleich in dem Gedanken, daß er über allen Wandel der Generationen, der Zeiten und ihres Geschmacks siegreich hinweggeschritten, daß diese Strömungen das Vergängliche, das Bleibende aber das Ideal ist, das sich in Schillers Dichtung und Schillers Leben verkörpert hat. Das ist der Sinn des Tages, dem wir entgegengehen, und er ist es in erhöhtem Maße für unsre Stadt; denn wenngleich das alte Berlin, das Schiller mit Augen gesehen, und das noch so manche Erinnerung an ihn bewahrte, dahingegangen, so huldigt ihm in dem neuen Berlin, das sich um sein Denkmal scharen wird, die Hauptstadt des Deutschen Reiches — dessen Genius er bleiben möge, für und für!

Beim Abschluß dieses Aufsatzes erhalten wir durch die Güte des Herrn Archivrats Dr. G. Schuster den nachstehenden im Königlichen Hausarchiv bewahrten und bisher nicht veröffentlichten Brief der Witwe Schillers. Es ist das an den Erzieher der Prinzen gerichtete Schreiben, in dem sie für dessen (S. 286/87 erwähnten) Brief und die ihren Kindern gesandten Medaillen dankt.

Weimar den 19ten May 1806.

Zu dem schönen freundschaftlichen Eifer des vortreflichen Iffflands, den er für die Familie seines Freundes zeigt, und dadurch allen noch einen höhern Werth verleiht, fügt er durch die Mittheilung Ihres Briefs verehrter Herr Geheimrath[1]) noch einen Werth mehr bey, den ich ihm sehr hoch anrechne. Sie gaben uns bey unsrem Aufenthalt in Berlin so viel Freude, durch Ihre Bekanntschaft und Umgang, daß ich sie zu den angenehmen Erinnerungen der vergangenheit zähle, ich ergreife daher mit vielem vergnügen diese veranlassung, Ihnen selbst meine Achtung und Dankbarkeit zu versichern.

[1]) Der Erzieher Friedrich Delbrück wurde erst 1809 zum Geheimen Regierungsrat ernannt.

Sie haben sich damahls so gütig meiner Söhne[1]) angenommen, daß ich auch jetzt mit zuversicht hoffe, Sie werden auch jetzt, aus ihren Herzen Ihren Königlichen Hoheiten[2]), ihre Dankbarkeit und Rührung ausdrücken. Sie haben die schönen medaillen als einen unendlich schätzbaren Beweis des gnädigen Andenkens Ihrer Königlichen Hoheiten mit großer Rührung empfangen, und fühlen sich sehr geehrt daß ihr Andenken noch in den Herzen der Königlichen Prinzen sich erhalten. Ich aber fühle mit einem innigen Gefühl den schönen willen, und den rührenden Antheil welchen so hofnungsvolle geliebte Söhne, so Hochverehrter Königlicher Eltern, an einer Familie nehmen, die Alles in diesem geliebten Vater den sie ewig beweinen werden, verlohren, dessen verlust, die guten Kinder immer schmerzlicher fühlen werden, je weiter sie in ihrer eignen Bildung kommen werden — dieser zarte innige Antheil in den herzen Ihrer Königlichen Hoheiten giebt der Nation die süßesten hofnungen, dieser frühe lebhafte Antheil an der Kunst, zeigt unter welchen gebildeten Menschen sie leben, und die sorgsame hand ihres geistreichen lehrers leitet sie früh, für das hohe der Kunst, wie für das menschliche warmen Antheil zu zeigen.

Möchten meine Söhne indem sie sich bestreben, dem Andenken ihres Vaters Ehre zu machen, auch nicht fremd im Andenken Ihrer Königlichen Hoheiten bleiben! und auch noch künftig werden sie sich, hoffe ich bestreben sich dero höchst gnädigen wohlwollenden gesinnungen würdig zu machen.

Ihre Güte gegen uns giebt mir hofnung daß Sie diese Zeilen freundlich aufnehmen, und dero Königlichen hoheiten den innigen dank und die Rührung meiner Kinder aussprechen.

mir Erlauben Sie verehrter Mann Ihnen meine unbegränzte Achtung und Ergebenheit auszusprechen.

Charlotte von Schiller
gebohrne von Lengefeld.

wollen Sie die Güte haben inliegenden Brief[3]) zu übergeben.

[1]) Delbrück hatte Schillers Söhne den Prinzen vorgestellt.
[2]) Kronprinz Friedrich Wilhelm (IV.), Prinz Wilhelm (I.).
[3]) Vielleicht an die Prinzen gerichtet. Ist nicht mehr vorhanden.

Die Berliner Theater.

Berlin, 6. April 1905.

Wer in diesen Wochen und Monaten von dem deutschen Theater redet, kann nicht anders als von Schiller anheben. Er ist der eigentliche Grund- und Eckstein unsrer volkstümlichen Bühne, und niemand, mag er nun zu den Schiller-Verehrern oder zu den Schiller-Verächtern gehören, wird sich ein deutsches Theater ohne „Die Räuber" und „Kabale und Liebe", ohne „Wallenstein" und „Wilhelm Tell" vorstellen können. In den Gedächtnisreden bei der Wiederkehr des Tages, wo er vor hundert Jahren der Kunst und seinem Volke zu früh entrissen wurde, wird vor allem diese Seite seiner schöpferischen Tätigkeit hervorgehoben werden; der Dramatiker in Schiller geht dem epischen und lyrischen Dichter, dem Philosophen und Geschichtschreiber in der Liebe und Bewunderung des Volkes weit voran. Von der Bühne herab hat sich der Lebende die Herzen seiner Zeitgenossen im Sturm erobert, von der Bühne herab beherrscht der Tote als Heros alle kommenden Geschlechter der Deutschen. Von hier aus ist der Schwung seiner Rede, die Erhabenheit seiner Gedanken, der Adel seiner Gesinnung in Palast und Hütte gedrungen; hier beschwört er immer aufs neue die so oft in den Staub getretenen Ideale der Menschheit siegreich herauf; das Theater ist die Stätte seiner Unsterblichkeit geworden. Anders als Shakespeare, der hundert Jahre nach seinem Tode zu den halb Vergessenen gehörte, ist Schiller in dem Jahrhundert von 1805 zu 1905 niemals von der Bühne verschwunden. In jedem Jahr hat auf größeren und kleineren Bühnen eine Anzahl seiner Schauspiele Aufführungen erlebt, das Talent und die Bedeutung jedes deutschen Schauspielers ist nach seinen Leistungen in Schillerschen Rollen geschätzt worden. Statt nachzulassen, hat sich die Wirkung der Schillerschen Dramen in den letzten Jahrzehnten gegenüber den modernen Schöpfungen ausgebreitet und vertieft; die theatralische Kunst der Meininger in der Erfassung und Wiedergabe des Inhalts und Charakters einer Dichtung, in der Ausstattung der Szenerie und in der Durchbildung des Gesamtspiels hat „Die Räuber", „Wallenstein" und „Die Jungfrau von Orleans" wie neu auferstandene Kunstwerke im Triumph durch die deutschen Städte geführt. Schillers Dramen sind der unversiegliche Jungbrunnen für die Bühne und das deutsche Volk, dessen Sprudel um so glänzender, mächtiger und heilkräftiger emporsteigt, wenn er eine Weile halb verschüttet und vernachlässigt dagelegen.

Leider aber bewährt sich die sieghafte und unzerstörbare Wirkung des Schillerschen Genius nicht so glänzend und nachhaltig auf unsre dramatische Literatur. Während in dem Menschenalter nach Schillers Tode alle hervorragenden Dichter, wenn sie natürlich auch ihre eigenen Wege gingen, von Kleist und Grillparzer, über Grabbe und Immermann, zu Halm und Raupach, den Hauch seines Geistes in sich verspürten und „der Menschheit große Gegenstände" zu dem Stoff und Inhalt ihrer Dramen

wählten, während selbst noch in den Jahren von 1840—1860 Hebbel und Gutzkow in seiner größten dramatischen Dichtung „Uriel Acosta“ die Schillersche Ansicht von der Hoheit und Würde der dramatischen Kunst vertraten, ist seitdem die realistische Darstellung des unmittelbaren Lebens, das Sittenstück auf der deutschen Bühne zur Herrschaft gelangt. Das historische Schauspiel, die eigentliche Seele der Kunst seit der Begründung des modernen Theaters durch Shakespeare und Lope de Vega, wie es bei den Griechen und im Mittelalter das religiöse Drama war, ist in den Hintergrund gedrängt worden. Ernst von Wildenbruch ist der einzige, der Schillers Fahne erfolgreich emporhält. Ohne seine Dramen würde die deutsche Bühne seit Jahren jedes großen und tieferen Gehalts, jedes volleren Klanges und jedes Kothurngangs entbehren. Denn alle diese Widerspiegelungen unsrer Alltagswirklichkeit, unsrer sozialen Zerwürfnisse, unsrer seelischen Probleme, die uns die moderne Dichtung bietet, wie lebendig und ergreifend auch die eine und die andre sein mag, kommen über die Augenblickswirkung nicht hinaus. Selbst von den Sittenschauspielen Ibsens besitzen nur „Nora“ und „Die Gespenster“ eine gewisse Nachhaltigkeit, und auch ihnen wird man schwerlich ein fünfzigjähriges Jubiläum prophezeien.

In dieser Theaterspielzeit von Anfang September 1904 bis Anfang April 1905 hat sich die Schwäche der modernen Produktion besonders empfindlich gezeigt. Bei einer bunten Fülle von mehr als fünfzig Neuigkeiten hat nicht eine einzige einen bleibenden Eindruck gemacht. Literarisch wie theatralisch schließt die Spielzeit ohne einen Schuß ins Schwarze. Erfolge wie die, welche in früheren Jahren die Schauspiele „Alt-Heidelberg“, „Cyrano von Bergerac“, „Der Rosenmontag“, „Es lebe das Leben“, „Zapfenstreich“ errangen, sind diesmal nur von neueinstudierten und neueingerichteten Stücken erreicht worden. Die Aufführungen der Shakespeareschen Lustspiele „Die lustigen Weiber von Windsor“ und „Der Sommernachtstraum“ im Neuen Theater unter der geistreichen und geschickten Leitung des Direktors Reinhardt sind die Anziehungspunkte der Saison gewesen. Ein musterhaftes Zusammenspiel und eine treffliche Ausstattung haben etwas von dem Dufte und dem Humor der altenglischen Bühne wieder hervorgezaubert.

Überhaupt ist die englische Dramatik diesmal mit besonderer Vorliebe gepflegt worden. Gleich den ersten Auftakt der Spielzeit gab Shakespeares wunderliche Dichtung „Troilus und Cressida“. Paul Lindau eröffnete mit einer Aufführung dieses Stücks am Donnerstag, den 1. September 1904, das Deutsche Theater, das er an Stelle von Otto Brahm übernommen. Shakespeares Dichtung ist eine Mischung aus der Romantik, in die das Mittelalter die Vorgänge des trojanischen Krieges in Sagen und Liedern gekleidet, und der parodistischen Verspottung der Ilias, soweit sie ihm aus der Übersetzung George Chapmans bekannt war, seines Kameraden in der „Meermaid“ und seines Nebenbuhlers als Dichters. Chapman vertrat in seinen Theaterstücken die aristotelischen Regeln des Dramas und das klassische Ideal und bewarb sich gerade so eifrig wie Shakespeare um die Gunst des Grafen Southampton. Grund genug, um Shakespeares satirischen Übermut gegen die griechischen Helden zu verstehen. Sie erscheinen ihm im Vergleich zu der Männlichkeit und Vaterlandsliebe Hektors als Raufbolde und Prahlhänse, die er dem zynischen Spotte des Thersites mit unverkennbarem Behagen ausliefert. Die Untreue und Leichtfertigkeit Cressidas erweckt in ihm denselben Unwillen und die gleiche Verachtung wie die Großsprecherei und der Zorn des Achilles. Die bittere Stimmung gegen Welt und Menschen, aus der die Dichtung hervorgegangen ist, liegt sowohl der grotesken Verspottung der Helden und des Krieges wie der Liebesabenteuer der Cressida zugrunde: den Raufbolden entspricht die Dirne, und die meisterhaft durchgeführten Charaktersiguren des Kupplers Pandarus und des Feiglings Thersites bringen die Erbärmlichkeit dieser Welt zum ergreifenden Ausdruck. Aber Shakespeare hat dem Stück weder nach der romantischen noch nach der parodistischen Seite hin einen befriedigenden Abschluß zu geben gewußt, denn der Tod Hektors, mit dem es schließt, hat mit den Liebeshändeln gar nichts zu tun

und fällt aus der Posse ganz heraus. Wir stehen der Ilias gegenüber auf einem andern Standpunkt als Shakespeare und könnten uns wohl, wie in Offenbachs Posse „Die schöne Helena", mit der frisch und rückhaltlos durchgeführten Parodie, aber nicht mit der von ihm beliebten Tragikomödie versöhnen. Bei der Aufführung ermüdete nun noch die Langatmigkeit mancher Szenen und die nicht stark und nachhaltig genug auf einen Ton gestimmte Darstellung, die beständig zwischen Ernst und Posse, zwischen Kothurn und Soccus schwankte. Gerade diese Einheit der Stimmung ist es aber, welche im Neuen Theater das Glück des „Sommernachtstraums" macht.

Nach Shakespeare kam am Freitag, den 23. Dezember 1904, Philipp Massinger, der unter seinen nächsten Nachfolgern einen hervorragenden Platz behauptet, im Neuen Theater zum Wort. Sein Schauspiel „Die unselige Mitgift", das er zusammen mit Nathanael Field verfaßte und von den königlichen Schauspielern auf dem Theater zu Blackfriars etwa um 1620 zum erstenmal aufführen ließ, erschien in einer Bearbeitung von Richard Beer-Hofmann als Trauerspiel in fünf Akten „Der Graf von Charolais" und hat sich bis heute auf dem Spielplan erhalten. Massingers Drama hatte schon auf der altenglischen Bühne wegen der sympathischen Gestalt des Helden und einiger erschütternder Szenen in den beiden ersten und im vierten Akte einen großen Erfolg; im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts benutzte es Nikolas Rowe zum Vorbild für sein berühmtes Trauerspiel „The fair penitent". In dem zweiten Teil seines Werkes: „Ben Jonson und seine Schule" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1836) hat Wolf Graf von Baudissin eine treffliche Übersetzung der „Unseligen Mitgift" gegeben. Der moderne Dichter des „Grafen von Charolais", Richard Beer-Hofmann, ist in dem Stofflichen seines Trauerspiels seinem Vorgänger treu geblieben. Zeit und Ort der Handlung, das Herzogtum Burgund und die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, hat er beibehalten, wie die Namen und Charaktere des jungen Charolais, seines Freundes Romont und des alten Präsidenten Rochfort. Dagegen ist der Gang des Dramas vereinfacht, und die einzelnen Akte sind zu szenisch geschlossenen Bildern gestaltet. Der Schluß wird nicht durch den Zufall herbeigeführt, sondern entwickelt sich folgerichtig aus der Handlung und dem Wesen des Helden. Eine durchgreifende Änderung hat der Charakter der Heldin erfahren, die bei Massinger Beaumelle, bei Beer-Hofmann Desirée heißt, aus der Einfachheit und Sinnlichkeit des alten Stücks in moderne Künstelei und Lüsternheit hinein, die ihre Schuld für mein Gefühl nur erhöht. Die Gläubiger des alten Grafen von Charolais, der als tapferer Kriegsheld im Kampfe für sein Vaterland gefallen ist, wollen nach einem alten Rechtsbrauch die Leiche dem Sohne nicht zum Begräbnis ausliefern, ehe er die Schuld des Vaters getilgt hat. Um dem geliebten Vater die Ruhe im Schoß der Erde zu verschaffen, gibt sich der Sohn vor dem Gerichtshof den Gläubigern als Pfand hin: er, der Lebendige, will statt der Leiche im Schuldturm verschmachten, wie es in dem alten Drama heißt: „Daß er dem teuren Vater schaff' ein Grab, steigt lebend in die Gruft der Sohn hinab!" Dies Übermaß der kindlichen Liebe rührt den Präsidenten des Gerichtshofes, Rochfort, so tief, daß er die Schulden des alten Charolais, mit dem er früher befreundet war, bezahlt und seine einzige Tochter mit dem jungen Grafen vermählt. Während aber bei Massinger die Tochter nur widerwillig dem Gebot des Vaters gehorcht und entschlossen ist, den ihr aufgedrängten Gatten mit ihrem Liebhaber zu betrügen, ist die Desirée Beer-Hofmanns ein unbeschriebenes Blatt und scheint der Wahl ihres Vaters von Herzen zuzustimmen. Die beiden letzten Akte des modernen Stücks spielen darum auch drei Jahre später als die ersten. Desirée hat ihrem Gatten einen Sohn geschenkt, und da dem Zuschauer gar kein Anhalt gegeben wird, ein Zerwürfnis zwischen dem Ehepaar vorauszusetzen, überrascht es doppelt, wenn wir die Frau und Mutter den leidenschaftlichen Einflüsterungen und Beteuerungen eines Jugendfreundes folgen sehen. Sie verläßt durch den Garten mit ihm ihre Wohnung und begleitet ihn in ein berüchtigtes Wirtshaus. Hier werden beide von Charolais, den sein Freund Romont von dem

Abenteuer der Frau unterrichtet hat, überrascht. Charolais erwürgt den Liebhaber und zwingt den Vater Desirées, den Gerichtspräsidenten, das Todesurteil über sie auszusprechen: der Zug ist aus dem englischen Original. Aber während dort Charolais die Treulose ersticht, tötet sie, nach einer langen, gequälten Szene, wo die Handlung, die nach dem Schlusse drängt, in einem pathetischen Wortschwall erstickt wird, in dem modernen Trauerspiel sich selbst. Nachdem so die Schuldigen bestraft sind, überläßt der Graf die Sorge für sein Kind dem alten Schwiegervater und reitet arm und bloß, wie er zuerst in dem Stücke aufgetreten ist, davon. Der Fehler der Dichtung von Beer-Hofmann liegt in der halbwegs unbegreiflichen Figur der Desirée. Massingers Beaumelle ist noch einmal so frech und leichtsinnig, aber sie ist natürlich und liebenswürdig, und ihre Reden und Handlungen stimmen mit ihrem Wesen überein. Warum Desirée Mann und Kind verläßt und dem Liebhaber in ein gemeines Haus folgt, bleibt unerklärt. Ist es eine wilde Wallung des Blutes, ein jäher Ausbruch der Sinnlichkeit, so hätte uns früher angedeutet werden müssen, daß es in Desirées Charakter und Temperament solche Untiefen gibt. Statt dessen erscheint sie im zweiten und dritten Akt kalt und kühl, still und beinahe unnahbar. Wenn Charolais in dem alten Schauspiel die ehebrecherische Frau im Grimm ersticht, gibt man ihm recht; der Charolais des modernen Stückes, der die Gattin durch grausamen Hohn und giftige Worte zum Selbstmord treibt, verliert die gute Hälfte unsres Mitleids und unsrer Achtung.

Auch Hugo von Hofmannsthal hat sein neuestes Trauerspiel in fünf Aufzügen: „Das gerettete Venedig", das am Sonnabend, den 21. Januar, im Lessing-Theater zur ersten Aufführung gelangte, einem berühmten altenglischen Drama von Thomas Otway: „Das gerettete Venedig" entlehnt. Neben John Dryden ist Thomas Otway die originellste Erscheinung unter den englischen Tragikern während der Regierung Karls II.; man möchte von ihm sagen, daß die letzten Blutstropfen Shakespeares in ihm fließen. Nacheinander war er Schauspieler, Soldat und dramatischer Dichter, immer in Not und Sorge, trotz der vornehmen Herren und Damen, denen er seine Schauspiele widmete. Er ist jung gestorben, vierunddreißig Jahre alt, 1685, — wie die Sage behauptet, vor Hunger. Drei von seinen Trauerspielen: „Don Carlos", „Die Waise oder die unglückliche Ehe" und „Das gerettete Venedig", haben seinen Namen bis heute erhalten. Eine bewegliche Phantasie, eine seltene Kraft der Charakteristik, ein rascher Fluß, Steigerung und Spannung der Handlung, eine Sprache voll Zartheit und Schwung zeichnen sie aus. Nach dem Geschmack des Zeitalters fehlt es nicht an Leichtfertigkeiten und Roheiten, aber der männliche Ernst und der tragische Zug überwiegen. Thomas Otway hat den Stoff seines Trauerspiels „Das gerettete Venedig" der romanhaften „Geschichte der Verschwörung der Spanier gegen Venedig im Jahre 1618" von dem Abbé St. Réal entnommen, die 1672 erschien; Otways Drama stammt aus dem Jahre 1682. Es handelt sich um eine abenteuerliche Verschwörung der französischen und holländischen Mannschaften in dem Heer und in der Flotte Venedigs, die, schlecht besoldet, unzufrieden mit dem Dienst, zum Teil vor der Entlassung stehend, sich der Stadt bemächtigen, die Senatoren töten und die Paläste plündern wollten. Als die eigentlichen Anstifter des Plans haben immer der spanische Gesandte in Venedig, der Marquis Bedmar, und der Vizekönig von Neapel, der Herzog von Ossuna, gegolten, der mit seinen Schiffen die phantastische Unternehmung zu unterstützen versprochen hatte. Zuletzt hat Leopold Ranke in einer seiner trefflichsten und lebendigsten Abhandlungen: „Die Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618", diese Geschichte, alle Schleier lüftend, nach den Akten des Rates der Zehn lichtvoll und anschaulich 1831 erzählt. Das Entscheidende ist, daß die Sache im Keime erstickt wurde und die Verschwörer, von ihren eignen Genossen verraten, ehe sie die Hand rühren konnten, dem Strafgericht verfielen. Thomas Otway hielt sich in seiner Dichtung in allem Wesentlichen an seine historische Vorlage; ihr verdankt er die Namen und Charaktere seiner Helden, des Venezianers Jaffier und des Kapitäns Pierre; bei ihm

wie bei St. Réal spielt eine Courtisane eine wichtige Rolle. Aber er hat Jaffier eine Gattin gegeben und damit ein neues wirksames Element in das Drama eingeführt, Jaffiers Teilnahme an der Verschwörung wie sein späterer Verrat werden durch diese Frau Belvidera herbeigeführt. Jaffier, aus bürgerlichem Stande, hat die einzige Tochter des Senators Priuli, dem er diente, liebgewonnen und sie heimlich geheiratet. Der entrüstete Vater hat das Paar aus seinem Hause gewiesen und Not und Elend haben sie nach einigen Jahren an den Rand des Abgrundes gebracht. Die Empörung Jaffiers über die Hartherzigkeit Priulis, seine leidenschaftliche Liebe zu Belvidera, die er aus der Armut reißen möchte, treiben ihn in die Arme Pierres, des Führers der Verschworenen, mit dem ihn eine innige Freundschaft verbindet: er ist eine Weile Fähnrich in Pierres Kompagnie gewesen. Die Verschworenen sind mit der Aufnahme Jaffiers in ihren Bund nicht einverstanden; sie mißtrauen ihm, und die Hitzigsten wollen ihn niederstechen. Um ihren Verdacht zu beschwichtigen, übergibt er ihnen die geliebte Belvidera als Pfand seiner Treue. Aber gerade dadurch wird er zum Verräter. Der Mann, dem Belvidera anvertraut wird, verfolgt sie mit unzüchtigen Liebesanträgen, und Belvidera zwingt durch diese Enthüllung ihren Gatten, dem Senate die Verschwörung anzuzeigen. Während sie sich ihrem Vater zu Füßen wirft und aus dem Geständnis ihres Mannes, das sie als Verdienst um Venedig erklärt, seine Verzeihung auch von dem Schwiegervater zu erwirken hofft, wird Pierre in dem Hause seiner Geliebten Aquilina nach Jaffiers Anzeige verhaftet. Zu spät erkennt Jaffier die Schändlichkeit seines Treubruchs: der Senat denkt nicht daran, ihm oder seinen Freunden das Leben zu schenken. Um Pierre von den Qualen zu bewahren, die seiner warten, stößt er ihn mit seinem Dolche nieder. „Dank!“ murmelt sterbend Pierre, „diesmal bist du treu geblieben!“ Und zu den Senatoren gewendet ruft Jaffier, indem er sich den blutigen Dolch ins Herz stößt: „Verfluchte Senatoren! Ihr habt so viel Blut vergossen — laßt nun auch das meinige dazuströmen!“ Bei seiner Umarbeitung des Otwayschen Trauerspiels hat Hugo von Hofmannsthal den raschen und lebendigen Gang der Handlung nicht angetastet; er hat in der Hauptsache nur die Charaktere nach der psychologischen Seite hin zu vertiefen und zu verweichlichen versucht. Jaffier und Pierre, Belvidera und Aquilina sind bei ihm noch einmal so redselig als bei Otway; den beiden Senatoren Priuli, dem unglücklichen Vater, und Dolfin, dem alten verhöhnten Liebhaber Aquilinas, wird ein gewisses rhetorisches Pathos gegeben, das ihnen in der Roheit und Nacktheit des Originals fehlt; der Schluß ist arg versimpelt: nicht Jaffier erdolcht den Freund, sondern der Anführer der Schergen, der Mitleid mit dem tapferen Soldaten fühlt, erlaubt Pierre, statt ihn in dem nächsten Kanal zu ertränken, zur Pistole zu greifen und sich im Nebenzimmer zu erschießen. Der männliche Ton Otways ist zu einer hysterischen Nervosität herabgestimmt. Gut getroffen ist dagegen der Lokalton und die schwüle, dumpfe Verschwörerluft des Stücks. Nicht das Gewebe, die Arabesken darum sind Hofmannthals Arbeit und Eigentum. Zu einem größeren Erfolge fehlte der Dichtung eine feinere Ausstattung und eine kräftigere Darstellung. Den Künstlern und Künstlerinnen der Brahmsschen Theatergesellschaft ist durch den langen Verkehr mit den Alltagsfiguren des modernen Realismus die Fähigkeit zur Verwirklichung poetischer und phantastischer Gestalten verloren gegangen.

Diese Vorliebe für das altenglische Drama erstreckte sich auch auf die moderne englische dramatische Literatur und ist Oskar Wilde und Bernard Shaw zugute gekommen. Von Wilde hält sich sein Trauerspiel in einem Akt „Salome“ mit seinen grellen Farbeneffekten noch immer auf den Brettern des Kleinen Theaters, während sein modernes Lustspiel „Lady Windermeres Fächer“, das zum ersten Male am Dienstag, den 6. September 1904, im Deutschen Theater aufgeführt wurde, schon nach wenigen Vorstellungen wieder verschwand. Eine stärkere Lebenskraft bewies Bernard Shaws Komödie in drei Akten: „Helden“, die am Donnerstag, den 8. Dezember 1904 im Deutschen Theater in Szene ging. Vor einem Jahre habe ich an dieser Stelle, bei Gelegenheit der Aufführung

des Schauspiels „Candida", Shaws Eigenart charakterisiert. Er ist viel mehr Satiriker und Erzähler als Dramatiker. Seine Komödie „Helden" ist im Grunde eine Satire auf Bulgarien und auf die Bulgaren. In den Figuren des Majors Petkoff, eines beschränkten Gutsbesitzers, und des Majors Sergius Saranoff macht er sich über das bulgarische Heer lustig, das die Serben besiegt hat. Sergius Saranoff, heißt es in der langen Personalbeschreibung, „ist ein großer, romantisch-hübscher Mann, von einer kühnen Eleganz, wie man sie sich etwa bei einem ungezähmten Gebirgsräuberhauptmann vorstellt, aber sein auffallendes persönliches Auftreten ist von zivilisierter Art; seine Augenbrauen, die weit bis in die Schläfe reichen, seine eifersüchtig beobachtenden Augen, seine dünne, gerade Nase trotz der breiten Nasenflügel, sein kurzes Kinn würden ganz gut in einen Pariser Salon passen. Die geheimnisvolle Traurigkeit, die Suggestion einer seltsamen und schrecklichen Geschichte, die für ihn nichts als Gewissensbisse zurückgelassen hat, jene Art, durch welche Childe Harold die Großen seiner englischen Zeitgenossen faszinierte, ist auch die seine." Er ist der Verlobte Rainas, der Tochter Petkoffs, die ebenfalls in romantisch übertriebenen Gefühlen schwelgt und sich auf die Heroine aufspielt. Saranoffs Ruhm schreibt sich von einem verwegenen Reiterangriff her, den er auf eine serbische Batterie gemacht hat. Er hat die Kanonen erobert, denn sie hatten nur blinde Patronen zu verschießen. Diesen Überschwenglichkeiten gegenüber vertritt ein serbischer Offizier, ein Schweizer Bluntschli, der aus Lust zu Abenteuern Soldat geworden, obwohl sein Vater ein wohlhabender Gastwirt ist, den gesunden Menschenverstand. Auf der Flucht vor den Bulgaren rettet er sich in das Schlafzimmer Rainas über dessen Balkon und wird von ihr und ihrer Mutter gegen die Verfolger beschützt und geborgen. Die Frauen stecken ihn dann in einen alten Hausrock Petkoffs und bringen ihn so aus dem Hause. Nach dem Frieden besucht Bluntschli seine Retterinnen, um von ihnen Abschied zu nehmen, ehe er nach der Schweiz zurückkehrt; sein Vater ist gestorben, und er wird die Erbschaft von vier Gasthäusern antreten. Nun ergeben sich allerlei komische Verwicklungen, mit einem starken Stich in die Posse, bis sich endlich zwei Paare zusammenfinden: Raina und Bluntschli und Saranoff und Louka, das Stubenmädchen; die verstiegene Romantik und die hausbackene Prosa, über die erheuchelten erhabenen Empfindungen siegt das gesunde Gefühl. Die Frische und Natürlichkeit des Dialogs, der flotte Fortgang der Handlung täuschen über die vielen Unwahrscheinlichkeiten und Possenhaftigkeiten freundlich hinweg, und die Gegenüberstellung der Wirklichkeit des Krieges und der Verlogenheit seiner Romantik, des schlichten Soldatentums und des gespreizten Heldentums geben dem Ganzen einen satirisch-moralischen Untergrund. Auch das dritte der von Siegfried Trebitsch übersetzten Dramen Shaws: „Ein Teufelskerl", ist im Berliner Theater am Freitag, den 25. November 1904, zur Aufführung gekommen. Eine dramatisierte Anekdote aus dem nordamerikanischen Freiheitskriege 1777, welche die Abenteuer eines tollköpfigen, aber braven Burschen darstellt, der hart am Galgen vorbeischlüpft. Wieder mit satirischen Zügen gegen den Krieg, gegen Engländer und Amerikaner durchsetzt, aber ohne die straffere Zusammenziehung der Handlung, welche die Komödie „Helden" auszeichnet.

Von unsern hervorragenden Dramatikern sind Ernst von Wildenbruch und Hermann Sudermann, Arthur Schnitzler und Max Halbe diesmal der Bühne ganz ferngeblieben und Ludwig Fulda und Gerhart Hauptmann nur mit schwächeren Arbeiten darauf erschienen. Ludwig Fuldas Schauspiel in vier Aufzügen „Maskerade" gelangte am Dienstag, den 22. November 1904, im Deutschen Theater zur ersten Aufführung. Ein herbes und bitterliches Stück, das, aus leichtfertigen und unwahrscheinlichen Voraussetzungen aufgebaut, in einem beständigen peinlichen Maskenspiel sich bewegend, keinen tieferen Eindruck hinterläßt, um so weniger, da sein trockener Prosastil empfindlich den glatten Fluß und den hellen Schimmer der Fuldaschen Verse vermissen läßt. Einem Aristokraten und Diplomaten, dem Freiherrn Max von Wittinghof, fällt es nach zwanzig Jahren ein, als er von

seinem südamerikanischen Gesandtenposten zurückgerufen wird und den Dienst quittiert hat, eine Jugendsünde wieder gutzumachen. Er will die Tochter seiner Jugendgeliebten, die er aus Standes- und Dienstrücksichten nicht zu heiraten wagte, legitimieren. Das junge Mädchen, Gerda Hübner, hat von der Mutter eine gute Erziehung genossen und ernährt sich nach deren Tode schlicht und recht als Privatlehrerin. Sie ist nicht wenig verwundert, als sie von ihrer Gönnerin und Beschützerin, einer Frau Ellen von Tönning, mit ihrem Vater, von dem sie bisher nichts als seinen Namen und daß er ihre Mutter verlassen, gewußt hat, bekannt gemacht wird. Seine Annäherung, sein Antrag werden zuerst von ihr kühl zurückgewiesen, aber im Laufe des Gesprächs fühlt sie sich von der Persönlichkeit und den Erklärungen des würdigen Mannes angezogen und erwidert Vertrauen mit Vertrauen. Sie gesteht ihm, daß sie mit einem jungen Manne, einem Regierungsassessor Schellhorn, den sie im Hause der Frau von Tönning, seiner Tante, kennen gelernt, ein Liebesverhältnis habe. Der Freiherr sieht darin kein Hindernis seiner Absichten; im Gegenteil: die Tochter des Freiherrn von Wittinghof kann viel leichter Frau Schellhorn werden als die arme Lehrerin Gerda Hübner. So verläßt denn Gerda ihre Wohnung und zieht zu ihrem Vater. Der alte Schellhorn, ein geheimer Oberregierungsrat, eine despotische und heuchlerische Strebernatur, der unter der Maske der Religion und der bürgerlichen Tadellosigkeit allen Lastern frönt, empfängt am andern Tage den unerwarteten Besuch des Freiherrn, seines ehemaligen Universitätsfreundes, mit größter Liebenswürdigkeit und wittert, als der Freiherr von seiner Tochter und ihrer Bekanntschaft mit seinem Sohne Edmund spricht, die Aussicht auf eine glänzende Verbindung. Aber wenn aus dieser Verbindung etwas werden soll, muß Edmund seinem Liebesverhältnis zu Gerda Hübner entsagen. Zwischen Vater und Sohn kommt es zu einer erregten Aussprache: eine Weile spielt Edmund den treuen und zu jeder Entsagung und Aufopferung bereiten Liebhaber; schließlich indessen unterwirft er sich dem Willen des Vaters und schreibt dem Mädchen den Absagebrief. Dieser Brief trifft gerade bei dem zukünftigen Fräulein von Wittinghof ein, als die Familie Schellhorn bei ihrem Vater den Antrittsbesuch macht. In gerechter Entrüstung weist Gerda die Bewerbung Edmunds zurück, die ja nicht ihr, sondern der reichen Baronesse gilt. Das Peinliche und Häßliche des ganzen Maskenspiels, in dem keiner ehrlich sein Gesicht zeigt, wird durch eine abscheuliche Verleumdung gegen Frau von Tönning, die sich durch das Stück hindurchzieht, und die Geständnisse der Frau Schellhorn über ihre unglückliche Ehe noch erheblich gesteigert. Man atmet auf, als Vater und Tochter sich zu einer Reise nach dem Süden aus dieser verlogenen Welt und Gesellschaft entschließen. Bis zu einem gewissen Grade hätte die Verdrießlichkeit des Stoffes und das Unsympathische der Figuren durch eine humoristische oder satirische Behandlung überwunden werden können; in der steifen und nüchternen Behandlung Fuldas, der jedes Lächeln fehlt, treten dagegen die Mängel nur um so schärfer hervor.

Gerhart Hauptmanns Dichtung „Elga“ — ein Nachtgesicht in sieben Bildern — kam am Sonnabend, den 4. März, im Lessing-Theater zur ersten Aufführung. Es ist ein älteres Werk des Dichters, in der Zeit vom 31. Januar bis zum 3. Februar 1896 niedergeschrieben, eine Dramatisierung der bekannten Erzählung Grillparzers „Das Kloster von Sendomir“, die in dem Taschenbuch „Aglaja“ 1828 zuerst erschien. Ein gütiger und großmütiger Mann, ein polnischer Graf Starschenski, wird von seiner Gattin, die er mit ihrem Vater und ihren Brüdern aus der elendesten und verzweifeltsten Lage gerettet hat, in der schändlichsten Weise betrogen, tötet sie und erbaut zur Sühne das Kloster, in dem er als Klosterbruder die niedrigsten Dienste verrichtet. Grillparzer legt ihm selbst die traurige Geschichte in den Mund: er erzählt sie zwei deutschen Rittern, die, als Abgesandte des Kaisers zum Könige Sobieski reisend, in dem Kloster übernachten. Hauptmann hat aus der Erzählung ein Traumgesicht gemacht. Als Einleitung dient ein Gespräch zwischen dem Ritter und dem Mönch; der Lebensheiterkeit des Ritters tritt die Schwermut des Mönches gegenüber, in kurzen, knappen Sätzen und Sentenzen. „Es baue

niemand sein Glück auf Weib und Kind," sagt der Mönch in Warnung und Anspielung zugleich, als ihm der Ritter die Miniaturbildnisse seiner Frau und seines Kindes zeigt. Bei dem Ertönen eines dumpfen Chorgesangs verläßt der Mönch das Gemach — „zur Totenmesse"! Der Ritter wirft sich auf das Lager und entschläft während des Gesanges. Als Traumbild ziehen nun die Szenen an ihm vorüber, aber er nimmt nicht den geringsten Anteil an ihnen, sie berühren ihn in keiner Weise. Mit den Worten Elgas zu Starschenski: „Ich hasse dich! Ich speie dich an!" schließt das Stück. Wieder ertönt Gesang, die Morgenröte bricht durch das Fenster, der Ritter erwacht, und der Diener tritt ein. „Flugs hinaus!" ruft der Ritter. „Es lag ein seltsamer Alb auf mir, schwer bis zum Tod. Gott sei uns gnädig. Ich werde noch lange an diese Nacht im Kloster zurückdenken." Das Drama und die Einleitung stehen unvermittelt nebeneinander, während in der Novelle sich alles von innen heraus harmonisch zusammenschließt. Die Ritter sind bei Grillparzer als Reisende wißbegierig, Näheres über den Bau des Klosters zu erfahren, dessen Größe und Schönheit sie überrascht hat, und der Mönch, in dem bei ihrem Anblick, als er erfährt, daß sie zum Könige nach Warschau reisen, die Erinnerung an sein früheres Leben erwacht, erzählt ihnen unter dem Bann dieser Erinnerungen, in einer Art Hypnose, sein tragisches Geschick. Für den Traum des Ritters gibt es dagegen in Hauptmanns Dichtung weder Anhalt noch Erklärung. Im Gang der Handlung und in der Charakteristik der Figuren schließt er sich der Erzählung getreu an. Nur in einem entscheidenden Punkt weicht er, nach meinem Gefühl zu seinem Schaden, von ihr ab. Bei Grillparzer gelingt es dem Liebhaber Oginsky, dem rächenden Arm des Grafen zu entfliehen. „Aber du entgehst mir nicht!" ruft er der treulosen, um ihr Leben jammernden Frau zu. „Der Brandfleck meiner Ehre ist dies Kind. Wenn seine Augen der Tod schließt, wer weiß, ob mein Grimm sich nicht legt. Geh hin und töte das Kind!" Und die Mutter, nachdem sie es wiederholt an die Brust gedrückt, greift nach der langen Nadel, die ihren Pelz zusammenhält — „Halt!" schrie plötzlich Starschenski. „Dahin wollt' ich dich haben! sehen, ob noch eine Regung in dir, wert des Tages. Aber es ist schwarz und Nacht. Dein Kind soll nicht sterben, aber, Schändliche, du!" Und damit stieß er ihr den Säbel in die Seite, daß das Blut in Strömen emporsprang und sie hinfiel über das unverletzte Kind." — Die Schilderung ist unvergleichlich ergreifender und tragischer als der Ausgang, den Hauptmann gewählt hat. Bei ihm läßt der Graf den Oginsky hinter der Szene von seinen Dienern erdrosseln und zeigt die Leiche auf dem Bett der Treulosen. Vor diesem Anblick schreit sie auf: „Ich hasse dich! Ich speie dich an!" Ob Starschenski sie niederstößt, erfahren wir nicht. Denn hier endet der Traum des Ritters. In allem, was die Technik betrifft, ist die Traumdichtung „Elga" das beste von allen Stücken Hauptmanns. Im Aufbau, Verlauf und Steigerung ein echtes Drama. Die Figuren sind freilich, mit Ausnahme der Mutter des Grafen, die Hauptmann — besonders glücklich für den Anfang — hinzuerfunden hat, in allen Hauptzügen von Grillparzer übernommen, aber die romantische Stimmung und der polnische Lokalton sind in einer kraftvollen, bewegten, den einzelnen Gestalten trefflich angepaßten Sprache, im reinlichen Deutsch, nicht in dem gemeinen, sonst von Hauptmann mit Vorliebe benutzten Dialekt auf das glücklichste wiedergegeben. Ich würde mich nicht wundern, wenn sich Gerhart Hauptmann mit diesem Werke zum vierten Male den Grillparzer-Preis erwerben sollte. Wenigstens könnte Grillparzer im Olymp davon sagen: „Dies ist Geist von meinem Geist."

Auch ein neues Schauspiel in drei Akten von Georg Hirschfeld, „Nebeneinander", erschien am Sonnabend, den 11. Februar, auf der Bühne des Lessing-Theaters. Trotz seines redlichen Bemühens und seiner guten Beobachtung der Wirklichkeit will es Georg Hirschfeld nicht gelingen, die Gunst des Theaterpublikums dauernd zu gewinnen. Einen so vielversprechenden Erfolg, wie er seinem ersten Stück, „Die Mütter", im Jahre 1896 zuteil wurde, hat er nicht wieder errungen. Am nächsten ist ihm noch die Komödie „Pauline" gekommen, in der eine

Küchenfee nicht ohne Humor und Schelmerei die gut durchgeführte Hauptrolle in einer munteren Handlung spielte. Nicht das äußere Geschick für den theatralischen Aufbau — was Hirschfeld fehlt, ist die Phantasie und die Kraft, interessante Charaktere zu schaffen. Bei ihm bleiben Handlung und Figuren im Durchschnitt der Alltäglichkeit stecken, er versteht oder vermag es nicht, das an sich richtig Geschaute und Erfaßte künstlerisch zu beseelen. Sein Schauspiel „Nebeneinander" ist die Tragödie einer scheinbar glücklichen Ehe, in der die beiden Gatten nur neben-, nicht miteinander gelebt haben. Sie erkennen es am Tage ihrer silbernen Hochzeit, als das Verhängnis über den Kaufmann Franz Hellwig hereinbricht. Wegen seiner Freigebigkeit, seines reichen und geselligen Hauses, der Verschwendung seiner noch immer hübschen, anmutigen und lebenslustigen Frau Marianne gilt er als wohlhabender und glücklicher Mann. Mit Anstrengung, durch künstliche Mittel sich aufrechthaltend spielt er seit Jahren diese Rolle. Er kann seiner Frau keinen Wunsch versagen, die Geselligkeit, die ihn aufreibt, nicht einschränken, die Forderungen seiner Verwandten, die ihn mitleidlos ausbeuten, nicht abwehren und lebt so, abgehetzt von den Geschäften, sorgengequält, am Rand des wirtschaftlichen Abgrunds, zu dem ihn schlechte Haushaltung und waghalsige Spekulationen geführt. Und wie zu seiner Frau hat er auch zu seinem einzigen Sohne kein innigeres Verhältnis zu gewinnen gewußt. Um sich der Kunst widmen zu können, hat Theodor das Vaterhaus verlassen und lebt als Bildhauer in München, ärmlich, aber in eignen Schuhen, jede väterliche Unterstützung abweisend. Zur silbernen Hochzeit der Eltern ist er zurückgekehrt und wird so Zeuge des Zusammenbruchs des Hauses und des Vaters. Die Ankunft eines Geschäftsfreundes würde Hellwig in die Notwendigkeit versetzen, seine Bücher vorzulegen und seine Schuldenlast einzugestehen: er zieht es vor, Gift zu nehmen. Aber er hat sich wenigstens vorher mit seinem Sohn auszusprechen und dessen edle und tüchtige Natur zu erkennen vermocht; der Frau sein Geheimnis zu entdecken, hindern ihn Mitleid und Liebe. Hirschfelds Erfindung und Schilderung ist zu flach und zu wenig originell, um stärkere Anziehungskraft auszuüben.

Um so temperamentvoller und bedeutsamer ist das Schauspiel in vier Aufzügen von Paul Lindau: „. . . so ich dir!" das am Freitag, den 23. Dezember 1904, im Berliner Theater zur ersten Aufführung gelangte. Nach längerer Pause in seiner dramatischen Produktion überrascht uns der Dichter hier mit einem kraftvoll innerhalb weniger Stunden von Morgen bis Mitternacht sich abspielenden sozialen Drama, das im Gegensatz zu seiner sonstigen Frohnatur und Leichtlebigkeit nur die ernste Seite sozialer Konflikte, fast bis zur tragischen Erschütterung, darstellt. Die strenge Empfindung sozialer Gerechtigkeit durchweht das düstere Stück, so lustig und berlinisch behaglich es in dem Salon einer Künstlerin vom Olympia-Theater anhebt. Eine peinliche Szene, die am Abend vorher in einem öffentlichen Ballsaal sich abgespielt hat, bildet das Leitmotiv des Ganzen: ein junger Offizier, der in der Trunkenheit ungebührlich der Braut eines Artisten begegnet ist, hat von diesem einen Schlag ins Gesicht erhalten. Bei dem Großindustriellen, dem Konsul Fredrichs, versammeln sich einige Mitglieder des Ehrenrats zu einer Besprechung des Vorfalls, der in der Stadt schon bekannt geworden ist. Nach kurzer Debatte sind sie darüber einig geworden, daß der unglückliche Offizier den Dienst verlassen müsse. Auf den Höhen der Gesellschaft dürfe niemand bleiben, der eine solche Beschimpfung erlitten, wie gering auch seine Verschuldung sein möge, erklärt der Konsul Fredrichs. Er ahnt nicht, daß schon dasselbe Verhängnis über ihm schwebt. Vor wenigen Stunden hat er bei dem lustigen und gefälligen Fräulein Lola Lott vom Olympia-Theater, die er mit einem Freunde besucht, ein junges Mädchen, Clara Bremer, getroffen, eine Freundin Lolas, die ihm gefällt, und beide Mädchen mit einigen guten Bekannten zu einem Souper nach dem Theater eingeladen. Eine Weile hat Clara gezaudert, dann aber eingewilligt. Die Lebenslust und die Neugierde reißen sie fort. Auf Zureden ihrer Mutter hat sie sich mit dem Zimmerherrn, der bei ihnen wohnt, einem verschlossenen, mürrischen, lahmen, aber wohlhabenden jungen Mann, verlobt, Gottlieb

Küpper, dem Privatsekretär des Konsuls. Als unter Fredrichs Vater die Fabrik abbrannte, sind Küppers Eltern bei dem Brande umgekommen, und der Knabe ist von dem alten Fredrichs zusammen mit seinem Sohne erzogen worden. Trotzdem sind sich beide Männer aus dem Gegensatz ihrer Naturen und Stellungen nicht nähergetreten, und der Konsul weiß nichts von der Verlobung Gottliebs. Als der niedriger Gestellte hegt Gottlieb einen heimlichen, unüberwindlichen Haß und Neid gegen den Glücklicheren, der zum dämonischen Ausbruch kommt, als er von der Einladung Claras zu dem Souper hört und sie vergebens durch seine Vorstellungen davon zurückzuhalten sucht. Das Mädchen ist des verdrießlichen und eifersüchtigen Bräutigams längst überdrüssig geworden und kündigt ihm das Verlöbnis. Eine schneidige Auseinandersetzung zwischen den beiden Männern, in der Gottlieb schließlich von dem Konsul fordert, sein Fest abzusagen, steigert nur die gegenseitige Erbitterung. Während des Mahles erscheint denn auch plötzlich Gottlieb, der sich in einem Nebenzimmer Mut getrunken, stürzt sich auf den Konsul und ruft: „Du hast mir alles genommen. An wen halte ich mich da? An das Gesetz? Was kann mir das Gesetz gewähren? Man hat mir ja kein Geld gestohlen; man hat mir eben bloß mein Glück gestohlen. Und ritterliche Genugtuung? Davon verstehe ich nichts! Ich weiß nicht einmal, ob ich als Krüppel und bezahlter Subalterner als qualifiziert für die Pistole dieses Herrn angesehen werde. Das würde mir auch nicht genügen. Eure Satisfaktion brauche ich gar nicht! Zahn um Zahn! Und wie du mich erschlagen hast, so erschlage ich dich; wie du mir alles genommen hast, — so ich dir!“ Und er schlägt den ahnungslosen Fredrichs mitten ins Gesicht. Die peinlich schwüle Stimmung des Festmahls, der brutale, aber erschütternde Schluß, die Gegenüberstellung der beiden Männer und die Steigerung der Handlung aus der Sorglosigkeit des weltmännischen Lebens und der kleinen Theater zu dem tragischen Zusammenstoß zweier Gesellschaftsschichten und Weltanschauungen sind von Paul Lindau geschickt und energisch herausgearbeitet worden. Wenn nun das Stück doch nicht so voll ausklingt, wie man wünschen möchte, so finde ich den Mangel dafür in der Gestalt der Clara. Es will mir nicht in den Sinn, daß ein junges Mädchen, die Tochter eines angesehenen Baumeisters, die nach dem Tode des Vaters in ärmlicher, aber ehrenhafter Atmosphäre unter der Obhut der Mutter gelebt hat, die Aufforderung eines ihr fremden Herrn, den sie zum ersten Male sieht, zu einem Souper nach elf Uhr in fragwürdiger Gesellschaft eines lustigen Dämchens und einer Choristin annimmt: ein solcher Entschluß müßte tiefer und zwingender motiviert werden als mit der plötzlich aufwachenden Lebenslust und dem Widerwillen gegen den Bräutigam, um so mehr, da ja nicht Fredrichs' Einladung, sondern Claras Annahme derselben den Grund der tragischen Verwicklung bildet.

Neben den mehr oder minder bewährten Dramatikern ist — eine erfreuliche Erscheinung — auch eine größere Anzahl neuer Poeten auf unsern Theatern zu Wort gekommen. In dieser Pflege, den Nachwuchs heranzuziehen, haben sich das Deutsche Theater, das Lessing-Theater und das Neue Theater besonders hervorgetan. Einige dieser Versuche — denn mehr sind sie, vom literarischen Standpunkt aus betrachtet, noch nicht — seien hier erwähnt. Den stärksten Erfolg hatte die „tragische Komödie“ in fünf Akten „Traumulus“ von Arno Holz und Oskar Jerschke, die am 24. September 1904 im Lessing-Theater zum ersten Male aufgeführt wurde und sich bis heute auf dem Spielplan erhielt. Im Verein mit Johannes Schlaf hatte Arno Holz im Jahre 1889 die nüchterne und plumpe Photographie der Wirklichkeit aus dem Leben der kleinen Leute verfaßt, die als Schauspiel „Die Familie Selicke“ zu den ersten Darbietungen der Freien Bühne gehört. Der Beobachtung und Darstellung des Kleinlebens ist Arno Holz auch in seiner neuen „tragischen Komödie“ treu geblieben, aber wie der Mehrzahl der Naturalisten aus den Sturmjahren 1889 und 1890 ist auch ihm die Erkenntnis aufgegangen, daß die Kunst trotz alledem einer gewissen Dosis von Phantasie und Idealismus bedarf. Was er uns bietet, ist eine Schulkomödie aus einer mittelgroßen Provinzialstadt mit tragischem

Ausgang; ihre Helden sind der Direktor des Gymnasiums und sein Lieblingsschüler und Pensionär, beides überspannte Naturen, mit einem Stich in das Romantische. Der Professor Niemeyer, ein gelehrter Philologe, lebt nur im Reich der Wissenschaften und der Ideale, in der Wirklichkeit träumt er; seine Schüler, die ihm auf der Nase herumtanzen, haben ihm darum den Spottnamen Traumulus gegeben. Der Professor ist in die Stadt gleichsam zur Strafe versetzt worden wegen der Unregelmäßigkeiten, die in dem Gymnasium vorgefallen sind, dem er früher vorstand. Und diesmal droht es noch schlimmer zu werden. Die Schüler der oberen Klassen haben einen Verein Antityrannia gestiftet und halten ihre Sitzungen in dem Keller eines Bäckermeisters ab. Wie in der Schule ist der Professor auch in seinem Hause ein Schwächling und ein betrogener Gimpel. Sein Sohn ist ein liederlicher Student, der falsche Wechsel auf den Namen des Vaters macht, seine zweite Frau, die Tochter eines ehemaligen Feldwebels, ein hübsches, kokettes, leichtlebiges und verschwenderisches Geschöpf, das den ahnungslosen Mann in Schulden stürzt. Ein peinlicher Vorfall führt die Katastrophe herbei. Der Musterschüler Niemeyers, Kurt von Zedlitz, hat mit einer kleinen Schauspielerin vom Stadttheater, Lydia Link, in einem übelberüchtigten Lokal bei einer Flasche Sekt gekneipt und sie nach Hause begleitet. Der Landrat, der dem Direktor längst spinnefeind ist — er ist übrigens ein Zwillingsbruder des Landrats in Sudermanns Komödie „Der Sturmgeselle Sokrates“, eine vortreffliche Figur —, hat durch die Polizei Wind davon bekommen und wirft dem Direktor mit herben Worten die Ungehörigkeit vor. Niemeyer erklärt zunächst die Nachricht für Lüge und Verleumdung, erfährt aber aus Kurts Munde die halbe Wahrheit. Denn daß er mit der Schauspielerin gegangen, leugnet Kurt; er habe sie nur bis zur Tür ihres Hauses geleitet. Natürlich kommt im Verlauf der Handlung die ganze Wahrheit an den Tag, und auch die Mitglieder der Antityrannia werden von der Polizei überrascht, an ihrer Spitze Kurt, trotzdem er dem Direktor das Versprechen gegeben hat, das Haus nicht zu verlassen. In seinem Zorn überschüttet Niemeyer den jungen Mann, gerade weil er ihn so sehr geliebt und bevorzugt hat, mit den härtesten Vorwürfen. In seinem Ehrgefühl auf das tiefste verletzt, von seinem Schuldbewußtsein niedergeworfen, erschießt sich Kurt. Niemeyers Reue kommt zu spät, und mit dem Ausruf: „Ich bin sein Mörder!“ bricht er zusammen. Den Verfassern ist es gelungen, dem Direktor bei all seiner Schwäche und Haltlosigkeit einen idealischen Zug zu verleihen, der gegenüber der Schärfe und Härte des Landrats sympathisch berührt, und den Selbstmord des Jünglings aus der Güte und dem Adel seiner Natur glaubhaft zu machen. Wie das Lindausche Drama ist auch dies auf die Zeit eines Tages zusammengedrängt und zeichnet sich durch die Knappheit und Geschlossenheit der Handlung aus.

Zwei Schauspiele beschäftigen sich mit religiösen Konflikten: „Maria Friedhammer“, ein Drama in drei Aufzügen von Heinrich Lilienfein, und „Die Brüder von St. Bernhard“, ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Anton Ohorn; beide kamen im Deutschen Theater zur Aufführung: am Dienstag, den 4. Oktober 1904, und am Dienstag, den 7. Februar 1905. Religiöse Probleme und Erörterungen bilden eben ein Element unsrer Lebensatmosphäre, aus der Natur unsres Volkes und unsrer Geschichte heraus. In der Gegenwart werden sie durch den politischen Einfluß des Zentrums noch besonders verschärft und spielen sich mit Heftigkeit innerhalb der Konfessionen und im gegenseitigen Kampf derselben ab. Von den beiden Dramen ist „Maria Friedhammer“ das tiefer empfundene und durch die Charakteristik der Figuren hervorragendere, aber seine Voraussetzungen leiden an großer Unwahrscheinlichkeit. In einer protestantischen Dorfgemeinde im süddeutschen Alpenvorland, die rings von katholischen Dörfern umgeben ist, hat der Schulmeister ein katholisches Mädchen geheiratet und seine beiden Kinder im katholischen Glauben heranwachsen lassen. Zwanzig Jahre ist die Sache gegangen; da bricht nach dem Tode des Knaben der an sich unvermeidliche Zwiespalt aus. Afra, die Mutter, und Maria, die Schwester, sind durch den plötzlichen Tod des

Kindes auf das tiefste erschüttert, und es wird Afras Bruder, einem fanatischen Kaplan, leicht, der Schwester den Tod ihres Sohnes als gerechte Strafe für ihre Sünde, einen Protestanten geheiratet zu haben, darzustellen und die Nichte zu überreden, den Schleier zu nehmen, um die Seele des Bruders aus der Feuerpein zu retten. Für Maria ist dies Opfer um so schmerzhafter, da sie eine verschwiegene Neigung zu dem protestantischen Pfarrer des Dorfes hegt — eine Neigung, die ebenso verschwiegen von dem Pfarrer erwidert, aber trotz ihrer Heimlichkeit von den Bauern gewittert wird. Sie sind — wie mir scheint, doch nicht ohne Grund — darüber erbittert, und der Pfarrer hat sich, um jedem Konflikt aus dem Wege zu gehen, nach einer andern Gemeinde versetzen lassen. Aber seine letzte Predigt bringt die Bauern zum Aufstand; sie werfen dem Schulmeister die Fenster ein, und der Pfarrer muß die Geliebte mit seinem Leibe gegen die Steinwürfe decken. Maria, in dem unlöslichen Zwiespalt zwischen ihrer Liebe und ihrem Versprechen, Nonne zu werden, kommt im Schneesturm bei der Heimkehr von ihrem Oheim um, und es ist mir doch fraglich, ob durch den Tod beider Kinder die Ehe zwischen Afra und Friedhammer, wie der Dichter annimmt, wieder zur alten Harmonie gestimmt wird. „Mein Herrgott ist die Liebe, Afra," sagt der gute Schulmeister zu seinem Weibe, „und nichts als die Liebe! Sagt's auch denen da draußen, daß er die Liebe ist und nichts als die Liebe!" Wie harmlos wären Welt und Leben, wenn man ihre unüberwindlichen Gegensätze mit solchen freundlichen Worten beschwichtigen könnte! Das Drama: „Die Brüder von St. Bernhard" greift weder so tief in das religiöse Problem noch ist es so fein abgetönt, sondern bewegt sich in behaglich-breiter Rhetorik um die Vorgänge in einem Kloster, in dem der Tod des Abtes und die bevorstehende Neuwahl allerlei schlimme Intrigen und Ränke erweckt haben. Die Gewissenskrupel des Klosterschülers Paulus vor der Ablegung der Gelübde bilden den andern Teil der Handlung. Seine Eltern sind bigotte und habsüchtige Leute: sie haben nicht nur ihn zum Eintritt in das Kloster bestimmt, sondern wollen auch ihre Tochter Grete dazu zwingen, Nonne zu werden. Paulus will der Schwester, die einen wackeren Mann heiraten möchte, das Opfer bringen und die Gelübde unter der Bedingung leisten, daß sie ihrem Herzen folgen dürfe. Schließlich aber kann er doch nicht das Opfer seiner Überzeugung bringen und scheidet aus dem Kloster unter dem Fluch seines jähzornigen Vaters, der vom Schlage getroffen zusammenbricht.

Georg Reicke in seiner Tragikomödie in vier Aufzügen: „Schusselchen", die im Deutschen Theater am Sonnabend, den 18. Februar, zur Aufführung kam, und Hermann Stehr in seinem Drama in fünf Aufzügen: „Meta Konegen", das am Freitag, den 31. März, im Neuen Theater mit Frau Agnes Sorma in der Hauptrolle in Szene ging, hatten sich die Eheirrung und die unverstandene Frau zum Thema gewählt. Reickes Heldin ist eine ruschelige, ewig aufgeregte und zerstreute Frau, die in der Ehe trotz ihrer Kinder keine rechte Befriedigung findet, sich eifrig der Malerei widmet, mit unverkennbarer Vorliebe für die künstlerische Bohème, doch aber unzufrieden und empört ist, daß ihre Schwiegermutter das Haus und die Kinder ihres Sohnes, eines Landgerichtsrats, zusammenhält. Zum Besuch einer Gesellschaft hat sie weder Kleid noch Schuhe bereit, einen Brief an ihren Vetter, mit dem sie ein leidenschaftliches Abenteuer gehabt hat, läßt sie offen auf dem Schreibtisch liegen, so daß ihn ihr Mann finden muß, und schickt ihm dafür eine Bestellung um eine Kalbskeule an ihren Schlächtermeister. Trotzdem sie ihren Mann und die Kinder liebt, führen sie aufgeregte Sinnlichkeit und die Suggestion der Liebesbeteurungen in die Arme ihres Vetters. Zu spät bereut sie; soll sie das Haus verlassen, soll sie sich töten? „Bist du verrückt geworden?" ruft ihr Mann und entreißt ihr das Messer. „Was macht das besser? Dein Vater hat vorher das richtige Wort gesagt. Es gibt etwas, das mehr wert ist als alle Liebe: die Güte, Christine! Sei gut mit mir!" Und sie, seine gefalteten beide Hände umfassend, stammelt: „Wenn ich das könnte!" Meta Konegen ihrerseits ist der Verführung eines kecken und frechen Referendars erlegen,

eines Neffen ihres Mannes, der, ein gelehrter Professor und im eifrigsten Kampf gegen die geistliche Schulinspektion, sich nach ihrer Meinung nicht genug um sie kümmert, und verläßt zum Schluß Gatten und Kinder. Für mein Gefühl wird das heikle Thema noch unerquicklicher, da beide Frauen über die erste Jugend hinaus sind, Kinder haben, für die sie sorgen sollten, wenn sie es für den Mann nicht mehr tun wollen, und nicht einer wahren Liebe oder einer starken Leidenschaft, sondern einem bloßen Kitzel nachgeben. In Reickes Drama ist die Schilderung der Nebenfiguren und des Zuständlichen mit theatralischem Geschick durchgeführt; in Stehrs Drama steckt auch die Technik noch in den Anfängen. Ibsens „Nora" schwebt über beiden Stücken.

Überblickt man die Reihe dieser modernen Schauspiele, so überwiegt das Kleinliche und Alltägliche, das Gequälte und Peinliche. Nirgends ein großer Gegenstand, eine mächtige Empfindung. Und ebensowenig ein heiteres Lachen, eine humoristische Gestalt, eine komische Erfindung. Noch mehr als vor dem echten Trauerspiel fürchtet sich die moderne Kunst vor dem echten Lustspiel. Wie sehr sie auch das Kleinleben und die unmittelbare Wirklichkeit bevorzugt, will ihr doch noch immer kein Lustspiel wie „Bürgerlich und romantisch" oder „Die zärtlichen Verwandten" gelingen, von einem Meisterwerk wie „Die Journalisten" selbstverständlich ganz abgesehen. Kein Wunder, daß darum der französische Schwank nach wie vor die Bühnen des Residenz- und des Trianon-Theaters beherrscht. Solange die Deutschen nichts Heiteres und Lustiges hervorbringen und nicht einmal die gute, alte Berliner Posse von innen heraus neu beleben können, werden sie alljährlich bei der französischen Fröhlichkeit und Frechheit trotz aller moralischen Entrüstung eine Anleihe machen müssen. Ob das neuerstandene Lustspielhaus, im oberen Teil der Friedrichstraße, in der Nähe des Belle Alliance-Platzes — der gefällig und behaglich eingerichtete Theatersaal faßt sechshundert Personen — das am Freitag, den 30. September 1904, unter der Leitung des Dr. Zickel eröffnet wurde, in dieser Hinsicht allmählich Wandel schaffen wird, vermag nur die Zeit zu lehren. Denn diesmal hat es sehr bald in dem drolligen und harmlosen Schwank nach bewährten Mustern von Gustav Kadelburg: „Der Familientag" ein so erfolgreiches Zugstück gefunden, daß es der Sorge nach weiteren Neuigkeiten überhoben war. Das „wahrhaft neue deutsche Lustspiel" bleibt also zunächst noch Zukunftsmusik. Der einzige unter den modernen Dramatikern, der davon einen Hauch besaß und bei größerem Fleiß vielleicht auch das Talent dafür gewonnen hätte, Otto Erich Hartleben, ist leider inzwischen gestorben.

Durch den Umbau des königlichen Schauspielhauses, der den Theatersaal, den Aufgang und die Garderoben umgestaltete, haben die Darstellungen der klassischen Dramen eine empfindliche Einbuße erlitten. Das Schauspiel mußte seine Vorstellungen nach dem neuen königlichen Operntheater in dem Krollschen Etablissement verlegen und seine Tätigkeit einschränken. Von Neuigkeiten hat es ohne tiefere Wirkung ein Lustspiel von Hugo Lubliner, „Der kritische Tag", und den ersten Teil eines Schauspiels von Philipp Langmann, „Die Herzmarke" — eine Nähfadenspinnerei wird nach ihrem Fabrikzeichen so genannt — aufgeführt. Die Darstellung vermochte von dem groß angelegten Drama Langmanns keine richtige Vorstellung zu geben; es kam nur die erste Abteilung zur Aufführung, und auch diese nur in starker Abkürzung. Das Ganze ist mehr ein Roman in dramatischer Form, als ein Schauspiel. Die Geschichte einer Fabrik wird geschildert als Aktiengesellschaft, als Eigentum eines einzelnen Mannes, als Besitz der Arbeiter. Im Mittelpunkte steht ein kraftvoller, durchaus egoistischer Mann, Otto Dieterlin, eine Art Übermensch, der tragisch den Tod seiner Mutter und seines Sohnes verschuldet. Die Unübersichtlichkeit der verwickelten und überladenen Handlung läßt keinen einfachen und reinen Eindruck aufkommen; aber in einzelnen Szenen bewährt sich die kräftige Charakteristik und der feine Spürsinn des Dichters. Die Eröffnung des neuen Saales im Schauspielhause fand am Dienstag, den

21. März, mit einer äußerlich überaus glanzvollen und charakteristischen Neueinstudierung des Schauspiels von Heinrich von Kleist: „Prinz Friedrich von Homburg“ statt, die künstlerisch freilich nicht an die unvergeßliche Darstellung des Dramas durch die Meininger im Mai 1878 heranreichte.

Auch an internationalen Kunstdarbietungen hat es dem Berliner Theaterpublikum nicht gefehlt. Sarah Bernhardt gastierte während des Oktobers im Berliner Theater und Eleonora Duse während des Novembers 1904 im Nationaltheater. Eine russische Theatergesellschaft, deren hervorragendste Kräfte eine Frau Nasimoff und ein Herr Michailoff waren, führte im Theater des Westens im Anfang Dezember 1904 ein Drama in vier Aufzügen von E. Tschirikow, „Die Juden“, auf, das in lebendiger, realistischer Darstellung, wie unter dem Eindruck und Schauer des eben Geschehenen, ein erschütterndes Bild der Judenverfolgungen in einer russischen Provinzialstadt entwirft. Eine eigentliche Handlung fehlt dem Stücke; was geschildert wird und die dramatische Spannung beständig steigert, ist die wachsende Unruhe, Sorge, Todesangst der in der Wohnung des Uhrmachers Leiser Frenkel weilenden Juden, der draußen auf der Straße immer lauter tobende Lärm der wild erregten Volksmassen, das immer näherkommende Verderben. Dies ist mit einer erstaunlichen Kraft und Wahrheit zum Ausdruck gebracht und rief während einer Reihe von Aufführungen stets die gleiche Teilnahme und Ergriffenheit hervor. Wenn die Erweckung der Furcht und des Mitleids in der höchsten Bedeutung des Worts ein Zweck des tragischen Schauspiels sein soll — hier ist er erreicht. Zwar mit gewagten, aber keineswegs unkünstlerischen Mitteln.

Karl Frenzel.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte April.

Die Mittelmeerfahrt des Kaisers Wilhelm erhielt in diesem Jahre durch den Besuch der marokkanischen Hafenstadt Tanger einen politischen Charakter. Obgleich Deutschland in Marokko keinen Landbesitz, auch keine Kohlenstation anstrebt, hat es doch dort wichtige wirtschaftliche Interessen, deren Fortentwicklung mit Sicherheit angenommen werden darf. Es mußte daher überraschen, daß der französische Minister des Auswärtigen, Delcassé, das Abkommen mit Großbritannien abschloß, indem er Deutschland ignorierte, dessen wirtschaftliche Interessen ihm doch wohl bekannt sein mußten. Während Frankreich mit Spanien eine besondere Vereinbarung über Marokko traf und Italien von dem Abkommen mit England in Kenntnis setzte, sollte Deutschland gleichsam ausgeschaltet werden. Da in französischen Organen hervorgehoben wird, daß nur den Mittelmeermächten offiziell das französisch-englische „arrangement" mitgeteilt worden sei, muß zunächst betont werden, daß Deutschland zwar keine Mittelmeermacht ist, indessen auch Marokko, dieser im Nordwesten Afrikas befindliche „Pfeiler des Weltverkehrs", durchaus nicht bloß vom rein geographischen Gesichtspunkte aus bewertet werden darf. Auch braucht nur auf die im Jahre 1880 nach Madrid einberufene Konferenz, auf der das Schutzrecht der europäischen Mächte in Marokko geregelt wurde, hingewiesen zu werden, um den internationalen Charakter dieser Konferenz zu betonen. Was Deutschland in Marokko unter allen Umständen anstreben muß, ist die dauernde Anerkennung des Grundsatzes der „offenen Tür".

In Frankreich beruft man sich allerdings darauf, daß in dem englisch-französischen Abkommen dieser Grundsatz für die Dauer von dreißig Jahren anerkannt worden sei. Ganz abgesehen davon, daß diese Vereinbarung völkerrechtlich für Frankreich gegenüber Deutschland keine verbindliche Kraft haben würde, kommt auch wesentlich in Betracht, daß der französische Gesandte Saint-René Taillandier in Fez Verhandlungen mit dem Sultan von Marokko führt, von deren Verlaufe und Ergebnissen es abhängen sollte, in welcher Weise während der nächsten dreißig Jahre der Grundsatz der „offenen Tür" zur Ausführung gelangen würde. In Tunesien hat Frankreich sicherlich nicht den Beweis erbracht, daß die handeltreibenden Völker auf ein besonders entgegenkommendes Verhalten rechnen dürfen. Was Marokko betrifft, so haben französische Organe keinen Zweifel darüber bestehen lassen, daß Frankreich besondere Vorrechte bei Eisenbahnkonzessionen und andern Äußerungen der geplanten „friedlichen Durchdringung" des Landes in Anspruch nehmen würde. Kaiser Wilhelm hat daher durch seinen Besuch Tangers nachdrücklich betont, daß Deutschland von Frankreich nicht als „quantité négligeable" angesehen werden durfte. „Allerdings ist jetzt erst ganz zu übersehen," führt die „Neue Freie Presse" in einem bemerkenswerten Leitartikel aus, „was dem Besuche des Kaisers Wilhelm in der marokkanischen Hauptstadt seit Jahresfrist vorangegangen ist, und was ihn veranlaßt hat. Er war eine Antwort auf das Verhalten des Ministers Delcassé gegen Deutschland, und zwar eine Antwort nachdrücklichster und schneidendster Art. Man darf sogar hinzufügen, daß die Antwort eine verdiente war. Denn zweifellos hat Delcassé einen schweren Fehler begangen, eine fast unbegreifliche Kurzsichtigkeit bewiesen, indem er die Empfindlichkeit Deutschlands herausforderte, welches doch seit mehr als andert-

halb Jahrzehnten genugsam dargetan hatte, daß es seinerseits auf die Erhaltung korrekter und normaler Beziehungen zu Frankreich nicht geringen Wert lege."

Wir machen auf die ebenso maßvollen wie verständigen Ausführungen des Wiener Weltblattes aufmerksam, weil namentlich von seiten der englischen Presse der Versuch gemacht worden ist, die durchaus sachlich begründeten Einwendungen Deutschlands in eine falsche Beleuchtung zu rücken, während die englische Regierung offiziell eine korrekte Haltung beobachtet. In der Sitzung des englischen Unterhauses vom 6. April fragte das liberale Mitglied Labouchère, ob die englisch-französische Konvention der deutschen Regierung amtlich bekannt gegeben sei, und ob irgendwelche späteren Mitteilungen über diese Konvention zwischen Großbritannien und Deutschland ausgetauscht wurden. Labouchère stellte weiter die Anfrage, ob irgendein Vertrag zwischen Marokko und Deutschland bestehe, der diesem besondere Handelsrechte und Privilegien sichere, und ob diese Rechte denen analog wären, die Großbritannien durch die zwischen ihm und Marokko im Jahre 1856 abgeschlossene Konvention zugestanden seien. Endlich wollte Labouchère von der Regierung wissen, ob der Sultan von Marokko noch die Befugnis habe, Verträge, durch die Handelsrechte zugestanden werden, mit Ländern abzuschließen, die an der französisch-englischen Konvention nicht beteiligt sind. In vollem Einklange mit der Wirklichkeit erwiderte der Unterstaatssekretär Earl of Percy, daß die englisch-französische Erklärung vom April 1904 der deutschen Regierung offiziell nicht mitgeteilt worden, auch zwischen der britischen und der deutschen Regierung keine Mitteilungen hinsichtlich dieser Erklärung, soweit sie sich auf Marokko bezog, erfolgt sind. Der englische Unterstaatssekretär fügte hinzu, daß der Sultan von Marokko sich nicht an der Erklärung beteiligte, die ein unabhängiges Abkommen zwischen der französischen und der britischen Regierung war, das sich auf die beiderseitigen Interessen in jenem Lande bezieht. Zugleich betonte der englische Staatsmann, der Vertrag zwischen Deutschland und Marokko vom Jahre 1890 sei dem Vertrage zwischen England und Marokko vom Jahre 1856 analog.

Diese Antwort des englischen Unterstaatssekretärs ist besonders bemerkenswert, zumal sie eine Ergänzung findet in der Erwiderung, die dem konservativen Mitgliede des Unterhauses Gibson Bowles auf die Frage erteilt wurde, ob in betreff andrer Bestimmungen des englisch-französischen Abkommens Mitteilungen an Deutschland erfolgt sind. Der Unterstaatssekretär betonte, daß keine Mitteilungen an Deutschland stattgefunden haben außer in bezug auf das Dekret des Khedive. Hierdurch wird die deutsche Auffassung gegenüber der französischen in vollem Maße bestätigt. Der französische Minister des Auswärtigen hat nämlich der Ansicht Ausdruck verliehen, daß Deutschland, obgleich es nicht offizielle Mitteilung des englisch-französischen Abkommens erhalten habe, doch indirekt davon in Kenntnis gesetzt worden sei, als es sich mit Großbritannien hinsichtlich des Dekrets des Khedive einigte. Nun bestätigt aber Earl of Percy ausdrücklich, daß die Mitteilungen Großbritanniens sich lediglich auf die ägyptische Angelegenheit bezogen haben, während von Marokko gar nicht die Rede gewesen sei. Deutschland hat denn auch niemals daran gedacht, die marokkanische Frage mit der ägyptischen Angelegenheit zu verquicken. Auf die Frage, ob der Sultan von Marokko noch die Befugnis habe, Verträge mit andern Ländern abzuschließen, durch die handelspolitische Rechte zugestanden werden, ist der englische Unterstaatssekretär nicht eingegangen. Dieses Recht steht indessen dem Sultan unzweifelhaft zu, da dessen Souveränität und Unabhängigkeit in keiner Weise bestritten werden kann. Selbst von seiten der französischen Regierung ist offiziell erklärt worden, daß sie diese Unabhängigkeit nicht antasten wolle, wobei allerdings ein gewisser Widerspruch nicht geleugnet werden kann, da Frankreich doch eine *besondere* Stellung in Marokko in Anspruch nimmt.

Während die nächstbeteiligten, die französischen und die deutschen Organe trotz der sachlichen Auseinandersetzung über die marokkanische Frage jede verletzende Schärfe vermeiden, gewinnt es den Anschein, als ob ein Teil der englischen Presse — auch

jetzt fehlt es nicht an rühmlichen Ausnahmen wie die „Saturday Review“ — die Gegensätze zwischen Frankreich und Deutschland verschärfen möchte. Die englischen Kaufleute in Tanger und die mit ihnen in Verbindung stehenden Journalisten haben freilich eifrig dazu vorgearbeitet, wobei es ihnen gelungen ist, ihren Feldzug gegen das Vorgehen Frankreichs in Marokko seit Monaten auch mit deutschen Federn führen zu lassen. Da sie in der internationalen Gesellschaft Marokkos den Hauptbestandteil bilden, kann es nicht überraschen, daß sie den führenden Einfluß ausüben, dem sich auch die deutschen Korrespondenten nicht entzogen haben. Daß der „Times“-Korrespondent in Tanger, Harris, namentlich die von den Engländern gemachte Stimmung in Marokko beeinflußte, darf als unleugbare Tatsache gelten. Von seiten der englischen Regierung ist anderseits nicht der Versuch gemacht worden, in beschwichtigendem Sinne zu wirken. So muß trotz allen Versuchen eines Teils der englischen Presse im Hinblick auf das Verhalten britischer Kreise in Marokko die Auffassung an Boden gewinnen, daß die Engländer, wenn sie auch diplomatisch auf ihre Stellung in Marokko verzichtet haben, doch nicht im entferntesten daran denken, auch ihre wirtschaftlichen Positionen zu opfern. Am willkommensten wäre ihnen daher, wenn Deutschland dafür sorgen wollte, daß die französischen Bäume auch in Marokko nicht in den Himmel wachsen.

Nach dem englisch-französischen Abkommen ist Großbritannien nur zu diplomatischer Einwirkung zugunsten Frankreichs verpflichtet. Über den genauen Wortlaut dieser mehr oder minder akademischen Verpflichtung wird England also trotz der volltönenden Worte einzelner Organe nicht hinausgehen. Man wird auch kaum bei der Annahme irren, daß nach berühmten Mustern der von Großbritannien in Europa befolgten Taktik Frankreich nun in der englischen Kontinentalpolitik gegen Deutschland die Kastanien aus dem Feuer holen soll. Auf diese Weise würden zugleich zwei Mitbewerber auf dem Weltmarkte geschwächt werden, ohne daß England die geringsten Opfer an Gut und Blut zu bringen hätte. In Frankreich ist von scharfblickenden Politikern die Taktik Englands allerdings bereits erkannt und schroff zurückgewiesen worden. So warnt in einem sehr bemerkenswerten, für Deutschland im übrigen nicht einmal besonders liebenswürdigen Artikel des „Européen“ (8. April) der Publizist und Abgeordnete Francis de Pressensé seine Landsleute davor, diesen „traurigen Ermutigungen eines Teils der englischen Presse das Ohr zu leihen: jener Presse, die in Imperialismus gefärbt ist, dieses Streites sich erfreut und hofft, daß England, indem es sich durch einen Dritten an Deutschland rächt, aus dem gegenwärtigen unruhigen Zustand Vorteil ziehe“.

Alle verständigen Elemente in Frankreich können sich überdies nicht verhehlen, daß ihr Land für die Entwicklung seines Kolonialreiches auf den Frieden angewiesen ist, und für Deutschland gilt im Hinblick auf seine internationalen Handels- und Schiffahrtsinteressen dasselbe. Daß nur England von einer Hemmung dieser friedlichen Tätigkeit profitieren würde, ist eine Wahrnehmung, die sich jedem Unbefangenen aufdrängt. In bezug auf Deutschland darf dies als unanfechtbare Tatsache gelten. Indessen fehlt es auch nicht an deutlichen Anzeichen, aus denen geschlossen werden muß, daß Englands Eifersucht durch das im April 1904 geschlossene Kolonialabkommen nicht für immer beseitigt worden ist. In dieser Hinsicht braucht man nur an die abessinische Frage zu denken. So erklärt sich der Übereifer, mit dem ein Teil der englischen Presse die Meinungsverschiedenheiten zwischen Frankreich und Deutschland in der marokkanischen Frage schürt. An unverbindlichen Versprechungen fehlt es in der englischen Presse nicht; nur daß diese im psychologischen Moment von der Regierung keineswegs erfüllt werden dürften.

Wollte man aber sogar den höchst unwahrscheinlichen Fall setzen, daß England den Franzosen Kriegshilfe anbieten würde, so könnte eine solche Eventualität für alle chauvinistisch angehauchten Franzosen, die nichts gelernt und nichts vergessen, immerhin etwas Verlockendes haben. Diese Fata Morgana muß sich indessen bei ruhiger Erwägung sehr bald verflüchtigen. Bleibt es doch eine unumstößliche Tat-

sache, daß Großbritannien für den Landkrieg nicht das geringste zu bieten vermag, während jeder Krieg zwischen Frankreich und Deutschland nur zu Lande entschieden werden könnte, so daß Frankreich unter den obwaltenden Verhältnissen ausschließlich auf seine eignen Kräfte angewiesen wäre. Daß das Kriegsglück in der gegenwärtigen internationalen Konstellation den Franzosen besonders günstige Aussichten bieten könnte, erscheint völlig ausgeschlossen. Sicherlich würden nach einem solchen Kriege viele Jahre vergehen, ehe Frankreich sich wieder seinen großen kolonialen Aufgaben widmen könnte. Alle Vorteile des Krieges würden Großbritannien zufallen, das zugunsten Frankreichs lediglich die Aufgabe erfüllen könnte, von dessen Küsten die deutsche Flotte fernzuhalten, eine Aufgabe, der Frankreich wohl aus eigner Kraft gewachsen wäre. Allerdings könnte England mit seiner großen Flotte den deutschen Handel vernichten und die deutschen Kolonien besetzen. Hierdurch wird indessen nichts an der Tatsache geändert, daß Großbritannien in der Lage wäre, seine Weltmachtstellung mit französischem Blute zu befestigen. Diese Gedanken müssen sich auch jedem Freunde Frankreichs aufdrängen. Sie können wesentlich dazu beitragen, daß die der Verhetzung zwischen zwei großen Kulturnationen dienenden Stimmen von jenseits des Kanals in Frankreich keinen Widerhall finden.

Fragt man nun nach der Lösung, die für die marokkanische Frage gefunden werden soll, so kann es unmöglich der deutschen Regierung obliegen, die Initiative zu Verhandlungen mit Frankreich zu ergreifen. Der französische Minister des Auswärtigen unterließ denn auch nicht, in der kurzen Erklärung, die er am 7. April in der Deputiertenkammer abgab, darauf hinzuweisen, Frankreich habe bei seinen Verhandlungen mit Marokko nur das Bestreben, Ratschläge zu erteilen und deren Nutzen nachzuweisen. Auch betonte Herr Delcassé, daß Frankreich vielmehr Interesse habe, überstürzte Lösungen zu suchen. Sehr beachtenswert war dann die Versicherung, im Hinblick auf die angekündigte Politik der „offenen Tür", an dieser festzuhalten. „Wir werden damit fortfahren," erklärte Herr Delcassé, „mit dem Vertrauen von Leuten, die niemand zu schaden suchen und bereit sind, in Erörterungen über jedes Mißverständnis einzutreten, das etwa vorkommen könnte." Dieser Hinweis läßt nur die Deutung zu, daß der französische Minister des Auswärtigen nunmehr selbst die Notwendigkeit weiterer Aufklärungen auf diplomatischem Wege erkennt. Mit der bloßen Versicherung, die im französisch-englischen Abkommen für die Dauer von dreißig Jahren zugestandene Handelsfreiheit solle allen Nationen bewilligt werden, kann es indessen nicht getan sein. Vielmehr darf Frankreich auch nicht das ausschließliche Privileg für Staatslieferungen, Eisenbahnkonzessionen und andre Vorteile in Marokko in Anspruch nehmen. Nicht ausgeschlossen erscheint, daß der Sultan von Marokko selbst gegenüber den vom französischen Gesandten in Fez gestellten Forderungen den Einwand geltendmacht, er wolle sich zunächst mit dem diplomatischen Korps in Tanger ins Einvernehmen setzen. Auch von einer neuen marokkanischen Konferenz ist die Rede; nur würden auf dieser keineswegs bloß die Mittelmeermächte vertreten sein. Deutschland an erster Stelle und dann wohl auch die Vereinigten Staaten von Amerika wären auf diese Weise in der Lage, das Prinzip der „offenen Tür" in Marokko durch eine internationale Akte feststellen zu lassen.

Die Friedenshoffnungen, die nach der Schlacht bei Mukden gehegt wurden, sind nicht in Erfüllung gegangen. Wofern nicht alle Anzeichen trügen, könnte es sogar zu einer Seeschlacht zwischen dem nach dem entfernten Orient entsendeten baltischen Geschwader unter dem Oberbefehle des Admirals Roschdjestwensky und dem japanischen Geschwader unter dem Kommando des Admirals Togo kommen. Am 8. April nachmittags passierten die russischen Kriegsschiffe Singapore. Diese werden jedenfalls mit größter Vorsicht operieren müssen, je mehr sie sich dem Kriegsschauplatze nähern. Während die Japaner über Stützpunkte für ihre Flotte verfügen, hängt für die Russen alles von einem entscheidenden Erfolge ab. Bei der Abwägung der beiden kriegführenden Parteien zustatten kommenden Vorteile darf nicht außer Betracht bleiben, daß, wie die Operationsbasis für die japanischen

Landtruppen sich in einer innerhalb weniger Tage zu erreichenden Nähe der Feldarmee befindet, die japanischen Häfen und nun auch Port Arthur ausgezeichnete Stützpunkte der Flotte sind. Würden anderseits russische Kriegsschiffe bei einem bevorstehenden Zusammenstoße mit dem japanischen Geschwader schwer beschädigt, so wären sie nicht einmal in der Lage, einen russischen Hafen aufzusuchen, um die notwendigen Reparaturen vorzunehmen, da Wladiwostok, der russische Kriegshafen am Japanischen Meere, durch die feindliche Flotte so gut wie abgeschnitten ist. Von einem entscheidenden Siege würde Admiral Roschdjestwensky alles abhängig machen, wenn es zu einem Zusammenstoße kommt.

In der Mandschurei werden vom General Linewitsch, dem Nachfolger des Generals Kuropatkin als Oberbefehlshaber der russischen Feldarmee, alle Vorbereitungen getroffen, um von neuem in die militärische Aktion einzutreten.

Wo sollen daher die friedlichen Dispositionen gefunden werden? Als die Russische Telegraphenagentur, die als Organ des Ministers des Auswärtigen, Grafen Lamsdorff, gilt, unlängst bestimmter auftauchende Friedensgerüchte dementierte, hob sie zugleich hervor, daß diese Gerüchte sich wohl aus dem allgemeinen Wunsche nach Beendigung des Krieges erklären ließen. Aus einer solchen Einschränkung des Dementis durfte gefolgert werden, daß Graf Lamsdorff selbst, in Übereinstimmung mit andern russischen Diplomaten, der Friedensidee durchaus nicht abgeneigt ist. Man konnte sogar weiter gehen und annehmen, daß die Verbreitung eines derartig gefaßten offiziösen Telegramms Rückschlüsse auf die Stimmung des Zaren gestattete.

Sollte nun ein Wandel in diesem Seelenzustand eingetreten sein? Tatsächlich liegen in der maßgebenden russischen Presse höchst bezeichnende Kundgebungen vor. So veröffentlichte das von Alexander Baschmakoff geleitete „Journal de Saint-Pétersbourg“ am 6. April unter der Überschrift „Campagne prématurée“ einen sehr beachtenswerten Artikel, in dem direkt behauptet wird, der durch die ausländische Presse zugunsten des Friedens unternommene Feldzug „ziele offenkundig auf den Schaden und die Erniedrigung Rußlands ab“.

Die einflußreiche „Nowoje Wremja“ spiegelt dieselbe Auffassung wider, indem sie betont, daß, je weiter nach Norden die Russen sich zurückziehen, und je weiter die Japaner in derselben Richtung vorrücken, desto weiter auch der Moment des Friedensschlusses hinausgeschoben wird. Aber auch durch einen Stillstand der von Marschall Oyama befehligten Feldarmee würde nach der Überzeugung der „Nowoje Wremja“ die Beendigung des Krieges verzögert werden, da eine vorübergehende Einstellung der Feindseligkeiten den Russen nur zum Vorteil gereichen würde, die auf diese Weise in den Stand gesetzt wären, ihre Streitkräfte wiederherzustellen, neue Truppen heranzuziehen und die Vorräte an Munition zu vervollständigen. Während durch jede Annäherung der russischen Feldarmee an ihre Operationsbasis die Kosten sich vermindern, werden die Finanzen Japans mehr belastet. „Die Aussichten Rußlands,“ heißt es, „liegen in der Verlängerung des Krieges, selbst für den Fall, daß das Waffenglück weiter den Gegner begünstigen sollte. Was Japan betrifft, so hat es alles Interesse daran, den Krieg so rasch wie möglich zu beendigen, was glücklicherweise nicht in seiner Macht steht.“

An Deutlichkeit läßt diese Sprache der beiden einflußreichen russischen Organe nichts zu wünschen übrig. Mögen auch die Ausführungen der „Nowoje Wremja“ in Einzelheiten anfechtbar erscheinen, so muß doch zugestanden werden, daß Japan in absehbarer Zeit auch bei neuen Siegen nicht in der Lage wäre, den Friedensschluß zu erzwingen. Selbst wenn Wladiwostok und die Insel Sachalin für Rußland noch verloren gehen sollten, würden doch dem Vordringen der Japaner nach Sibirien im Hinblick auf die wachsende Entfernung von ihrer Operationsbasis sehr bald Grenzen gezogen werden. Nicht wie im deutsch-französischen Kriege könnte die feindliche Hauptstadt das Zielobjekt sein, durch dessen Besitz der Krieg endgültig entschieden wird. In dieser Schwierigkeit des Friedensschlusses muß für die Japaner ein zwingender Grund liegen, bei Verhandlungen die Saiten nicht allzu straff zu spannen.

Literarische Rundschau.

Eine Geschichte der deutschen Kultur.

Geschichte der deutschen Kultur. Von Georg Steinhausen. Mit 205 Abbildungen im Text und 22 Tafeln. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1904.

Eine Geschichte der deutschen Kultur besaßen wir noch nicht, obwohl es mancherlei Bücher gibt, die dies oder Ähnliches ankündigen, und obwohl die Kulturgeschichte in ihren Grundlagen eine deutsche Wissenschaft ist. Wohl nennen wir ein Werk unser, das in gewissem Sinne noch mehr ist als eine deutsche Kulturgeschichte: Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", diese unvergleichliche Lebensgeschichte der deutschen Volksseele. Dem prächtigen Buch und gerade auch seiner Zuverlässigkeit und Divinationsgabe wird der neueste Bearbeiter der großen Aufgabe gerecht; aber er kann sich rühmen, etwas ganz Neues zu geben: eine breite, quellenmäßige, in selbständiger Arbeit gewonnene und mit selbständigem Denken dargestellte Geschichte all jener Dinge, die Goethe unter dem Schlagwort „Totalität der Zustände" begriff, für die zwei Jahrtausende deutschen Lebens.

Auf die „Totalität" ist das Hauptgewicht zu legen. Bewundernswert ist es, wie Steinhausen mit energischer Umsicht alles heranzuziehen versteht: Vornamen und Reichsverfassung, Religion und Titelstolz, Jagdgesetze und Nationalgefühl, wobei noch rein literarisch das Geschick der Anordnung und der Übergänge erfreut. Aber natürlich würde das wenig helfen, lebte nicht eine „Seele" in diesen Dingen. Als geborener Kulturhistoriker konnte der Geschichtschreiber des deutschen Briefes nicht im Zweifel darüber sein, wo er diese „Seele" suchen müsse: in der Bildung einer selbständigen nationalen Kultur und in der stetigen Verschiebung des kulturellen Schwerpunktes. Wie die Stämme, die Stände, die Landschaften sich im Primat beerben, und wie weit es den führenden Geistern jedesmal gelingt, die neue Kultur volkstümlich zu machen, das sind die Hauptpunkte seiner Beobachtung; an ihnen orientiert er die verschlungene Linie unsrer Kulturentwicklung.

Natürlich bleibt auch er von seiner Individualität beherrscht. Eine gewisse Nüchternheit der Auffassung bildet den Grundzug, wie denn die Warnung, irgendeine Erscheinung zu überschätzen, fast stereotyp wiederkehrt. Sie ist gewiß auf diesem phrasenumwucherten Boden ein starkes Werkzeug, aber zuweilen ist sie nicht ganz am Platze. An ihr liegt es, daß in der eindringenden Darstellung über die „Realien" die eigentliche Quintessenz der Kultur, Philosophie, Dichtung und Kunst als nationale Leistungen zu kurz kommen und überhaupt die Aristokratie der Bildung, die sonst sicherlich zu stark in den Vordergrund gedrängt wird, nicht genügend im Gesamtprodukt verrechnet wird. Aus Albrecht Dürer oder Johann Sebastian Bach läßt sich wohl noch mehr für die Kultur ihrer Zeit herauslesen, als Steinhausen in seiner lobenswerten Furcht, zu weit von unmittelbarer Beschreibung abzuschweifen, wagt.

Durch diese Nüchternheit erhält das große Drama der Entwicklung eines Volkslebens auch, trotz aller Verschiebungen im Einzelnen, eine gewisse Monotonie im Ganzen. Die alte Katastrophentheorie, die für jeden Kunsteindruck am liebsten ein Erdbeben benutzt hätte, ist überwunden; dafür sind wir in einen Stetigkeitsfanatismus hineingeraten, der historisch schwerlich besser begründet ist. Sintfluten, Vulkanausbrüche, Vergletscherungen erkennt die Naturgeschichte auch nach Lyell und Darwin an; warum will die Weltgeschichte durchaus alle Revolutionen leugnen? Die Reformation ist nicht bloß für den tendenziösen Janssen, sondern auch für manche von der Tendenz freie Forscher nur eine kleine Erhebung über manche vor- und nachreformatorische Bewegungen. Die „große Revolution" suchen Sybel und Taine klein zu machen. Das neueste Objekt der „historischen Einverleibung" ist der Dreißigjährige Krieg, der nach den neuesten Beurteilern eigentlich nur ein schlimmer Tag innerhalb einer viel ärgeren Krankheit war; und Steinhausen folgt hier, seiner ganzen Art entsprechend, dieser Anschauung von Erdmannsdörffer, Lenz, Hoeniger und andern gewiß fördernden Gelehrten. Ich glaube, die Zeugnisse der Zeitgenossen und vor allem das große Zeugnis der literarischen und kulturellen Zustände um 1650, mit denen um 1600 verglichen, werden über kurz oder lang zu der älteren Auffassung zurückzwingen, daß gerade in diesem furchtbaren Nationalunglück die entscheidende Wendung liegt, aus der ein ganz neuer „Nationalcharakter" der Deutschen hervorging. Vor allem jener noch keineswegs überwundene Servilismus, den Lamprecht so kräftig betont, und der im älteren Sinne „germanisch" sicherlich nicht ist, — er läßt sich fast nur so erklären und auch nur so datieren.

Mit dieser Monotonie der Gesamtauffassung hängt denn auch der trübselige Schluß zusammen, der den Eindruck des schönen Buches so leidig verdirbt:

> Mich langerweilt's; denn kaum ist's abgetan,
> So fangen sie von vorne wieder an.

Pessimist zu sein ist Menschenrecht, obwohl Steinhausen der treffliche Beobachter, der er ist, gewiß nicht geworden wäre, wenn er am Beobachten dieses bunten Lebens nicht doch seine Freude hätte. Vielleicht ist es auch nicht einmal Pessimismus, zu sagen: „Das Glück bringt keine Form der Kultur;" denn eben darum kann jede Epoche Anteil haben am Glück, soweit das Glück überhaupt in allgemeinen Erscheinungen begründet sein kann. Aber mehr als Pessimismus ist es, eine Geschichte der deutschen Kultur mit dem Lob der Kulturlosigkeit zu schließen. Das elegische Heimweh des modernen Menschen nach einfacheren Verhältnissen ist noch kein Beweis für das Glück der Naturmenschen. Delbrück hat einmal in einem wunderhübschen Aufsatz gezeigt, daß die Klage über die „gute alte Zeit" etwa so alt ist wie die Menschheit. Und doch hat keine Epoche darauf verzichtet, irgendwie vorwärts zu wollen; rein stagnierende Völker sind phantastische Abstraktionen. Sollte denn nicht doch das alte Wort der Weisheit recht behalten, das mit vielen andern Lessing und Goethe herrlich ausgesprochen haben? Das Wort jener Weisheit, die deutsch ist vor allen andern: daß der Kampf um die Wahrheit beglückender sei als der Besitz, und daß erlöst werde, wer immer strebend sich bemüht?

Doch wir fürchten, der resignierte Schluß des bedeutsamen Werkes hat selbst kulturhistorische Bedeutung. Eine gewisse Kulturmüdigkeit herrscht in vielen Formen vor; vielleicht, weil wir zuviel von Kultur haben lehren und preisen hören. Nun aber steht ihr ganzer wechselvoller Reichtum auf einmal vor uns, und Steinhausens Schlußwort wird nichts gegen die kräftigende Wirkung seines Buches vermögen.

Richard M. Meyer.

δq. **Erzieher zu deutscher Bildung.** Auswahlbände aus den Schriften der deutschen Denker des 18. Jahrhunderts und der Zeit der Romantik. Bd. I: Johann Gottfried Herder, Ideen. Mit Porträt. Zusammengestellt von Dr. Friedrich von der Leyen. Bd. II.: Friedrich Schlegel, Fragmente. Mit Porträt. Ausgewählt und herausgegeben von Dr. Friedrich von der Leyen. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs. 1904.

Die Erzieher zu deutscher Bildung sind ein Vorläufer und ein Gefolge des hundertjährigen Todestages Friedrich Schillers. Es ist ein glücklicher Gedanke, in kleinen, handlichen und geschmackvoll ausgestatteten Bänden aus den Werken jener großen Vorläufer und Zeitgenossen Schillers eine Blütenlese zu veranstalten, die sie den weiteren Kreisen der gebildeten Deutschen näherbringt, nachdem derartiges vermittelst des originalen Umfangs der Schriften längst fast unmöglich geworden ist. Auf eine verständnisvolle und feinsinnige Auswahl des Besten, Gedankenvollsten und Dauerndsten kommt es hierbei an. Einen glücklichen Anfang machen die beiden Bände, die der Germanist der Münchener Universität geliefert hat. Jeder Band beginnt mit einer anmutig und anregend geschriebenen Einführung. Hierauf folgen die Perlen aus den Werken jedes Autors, wie an einer Schnur aneinandergereiht. In Vorbereitung sind: J. G. Fichte, Ein Evangelium der Freiheit; Friedrich Schiller, Ästhetische Erziehung; J. G. Hamann, J. H. Pestalozzi, J. J. Winckelmann, F. W. Schelling, Fr. Schleiermacher, J. J. Görres, Ph. O. Runze, Jakob Grimm. Der höchste Gewinn einer solchen Sammlung wird darin bestehen, daß es ihren auserlesenen Stücken gelingt, so manchen und vielleicht viele Leser zurückzuführen zu den Quellen selber und damit zu der Heimat des deutschen Humanismus und Klassizismus im achtzehnten Jahrhundert. Wie fruchtbar wird das für jedes Zeitalter, zumal aber für das unsrige sein, dessen „originalen Gemütern" eine solche Erinnerung heilsam sein muß an die „Rittergüter", die sie in jener alten Literatur besitzen, ohne sie zu kennen. Und wenn uns die Sprache jener Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts oder die Art, ihren Gedanken Form zu geben, fremdartig anmutet, die Art der Neueren und Allerneuesten tut das oft noch weit mehr. — Möchte das neue Unternehmen glücklichen Fortgang haben und befruchtend wirken!

γ. **Griechische Geschichte.** Von Julius Beloch. Dritter Band. Erste und zweite Abteilung. Straßburg, Karl J. Trübner. 1904.

Die Zeit des Hellenismus wird mehr und mehr als eine Epoche von eigenartiger kultureller Bedeutung gewürdigt, nicht mehr als eine Epigonenzeit (ein Begriff, der überhaupt nicht ohne Grund mehr und mehr in Mißkredit kommt), und vor allem als Mutterschoß der modernen Zeit durch Naturwissenschaft und Neues Testament. So ist es kein Wunder, daß diese Zeit neuerdings den lebhaftesten Anbau gefunden hat, durch Niese, Kaerst und jetzt Beloch. Während die beiden ersten sich ausschließlich mit der politischen Geschichte befassen, behandelt Beloch, dem ganzen Plan seines Werkes gemäß, mit gleicher Sorgfalt und gleichem Eifer auch die Kulturgeschichte, zu deren Meistern er gehört. Das makedonische Weltreich ist das einzige, das diesen Namen verdient, weil es keinen Rivalen neben sich hatte; weder Karthago noch Rom, das damals noch um die Vorherrschaft über Italien kämpfen mußte, noch das Reich des Sandrakottos von Pataliputra waren dem makedonischen gewachsen. Ethnographisch ist es das griechische Reich; denn die Makedonier waren schlechtweg Griechen, wie Polybios, Livius, die Inschriften und die Personennamen der Hunderte von Offizieren und Beamten Alexanders klar dartun. Alexander heißt der Große mit Recht, weil er eine neue Geschichtsperiode heraufführte, und seine ritterliche Tapferkeit, der Zauber der Jugend, der Zauber des Morgenlandes erhöhen den Reiz seiner Persönlichkeit. Gleichwohl meint Beloch, wer immer selbst an der Spitze seiner Reiter einhaut, sei kein großer Feldherr, und wer aus Romantik nach Indien zieht, oder wer glaubt, Perser und Makedonier verschmelzen zu können, sei kein großer Staatsmann. Wir fürchten, daß hier der Fehler gemacht ist, einen großen Mann nicht aus seiner Zeit, sondern aus der unsren zu beurteilen, und wenn solche Männer, welche verschiedene Nationen zu einem Staat verschmelzen wollen, von vornherein keine großen Staatsmänner sind, dann war auch Cäsar keiner, und politische Gebilde wie Österreich und die Schweiz könnten dann große Staatsmänner überhaupt nicht haben.

γ. **Die Kriege Friedrichs des Großen.** Dritter Teil: Der Siebenjährige Krieg. Fünfter und sechster Band. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1904.

Die vorliegenden Bände des Generalstabswerks behandeln die Schlachten von Hastenbeck, Roßbach und Leuthen in geradezu mustergültiger Weise. Wir werden auf Grund der besten erreichbaren Quelle in ruhiger, würde- und wirkungsvoller Sprache über die jedesmaligen Voraussetzungen der Kriegführung, über den Verlauf der Operationen und deren Bedeutung für den ganzen Krieg unterrichtet; es fehlt nichts, um uns die vollkommenste Klarheit, die überhaupt gewonnen werden kann, zu verschaffen. Die Schlacht von Hastenbeck, in der beide Heere den Rückzug antraten und die Franzosen dann das Schlachtfeld besetzten, als sie den gefürchteten Gegner weichen sahen, ist ein Beweis, daß weder Cumberland noch d'Estrées auf den Namen wirklicher Feldherren Anspruch haben. Bei Roßbach hat der Prinz von Hildburghausen, der die Reichsarmee befehligte, sich den Fluch der Lächerlichkeit zugezogen; aber es war ein unverdientes Schicksal. Der tapfere und wohlerprobte Mann konnte mit einem so buntscheckigen Heere ohne gemeinsame Fechtweise, ohne schwere Artillerie, ohne leistungsfähige Reiterei und bei dem Eigensinn des französischen Marschalls Soubise unmöglich einem Gegner, wie Friedrich es war, die Spitze bieten, und Maria Theresia hat ihm auch volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Leuthen ist eine Glanzleistung des Königs, der dasselbe Manöver der schiefen Schlachtordnung wie bei Kolin anwendet und den Feind auf seinem linken Flügel faßt, weil der rechte durch das sumpfige Briegswasser gedeckt ist: die Täuschung des Feindes unter dem gewählten Angriffspunkt gelingt vollkommen; die Generale greifen mit einem Verständnis für des Königs Absichten ein wie noch nie bisher; das Heer leistete das Höchste, weil die Fahnenflucht alle unsicheren fremden Elemente nach den großen Schicksalsschlägen weggespült hatte, und so war das Heer beinahe national — alles trug dazu bei, den herrlichsten Sieg zu erfechten.

γ. **Napoleons Untergang.** Von Generalmajor v. Lettow-Vorbeck. Erster Band. Elba—Belle Alliance. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1904.

Das vorliegende Werk ist ein Teil der „Geschichte der Befreiungskriege 1813—1815", die im Mittlerschen Verlag erscheint und von der zwei andre Bände (von Friedrich über den Herbstfeldzug von 1813 und von v. Janson über den Feldzug von 1814) bereits vorliegen. Die bisherige Literatur über 1815 war ungenügend, da die Franzosen wie die Engländer die Dinge im wesentlichen so darstellen, wie es ihrem nationalen Stolze entspricht; z. B. sucht Charras den Ruhm Frankreichs auf Kosten Napoleons zu retten; Houssaye versteht seine Dokumente nicht auszunutzen und ist, obwohl Mitglied der Akademie, unzuverlässig in seinen Zitaten; die Engländer halten heute noch im wesentlichen an dem Bericht fest, den Wellington am Morgen nach der Schlacht, sehr vom englischen Standpunkt, ausgab, und erst Chesney hat 1868 gewagt, seinen Landsleuten den Hergang offen mitzuteilen, aber auch nicht offen genug. Die deutschen Darsteller haben die Archive nicht genügend ausgebeutet; so war noch Raum genug für eine aus den Quellen geschöpfte Darstellung, und diese Quellen haben sich, wenigstens in Deutschland, Österreich und Frankreich, dem Verfasser in dankenswerter Weise erschlossen. Leider ist v. Lettow, der in Oldenburg lebte, inzwischen durch einen Sturz mit dem Rad in die Hunte tödlich verunglückt, sodaß der zweite Band von andrer Hand wird geschrieben werden müssen. Das Ergebnis des ersten Bandes aber ist, daß Napoleon 1815 zwar keineswegs in seinen geistigen und körperlichen Fähigkeiten zurückgegangen war, daß er aber doch dieselben Fehler beging wie 1806—07, wo sie freilich der Erfolg zudeckte, und z. B. den Anmarsch seiner Truppen für den 18. Juni verhängnisvoll verspätete. Wellingtons Zentrum war bei Waterloo im Begriff, infolge der furchtbaren Verluste der Brigaden Ompteda und Kielmannsegge, ungeschützt dazuliegen, als das Eingreifen der Preußen unter Zieten erfolgte und das Spiel herstellte. Der Entschluß aber, Wellington mit allen vier preußischen Korps zu Hilfe zu ziehen, ist — wie v. Lettow S. 397 ff. nachzuweisen gelingt — von Blücher selbst, gegen Gneisenaus Ansicht, gefaßt worden, der den Engländern nicht traute, ob sie ernsthaft fechten oder nur Demonstration machen wollten; Blüchers Entschluß hat in den Gang der Weltgeschichte mächtig eingegriffen.

βλ. **Ivan le Terrible.** Les Origines de la Russie. Par K. Waliszewski. Paris, Plon. 1904.

Man kann sich bei Durchlesung des letzten Geschichtswerks von Waliszewski dem Eindruck nicht verschließen, daß der Biograph Katharinas II. und Peters des Großen mit bereits sehr gestählten Nerven an seine jüngste Aufgabe herangetreten ist. Es erging ihm, wie es einst Theodor von Bernhardi ergangen ist: er schreibt russische Geschichte nach rückwärts. Bei Iwan dem Schrecklichen angelangt, findet er den Despoten, der zuerst den Namen Zar getragen hat, gar nicht so entsetzlich. „Der Geachtete", Groza, hieß er eigentlich, und wenn Iwan nach Westen blickte, so sah dieser Zeitgenosse der Valois die historische Bühne von den Fackeln der Bartholomäusnacht erhellt. Solche mildernden Umstände will Waliszewski seinem russischen Reformator zuerkannt wissen, und wir sind unsrerseits bereit, sie zuzugestehen. Unter der Bedingung, daß es uns gestattet bleibe, Iwan so zu finden, wie er selbst sich schildert: „Ich habe die Missetaten Kains überboten und die Laster Esaus übertroffen." Waliszewski nennt das Urteil, das Iwan mit Caligula und Nero auf eine Linie stellt, ein Beispiel der Legendenbildung und eine Verirrung der historischen Kritik. Aber seine eigne, auf das umfassendste historische Material aufgebaute, mit allen Vorzügen lebendiger Darstellung ausgestattete Studie läßt die Dinge, wie sie waren. Der Mensch ist und bleibt grauenerregend. Was hat der Herrscher für Rußland getan? Seine erobernde Politik brach sich im Westen am Widerstand Schwedens und Polens. Sie gewann im Osten Kasan, Astrachan, Sibirien. Iwan war es, der die demokratische Gesellschaftsordnung mit dem Autokraten an der Spitze eines Heeres von Funktionären vollendete, die bis heute dem Riesenreich genügen mußte.

ρ. **Heinemann's Favourite Classics.** The poems of Lord Tennyson. I. Early poems. II. The princess. With introductions by Arthur Waugh and two portraits of Tennyson. London, William Heinemann. 1905.

Zwei reizende Bändchen, vorzüglich ausgestattet, gut gedruckt, hübsch gebunden und beispiellos billig; die „Early poems" sind mit einem Jugendbild, „The princess" mit einem Porträt aus dem Mannesalter des Dichters geschmückt, und beiden geht eine kurzgefaßte, in das Werk einleitende Charakteristik voraus. Des weiteren werden uns Addisons und Charles Lambs Essays, Richard Brinsley Sheridans Lustspiele, Coleridges und Poes Gedichte, eine Auswahl aus denen Matthew Arnolds, Fitzgeralds Omar Khayyam, Brownings Pippa Passes in Aussicht gestellt. Auch Klassiker sollen in die Kollektion einbezogen werden, die durch reichen Gehalt und gefälliges Äußeres sich empfiehlt und dem kontinentalen Publikum Gelegenheit gibt, Perlen der englischen Dichtung und Prosa sich in handlichen Einzelausgaben anzueignen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Auriol. — La France, l'Angleterre et Naples de 1803 à 1806. Par Ch. Auriol. Deux tomes. Paris, Plon. 1905.

Baedeker. — Konstantinopel und das westliche Kleinasien. Handbuch für Reisende. Von Karl Baedeker. Mit 9 Karten, 29 Plänen und 5 Grundrissen. Leipzig, Karl Baedeker. 1905.

Baedeker. — Paris nebst einigen Routen durch das nördliche Frankreich. Handbuch für Reisende. Von Karl Baedeker. Mit 16 Karten und 34 Plänen und Grundrissen. Sechzehnte Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1905.

Balzac. — Balzacs Ausgewählte Werke. Übersetzt von Alfred Brieger. Zweiter Band. Berlin, Dr. Franz Ledermann. 1905.

Bergmann. — Bergauf. Gedichte von Otto Bergmann. Dresden, E. Pierson. 1905.

Biernatzki. — Aus der Werkstatt des Dichters und Schriftstellers. Verlag von Johannes Biernatzki. Hamburg, Heroldsche Buchhandlung. 1904.

Blasy. — Die Frau im Mond. Mondserlebnisse. Von J. Blasy. Dresden, E. Pierson. 1904.

Bonnefons. — Marie-Caroline, reine des Deux-Siciles (1768—1814) d'après des documents inédits. Par André Bonnefons. Ouvrage ornée de deux portraits. Paris, Perrin & Cie. 1905.

Brète. — Jean de la Brète. L'impossible. Paris, Plon-Nourrit & Cie. S. a.

Brunetière. — Histoire de la littérature française classique 1515—1830. Par Ferdinand Brunetière. Tome premier. Deuxième partie. Paris, Ch. Delagrave. S. a.

Brunold. — Sein und Sehnsucht. Gedichte von Herman Brunold. Berlin, Leipzig und Paris, Hüpeden & Merzyn. 1905.

Carlowitz. — Schön Illa. Kleine Prosasachen und Verse von Fridel von Carlowitz. Dresden, E. Pierson. 1905.

Chatelain. — Le Surintendant Nicolas Foucquet, Protecteur des lettres, des arts et des sciences. Par U. V. Chatelain. Paris, Perrin & Cie. 1905.

Dam. — Heidezauber und Mädchenliebe. Roman von Ernst A. Dam. Berlin, Richard Schröder. 1905.

Dichter, Deutsche, des 19. Jahrhunderts. — Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus. Herausgegeben von Otto Lyon. — 15. Paul Heyse, Kolberg. Von Heinrich Gloël. — 16. Franz Grillparzer, Libussa. Von Richard M. Meyer. — 17. Theodor Storm, Pole Poppenspäler. Ein stiller Musikant. Von Otto Ladendorf. — 18. C. F. Meyer. Der Heilige. Von Karl Credner. — 19. Wilhelm Raabe, Alte Nester. Von Paul Gerber. — 20. Adalbert Stifter, Studien. Von Rudolf Fürst. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1905.

Dichtung, Die. — Herausgegeben von Paul Remer. XXVII. Richard Wagner. Von Hans von Wolzogen. XXVIII. Hebbel. Von Wilhelm von Scholz. XXIX. Jens Peter Jacobsen. Von Hans Bethge. XXX. Verlaine. Von Stefan Zweig. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler.

Florenz. — Geschichte der japanischen Literatur. Von Dr. K. Florenz, Prof. a. d. Universität Tokyo. 1. Halbband. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. 1904.

Georgy. — Das Tragische als Gesetz des Weltorganismus. Von Ernst August Georgy. Berlin, Albert Kohler. 1905.

Gide. — Der Immoralist. Roman von André Gide. Vom Autor genehmigte und von ihm durchgesehene deutsche Übersetzung von Felix Paul Greve. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Golovkine. — La cour et le règne de Paul Ier. Portraits, souvenirs et anecdotes. Par le Comte Fédor Golovkine. Avec introduction et notes. Par S. Bonnet. Avec cinq portraits. Paris, Plon. 1905.

Griebens. — Griebens Reiseführer. Band XV: Die oberitalienischen Seen. Berlin, Albert Goldschmidt. 1905.

Griebens. — Griebens Reiseführer. Band 78: Oberitalien. Sechste Auflage. Berlin, Albert Goldschmidt. 1905.

Grunsky. — Musikgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts. Von Dr. Karl Grunsky. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 1905.

Haas. — Die Einigung des Liberalismus und der Demokratie. Von Dr. Ludwig Haas. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag. 1905.

Harnack. — Adolf Harnack und die Naturwissenschaft. Von einem Rerum naturalium curiosus. Basel, Benno Schwab Verlagsbuchhandlung. 1905.

Heiberg. — Ist die Schauspielkunst eine moralisch berechtigte Kunst? Von Johanna Luise Heiberg. Aus dem Dänischen übersetzt von Hulda Prehn, Leipzig, H. Haessel. 1905.

Heinemann's Favourite Classics. — The poems of Lord Tennyson. I. Early poems. II. The princess. With introductions by Arthur Waugh and two portraits of Tennyson. London, William Heinemann. 1905.

Helling. — Wieder die Liebe. Von Carl Helling. Stuttgart, Strecker & Schröder. O. J.

Hertz. — Bruder Rausch. Ein Klostermärchen. Von Wilhelm Hertz. Fünfte Auflage. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1905.

Heyse. — Die törichten Jungfrauen. Lustspiel in drei Akten. Von Paul Heyse. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1905.

Heyse. — Ein Kanadier. Drama in drei Akten. Von Paul Heyse. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1905.

Hildebrandt. — Wappenfibel. Von Ad. M. Hildebrandt. Frankfurt a. M., Verlag von Heinrich Keller. 1905.

Hilfen-Werner. — Praktische Winke für Einjährig-Freiwillige und deren Eltern, Vormünder 2c. Wahl der Waffengattung und des Truppenteils, Zusammenstellung der Kosten. Von Hilfen. Zweite, verbesserte Auflage von Werner. Berlin, Liebelsche Buchhandlung. 1904.

Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1904. — Elfter Jahrgang. Herausgegeben von Rudolf Schwartz. Leipzig, C. F. Peters. 1905.

Jones. — The Dawn of European civilisation. By G. Hartwell Jones. London, Kegan Paul, Trench, Trübner & Co.

Kalinowski. — Der Krieg zwischen Rußland und Japan. Auf Grund zuverlässiger Quellen bearbeitet von Walter Erdmann von Kalinowski. Mit Karten und Skizzen. Fünftes Heft. Berlin, Liebelsche Buchhandlung. 1905.

Karlsdorf. — Die Sünde der Väter. Drama in vier Aufzügen. Von Nicolaus Karlsdorf. Dresden, E. Pierson. 1905.

Kienzl. — Dramen der Gegenwart. Betrachtet und besprochen von Hermann Kienzl. Graz, Leuschner & Lubenskys Universitätsbuchhandlung. 1905.

Kinkel. — Lieder Hans Ohnesterns des Gottsuchers. Von Walter Kinkel. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. 1905.

Kraft. — Äther, Atom, Raum. Eine Glosse zu Haeckels Welträtseln von Ottokar von Kraft. Dresden, E. Pierson. 1905.

Kronenberg. — Ethische Präludien. Von Dr. M. Kronenberg. München, K. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 1905.

Kuhlenbeck. — Die Rechtswissenschaft in ihren Beziehungen zu anderen Wissenschaften. Von Ludwig Kuhlenbeck. Jena, Hermann Costenoble. 1905.

Kunstschau, Der. — Die Geschichte der Kunst in ihren Meisterwerken. Ein Buch der Erhebung und des Genusses. Mit erläuterndem Text von Dr. A. Kisa. Erste Lieferung. Berlin und Stuttgart, Wilhelm Spemann.

Lehmann. — Die Mobilmachung von 1870/71. Mit Allerhöchster Genehmigung Sr. Majestät des Kaisers und Königs bearbeitet im Königl. Kriegsministerium von Gustaf Lehmann. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1905.

Lemp. — Schillers Welt- und Lebensanschauung in Aussprüchen aus seinen Werken und Briefen. Von Eleonore Lemp. Mit einem Geleitwort von J. Wychgram. Frankfurt a. M., Moriz Diesterweg. 1905.

Meisterwerke der Malerei. Herausgegeben von Wilhelm Bode. Alte Meister. Zweite Sammlung. Zweite und dritte Lieferung. Berlin, Richard Bong.

Meyer. — Spiegel neudeutscher Dichtung. Eine Auswahl aus den Werken lebender Dichter. Herausgegeben von Johannes Meyer. Mit einer geschichtlichen Einführung und biographischen Notizen. Leipzig, Dürr. 1905.

Möbius. — Ausgewählte Werke von P. J. Möbius. Band VI: Im Grenzlande. Leipzig, Verlag von Joh. Ambrosius Barth. 1905.

Müller-Ems. — Otto Ludwigs Erzählungskunst. Von Richard Müller-Ems. Berlin, Albert Kohler. 1905.

Newest. — Die Gravitationslehre ein Irrtum! Einige Weltprobleme. Populär-wissenschaftliche Abhandlung von Th. Newest. Wien, Carl Konegen. 1905.

Oppeln-Bronikowski. — Militaria. Novellen von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski. Dresden, E. Pierson. 1905.

Picard. — Bonaparte et Moreau. Par Ernest Picard. Paris, Plon. 1905.

Polenz. — Glückliche Menschen. Roman von Wilhelm v. Polenz. Berlin, F. Fontane & Co. 1905.

Popper. — Fundament eines neuen Staatsrechts. Von Josef Popper (Lynkeus). Dresden, Carl Reißner. 1905.

Possart. — Hermann Zumpe. Persönliche Erinnerungnn nebst Mitteilungen aus seinen Tagebuchblättern und Briefen. Mit Geleitwort von Ernst von Possart. München, C. H. Becksche Verlagsbuchh. Oskar Beck. 1905.

Preller-Jordan. — Friedrich Preller der Jüngere. Tagebücher des Künstlers, herausgegeben und biographisch vervollständigt von Max Jordan. Mit 36 Abbildungen in Lichtdruck, Heliogravüre und Dreifarbendruck. Druck und Verlag der Vereinigten Kunstanstalten München-Kaufbeuren. 1904.

Probefahrten. — Erstlingsarbeiten aus dem deutschen Seminar in Leipzig. Herausgegeben von Albert Köster. Vierter Band. Das Mittelalter in Leonhard Wächters (Veit Webers) Romanen. Von Walther Pantenius. Leipzig, R. Voigtländer. 1904.

Prod'homme. — Hector Berlioz (1803–1869). Sa vie et ses œuvres, d'après des documents nouveaux et les travaux les plus récents. Par J. G. Prod'homme. Preface de M. Alfred Bruneau. Paris, Ch. Delagrave. S. a.

Proeß. — Friedrich Stoltze und Frankfurt am Main. Ein Zeit- und Lebensbild von Johannes Proeß. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag. 1905.

Prugawin. — Die Inquisition der russisch-orthodoxen Kirche. Die Klostergefängnisse. Von A. S. Prugawin. Mit einem Geleitwort von M. von Reußner. Berlin und Charlottenburg, Friedrich Gottheiner. 1905.

Pferhofer. — Die Diplomatie. Lustspiel in drei Akten von Arthur Pferhofer. Berlin, Verlag „Harmonie". O. J.

Report, official, of the thirteenth universal peace congress held at Boston. Boston, The peace congress committee. 1904.

Rétif de la Bretonne. — Monsieur Nicolas. Das enthüllte Menschenherz. Deutsch von Julius Nestler. Band I. Siena und Berlin, Julius Eichenberg. 1905.

Reuter. — Fritz Reuters sämtliche Werke. Vollständige, kritisch durchgesehene Ausgabe in 18 Bänden (gebunden in 4 Bände). Mit einer Biographie des Dichters und mit Einleitungen herausgegeben von Carl Friedrich Müller. Als Beigaben: 5 Bildnisse, 9 Abbildungen usw. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Reuter. — Ut mine Stromtid. Von Fritz Reuter. Hochdeutsche Ausgabe von Otto Heidmüller. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung. 1904.

Ricardo-Diehl. — David Ricardos Grundgesetze der Volkswirtschaft und Besteuerung. Zweiter Band. Sozialwissenschaftliche Erläuterungen. Erster Teil. Zweite, neu verfaste Auflage von Karl Diehl. Dritter Band. Sozialwissenschaftliche Erläuterungen. Zweiter Teil. Zweite, neu verfaste Auflage von Karl Diehl. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1905.

Ritschl. — Die freie Wissenschaft und der Idealismus auf den deutschen Universitäten. Akademische Festrede von Otto Ritschl. Bonn, Marcus & Weber. 1905.

Rod. — Ein Sieger. Von Edouard Rod. Autorisierte Übersetzung von M. Toussaint. Berlin, Leipzig und Paris, Hüpeden & Merzyn. 1905.

Rode. — Margarete. Eine Liebesehe mit Zwischenspiel. Erkenntnisse und Geständnisse von Ernst Rode. Berlin, Ernst Vormann. 1905.

Rodlo. — Held und Holdin. Improvisation. Von Walter Rodlo. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1905.

Romundt. — Kants Kritik der reinen Vernunft abgekürzt auf Grund ihrer Entstehungsgeschichte. Eine Vorübung für kritische Philosophie. Von Heinrich Romundt. Gotha, E. F. Thienemann. 1905.

Schellenberg. — Aus Leben und Einsamkeit. Ein Heft Gedichte von E. L. Schellenberg. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wiegand. 1905.

Scheret. — Und ich suche die Schönheit. Ein Roman von Jakob Scheret. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Scherer. — Schulrat Weller. Komödie in drei Aufzügen von Rolph Scherer. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand. 1904.

Schmidt. — Vor Tagesanbruch. Gedichte von Norah Schmidt. Berlin, Harmonie. O. J.

Schnackenburg. — Gedichte von Max Schnackenburg. Dresden, E. Pierson. 1905.

Schröder. — Schiller in dem Jahrhundert nach seinem Tode. Rede zur Feier des Geburtstages Sr. Maj. des Kaisers und Königs am 27. Januar 1905 im Namen der Georg-August-Universität. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1905.

Schröder. — Der Schweriner Regierung Flucht in die Öffentlichkeit. Weiteres über „höhere" Schulen im dunkelsten Deutschland. Von Heinr. Schröder. Geisenkirchen, E. Kannengießer. 1905.

Schropp. — Faust. Tragédie de Goethe. Traduction nouvelle complète. Strictement conforme au texte original. Par Ralph Roderich Schropp. Paris, Perrin & Cie. 1905.

Shaw. — Helden. Komödie in drei Aufzügen. Von Bernard Shaw. Deutsch von Siegfried Trebitsch. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1905.

Stahl. — Wie sah Bismarck aus? Von Fritz Stahl. Mit 31 Tafeln. Berlin, Georg Reimer. 1905.

Stassow. — Über Shakespeares Kaufmann von Venedig und das Shylock-Problem. Von Wladimir Stassow. Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Wilhelm Henckel. München, A. Buchholz. 1905.

Suyematsu. — Wie Rußland den Krieg verschuldete. Eine umfassende geschichtliche Darstellung von Baron Suyematsu. Aus dem Englischen übersetzt von Franz Müller. London, Probsthain and Co. 1905.

Swift. — Human submission. Part second. By Morrison J. Swift. Philadelphia. Published by the Liberty Press. 1905.

Talundberg. — Perio. Eine auf Logik und Gedächtniskunst aufgebaute Weltsprache. I. Die Stellung des Perio zu den anderen (lebenden und künstlichen) Weltsprachen. – II. Lehrbuch, enthaltend ausführliche Grammatik, Wort- und Satzlehre usw. Von Mannus Talundberg. Barmen, Wilh. Wandt. 1904.

Tanera. — Senhora Anninha. Brasilianischer Roman. Von Karl Tanera. Berlin, Carl Duncker. O. J.

Tellheim. — Jugend-Literatur. Ein Versuch in Skizze von Oswald Tellheim. Leipzig, E. Kempe. 1905.

Verdy du Vernois. — Im Hauptquartier der Russ. Armee in Polen, 1863–1865. Persönliche Erinnerungen von J. von Verdy du Vernois. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1905.

Verhaeren. — Les heures d'après-midi. Par Em. Verhaeren. Bruxelles, Edm. Deman. 1905.

Warberg. — Religion und Kultur. Zeitgemäße Betrachtungen eines katholischen Theologen von Paul Warberg. Würzburg, Stahelsche Verlags-Anstalt. 1905.

Weddigen. — Den Manen Schillers. Des Dichters Leben, seine Ruhestätte und Denkmäler im deutschen Sprachgebiete. Zum hundertsten Todestage dem deutschen Volke in Wort und Bild vorgeführt von Dr. Otto Weddigen. Mit 20 Abbildungen. Halle a. S., Hermann Gesenius. 1905.

Werner. — Bestimmungen über den Diensteintritt der Einjährig-Freiwilligen im deutschen Heere und in der Marine. Mit Anlagen und Mustern. Von Werner. Berlin, Liebelsche Buchhandlung. 1904.

Winternitz. — Geschichte der indischen Literatur. Von Dr. M. Winternitz, Prof. an der deutschen Universität in Prag. 1. Halbband. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. 1905.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Meine Kinderjahre.

Biographische Skizzen

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

(Fortsetzung.)

Daß meine Stiefmutter unrecht gehabt hat, mir, dem elfjährigen Kinde, die Werke Schillers zu schenken, kann ich heute noch nicht einsehen. Ich werde es meinen Eltern auch immer danken, daß sie im Laufe des folgenden Winters meine Schwester und mich an jedem ihrer Logentage ins Burgtheater mitnahmen. Wir sahen alle klassischen Stücke, die auf der damals ersten deutschen Bühne zur Aufführung kamen. Wir sahen „Das Leben ein Traum" und fühlten uns in den Himmel getragen von dem Schwung seiner Verse, wir sahen „Wallenstein" mit Anschütz in der Titelrolle, „Maria Stuart", „Hamlet", wir sahen den Prinzen in „Emilia Galotti" von Fichtner so hinreißend liebenswürdig dargestellt, daß wir herzlich wünschten, der alte Edoardo möge doch ihm seinen Segen geben zur Vermählung mit Emilia. Von einem weniger soliden Bunde wußten wir nichts und fanden überdies den Grafen Appiani einen recht steifleinenen Herrn. „Minna von Barnhelm" mit Fräulein Enghaus als Minna, Lucas als Tellheim, Wilhelmi als Werner, La Roche als Just gespielt zu sehen war ein feinster, unauslöschlicher Kunstgenuß. Und nun erst „Egmont" mit Löwe in der Titelrolle und Julie Rettich als Margarete. Da, und als Mutter der Makkabäer und später dann als Marfa im Demetriusfragment, hat diese Frau, die eine Herrschernatur war und ihre Kunst wie eine Priesterschaft ausübte, dank ihrer geistigen Überlegenheit und echten Seelengröße eine Höhe erreicht, zu der stärkere, aber auf minder edlem Boden stehende Talente nie gelangen.

Wie die Märchen Peraults, wie die Geschichte und die Sagen des Altertums, so wurden uns auch die Kunstgenüsse im Burgtheater in ärmlicher Ausstattung geboten. Meine verehrte Freundin, Gräfin Schönfeld, ehemals Luise Neumann, und ich erinnern uns oft lächelnd des Rüstzeugs, mit dem die großen Schauspieler jener Tage versehen wurden, um ihre glänzenden

Siege zu erringen. Der ganze Dekorationsapparat der ersten deutschen Bühne entfaltete sich innerhalb der Grenzen äußerster Sparsamkeit. Besonders hart übte sie ihre Gesetze dem Konversationsstück gegenüber aus. In den vornehmen Häusern benützten die Damen ein mit Rohrgeflecht überspanntes Kanapee als Sitzgelegenheit; im bürgerlichen Haushalt gab es nur Holzsessel. Eine Zimmerdekoration, eine besonders gute, alte Bekannte, war in jungen Tagen rosenfarbig gewesen, zwei Landschaften, Grau in Grau gemalt, zierten ihre Mittelwand. Bevor sie selbst erschien, schwebte ihr der ganzen Breite nach ein Streifen sehr schmutziger Fransen voran, in die sich allmählich ihre untere Partie aufgelöst hatte. Während sie niederrollte, kamen von rechts und links je zwei Diener, die je einen glatten, viereckigen Tisch auf die Bühne stellten. Sie trugen auch einige Sessel herbei, und wenn ein Paar von diesen vor das Souffleurhüttchen plaziert wurde, ahnten wir, daß ein wichtiges Gespräch zu erwarten war, und spitzten die Ohren. Es kam; die Zuhörer genossen es und verstanden jede feine Wendung und freuten sich jeder Pointe, und unsere Herzensangelegenheit war's, die man dort verhandelte. Wenn ein Liebling des Publikums auftrat, ging's wie ein leises, freudiges Atmen durch das Haus; ein beifälliges Gemurmel, ein kurzes, herzliches Klatschen dankte für besonders vortreffliches Spiel. Unsre Mimen verstanden die Innigkeit unsres Dankes zu schätzen und die Treue, die ihrer nie vergessen und die Nachwelt zwingen werde, ihnen Kränze zu flechten.

Unser altes Burgtheater! Es war für mich und wird es gewiß für viele gewesen sein, ein Quell edler Freude, ein Bildungsmittel ohnegleichen. Ihm verdanke ich die Grundlage zu meiner ästhetischen Erziehung, die damals begonnen hat und heute — noch lange nicht beendet ist.

Die Glückseligkeit, in die mich die Vorstellung versetzte, wurde immer etwas getrübt durch das Fallen des Vorhangs nach den Aktschlüssen. Es riß mich aus der Bezauberung und mahnte, daß ein Teil der mir so köstlichen Stunden vorüber sei.

Der Nachgenuß aber war etwas vollkommenes. Ich wandelte einher wie auf dem Kothurn, ja, es kam mir in die Füße! Ich schritt gleich den hochgestellten Persönlichkeiten bei feierlichen Aufzügen auf der Bühne, heroische Gefühle erfüllten mein Herz, der Wille zum Leiden erwachte in seiner ganzen Stärke und mit ihm die brennende Sehnsucht nach einem großartigen Martyrium.

Bei alledem waren die Schau- und Lustspiele, die uns das Burgtheater brachte, die von den Meinen bevorzugten Stücke, auch mir sehr willkommen. Zwei Damen, zwei dramatische Schriftstellerinnen, beherrschten um jene Zeit nicht gerade das Repertoire, kamen aber sehr oft zu Worte. Die Prinzessin Amalie von Sachsen mit dem „Oheim", dem „Landwirt", der „Stieftochter", Frau von Weißenthurn mit zahlreichen Dramen. Die Erinnerung an sie ist erloschen, ich besinne mich nur dunkel des einen, das „Pauline" hieß und in dem Luise Neumann die Hauptrolle spielte.

„Ach, die liebe, gute Frau von Weißenthurn, wenn wir sie nicht hätten!" sagt Börne, und sie hätte erwidern dürfen: „Ach, der liebe, gute Börne, der

destruktive Kritik so meisterhaft übt, — wenn ich den nicht hätte! Er nimmt mich mit in seine — Vielleicht-Unsterblichkeit; wer würde ohne ihn nach einem halben Jahrhundert noch etwas wissen von meinem Schauspiel „Agnes van der Lille" und von meinem Lustspiel „Beschämte Eifersucht"?

Der Winter 1842 brachte dem Burgtheater drei Ereignisse: die erste Aufführung von Friedrich Halms „Der Sohn der Wildnis", den Abschied Johannas von Weißenthurn vom Burgtheater, dem sie durch zweiundfünfzig Jahre angehört hatte, die Feier von Korns vierzigjährigem „Dienstjubiläum".

Dem „Sohn der Wildnis" stand ich ratlos gegenüber. Das „romantische Drama" feierte Triumphe, ich hörte nur Ausbrüche des Lobes und der Bewunderung, während mir einige Szenen geradezu Pein verursachten. Einen großen Teil der Schuld daran schob ich Julie Rettich, der Darstellerin der Parthenia, zu. Die edle Frau und Künstlerin stand mit den Grazien auf schlechtem Fuße. Wenn sie Anmut entfalten wollte, war sie entsetzlich. Zum Beispiel im zweiten Akte, als Parthenia in die Botmäßigkeit der wilden Tektosagen gelangt, sich hinsetzt und Kränze windet. Sie entwickelte diese unwahrscheinliche Tätigkeit mit so eckigen Bewegungen, daß selbst der nachsichtige Häuptling Ingomar die Bewunderung, die er für seine Gefangene an den Tag legte, nicht wirklich empfinden konnte. Als der „Barbar", angewidert durch die Niedertracht des Kulturvolkes, das ihn Trug und Verrat lehren möchte, sich losreißt, um in seine Wildnis zurückzukehren, holt Parthenia sein ihr anvertrautes Eigentum, sein Schwert herbei. — Er will es ihr abnehmen. — Nein. Sie wird es tragen — ihm nach.

„Wohlan denn," sagt er, „bis zum Markte" —

Und sie:

Bis zum Markt —
Nein, noch ein Stückchen weiter — bis ans Tor —
Noch weiter, bis zum Meer und übers Meer
Hinaus, und über Berg und Tal und Ströme
Nach Ost und West, wohin dein Lauf sich kehrt,
Wohin dich irrend deine Schritte tragen,
So lang mein Herz pocht, meine Pulse schlagen,
So lang ich atme, trag ich dir dein Schwert!

Jetzt hatte Parthenia es mir endlich recht gemacht — und nicht nur mir.

Julie Rettich brachte mit diesen Versen einen Eindruck hervor, der nie versagte. Wie wurden sie aber auch von ihr gesprochen! Wie siegreich und unwiderstehlich flutete ihr Wohllaut durch das Haus, getragen von einer Stimme, die gleich einer Naturgewalt mächtig blieb, ob sie dräute oder schmeichelte, brauste oder lispelte.

Gar oft haben wir den „Sohn der Wildnis" aufführen gesehen, und jedesmal brach an dieser Stelle des Gedichtes jubelvoller Beifall los, in den mein Vater einstimmte und auch ich aus allen meinen Kräften. Leid tat mir nur, daß der Sieg des Barbaren über die unerträglich nörgelnde Griechin kein vollständiger war. Sein Bärenfell hätte er wieder umhängen, in seine Wälder hätte er die merkwürdigerweise Geliebte mitnehmen und wieder Häuptling seiner Tektosagen werden sollen, ein Feind und Schrecken der ver-

ruchten Stadt Massalia, nicht ihr friedlicher Bürger. So meinte ich als Kind und bei der Meinung bin ich geblieben und habe sie viele Jahre später dem Dichter mitgeteilt, der mir ein Freund und Lehrer geworden war.

Er hat mir nicht ganz unrecht gegeben.

Der Abschied Frau von Weißenthurns von der Stätte ihrer redlichen langjährigen Tätigkeit gestaltete sich zu einem Burgtheater-Familienfeste, einer Spezialität von anno dazumal. Unter fast ununterbrochenem zustimmendem Gemurmel des Publikums und so vielem Applaus, als sich halbwegs passend anbringen ließ, wurden zwei von der dichtenden Schauspielerin verfaßte Stücke aufgeführt. Dann, stürmisch gerufen, trat sie an die Rampe und erzählte umständlich ihren ganzen Lebenslauf. Sehr andächtig hörte man ihr zu, und als sie mit Worten innigen Dankes schloß, erntete sie Dank, sehr warmen, aber völlig platonischen. Kein Lorbeerhagel, keine Auffahrt von Blumenarrangements; nichts von fanatischen Huldigungen, die jetzt unsern Bühnengrößen dargebracht werden und — wer weiß — vielleicht einen Mangel verbergen. Gibt man heute so viel, weil man morgen nichts mehr zu geben hätte?

„Dableiben! Dableiben!" riefen wir alle, ehe der Vorhang sich senkte, der guten Frau von Weißenthurn zu, der es nicht einfiel, fortzugehen. Wir sahen sie gar oft noch im dritten Stock des Burgtheaters in der Schauspielerloge sitzen. Wenn eines ihrer Werke aufgeführt wurde, fehlte sie nie und entrichtete bei den rührenden Stellen ihren ehemaligen Kollegen durch strömende Tränen den Dank für ihr vorzügliches Spiel.

Wie das Jubiläum Korns gefeiert wurde, davon wüßte ich nicht mehr Rechenschaft zu geben; ich weiß nur, daß wir erschraken, als wir hörten, daß er dem Burgtheater seit vierzig Jahren angehöre. Da hatten unsre Großmütter schon für ihn geschwärmt, und er wäre ein alter Mann? . . . Und neulich erst hatte er uns so gut gefallen als Admiral in den „Fesseln", und Fritzi war tief gekränkt gewesen, als Papa sagte: „Der arme Korn hat keine Stimme mehr." Und nun mußte man's ganz natürlich finden, daß er keine Stimme mehr hatte, dieser bejahrte Liebling. Übrigens — Liebling blieb er, trotz seiner Heiserkeit, die sich nicht mehr geben wollte. Löwe war ja herrlich und kam uns in manchen Rollen, zum Beispiel als Siegfried in Raupachs „Nibelungen", wie ein Halbgott vor und Fichtner stets wie das Urbild der Liebenswürdigkeit. Auch Lucas konnte äußerst gewinnend sein in seiner gehaltenen, noblen, etwas feierlichen Weise; aber Korn, der blieb der Feinste, der unumschränkte Beherrscher schöner Form, die nur das sichtbar Gewordene des schönsten, geistigen Inhalts sein konnte. Korn blieb der siegreichste Herzenbezwinger. Einmal erhielt er einen Beweis davon, der ihm gewiß mehr Freude machte als der lauteste Applaus und die schmeichelhafteste Rezension. Er hatte seinen unvergeßlichen Hauptmann Klinger gespielt, stand als gütige Vorsehung der ganzen Gesellschaft mitten unter glücklichen Brautpaaren, sah sich um und fragte: „Und mich will niemand heiraten?" — „Ich!" antwortete ihm laut eine Mädchenstimme. Aus einer Loge des ersten Ranges kam der Ruf spontan, mit unwillkürlicher Hingerissenheit. Korn

lächelte, wollte aber nichts gehört haben; das Publikum lachte wohlwollend; einige „Bravo!“ ließen sich hören, einige Parterrebesucher grüßten hinauf zu der Loge, in der eine anmutige, junge Gräfin sich bestürzt hinter ihre bestürzten Eltern zurückzog.

Kaum zwei Jahre hatten wir unter der Obhut unsrer guten Marie gestanden, als sie nach Prag, wo ihr Vater und ihr Bruder an Typhus erkrankt waren, berufen wurde. Sie fand die Ihren in einem fast trostlosen Zustand. Er besserte sich zwar allmählich; unter allen Umständen aber, schrieb unsre Freundin, müßten wir uns auf eine lange Trennung gefaßt machen; vorläufig wäre der Tag noch nicht abzusehen, an dem sie die Ihren werde verlassen können.

So blieb denn nichts übrig, als sich dem bedenklichen Auskunftsmittel einer provisorischen Regierung zu bequemen und unser Haus wurde der Schauplatz eines seltsamen Gouvernantenfestzuges. Eine schöne, hochgewachsene Deutschböhmin, die in Paris erzogen worden war, eröffnete ihn. Ihr Benehmen konnte man nur vortrefflich nennen, sie war weder verlegen noch anmaßend, grüßte schön, aß schön. Aber bei der Wahl ihres Berufs hatte sie daneben gegriffen und zog deshalb vor, ihn nur nominell auszuüben. Sie hatte reiche dunkelblonde Haare, die sie, nach der damals herrschenden Mode, vorne abgeteilt und in Locken trug. Den Morgen brachte sie damit zu, den goldigen Kopfschmuck auf dem Lockenholz zu glätten und zu bläuken, und den Abend damit, ihn in Papilloten zu wickeln. In der Zwischenzeit lag sie auf dem Kanapee und las Romane aus der Leihbibliothek. Der Müßiggang, dem die Interimsgouvernante uns überließ, wurde mit der Zeit langweilig. Es verdroß uns auch, daß sie sich um unsre Jüngste gar nicht bekümmerte. Die kleine Sophie aber lernte ihr etwas ab. Sie hatte feine, von Natur gelockte Haare und fing an, dem Beispiel des Fräuleins folgend, einen der seidenweichen Stränge nach dem andern um ein Kipfel zu winden, das sie eigens zu dem Zwecke vom Frühstück aufbewahrt hatte. Sie saß auf einem Schemel, schaute vor sich hin, sprach nicht und wand ihre Locken auf und ab und hätte stundenlang so dasitzen können, wenn wir es geduldet hätten.

Mama täuschte sich nicht über die Unzulänglichkeit der wohlerzogenen Dame. Eines Tages war sie verschwunden samt ihren Romanen und ihrem Lockenholz, und ihre Stelle durch eine kleine, dicke, rotbäckige Französin — eine echte — eingenommen. Das war nun die Gutmütigkeit in Person, dieses abermalige Fräulein. Schon nach den ersten Unterrichtsstunden, die sie uns gab, bemerkte ich, daß sie mich an Ignoranz weit übertraf. Ihre Bekanntschaft mit Geographie und Geschichte war von komischer Dürftigkeit. Die Sprachlehre kannte sie nur dem Namen nach. Sie mußte, um unser Diktando auszubessern, das Buch, aus dem sie vorgesagt hatte, zu Hilfe nehmen. Ich fragte sie, ob sie nicht auswendig korrigieren könne, und sie antwortete unbefangen: „Ma foi, non!“

Mon Dieu! Es war ihr nicht an der Wiege gesungen worden, daß sie Gouvernante werden und Kinder unterrichten sollte. In Wohlhabenheit aufgewachsen, hatte sie selbst eine Gouvernante gehabt, eine vernünftige, von der sie nicht geplagt wurde mit dem Studium gelehrter Betisen. Auch gute Eltern

hatte sie gehabt, nur ein bißchen verschwenderisch waren sie und hinterließen, als sie starben, ihren schon erwachsenen Kindern, einem Sohn und einer Tochter, sehr beträchtliche Schulden.

Les pauvres vieux! Sie werden sich Sorgen genug gemacht haben. Ihre Kinder grollten ihnen nicht. Der Sohn diente in der österreichischen Armee, hatte es bis zum Hauptmann gebracht und seine Schwester kürzlich nach Wien berufen. In Frankreich durfte sie sich als garde d'enfants plazieren, in Wien nur als Gouvernante. Pensez donc — die Schwester eines Hauptmanns! Wir lernten auch ihn kennen, Papa lud ihn oft zu Tische. Er hatte große Ähnlichkeit mit seiner Schwester, liebte sie sehr, nahm sie oft mit auf „Elitebälle" und ließ ihr dort zwei Portionen Gefrornes geben. O, ihr Bruder, der Hauptmann, der kargte nicht! Der war die Krone der Brüder, der Hauptleute, der Menschen überhaupt! Sie geriet in Begeisterung, wenn sie von ihm sprach, schob die Bücher und Hefte fort, sprang auf und schlug uns eine Partie „au loup" vor.

Im Augenblick waren Fritzi und ich von Angstfröfteln durchrieselt. Mademoiselle hob die kleine Sophie auf ihre Schulter und zog sich in die Ecke hinter dem Ofen zurück. Ein bedrohliches Brummen, Knurren, Knirschen begann daraus hervorzudringen ... Der Loup war da ... Vorsichtig schlichen wir heran, und wenn es uns gelang, an der Höhle des Raubtieres dreimal nacheinander vorbeizuhuschen, ohne gefangen zu werden, dann hatten wir gewonnen. Aber das kam fast nie vor. Es erhaschte uns, unter einem Indianergeschrei der kleinen Schwester fletschte es seine Zähne, wir fühlten uns schon zerfleischt und zerrissen — und das war ein großer Genuß.

Daß der gegenwärtige Zustand nicht von Dauer sein konnte, verstand sich von selbst und war uns auch ganz recht; denn wir sehnten uns nach unsern Beschäftigungen, nach einem Unterricht, wie Marie ihn erteilt hatte, zurück. Wir waren so gut im Zuge gewesen, hatten uns der Fortschritte, die wir machten, gefreut. Und nun waren sie jählings unterbrochen worden, und unser kaum erwachter Wissensdurst blieb ungestillt. Allerdings erhielten wir „Stunden", doch wurden besonders die im Klavierspielen und Zeichnen recht oberflächlich gegeben und genommen. Die einzige Ausnahme in all dem dilettantenhaften Wesen machte der Unterricht, den eine Engländerin uns in ihrer Muttersprache erteilte, eine hübsche, etwas nervöse Frau, an den Associé eines englischen Geschäftshauses in Wien verheiratet. Daheim war sie Lehrerin an einem angesehenen „College" gewesen und suchte nun wieder ihre freie Zeit auszufüllen. Sie brauchte Beschäftigung und Zerstreuung, denn ach, der Himmel versagte ihr, die sich so schmerzlich danach sehnte, das Mutterglück. Sie hatte kein Kind, dem sie ihre Sorgfalt widmen konnte. Wenn sie unsre Sophie erblickte, war die zurückhaltende und gern absprechende Frau wie verwandelt, war ganz Hingebung und Entzücken. Sie küßte und herzte die Kleine, gab ihr die zärtlichsten Namen und brach zuletzt in heiße Tränen aus.

Die „englische Lehrerin" war uns schon deshalb wert, weil sie durch Fräulein Marie empfohlen worden war; von einem förmlichen Strahlenglanz

schien sie uns aber umgeben, als wir hörten, daß sie auch einer unsrer gefeiertsten Burgtheatergrößen, Luise Neumann, Unterricht erteilte. Wir staunten ein Wesen, das mit ihr in persönlichem Verkehr stand, wie ein Weltwunder an. Wir wollten wissen, ob sie ihr Glück denn auch ganz ermaß und Luise Neumanns Hefte mit gehörigem Respekt durchsah. Und wie waren diese Hefte beschaffen und befand sich nie ein Fehler darin? Und warum lernte Luise Neumann Englisch? Wozu braucht sie, die alle Welt bezaubert, auch noch Englisch zu lernen? Ja, bekamen wir zur Antwort, sie ist eben sehr gescheit, sie weiß, wer die englische Sprache beherrscht, überragt in jeder Hinsicht alle, die sie nicht beherrschen, und wie sie lernt! Und wie sie die schwersten Worte ausspricht! Da könnten Sie sich ein Beispiel nehmen, meine kleinen Misses. — Natürlich wurde es sofort für uns ein Gipfel des Ruhmes, Luise Neumann an Eifer und Fleiß zu erreichen, und wenn wir einmal Außerordentliches geleistet hatten, nahm die Lehrerin zur Belohnung einen Brief mit, den wir an unsre Vielbewunderte gerichtet hatten und den sie ihr zu übergeben versprach. Er wurde mit vereinten Geisteskräften aufgesetzt, bevor ich ihn ins reine schrieb, unter welcher Gemütsbewegung, das weiß Gott! Zu dieser Korrespondenz konnten doch nur hochfeine Vögelchen verwendet werden, weh mir, wenn ich eines verdarb; sie waren so teuer und wir hatten so wenig Geld! Von den schmalen Einkünften, die wir an jedem ersten des Monats bezogen, mußte unsre Armenpflege bestritten, mußten an den Namenstagen der Hausleute kleine Geschenke für sie, mußten überdies unsre Handschuhe gekauft werden. Je nun — sodann! Schwärmerei und Liebe verrichten Wunder, das Briefchen war geboren, schmuck und zierlich, meistens rosenfarbig, und versank ins Ledertäschchen der Mistreß, dessen Bügel sich mit einem triumphierenden Schnapper über ihm schloß. Wir konnten das Wiedererscheinen der Lehrerin kaum erwarten und bestürmten sie mit Fragen nach dem Gelingen ihrer Mission. Ließ denn Luise Neumann uns gar nichts sagen? Schickte sie uns nicht einmal einen kleinen Gruß? „Nein, heute nicht, sie hatte keine Zeit" — vielleicht ein nächstes Mal.

— Keine Zeit, einen Gruß zu schicken? Das wollte mir doch nicht recht eingehen.

Eines Tages war die Engländerin mit Schnupfen behaftet und hatte mehr Sacktücher in ihr Täschchen gestopft, als dem behaglich war. Doch fügte es sich in sein Schicksal, tat seine Pflicht und hielt alles ihm Anvertraute hartnäckig fest. Der Not gehorchend, wollte seine Besitzerin ihm plötzlich von seinem Inhalt etwas entreißen, es widerstand — sie brauchte Gewalt — da, voll Grimm und Tücke spie es die sämtlichen verschluckten Güter auf den Tisch und auf den Boden aus. Gebrauchte und nichtgebrauchte Taschentücher kamen zum Vorschein und zugleich — unsre Briefe an Luise Neumann. Alle! Die Briefe alle, „all die lieben, kleinen" ... Ja, ich hatte etwas davon gewittert, daß unser Vertrauen getäuscht wurde; daß es aber in solchem Grade geschehen könne, hätte ich nicht für möglich gehalten, und ohne den geringsten Rückhalt sprach ich der falschen Mistreß meine Meinung aus. Die Unglaubliche, auf einer langen Reihe von Wortbrüchen ertappt, kam nicht einen Augenblick außer

Fassung. Sie kehrte sogleich den Spieß um und behauptete, sie schäme sich unsrer Albernheit. Wie hatten wir nur glauben können, daß sie einer berühmten Künstlerin zumuten werde, ihre Zeit mit dem Lesen von Briefen, die Kinder an sie richteten, zu verlieren!

So endete in einem Gefühl nagender Pein eine ganze Menge großer Gemütsbewegungen. Und dieser Reichtum und so viel Liebe und Begeisterung hatten sich entfaltet — um nichts.

Es fiel mir schwer aufs Herz und beschäftigte meine Gedanken: wie kann etwas in der Welt gewesen sein — um nichts? Und doch war's hier der Fall und etwas war geschehen, was eigentlich nicht geschehen kann. Es erschien mir als ein Widersinn und als eine Grausamkeit.

In späteren Jahren habe ich das kleine Erlebnis in anderm Maßstab und in andrer Form sich an andern und an mir zahllose Male wiederholen gesehen. Die Bewegung, mit der du ein Steinchen ins Rollen bringst, übt ihre Wirkung aus, pflanzt sich fort, Gott weiß wie weit. Was aber dein Innerstes erbeben machte in Zorn und Qual, in Wonne und Entzücken — kann erlöschen und sterben, ohne die geringste Wirkung nach außen ausgeübt zu haben. —

Wie kleine Tote, die ihr Geheimnis ins Grab mitnehmen werden, lagen unsre zerknitterten Briefchen vor mir, und ich besang den Eindruck, den ihr Anblick mir machte, in einem Gedicht, das ihr Los geteilt hat.

Jetzt hätte meine Freundin Marie da sein müssen! jetzt wäre ihre Anwesenheit mir segensreich gewesen. Ihr durfte ich alles sagen, mit allen meinen Zweifeln und Bekümmernissen durfte ich ihr kommen. Das Unbedeutendste, das in meiner kleinen Gedankenwelt vorging, war ihr wichtig. Sie nahm alles ernst, was ich selbst ernst nahm, wenn es auch noch so töricht war. Die Waffe des Spottes, die Erwachsene nur zu gern und immer zum Unheil gegen Kinder gebrauchen, hat sie nie angewendet. Um meine Reue über die Parodie auf „Laura am Klavier" kundzutun, überraschte ich sie mit einem Siegeshymnus auf das Liebespaar Friedrich und Laura, in den ich die Chöre der Seraphim und Cherubim einstimmen ließ. Marie lächelte nicht einmal, sie fand einzelnes sogar recht hübsch und entfesselte mit ihrem Lobe eine Flut von Herzensergießungen. Von Stunde an war sie die nachsichtige Vertraute all meiner Dichterleiden. Immer schmerzlicher vermißte ich sie, bestürmte sie mit immer heißeren Bitten: „Komm! komm! wir verwildern. Komm! komm, oder ich lasse mich verhungern!"

Ich begriff nicht, warum ihre Antworten auf meine Beschwörungen und Drohungen kühl beschwichtigend und salbungsvoll lauteten und warum die Pausen zwischen ihnen immer länger wurden. Meine Klagen langweilten Mama endlich so sehr, daß sie sich entschloß, mir mitzuteilen, Fräulein Kittl werde nicht mehr zu uns zurückkehren. Sie habe die Ihren in ansteckender Krankheit gepflegt und ihre Nähe könne gefahrbringend sein. Nach Jahren hat meine Stiefmutter mir gestanden, daß sie ihre übertriebene Ängstlichkeit tausendmal und sehr bitter bereut habe, nachdem vielfache Erfahrungen sie

belehrten, daß eine Erzieherin wie Marie Kittl gefunden zu haben ein Glücksfall sei, der sich nicht so leicht wiederhole.

Als wir erfuhren, wie die Dinge standen, war die Trauer meiner Schwester groß, und ich hatte Anfälle von Verzweiflung. Wußten denn die Menschen nichts besseres als uns zu belügen und zu betrügen? Wie durfte man uns so hinhalten, uns ein ganzes Jahr hindurch von der Hoffnung auf die Rückkehr unsrer Freundin leben lassen, während sie uns längst entrissen war? Vollkommen, unwiederbringlich, denn sie hatte die Stelle als Gouvernante bei einer jungen Prinzessin Arenberg in Paris angenommen und befand sich schon seit einiger Zeit dort, indessen wir, da alle unsre letzten Briefe unbeantwortet blieben, uns eingeredet hatten, sie wolle uns überraschen. Plötzlich, wenn wir am wenigsten daran dächten, werde die Tür aufgehen und sie werde dastehen in ihrer Mantilla, der wir nachsagten, daß sie etwas Spanisches habe, obwohl sie aus Prag stammte. Und auf ihrem Kopf würde ihr Hut mit frischgekräuselten Federn thronen und in den Rüschen, die sein Inneres schmückten, würden unsrer Freundin dünne Locken, eigensinnig wie Schwächlinge einmal sind, sich verfangen . . . O die Liebe! Dastehen werde sie, die Arme ausbreiten, und nicht sprechen können vor Rührung. Meine Schwester mochte ihr dann nur entgegenstürzen, jauchzend, in Freudentränen gebadet. Was mich betraf, ich war entschlossen, mich zu beherrschen, der schroffsten Spartanerin zum Trotze, und nichts von meiner Glückseligkeit zu verraten. Erst bei der ersten Lektion wollte ich unsrer Ersehnten in großartiger Weise erklären, daß ich jede Stunde, die sie nicht bei uns zugebracht hatte, als eine verlorene ansah. Und sie sollte wissen: Die ist's, die scheinbar Gleichgültige, die mich am liebsten hat.

Und nun schienen mir nicht nur die vielen vergangenen Stunden, sondern auch alle, die noch kommen sollten, verloren. Was sich in dieser langen Zeit aufgespeichert hatte an unausgesprochenen Einfällen und Empfindungen, um es ihr mitzuteilen, der ganze knospende Reichtum mußte nun zurückgedrängt werden und lag, gleichsam zusammengeballt, mir schwer wie ein Stein auf dem Herzen. Ich war sehr unglücklich und viel zu kindisch, um nicht grausam zu sein, und trotz des Heroismus, den ich mir zuschrieb, viel zu schwach, um mein Unglück still zu tragen. So ließ ich es eine, an ihm völlig Unschuldige entgelten: die bedauernswürdige Nachfolgerin der Mademoiselle „au loup".

Ein junges, schüchternes Mädchen, selbst noch gewöhnt, geleitet zu werden, kam sie direkt aus dem Erziehungsinstitut zu uns. Mit meiner Schwester hatte sie leichtes Spiel, ich war ihr gegenüber ein kleiner Teufel. Dabei bewunderte ich mich noch, weil mein nichtsnutziges Benehmen gegen sie die Treue bekunden sollte, die ich unsrer Freundin Marie bewahrte.

Fräulein Karoline war edel und gut, sie hat mir alles verziehen. Sie hat der Erwachsenen nicht nachgetragen, was das Kind ihr angetan. Ich aber fühlte mich durch ihre Großmut nicht entsühnt. Heute noch treibt mir die Erinnerung an die bösen Streiche, die ich einem harm- und hilflosen Wesen gespielt habe, die Schamröte ins Gesicht, und fast bin ich dann geneigt, dem Franzosen beizustimmen, der sagte: „Les enfants sont des petites bêtes malfaisantes."

Fräulein Karoline besaß tüchtige Kenntnisse in der Sprachlehre, Geographie und Geschichte, und ich hätte alle Ursache gehabt, mich ihrer Leitung zu unterwerfen. Statt dessen gab ich dem bösartigen Wunsche nach, ihr beständig etwas am Zeuge zu flicken oder sie auf einem Irrtum zu ertappen. Mit müßigen Kontroversen ging viel Zeit verloren. Aus Widerspruchsgeist trat ich jeder Behauptung unsrer unglücklichen Lehrerin entgegen. Wenn sie das Mittelalter mit dem Untergang des weströmischen Reiches beginnen ließ, schwor ich darauf, daß es durch den Anfang der Völkerwanderung bezeichnet werde und daß es in der ganzen Welt nichts Wichtigeres gebe, als das zu wissen. Für Alarich offenbarte ich eine fanatische Bewunderung, die durch Platens Gedicht entzündet worden war und durch die Vorliebe Fräulein Karolinens für Stilicho genährt wurde. Sie bevorzugte die Hermunduren und Friesen, natürlich hatte ich deshalb schon für diese friedlichen Viehzüchter und Ackerbauer nur Geringschätzung übrig und fand kein Ende in Lobpreisungen der kriegerischen Langobarden, Goten und Vandalen.

Zu heißen Kämpfen führte unter anderm die Verschiedenheit unsrer Ansichten über Karl den Großen. Je mehr das Fräulein diesen Heros pries, desto entschiedener erklärte ich, ihm meine Hochachtung durchaus versagen zu müssen. Für mich war es eine ausgemachte Sache, daß er seinen Bruder hatte töten lassen. Und seine Frau, warum verstieß er sie? Weil er sich des Thrones ihres Vaters bemächtigen wollte. Endlich seine entsetzliche, schauderhafte Tat, die Ermordung von 4500 Sachsen, Überwundene, die um ihre Freiheit und ihren Glauben gekämpft hatten und die jetzt um Gnade flehten . . . Nein, einen Mann, der das getan hat, nenne ich nicht den „Großen".

Bei einem besonders lebhaften Wortgefechte ließ ich mich dazu hinreißen, Kaiser Karl auch als Bekehrer anzugreifen, und nannte Wittukind und Alboin, die aus seiner blutgetränkten Hand das Christentum angenommen hatten, Feiglinge und Heuchler. Was konnten sie von einer Religion halten, die ihren Bekennern Untaten verzieh, wie Kaiser Karl sie an den Sachsen begangen hatte?

Dieser frevelhafte Ausbruch entsetzte Fräulein Karoline. Sie war ganz verstört und faltete die Hände unter dem Tische. Meine Schwester sank in sich zusammen und flüsterte: „Um Gotteswillen, jetzt versündigt sie sich gar gegen die Religion!"

Ihre Worte erschreckten mich. Wir befanden uns in Zdißlawitz, unsre Religionsstunden waren wieder aufgenommen worden, ich dachte an die Betrübnis Pater Boreks, wenn meine „Versündigung" ihm hinterbracht würde. So leitete ich denn Friedenspräliminarien ein, indem ich das Fräulein versicherte, daß es mir ferngelegen habe, einen Angriff auf die Religion zu unternehmen. Karoline hatte sich von ihrem Schrecken noch nicht erholt. Fassungslos starrte sie mich an, übersprang in ihrer Gemütsbewegung Zeiten, Könige, Kaiser und große historische Umwälzungen und sprach mit bebender Stimme: „Aber Karl V. werden Sie doch gelten lassen?" — Nun, ich sah wohl, auch ihn hatte sie in Protektion genommen, und Pflicht gegen mich selbst wäre es gewesen, ihn zu verunglimpfen. Aber in Rücksicht auf meine bedrängte Lage und doch auch weil — abermals Platen! — der Pilgrim von St. Just mir

mitten im Herzen saß und weil endlich Karl V. und ich uns in der Liebhaberei für Uhren, die mich seit meiner frühen Kindheit beseelte, teilten, ließ ich ihn in Gottes Namen gelten. Fräulein Karoline atmete auf. Meine Nachgiebigkeit, an die ich sie so wenig gewöhnt hatte, war Balsam für sie. Die Gute lobte mich, sie dankte mir beinahe, was mich doch sehr beschämte; ich war mir ja bewußt, daß die Furcht vor einer Denunziation den Hauptgrund meines Rückzugs bildete. Eine vorübergehende Rührseligkeit ergriff mich, meine Kampflust löste sich in Reue und Wehmut auf und unter ihrem Einfluß trug ich dem überraschten Fräulein das freundschaftliche „Du" an.

Wir haben nur einen Tag davon Gebrauch gemacht. Mama verbot mir mit Recht die vertrauliche Ansprache. Es sollte nicht eine Schranke mehr des Respektes vor meiner Erzieherin niedergerissen werden. Auch herrschte bald wieder Unfrieden zwischen uns.

Wir zankten uns durch das ganze Mittelalter hindurch. Wenn ich mich in dieser großen, Kulturen zerstörenden und Kulturen vorbereitenden Epoche heute noch leidlich auskenne, verdanke ich's dem Kampf, den ich mit meiner jungen Lehrerin um eine selbständige Meinung über Menschen und Begebenheiten jener Zeit führte. Gut bestellt mußte es mit meinen Kenntnissen sein, wenn ich eine Ansicht erfolgreich verteidigen wollte. Fräulein Karoline wünschte mir ebenso wehrhaft entgegenzustehen. Der „Abriß aus der Weltgeschichte", der uns zur Verfügung stand, genügte uns nicht; sie nahm ihre Zuflucht zu Tillier. Mein Gewährsmann war der Abt Millot. Onkel Moritz hatte mir einige Bände von dessen „Universalhistorie alter, mittlerer und neuer Zeiten" in der Übersetzung Christianis geliehen, und: „Hie Tillier! Hie Millot!" lautete unser Kampfruf.

Wie Fräulein Karoline es mit ihrem Orakel, in dessen Heiligtum sie mir keinen Einblick gönnte, gehalten hat, weiß ich nicht. Was mich betrifft, ich war im Auslegen der Sprüche des meinen gewissenlos, drehte und wandte jeden so lang, bis ich ihn in Gegensatz zu einer Äußerung meiner armen Erzieherin gebracht hatte. Dann feierte ich erbärmliche Triumphe.

Zwei Jahre hat Fräulein Karoline es bei uns ausgehalten, dann aber, als ihr eine Lehrerinnenstelle an einer staatlichen Mädchenerziehungsanstalt angeboten wurde, rasch zugegriffen. — Sie waltete ihres Amtes durch viele Jahre zum Nutzen ihrer Schülerinnen, die sie liebten und verehrten. Von ihrer vorgesetzten Behörde wurden ihr immer nur Zeichen der Hochachtung und Anerkennung gespendet. Mit aller Hochachtung und Anerkennung versetzte man sie dann, zwölf Monate vor Ablauf der Zeit, die ihr das volle Gehalt als Pension gesichert hätte, in den Ruhestand. Wie am Anfang, erfuhr sie am Ende ihrer Laufbahn Grausamkeit. Doch klagte sie nicht und klagte nicht an. Ihre tiefe Frömmigkeit lehrte sie verzeihen, und Seelenfrieden ward ihr statt des Glückes. Sie verlebte ihre letzten Tage in Wien mit ihrer Schwester. Diese hatte es in einem anspruchslosen Berufe besser getroffen. Dank der Großmut der Kaiserin Karolina Augusta, deren treue Kammerfrau sie gewesen, gestaltete sich ihr Alter sorgenfrei und behaglich.

Nun aber ein papiernes Denkmälchen für einen lieben Freund. Ja, wir haben ihn immer sehr lieb gehabt und immer ein bißchen über ihn gelacht, den Herrn Direktionsadjunkten bei dem k. k. hofkriegsrätlichen Einreichungsprotokoll zu Wien, Josef Fladung.

Ich stand im dreizehnten Jahre, als er durch Mama in unser Haus eingeführt wurde, und damals schien mir, daß er dem Alter nach ein Methusalem sein könnte. Doch sollte dieser vortreffliche Mensch sich noch durch mehr als zwei Jahrzehnte seines Daseins erfreuen. Er hatte sich stets, besonders seitdem er in Pension getreten war, mit dem Studium der Naturwissenschaften und der Altertumskunde beschäftigt, in diesen Fächern es aber nur zu einem immerhin anerkennenswerten Dilettantismus gebracht. Hingegen hatte er als Mineraloge Tüchtiges geleistet. Sein Buch „Versuch über die Kenntnis der Edelsteine“ wurde sehr geschätzt. Seine kleine, aber vortrefflich zusammengestellte und fortwährend vervollständigte lithologische Sammlung würdigten Kenner und Gelehrte ihrer Aufmerksamkeit. Wenn er seiner Neigung hätte folgen dürfen, wäre er Lehrer geworden. Im Erteilen von Unterricht fand er sein höchstes Glück. Andern Dank, als daß ihm Aufmerksamkeit geschenkt werde, forderte er nicht. Und es war so bequem für die Mamas, nicht erst lang nach einem Professor „der höheren Gegenstände“ suchen, sich nicht erst erkundigen zu müssen: wie steht's mit seinen politischen Ansichten, seiner Moralität, seiner Religiosität? Alles perfekt! succus expressus des Perfekten! Ein ehrenwerter, alter Herr, immer liebenswürdig und wohlwollend und immer bereit, einem Wunsch oder einer Bitte wo möglich zuvorzukommen. Dabei sehr würdig und gewöhnt, mit den Spitzen der oberen Zehntausend umzugehen, ohne Demut und ohne Selbstüberhebung. Er war ein stets freudig begrüßter Gast, ob er sich im Winter in der Stadt beim Mittagstische einfand, ob im Sommer zu längerem Aufenthalt auf dem Lande. Auf sein Äußeres verwandte er große Sorgfalt und war immer sehr nett gekleidet. Zum Diner kam er nie anders als im Frack, gewöhnlich im schwarzen, bei besonderen Gelegenheiten im blauen mit gelben Knöpfen. Mit diesen Fräcken mußte er einen Pakt auf Unsterblichkeit geschlossen haben. So lange wir sie kannten, ist uns keine besondere Spur des Alterns an ihnen aufgefallen. Seine Erscheinung war höchst vertraueneinflößend, ein ehrwürdiges Bild der Rechtschaffenheit, Solidität und Feinheit; die Gestalt untersetzt, der Gang das Gegenteil von leicht. Auf den breiten Schultern saß ein kurzer Hals, der einen schönen Kopf trug, edel gewölbt, mit hoher, völlig faltenloser Stirn und immer rosig angehauchten Wangen. Deshalb, und weil sein kahler Scheitel halbmondförmig von einem Kranze schimmernd weißer Haare umgeben war, nannten wir ihn den beschneiten Rosenhügel. Sehr viel Platz nahm in seinem Gesichte die kühn gebogene Adlernase ein. Er scherzte oft über ihre Größe und behauptete, sie habe nur eine Rivalin in Wien, die des berühmten Orientalisten Freiherrn Hammer von Purgstall. Eine der beiden Anekdoten, die wir oft von ihm hörten, handelte von diesen beiden Nasen.

„Wir befinden uns in der Blumenausstellung, der Baron und ich. Es herrscht ein köstlicher Duft. Wir genießen den Duft, schwelgen in Duft,

merken lange nicht, daß mißgünstiges Geflüster sich rings um uns erhebt, daß wir die Zielscheibe gehässiger Blicke sind. Endlich merken wir's aber doch . . . Und da kommt auch schon ein Aufseher auf uns zu, grüßt und sagt: „Entschuldigens, meine Herrschaften, verzeihgens. Aber habens die Gnad, und gehens weg. Die Leut beklagen sich, daß ihnen die Herrschaften alles wegriechen mit ihre großen Nasen!"

Die zweite Anekdote handelte von Perlen.

Der Fürstin Mélanie Metternich, der Gattin des Staatskanzlers, waren aus Paris einige so vorzüglich nachgemachte Perlen zugeschickt worden, daß kein Juwelier sie von echten zu unterscheiden vermochte, natürlich ohne sie zu berühren und auf ihr Gewicht zu prüfen. Diese Gelegenheit, Fladungs Kennerschaft, die für unfehlbar galt, auf die Probe zu stellen, wurde von der Fürstin ergriffen. Sie legte drei Perlen vor ihn und sagte:

„Zwei davon sind falsch. Wenn Sie die echte herausfinden, gehört sie Ihnen."

Welch eine Verheißung! Die Perle wäre jedenfalls ein beneidenswerter Besitz gewesen, aber hier handelte es sich um mehr, um ein köstliches Gut, um etwas, das einmal verloren, nicht wieder zu gewinnen ist: den Ruf der Unfehlbarkeit. Er kämpfte, er wollte um Entschuldigung bitten: „Perlen schlagen ja doch nur auf einem weiten Umweg in mein Fach," erklärte er uns, „gewissermaßen nur als wertvolle Schmuckgegenstände. Aber trotzdem fuhr ich fort, die drei zu betrachten; mit liebevollen Augen, denn sie waren schön zum Verlieben. Und heiß ist mir geworden, und immer habe ich gedacht: „Mein Ruf! mein Ruf! . . . Nun, ich will Sie nicht auf die Folter spannen. Eine der drei war etwas weniger makellos in der Form, hatte etwas weniger Orient . . . und doch . . . ja, von ihr ging eine eigene Anziehung aus . . . und plötzlich war mir's unwiderruflich klar: Die ist's . . . Sie war's, und mein Ruf war gerettet und sie wurde mein!"

Freund Fladung war der erste überzeugte Beschützer meines schriftstellerischen Gestammels, von dem ich ihm einige Proben vorgelegt hatte. Aus eigenem Antrieb, ohne mein Wissen, sprach er mit meinen Eltern, machte sie aufmerksam, daß er Talent zur Poesie in mir entdeckt habe und riet, es zu pflegen.

Hätten sie doch gefragt, wie sie das anfangen sollten, und mir dann seine Antwort mitgeteilt! Da wüßte ich, wie die meine in einem ähnlichen Falle zu lauten hätte. Das Kind, das Talent zu einer darstellenden Kunst besitzt, schickt man in eine Schule, in der sie gelehrt wird. Für das schriftstellerisch veranlagte Kind gibt es, Gott sei Lob und Dank! noch keine in Mauern eingeschlossene, mit Lehrsälen und Professoren ausgestattete Schule. Nur das Handwerk seiner Kunst könnte ihm beigebracht werden, und dieses lernt jeder am besten allein. Bücher, die vom Erlernbaren handeln, stehen ihm in Hülle und Fülle zur Verfügung; er mag aus jedem nehmen, was ihm entspricht und was er verwenden kann. Es wird nicht viel sein. Jede Dichterindividualität, wenn sie auch durchaus nicht zu den großen gehört, hat von Natur aus ihr eigenes Gepräge und gibt es der Form, in der sie sich, in oft schwerem Ringen,

auszugestalten sucht. Der Geist baut sich selbst sein Haus; was er von fremden Baumeistern lernen kann und soll, ist nur das Alphabet der Kunst.

So meine ich, und so habe ich allmählich ein großes Mißtrauen gegen die „Pflege eines schriftstellerischen Talentes“ durch andre gefaßt, besonders durch Familienmitglieder, die selbst nicht ein paar gereimte Zeilen zusammenbrächten und das Kind, das Verse aus dem Ärmel schüttelt, für ein gottbegnadetes Wesen halten, dessen Genie aufgepäppelt werden muß.

In den hinterlassenen Memoiren meines Mannes findet sich eine völlig ungerechte Selbstanklage. „Der Vetter, der gelehrte Studien trieb,“ sagt er, „wollte das geringe Wissen seiner kleinen Base, deren Phantasie goldene Brücken über den Abgrund schlug, der das Wollen vom Können trennt, bereichern und benahm sich dabei höchst albern und ungeschickt.“

Gegen diesen Ausspruch protestiere ich aus allen meinen Kräften. Der geliebte und verehrte Vetter hat das einzig Rechte getan, er hat mich den Wert der Bildung ermessen gelehrt und den heißen Wunsch in mir erweckt, die klaffenden Lücken der meinen auszugleichen. Es war die größte Förderung, die er mir angedeihen lassen konnte, und nur zu danken habe ich. Nicht nur ihm, auch allen, die meinen Bestrebungen Hindernisse in den Weg legten. Sie ahnen nicht, wie oft mein Gedanke sie segnet. Selbst daß ich mich im Kampf um ein höchstes Gut zu manchem Irrtum und mancher Übertreibung verleiten ließ, hat schlechte Früchte nicht getragen. Die Zeit heilte und half und wandte zum Guten, was sich anfangs als verfehlt dargestellt hatte. Je härter und widerwilliger der Boden war, in dem das Bäumchen meiner Kunst Wurzel schlagen mußte, desto fester stand es, und je grausamer die Mißerfolge gewesen sind, die jeden Schritt am Beginn meiner Laufbahn bezeichnet haben, desto enger schloß sich das Bündnis zwischen mir und meinem vielbestrittenen Talent.

Der Sommer des Jahres 1843 war der letzte, den unsre Großmutter Vockel noch mit uns in Zdißlawitz verlebte. Meine Schwester und ich hatten uns an sie viel inniger angeschlossen seit dem Austritt Marie Kittls aus unserm Hause. Sie war — das bemerkten wir, obwohl sie nie auch nur eine Silbe darüber verlor — mit der neuen Gouvernantenwahl, die Mama getroffen hatte, nicht zufrieden. Ich fühlte deutlich, wie genau unsre Ansichten in diesem Punkte zusammentrafen, und bewahrte dabei dasselbe Schweigen wie sie. Aber die Stille des Einverständnisses zwischen der Großmutter und der Enkelin befestigte nur ihr Bündnis. Weniger Worte sind zwischen Zweien, die einander lieben, wohl nie gemacht worden und nie haben Zwei sich besser verstanden. Immer mit der einen einzigen Ausnahme: weder von meinen Gedichten noch von meinen Theaterstücken (denn als Dramatikerin begann ich mich eifrigst zu betätigen) durfte ich vor meiner Großmutter etwas verlauten lassen. Wohl faßte ich mir einmal ein Herz und sagte ihr: „Weißt du, Großmama, ich schreibe noch immer,“ und wartete gespannt auf den Eindruck, den mein Bekenntnis machen würde. Er schien gering zu sein und äußerte sich bloß durch ein Achselzucken und durch die mit leiser Ungeduld ausgesprochenen Worte: „Nur gescheit!“

Sie sagte das oft und in der verschiedensten Weise. Liebreich, indem sie mir mit ihren feinen Fingern über die Wangen glitt, streng, wenn sie unzufrieden mit mir war. Lob und Tadel, Aufmunterung und Warnung vermochte sie in die zwei Worte zu legen: „Nur gescheit!"

So hatte ich nun doch den abscheulichen Druck vom Herzen, den das Bewußtsein mir verursacht hatte, im stillen etwas zu tun, das sie mißbilligte.

In jenen Tagen verschlang meine Korrespondenz mit Marie Kittl den größten Teil der Zeit, die ich der Ausübung meines „schriftstellerischen Berufes" widmen konnte. Meine Briefe sind — so hoffe ich wenigstens — nicht erhalten. Die ihren befinden sich, vom ersten bis zum letzten, in meinem Besitze. Ich durchblättere sie nicht ohne Grauen. Wie viel Unsinn müssen die meinen enthalten haben, um den Eindruck hervorzubringen, den sie auf meine geduldige Freundin machten! Sie maß dem Vertrauen, das ich ihr schenkte, zu großen Wert bei, um es durch Zurechtweisungen auf das Spiel zu setzen. Je besorgter um mein Wohl sie sich aber zeigte, desto ärger muß ich es mit meinem Geflunker getrieben und die lächerlichsten Gedanken und Gefühle an den Tag gelegt haben. Wie die Melodie auch anhob, das Ende vom Liede wird doch immer dasselbe gewesen sein und ungefähr gelautet haben: „Staune in mir ein Kind von außerordentlichen Gaben und Fähigkeiten an, das zu großen Dingen bestimmt ist." Wie aus einem Spiegel blickt dieses Wunderkind mir aus den Briefen meiner oft ratlosen Führerin entgegen. Ich sehe einen kleinen Affen, der sich vor Vergnügen darüber nicht kennt, daß seine Grimassen ernst genommen werden. Womit habe ich nicht renommiert? Mit welcher Belesenheit mußte ich geprunkt haben, um sie zu dem Geständnis zu veranlassen, daß meine „Literatur" ihr Sorge mache. Welcher tollkühnen Reiterstücke habe ich mich gerühmt, damit sie schreiben konnte: „Je Vous admire dans Vos exploits, mais je suis loin de les approuver." Sie fürchtet nicht nur, daß ich mir den Hals breche beim Reiten und Kutschieren, sondern auch, daß ich durch das Führen der Zügel die Ruhe und Leichtigkeit der Hand verliere. Und wie sehr brauchte ich sie, um die Gemälde, an denen ich arbeitete, auszuführen!

Die leiseste Mißbilligung, zu der meine Freundin sich aufgerafft hat, begräbt sie sogleich wieder unter einem Blumenregen von Zärtlichkeiten und Schmeicheleien. Einem „ma petite Maritscherl a aussi ses défauts" folgt sogleich ein entschuldigendes „les défauts de son âge". In den Augen der Übernachsichtsvollen bin ich „une petite styliste, une jeune personne délicieuse, intelligente", und man darf es ihr sagen, weil sie viel zu gescheit ist, um sich dadurch verwöhnen zu lassen.

Ja, dieser Ton gefiel mir, der tat wohl! Von mir aus dürfte denn auch das Möglichste geschehen sein, um mir die Bewunderung und die Teilnahme meiner gläubigen Getreuen zu sichern.

Auf Kosten der Wahrheit? — ohne Frage. Und doch würde ich mich sehr gewundert haben, wenn mich jemand eine Lügnerin genannt hätte. Zu allem andern bildete ich mir auch noch ein, daß mein Vater, der sich den „Ritter der Wahrheit" nannte, seine heiße Wahrheitsliebe im vollen Maß auf mich

übertragen habe. Auch log ich im Grunde nicht, sondern erlebte im Geiste alles, was meine Briefe von meiner interessanten Persönlichkeit aussagten.

In einer wundervollen Novelle[1]) erzählt Isolde Kurz die Geschichte eines Knaben, mit dem umzugehen seinen Altersgenossen verboten wird, weil er für einen Lügner gilt. Alle Kinder halten sich von ihm fern, nur ein junges Mädchen schließt sich ihm an und schenkt ihm Glauben, als er ihr verspricht, sie in ein schönes, geheimnisvolles Reich zu führen, zu dem er den Zugang entdeckt hat. Die Kinder begeben sich oft auf den Weg dahin, ohne je ans Ziel zu kommen. Nach einiger Zeit trennt sie das Leben, der Knabe stirbt, und viele Jahre später steht seine ehemalige Spielgenossin an seinem Grabmal. Längst entschwundene Erinnerungen leben auf, und sie sagt sich: auf diesem Denkstein sollte stehen: Hier ruht ein Dichter.

Eine Analogie besteht zwischen diesem Knaben und dem großsprecherischen Kinde, das ich gewesen bin. Wir spiegelten den andern vor, was unsre Phantasie uns vorgespiegelt hatte.

Von langer Dauer sollte meine erträumte Herrlichkeit aber nicht sein. Ich stand am Morgen der bittersten Tage in meiner Kinderzeit.

Ehe wir Wien verließen, hatte Freund Fladung meiner Schwester und mir seine beiden letzten Werke geschenkt. Fritzi erhielt eine kleine römische und griechische Götterlehre, ich einen Leitfaden der Astronomie. Das Büchlein war hübsch eingebunden, ich stellte es neben meinen Schiller auf den höchst einfachen Tisch, den ich mit dem Namen „mein Sekretär" dekoriert hatte, und beeilte mich, Fräulein Marie mitzuteilen, daß ich jetzt auch Astronomie studiere. Um mich vor mir selbst nicht zu sehr schämen zu müssen, werde ich wohl den zierlichen Band auch wirklich aufgeschlagen haben.

Was las ich da gleich auf der ersten Seite? Nicht so wie der Katechismus es lehrte, war die Welt erschaffen worden. In Perioden von unermeßlicher Dauer erst hatte unsre Erde sich aus einem feuerflüssigen Ball, der die Sonne umflog, zu dem schönen Planeten gestaltet, den wir bewohnen. Der Katechismus irrte und auch die kleine Bibel, die wir auswendig gelernt hatten und in der es hieß:

„Und Gott machte zwei große Lichter: ein großes Licht, das den Tag regiere, und ein kleines Licht, das die Nacht regiere, dazu auch Sterne. Und Gott setzte sie an die Feste des Himmels, daß sie schienen auf die Erde . . ."

Nein, nein, dazu nicht! die waren nicht geschaffen, damit wir uns an ihrem Anblick erquicken und erbauen. Die waren da für sich selbst und die meisten von ihnen so viel größer als die Erde, wie sie größer ist als ein Stäubchen, das im Sonnenstrahle tanzt.

Und ich auf diesem Stäubchen, was bin dann ich? Ein tödlicher Schmerz ergriff mich bei der Frage, auf die ein Gefühl trostloser Verlassenheit, völligen Vernichtetseins antwortete.

Der alte, liebe Freund, der mir sein Büchlein so arglos in die Hand gelegt, hatte nicht geahnt, welchen Sturm es erregen würde. Auch war es

[1]) „Werthers Grab". Erschienen in der „Deutschen Rundschau", April 1900, Heft 7. Die Redaktion.

nicht das erste Mal, daß ein Begriff der Unermeßlichkeit des Weltalls mir hätte aufsteigen können. Wenn Onkel Moritz uns in Zdißlawitz besuchte, stellte er an hellen Abenden ein Fernrohr auf, das sonst wohlverwahrt in Papas Zimmer ein nutzloses Dasein führte, und ließ uns den Mond betrachten, den Saturn mit seinem Ringe, den Jupiter mit seinen Satelliten. Er hatte uns auch gesagt, daß unsre Erde, zwischen dem Monde und der Sonne schwebend, ein Bild ihrer Vergangenheit und ihrer Zukunft habe. War ich damals noch zu kindisch, um mir über diesen Ausspruch Gedanken zu machen? Habe ich nicht gefragt, hat mein Vetter mir nicht Rede gestanden? Ich wußte es nicht mehr, klar wurde mir nur: wenn ich mich seiner Worte auch besann, ihre Bedeutung begriff ich erst jetzt. Die Erde wird sterben, wie der Mond gestorben ist. War sie denn nicht dein Lieblingskind, mein Gott, weil du deinen eingebornen Sohn geschickt hast, um die Menschen zu erlösen . . . Die Menschen? was sind die? Dasselbe jeder, was ich bin: ein Hauch, über ein Stäubchen geweht; ein Nichts in der Unendlichkeit. Wie hatte ich mich gefühlt, als ich noch zum gestirnten Himmel emporsah und dachte: Auch mir zur Erquickung und Freude hat euch Gott, der Herr, ans Firmament gesetzt, ihr blinkenden Lichter, Edelsteine aus seiner Krone, himmlische Smaragde, Rubine und Diamanten! Und jetzt kreisten sie dort oben, in Zahlen nicht auszudenken, in unermeßlichen Fernen und furchtbarer Größe — kalt, hoffärtig und fremd. Ihn aber, der dieses Unermeßliche geschaffen hatte, wie durfte ich wagen, ihn Vater zu nennen? Er war mir entrückt, und mitten im Gebete bedrängte mich die Frage: „Gelangt meine Stimme bis zu ihm? Weiß er von mir? Habe ich einen allmächtigen, gütigen Vater, der die Haare auf meinem Haupte gezählt hat?“ . . . Bei Tage wurde ich Herr über meine schweren Gedanken, zu schwere für einen Kinderkopf. Wenn ich aber des Nachts erwachte und sie kamen, da war ich ihre Beute. Oft konnte ich mir nicht helfen und schrie laut im Schmerze meiner Zweifel. Meine Schwester, aus dem Schlafe gerissen, fuhr erschrocken auf und wollte wissen, was mir sei? — Und ich beruhigte sie: „Nichts, gar nichts, — ich habe nur von etwas Schrecklichem geträumt.“ Da wußte ich im voraus: gleich wird meine geliebte Furchtsame den Kopf unter die Decke stecken und rufen: „Erzähl mir's nicht! Erzähl mir's nicht!“

Am Morgen sah ich dann blaß und elend aus, und Fritzi sagte: „Sie hat wieder einen so bösen Traum gehabt.“

Nicht bei ihr und bei keinem konnte ich Hilfe holen in meiner Seelenqual. Ich glaubte jedes Wort zu hören, das sie, das jeder der Meinen mir entgegnen würde, wenn ich versuchen sollte, auszusprechen, was mich beängstigte und verwirrte. Und den Brief, den ich von meiner treuen Marie bekäme, nachdem ich sie eingeweiht hätte in meine Bekümmernisse, den meinte ich auch ungeschrieben lesen zu können.

So blieb denn nur mein geistlicher Führer — Pater Borek.

Zu ihm kam das Kind, das ihm schon von der ersten Beichte an Sorge bereitet hatte. Nicht losgestürmt kam es. Leise und zagend schlich es heran. Hohe Röte stieg ihm in die Wangen, und die Zunge klebte ihm am Gaumen,

als es fragte, ob Hochwürden auch wisse, daß Gott die Erde nicht in sechs Tagen geschaffen, sondern dazu ungeheuer lange Perioden gebraucht habe?

Nein, wirklich, davon wußte Hochwürden nichts; aber woher mir diese Kenntnis kam, hätte er gern erfahren.

Ich holte den Quell herbei, aus dem ich meine Gelehrsamkeit geschöpft hatte, Fladungs Leitfaden der Astronomie. Pater Borek las nur den Titel und sagte lächelnd, dieses Buch hätte ein Mensch geschrieben; es sei besser, sich statt an menschliche an die göttliche Weisheit zu halten. Was wir zu wissen und zu glauben haben, hat uns Gott durch seine Propheten in den heiligen Schriften geoffenbart. Daß er sich einem Gelehrten geoffenbart hätte, war dem geistlichen Herrn nicht bekannt, und ihm auf diesem Wege beizukommen, unmöglich. Er glaubte an die heilige Schrift, nicht an die Astronomie, und er tat sie ab mit dem einen Worte: „Menschenwerk". Nun hatten sich aber zu meinen Zweifeln an der biblischen Schöpfungsgeschichte noch viele andre gesellt. Außer den „Nouvelles heures à l'usage des enfants" besaß ich jetzt auch einen kleinen, bilinguenen „Paroissien Romain", der mich instand setzte, unserm Pater Borek, wenn er uns die Bedeutung der einzelnen Vorgänge bei der heiligen Messe rekapitulieren ließ, die betreffenden Stellen in der majestätischen und melodischen Sprache der Kirche herzusagen.

Da waren viele, die mir zu denken gaben; da war unter andern die bei der Konsekration: „Deus, qui humanae substantiae dignitatem mirabiliter condidisti" . . . Ich konnte es nicht verstehen. Wenn die ersten Menschen wirklich vorzüglich gewesen wären, wie hätten sie sündigen können, wie hätten sie den unbegreiflichen, unentschuldbaren Ungehorsam gegen Gott begehen können? Er hatte ihnen das Paradies geschenkt, war zu ihnen gekommen, die Glückseligen hatten sein Angesicht gesehen und seine Stimme gehört . . . Und mehr als dem, was diese göttliche und liebevolle Stimme ihnen sagte, hatten sie dem Gezisch einer elenden Schlange geglaubt und über ihrem scheußlichen Anblick den des Allgütigen vergessen? Die das vermochten, die waren nicht in einem Zustande der Vollkommenheit geschaffen worden; das war ein Widerspruch, über den ich immer wieder nachdenken mußte, so dringend Pater Borek mich auch beschwor, das unselige Grübeln aufzugeben. Ich aber hatte gar nicht das Bewußtsein, daß ich grübelte. Ich tat's ja nicht mit Absicht, es kam von selbst, fiel mich an und schnürte mir das Herz zusammen; ich empfand einen physischen Schmerz dabei, wie neulich während der Wandlung. Da hatte — gerade da, und es war entsetzlich gewesen — der Zweifel mich ergriffen: „Bist du bei uns, mein Heiland? Es sind auf der Erde vielleicht Millionen Kirchen, und in hunderttausenden wird vielleicht in diesem Augenblick zur Wandlung geläutet, und überall sollst du in Brotgestalt erscheinen. Bist du auch bei uns? bist du da, mein Heiland? und warum fühl ich's nicht? warum weiß ich's nicht gewiß?"

Pater Borek hörte diese Bekenntnisse in stiller Ergebung an; er zürnte mir nicht, aber traurig hatte ich ihn wieder gemacht. Meistens nahm er dann seine Zuflucht zu dem Wunder und wiederholte eindringlich: „Mein liebes Kind, wir sollen das Wunder verehren, an das Wunder glauben, aber nicht

fragen: wieso? wie kann das sein? Wenn es sich erklären ließe, wäre es kein Wunder."

Nie ein hartes Wort, kaum je ein tadelndes. Nie eine Andeutung, daß es außer der guten Macht auch eine böse gebe, einen unheimlichen Versucher, der frevelhafte Gedanken in uns erwecke, unsre Andacht störe, uns irre zu machen suche in unsrem Glauben — nie eine Warnung vor dem Teufel.

„Mein Kind, ich werde morgen in der heiligen Messe recht andächtig für Sie beten."

So sah seine Strenge aus.

Wenn ich dann am Sonntag in die Kirche kam und ihn, der für mich beten wollte, an den Altar treten sah, war's vorbei mit Grübeln und Zweifeln. Da war ich nichts andres, als ein demütiges, kleines Geschöpf, das auf den Knien lag in Anbetung des Herrn der Welten. Ich freute mich der Kämpfe und Leiden, die der schönen Stunde vorangegangen waren, mit denen ich sie vielleicht hatte erkaufen müssen: „Schick mir nur Leiden, ich will ja leiden," klang mein Gebet immer aus.

Daß meine angeborene und unverwüstliche Fröhlichkeit sich auch während jener Werdetage bei mir eingefunden hat, muß ich der getreuen nachsagen. Sie kam höchst überraschend, manchmal in ganz unpassenden Augenblicken, und sie ließ sich nicht verleugnen wie die Verzweiflungsanfälle. Und wenn meine Schwester mich erstaunt fragte, warum ich heute gar so lustig sei, konnte ich ihr keine Ursache dafür angeben. Ich hatte ein herrliches Gefühl von Glück — ich hatte es — „halt so"; es war das beste, das es gibt, das grundlose.

Ein Glück, das Grund hat,
Geht mit ihm zugrunde stündlich,
Und nur ein grundlos Glück
Ist tief und unergründlich

sagt der Dichter-Philosoph Hieronymus Lorm, so weise wie schön.

Gegen Ende des Sommers jedoch fand ein Glück sich ein, das uns sehr echt erschien, obwohl es einen Grund hatte.

Die Zeit der Schulferien war da und brachte uns unsre Brüder heim. Der ältere entwickelte sich zu dem, was man bei uns „einen Prachtbuben" nennt, der jüngere, immer gleich schmächtig und gleich kampffreudig, hatte an dem Erstgebornen einen Schutzengel, der ihn nie aus den Augen ließ, für ihn einstand, den kleinen, hitzigen Angreifer auch im ungerechtesten Streite verteidigte. In diesem Jahre wurden die Knaben von einem alten Herrn begleitet, einem emeritierten Erzieher und großen Kinderfreund. Er war von hoher, hagerer Gestalt und zu gebrechlich, um an unsern Spielen teilzunehmen, bildete aber einen wohlwollenden Zuschauer und Kampfrichter. Sehr gern wohnte er auch dem Reitunterrichte bei, den Papa, der selbst ein vorzüglicher Reiter war, uns erteilte.

„Sie machen das gut, Sie machen das gut," bekamen wir dann oft von ihm zu hören, und dabei bewegte er die langen Zeige- und Mittelfinger der

längsten Hand, die ich je gesehen habe, vor unsern Gesichtern auf und ab: „Ja, wenn Sie alle Lektionen mit solchem Eifer nehmen würden, da hätten Ihre Lehrer bessre Zeiten.“

Unseres Fräuleins Karoline nahm er sich väterlich an, verwies mir meinen Übermut und ihr ihre Gereiztheit; während seiner Anwesenheit herrschte immer Frieden zwischen uns.

Traurig, daß die Tage der Anwesenheit unsrer Brüder in Zdißlawitz nur — das war genau ausgerechnet! — nur zwölf Stunden hatten. Sie verflogen doppelt so schnell wie alle andern Tage. So bald war wieder der Morgen da, an dem die angehenden Gymnasiasten ins Institut zurückkehren mußten. Sie haben dort keine besonders guten Zeiten verlebt, aber nicht geklagt, denn sie waren tapfere kleine Buben. Trotzdem wußten Fritzi und ich genau, wie ihnen ums Herz war, wenn sie in den Wagen stiegen, der sie zur Bahnstation bringen sollte. Noch ein Händedruck, noch eine Umarmung, noch ein tröstendes Wort Papas: „Wir sehen uns bald wieder!“ und fort waren sie ... Wir standen noch eine Weile im Hofe und winkten mit den Taschentüchern, wenn der Wagen aus dem Tore fuhr, im Bogen am Gartengitter vorbei, und nun rasch auf der abwärts führenden Straße hinunterrollte. Dann liefen wir, und die kleine Sophie mit uns, in das Zimmer Großmamas, an das Fenster, an dem ihr Arbeitstischchen vor dem Bild der hingegangenen Levrette stand und begleiteten die Reisenden in Gedanken. Jetzt sind sie am Ende des Schloßbergs angelangt, jetzt geht es links eine Strecke auf ebenem Wege zwischen Feldern und Obstbäumen am Wassergraben vorbei, an dem die jungen Pappeln stehen, an der Wiese, auf der große Scharen Gänse weiden, die hochmütigsten der ganzen Umgebung. Sie bilden sich gewiß ein, daß sie von Gott weiß welchen kapitolinischen Ahnen stammen, die Weltentdeckersgelüste nach der Hanna verschlugen. Und jetzt kann man den Wagen noch im Flug erblicken, und die Brüder sehen vielleicht gar uns am offnen Fenster. Die kleine Sophie meint, wenn sie uns sehen, können sie uns auch hören und ruft: „Adieu, meine Brüder!“ und schwenkt wieder ihr Tüchlein. Noch ein zweitesmal wird der Wagen sichtbar, ganz klein, ganz fern, wenn er den Berg hinauf fährt, den letzten, auf dem wir eine Fahrstraße noch auszunehmen vermögen. Und die uns dort entschwinden in der Ferne, die beiden, die wenden sich jetzt gewiß noch einmal zurück und sagen zueinander: „Da sieht man's noch, das Schloß“ ... Grüße fliegen hin und her durch die Luft, Grüße einer Liebe, die felsenfest gestanden hat in der verrinnenden Zeit, unwandelbar im wechselvollen Leben.

(Schluß folgt.)

Schiller und das Jahrhundert.

Von

Richard Fester[1]).

Zum zweiten Male wird heute, wo nur Deutsche beieinander wohnen, Schillers Andenken gefeiert. Marbach und Weimar sind den nachgeborenen Geschlechtern zu Richtpunkten geworden. Wie Geburt und Grab begrenzen sie den Tatensturm eines ebenso kurzen wie reichen Künstlerlebens. Unsre Eltern und Großeltern haben noch einmal seine Laufbahn durchmessen, als sie 1859 ihre Blicke nach der schwäbischen Heimat des Dichters richteten. Die Säkularbetrachtungen von 1905 haften an einer Bahre. Es bestimmt den Charakter beider Gedenktage, daß am 10. November 1859 vor den Zeugen jenes Tages ein Drama vorüberzog, das aus dem Engen ins Große führte, während wir heute unvermittelt in den letzten Akt einer Tragödie zurückversetzt werden.

Marbachs Name ist auf aller Lippen. Wer es einmal an einem schönen Sommertage gesehen hat, wird durch die Erinnerung daran sein ganzes Leben begleitet und beglückt. Das malerische Städtchen zwischen Obstbäumen auf dem Steilrande hoch über dem Neckar hat den Wanderer schon erobert, ehe er die krummen Gassen mit ihren schmucken Giebelhäusern betritt. Der bäuerliche Charakter streift selbst von dem einzigen Wohnzimmer der Familie Schiller den Eindruck der Kümmerlichkeit hinweg. Als ob die Zeit stillgestanden wäre, rauscht noch heute das Wasser in dem Brunnen wie Anno 1759, schaut die Brunnenfigur des wilden Mannes auf uns herab wie auf das spielende Kind mit der rötlichblonden Mähne.

> Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
> Sie umflattert den fröhlichen Knaben.

Eine rechte Dichterwiege und ein Idyll ist dieses Marbach. Man müßte Mörike und Schwind zu Hilfe rufen, um es gebührend zu schildern. Alles, was das Wort „Heimat" umschließt, wird hier in uns lebendig und flüssig. Aus solchen Wurzeln dichterischer Kraft haben sich den heimischen Obstbäumen

[1]) Gedächtnisrede, gehalten am 9. Mai in der Aula der Universität Erlangen.

vergleichbar Justinus Kerner und Eduard Mörike entwickelt. Auch den schwäbischen Auswanderer begleitet von hier aus die Hoffnung. Wie es Jakob Grimm 1859 gewünscht hatte, erhebt sich heute außerhalb des Ortes vor dem weithin sichtbaren, leuchtenden Bau des Schillermuseums das Standbild des Dichters. Auf Marbacher Grund und Boden, schaut er doch als ein Bürger der Jahrhunderte, welche kommen werden, weit in das deutsche Land, in die offene Welt hinaus.

Ganz andre Gefühle und Gedanken werden in uns wach, wenn wir das Weimarer Schillerhaus betreten. Das Gefühl der Empörung, daß der Liebling der Nation im Leben nicht besser gebettet war, weicht der tiefsten Erschütterung, sobald wir die Schwelle des Sterbezimmers überschritten haben. Nicht alles ist hier noch genau so, wie es am 9. Mai 1805 war. Die Tapete in Schweinfurter Grün und die roten Gardinen sind von pietätvoller Hand wiederhergestellt. Möbel und Hausrat sind nicht gerade für diese Stube bezeugt. Was uns hier so greifbar wird wie nie zuvor, ist ein andres. Das Lager des Dichters stand sonst in der anstoßenden schlechten Kammer. Erst in seiner letzten Krankheit hat man es in seine Geisteswerkstätte aufgeschlagen. Da liegt er, wie ihn Jagemann gezeichnet hat, mit den von Meister Tod schon herausgemeißelten edlen Zügen, und sein Scheideblick fällt auf seinen Schreibtisch und den unvollendeten „Demetrius“. Erst hier wird es uns eigentlich klar, welche Hoffnungen der 9. Mai begraben hat.

Aus dem Freundesmunde Goethes sollte die Welt zuerst erfahren, wie sich jeder Wunsch an den Lebenswürdigen geklammert hielt. Den Weimarern brachte die Trauerkunde keine Überraschung. Durch Goethes „Epilog zu Schillers Glocke“ zieht wie ein Grundakkord die lange, bange Vorahnung des Verlustes. „In traurig schönen Jahren“ hatte er schweres Leiden und kümmerliches Genesen „leidend miterfahren“. Hier läßt sich nichts abschwächen oder gar beschönigen. Das Leben unsres größten Dramatikers war kein bürgerliches Drama, sondern eine Tragödie. Die Katastrophe von 1791 ist durch die notgedrungene riesige Überanstrengung eines schwachen, schon geschwächten Organismus herbeigeführt worden. Die Hilfe in der höchsten Not und die reichlicheren Einnahmen der späteren Jahre haben die Sorge von seiner Schwelle niemals ganz zu verbannen gemocht. Besser als die kurzsichtigen Ärzte wußte Schiller seitdem, daß seine Tage gezählt waren. Jedes seiner Dramen vom „Wallenstein“ bis zum „Tell“ ist ein Testament. Hinter jedem gelungenen Werke steht der große Würger mit der Sense. Die Tage des Interregnums zwischen einer vollendeten Arbeit und der Entscheidung für einen der drängenden Entwürfe sind ein verzweifelter Kampf des Geistes mit der Materie. Er kennt jetzt „das Los des Schönen auf der Erde“ und wird nicht müde, davon zu singen und zu sagen. Die „Nänie“ ist sein eigenes Totenlied. Aber nicht kampflos räumt er das Feld. Sehen Sie sich Jagemanns Zeichnung an. Das ist kein stiller Dulder. So hat sich Schiller selbst seinen Max Piccolomini gedacht, als er ihn mit wehenden Haaren zum Schwedengraben heransprengen ließ. In diesen Mienen ist der Trotz des gefallenen Helden auch durch den Überwinder nicht gebrochen.

„Auch das Schöne muß sterben.“ Um Raffael, Mozart, Schubert erhebt sich immer wieder die Klage, wo schönheitsdurstige Seelen beisammen sind. Um Schiller trauern wir fast noch mehr, weil wir die Größe des Verlustes ganz ermessen. Wenn Goethe nicht älter geworden wäre als sein Freund, so wären wir heute ärmer um die Mehrzahl der Balladen, um „Hermann und Dorothea“, „Natürliche Tochter“, „Pandora“, „Dichtung und Wahrheit“, „Wahlverwandtschaften“, „Westöstlichen Divan“, „Wanderjahre“ und die größere Hälfte des „Faust“. Wir wären ärmer um den Freundschaftsbund der Dioskuren. Wir würden neben dem jungen Goethe den Patriarchen von Weimar und sein weltumspannendes, mildes Regiment über die Geister entbehren. Entwürfe, Briefe, Fragmente müßten uns für eine Welt entschädigen, die wir ahnten, ohne sie nachschaffen zu können. Was ist uns Schillers dramatischer Nachlaß, und was könnte er uns sein, von dem Plane einer römischen Geschichte ganz zu geschweigen! Den „Demetrius“ hat Goethe vollenden wollen, um sich den Verlust des Freundes durch Fortsetzung seines Daseins erträglicher zu machen, und davon Abstand genommen, weil er, der Größere und Reichere, gerade das nicht gekonnt hätte. Wer sagt uns, daß Schiller, wie er in den fertigen Szenen des „Demetrius“ alle seine älteren Dramen übertraf, nicht auch nach diesem scheinbaren Maximum seiner Kunst wie bisher immer neue Probleme siegreich überwunden hätte?

Da kommt das Schicksal — Roh und kalt
Faßt es des Freundes zärtliche Gestalt.

Wenn irgendwo und irgendwann drängt sich hier die Frage auf die Lippen, ob unsre Weltordnung die beste ist. Seit dem Dichter des Buches Hiob hat die Menschheit mit diesem schwersten aller Rätsel gerungen. Mit Spott und Hohn übergießt Voltaire einen kindischen Optimismus. Ein neues Zeitalter, das der französischen Revolution, versucht die Weltbejahung und verneint sich selbst. Ein schwarzes Unwetter zieht über Europa herauf. Ein Jahr nach des Dichters Tode entlädt es sich über seiner zweiten, thüringischen Heimat. Groß und gewaltig wie Hiobs zürnende Klage erhebt sich über eine in ihren Grundfesten erschütterte Welt der Weltschmerz eines Byron und Leopardi. Größer und gewaltiger ist die siegreiche Weltbejahung unsrer am schwersten betroffenen Ahnen. Wenn wir heute wie vor hundert Jahren gegen Verzweiflung gewappnet sind, so verdanken wir das an erster Stelle dem heroischen Kämpfer, dem sich in dieser Stunde das Andenken der Trauer erneuert.

Jenes Unwetter hat sich verzogen. Der Regenbogen, der farbige Abglanz des Lebens, steht als Zeichen der Versöhnung für jeden, der ihn sehen will, heute noch am Himmel. Unbeirrt durch die Verwüstung, erbauten unsre Denker und Dichter der Nation eine neue Welt, indem sie das sonnenhafte Element des menschlichen Auges entdeckten. Wohin uns Goethe auch führen mag, auf Bergeshöhen, in Schluchten oder in das Labyrinth der Brust, überall belebt und erwärmt sich das Leblose und Starre unter seinen Künstlerhänden. So sehr sich Schiller empört, wenn ihn der Menschheit Leiden umfangen, wird ihm doch der schwere Panzer zum Flügelkleide und trägt ihn über des

Erdenlebens schweres Traumbild empor. Auf verschiedenen Wegen gelangen beide dazu, „die Angst des Irdischen" von sich zu werfen und des Rätsels Lösung in den Rätselworten: „Stirb und werde!" zu finden. Zwischen beiden besteht kein Gegensatz wie zwischen Realismus und Idealismus. Der eine ist genau so real wie der andre ideal. Aber der eine verbindet uns mit der ewigen Natur, der andre mit dem ewigen Reiche der Geister. So wie uns beide in die Schöpfung hineinstellen, erweitern und verschönern sie unser Dasein. Ihr Wirken geht in die Breite und in die Tiefe. Beide vollenden, was der tiefste Denker der Epoche, Kant, der Welt geschenkt hatte. Sie lehren uns nicht begriffmäßig, sondern im Bilde, wie es nur von unserm Willen abhängt, an dem Aufbau der natürlichen und geistigen Welt, jeder an seinem Teile, allen Zerstörern zum Trotze mitzuwirken.

Die Führer der Völker waren in früheren Jahrhunderten Propheten und Religionsstifter, Heerführer und Staatenlenker. Für die Epoche von 1800 wurde es bedeutsam, daß zwei Dichter das Werk eines Denkers vollendeten. Nach ihnen haben uns Freunde und Verächter das Volk der Denker und Dichter genannt. Nach ihnen wird man uns nennen, solange wir uns selbst nicht aufgeben. Die Frage, was uns Schiller war, was er uns ist und sein wird, wäre falsch gestellt, wenn wir auch nur einen Augenblick vergäßen, daß sein Name ewige, sittliche Werte umschließt. Jedes Irdische zahlt der Zeit seinen Tribut. Das Unsterbliche übersteht auch den Wandel der Zeiten. Der Areopag und die Erinnerung an Salamis müßten für uns sein, was sie dem Volke von Athen gewesen sind, wenn Äschylos noch so zu uns sprechen sollte wie zu den Söhnen und Enkeln der Marathonkämpfer. Jeder künstliche Wiederbelebungsversuch seiner Dramen verstärkt selbst dem Kundigen, wenn er aufrichtig ist, den Eindruck der Starrheit einer versunkenen Welt. Ihr volles Verständnis wird sich nur ernstem Studium erschließen. Den Geistergruß aus weiter, weiter Ferne vernimmt auch heute noch jedes empfängliche Ohr. Die Götter Griechenlands sind uns nicht mehr, was sie den Führern der deutschen Renaissance einmal gewesen sind, aber an dem Feuer, das Schiller und Goethe auf den wieder aufgerichteten Altären der Alten entzündet haben, wärmen wir uns wie unsre Eltern und Voreltern. Von Geschlecht zu Geschlecht vererbt sich ein reiches Erbe. Sein Grundstock ist und bleibt ein Geschenk des Himmels. All unser Wähnen und Meinen kann seinen Wert nicht verändern. Die Völker aber haben Rede und Antwort zu stehen, ob sie das Erbe erworben haben, um es zu besitzen.

Schiller hat aufrichtige Geister erzogen. Die treuesten seiner Getreuen fechten heute die Erbschaft an. Was — fragen sie — hat der Dichter mit den lautesten seiner Nachbeter gemein? Er war nicht gläubig im Sinne der Gläubigen. Er war kein Mann des Volkes im Sinne der Demokraten. Er war kein Fürstendiener und doch überzeugt, daß die Besten zur Herrschaft berufen sind. Er war kein Gassenprediger der Freiheit, weil er die wahre Freiheit in dem Reiche der Träume suchte und im eignen Bewußtsein fand. Er hat den Philistern und Dilettanten ewige Feindschaft geschworen. Er hat noch nicht Humanität und Nationalität verwechselt. Er hat vorausgesehen, daß man

in andern Weltteilen den Negern die Ketten abnimmt, um sie in Europa den Geistern anzulegen. Er hat zu dem Adlerhorste seiner Kunst nur einen sicheren, aber steilen Zugang gelassen, der durch Geschichte und Philosophie hindurchführt. Er darf den Festrednern, die in ihm nur sich feiern wollen, zurufen: Ihr gleicht dem Geist, den ihr begreift, nicht mir.

Wer aber wollte deswegen die Erbschaft für erschlichen halten! Wir dürfen vom Christentume reden und wissen doch alle, wie weit seine Bekenner von der Nachfolge Christi entfernt sind. Sollen wir klüger sein als der Dichter des „Mädchens aus der Fremde"? Wenn die wahre Poesie von Himmelshöhen zu der bedürftigen Menschheit herabsteigt, entfernt sie durch ihre Würde die Vertraulichkeit, und dennoch heißt sie alle willkommen, teilt Blumen und Früchte aus und entläßt keinen unbeschenkt. Sie wohnt nicht unter uns. Woher sie gekommen ist, dahin kehrt sie zurück. Dem einen ist sie ein lieber Gast, dem andern eine Last; dem dritten erscheint sie gar als Feind, weil ihm nach Goethes Worten ihr „Wesen, wie sie ist, im stillen ein ewiger Vorwurf ist". Die ästhetische Erziehung wird immer an der überwiegenden Prosa unsres Weltzustandes ein unübersteigliches Hindernis finden. Seien wir dankbar, daß jeder Lenz das Nahen der Himmlischen verkündigt, daß junge und alte Herzen ihr immer wieder entgegenschlagen, und verkümmern wir uns nicht die Freude über ihre Botschaft durch einen Fanatismus der Aufrichtigkeit, der im Grunde nicht mehr besagt, als was immer war und immerdar sein wird.

Noch weniger sollen die Gegner und Hasser Schillers heute unsre Kreise stören. „Ich habe oft bemerkt," sagt Schiller einmal, „daß die Halbkenner und unreifen Köpfe viel schwerer zu befriedigen sind als die Meister und die Kenner, bei welchen sich immer eine gewisse Großmut und Liberalität des Urteils findet. Wer reich ist und innere Fülle besitzt, kann auch andern geben, ohne daß er sich dadurch arm macht. Wer aber selbst arm ist, der fühlt sich einen Augenblick reich, wenn er andern nimmt." Sobald sich der Widerspruch gegen unreife Bewunderung nicht gegen die Jünger, sondern gegen den Meister richtet, ist er nicht minder unreif. Das Geschrei des gebildeten Pöbels, der deutsche Anhang des nordischen Nebelmannes irrt uns ebensowenig wie die freche Losung der jeweils Neuesten, die sich grenzenlos erdreusten. Wir wissen jetzt, daß das tausendköpfige Ungeheuer des Publikums vor geöffneter Szene sich aus tausend Individuen mit tausendfacher Abstufung des Stumpfsinns, der Empfänglichkeit, des Verständnisses, des Geschmackes zusammensetzt. Wir verlangen nicht von dem Weltlauf das Unmögliche, indem wir die Frage wiederholen, wie die Nation mit dem Pfunde gewuchert hat, was ihr Schiller war und sein wird. Denn das wundervolle Doppelstandbild Meister Rietschels in Weimar ist doch wahrlich mehr als ein Stück literarischer Vergangenheit in Erz.

So wird denn der prüfende Betrachter grade den Bekenntnistagen des 10. November 1859 und des 9. Mai 1905 eine monumentale Bedeutung beimessen. Nicht mit Unrecht führt die zweibändige Sammlung aller Gedächtnisreden, Toaste und Festdichtungen von 1859 den Titel „Schillerdenkmal". Wie ein Meilenzeiger erhebt es sich zwischen uns und jenen Zeiten der frischen

Trauer, als W. v. Humboldt an Goethe schrieb: „Schillers Lehre stand eigentlich im Widerspruch mit der Welt, wurde bald übersehen, bald verkannt. Aber solange er lebte, war sie, wenigstens für uns, seine Freunde, das eigentlich Geltende. Jetzt, da er dahin ist, haben die andern die Übermacht.“ Das Geräusch auf den literarischen Heerstraßen hat es zu allen Zeiten erschwert, dem stillen Gange der Geister nachzugehen. Was 1859 die Übermacht hatte, würden wir ohne die Schillerfeier nie in diesem Maße erfahren haben. Nach rückwärts und vorwärts schätzen wir heute von jenem Gedenktage aus Nähe und Entfernung.

Freilich, an zwei Worte Schillers werden wir stets denken müssen, wenn wir uns nicht verschätzen wollen. „Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen,“ heißt das eine; „der Mensch, wenn er vereinigt wirkt, ist immer ein großes Wesen, so klein auch die Individuen sind und die Details ins Auge fallen,“ lautet das andre. Der erste Eindruck des modernen, unbefangenen Lesers ist ein Erschrecken über die Verheerungen, die Uhlands unbedachte Aufforderung „Singe wem Gesang gegeben“ angerichtet hatte. Die Redner von 1859 verschwinden fast unter den Sängern, und die trostlose Hochflut gereimter plattester Prosa schwemmt auch die wenigen wirklichen Seherworte aus Poetenmunde hinweg. Unter dem Göttermantel der Goetheschen Lyrik haben alle lyrischen Individualitäten des vergangenen Jahrhunderts Platz gefunden, während die Nachahmer Schillers wie die Nachahmer Michelangelos und Richard Wagners Manieristen geworden sind, weil pathetische Kunst keine individuelle Nachahmung verträgt. Den Säkularpoesien von 1859 aber tut man zuviel Ehre an, wenn man sie mit den Epigonendichtungen der Nachtreter Schillers vergleicht. Wie sie sich hoffentlich nicht wiederholen werden, mögen sie allen Zeiten zum warnenden Beispiel dienen, wohin die scheinbar harmlose Gepflogenheit des Deutschen, seinen Hausgebrauch an Liedern selbst zu schaffen, führen kann. Auch in der Prosa jener Tage stört uns ein Wortschwall, der dem inneren Gehalte nicht immer entspricht. Die klassische Kürze und die Gedankenwucht unsrer Klassiker ist den Epigonen von 1859 verloren gegangen. Aber der unmittelbaren Heuchelei begegnen wir bezeichnenderweise nur im Verse, wenn auch selten mit solcher Naivetät wie in der allzu deutsch-amerikanischen Versicherung des „Kalifornischen Festgesanges“:

Dort, wo am Uferrand,
Waschend den goldnen Sand,
Emsig der Deutsche schafft,
Dort denkt man dein.

Der zweite und nachhaltigere Eindruck ist die Erkenntnis der engen Fühlung jener Generation mit Schillers Ideenwelt. An den Grenzen deutscher Kultur mochte der Grazer Germanist Karl Weinhold wohl zu der Ansicht neigen, daß die Menge ein Bild umjauchze, das wenig Züge des gereiften Dichters und Denkers trage, während in Frankfurt nicht minder aufrichtig der Philologe Classen versicherte, daß die innige Vertrautheit mit Schillers Werken dem Redner von allen Seiten entgegenkomme. Noch lebten Zeugen genug aus dem Blütealter unsrer Dichtung. Den Berliner Studenten erzählte

ihr Rektor, der Schöpfer der modernen griechischen Altertumskunde, Boeckh, aus seinen jungen Jahren, wie die Hallenser Musensöhne 1803 ihre Professoren um Ausfall der Nachmittagsvorlesungen baten und zu Roß und zu Fuß nach Lauchstädt, der Sommerbühne Weimars, zogen, so oft dort ein Drama Schillers gegeben wurde. Wer denkt da nicht jener Aufführung der „Braut von Messina" am 3. Juli 1803, als der Donner des Himmels die Donnerworte des Dichters begleitete und der Sänger und sein Publikum tiefergriffen der gewaltigen Doppeloffenbarung von Natur und Geist lauschten. Dem Erlanger Redner, Döderlein, tauchte aus dem Schatze seiner Erinnerungen die köstlichste von allen auf, wie er als zehnjähriger Junge, an Schillers Knie geschmiegt, zum ersten Male den „Wallenstein" sehen durfte oder ein andermal auf seine kindischen Fragen nach dem Apfelschuß von dem Schöpfer des „Tell" schlichtleutseligen Bescheid erhielt. Wer dem hochgewachsenen, bleichen Manne mit der gesenkten Kopfhaltung im Leben nicht begegnet war, wer nicht von jenen Andächtigen abstammte, die entblößten Hauptes in Leipzig dem Dichter nach der Aufführung der „Jungfrau" ein Spalier der Ehrfurcht gebildet hatten, freute sich wenigstens, wie Virchow, in der edlen Tochter Friedrichs und Charlottes, Emilie von Gleichen-Rußwurm, ein sprechendes Abbild des Vaters gesehen zu haben. Wie ein Hohn klang es, wenn der sächsische Minister v. Beust versicherte, die Zeit der Ideale sei dahin. Unter den fühlenden jungen und alten Herzen erschien der Tartuffe der nationalen Politik als die einzige Larve. Mit gerechtem Stolze rief der junge Kuno Fischer in Jena aus: „Was wir als Deutsche *bedürfen*, darüber streiten die Meinungen und Interessen; was wir *besitzen* als eine sichere, unzerstörbare, saatzeugende Frucht des deutschen Geistes, darüber können wir *einig* sein." Nicht nur die berufenen Hüter des Erbes von Weimar, allen voran die rührende Märchengestalt Jakob Grimms und der Ritter der Schönheit und der kritischen Schwabenstreiche, Friedrich Theodor Vischer, auch Männer aus allen Berufsklassen und Ständen, das bedächtige Alter und die studentische Jugend bewiesen durch die Tat, daß sie sich auf diesen Tag nicht vorbereitet hatten, daß ihnen Schillers historische und philosophische Schriften so vertraut waren wie seine Gedichte, Übersetzungen und Dramen. Wenn Weinhold zweifelte, ob der Volksjubel nicht den Parteiführern gelte, wenn der wackere Döderlein vor dem Mißbrauch des Freudenfestes zur Kundgebung von Parteiansichten warnte, wurde dieser Kleinmut durch die Weihe des Tages beschämt. Aus keiner der Ansprachen, mag der Redner Ernst Curtius oder Johann Jacoby heißen, mag er im akademischen Kreise der Georgia Augusta oder im Königsberger Handwerkerverein das Wort ergreifen, — aus keiner Ansprache wird ein Leser ohne Personenkenntnis die Parteirichtung ihres Verfassers entnehmen können. Das tiefsinnigste Wort sprach doch das ehemalige Haupt des jungen Deutschland, Karl Gutzkow, als er erklärte, der Deutsche liebe gerade an Schiller, daß er sich *nicht* bei ihm wiederfinde, weil er um so eher mit ihm schwärmen könne. Auch der Überschwang und die prosaische Reimseligkeit der Festgenossen von 1859 sind nur ein Ausfluß der edelsten Schwärmerei für das Evangelium des Idealismus.

Und doch hatten die Deutschen in England, Amerika und der Schweiz nicht minder recht, wenn sie in der Feier eine großartige Kundgebung für die nationale Einheit erblickten. Die Parteien und ihre Führer verstummten, als ob man sich das Wort gegeben habe, alles Trennende zu vermeiden. Die nationale Schwärmerei aber fand, wo sie durchbrach, hinreißenden Ausdruck. In der alten Wahl- und Krönungsstadt Frankfurt sprach ein Arzt von der Hoffnung auf die politische Genesung Deutschlands, ein Pfarrer von der Erwartung eines Heldenkaisers. In Berlin rief der Prolog Paul Heyses ins Gedächtnis, daß Schiller geschieden sei, bevor ein Deutschland ihm für das, was er der Menschheit gab, gedankt habe. Auch der Schwabe Gustav Pfizer schloß mit der Hoffnung, daß dem Befreier der Geister bald im geeinten Vaterland ein stolzerer Jubelruf erschalle. Vor allem der Bremer Gildemeister erhob sich zu der begeisterten Prophezeiung:

Was im Gesang sein Volk bewundert,
Einst wird's im Leben leuchtend wahr:
Schon steigt empor ein neu Jahrhundert,
Ein größres noch, als ihn gebar.

Nicht als ob die Einigkeit die Einheit schon bedeutet hätte. Aus Bamberg, Ingolstadt, Landshut, Fulda, Limburg, Wittenberg und andern Orten liegen, soviel ich sehe, keine Kundgebungen vor. In Regensburg verbarg sich die Schillerfeier schamhaft in einem Vortrag in der Naturforschenden Gesellschaft über „Schiller und die Pflanzenwelt". Keine Klage, sondern eine Mahnung war es, wenn Jakob Grimm schon damals ein ernstes Wort darüber sprach, daß zu den Tagen des Dichters die Duldung größer gewesen sei als jetzt. Mit gutem Grunde erinnerte der treffliche Bonner Historiker Löbell daran, wie das große Wort der Duldung: „Geben Sie Gedankenfreiheit!" zu verstehen sei, daß alle sie nicht nur beanspruchen, sondern allen gewähren müssen, wenn ihre Früchte reifen sollen. Auch war es kein Zufall, daß sich der treueste Hüter des Schillerschen Erbes, Franz Grillparzer, mißgelaunt dem „Fackelzug mit Saus und Braus" fernhielt. Aus der Schillerfeier in Verona und Venedig hatte die Welt noch einmal erfahren, daß auf dem Markusplatze die schwarzgelbe Kaiserstandarte wehte, aber ein scharfer Luftzug sagte dem Ahnungsvollen, daß auch der letzte Rest von Hoffnungen und Illusionen bald zersplittert und hinweggefegt würde.

So fehlt es dem großen Bilde jener Feier nicht an Schatten, aber sie erhöhen nur seine Leuchtkraft. Wie verschwinden doch alle literarischen Kämpfe und Moden, die romantische Ironie über Schillers vermeintliche Hausbackenheit, die gestaltlose Jean Paul-Schwärmerei, das Erdreisten Jungdeutschlands, wie verschwand die mehr oder minder geistvolle Debatte in dem permanenten Literaturparlamente gegen den elementaren Ausbruch der lange zurückgehaltenen Sehnsucht nach der Himmelsbotschaft des Sängers der Menschenwürde. Mit der gleichen Sehnsucht war die Nation vor elf Jahren an die Erfüllung ihres Einheitstraumes gegangen, um Enttäuschung über Enttäuschung zu erleben. Kein Achtundvierziger hat vorher eine Ahnung gehabt, wie hart sich in Wirklichkeit die Sachen im Raume stoßen. In der allgemeinen Ernüchterung

und Entmutigung war die Säkularerinnerung an Goethes Geburtstag 1849 fast spurlos vorübergegangen. Härter als der Druck der Reaktion gegen die vorausgegangene Revolution lastete auf den Gemütern die innere Reaktion auf die Erfahrungen des großen Völkerfrühlings. Fast am letzten trat einer der edelsten Schwärmer dieser schwärmerischen Zeit, Friedrich Wilhelm IV., den Rückzug an, der ihn nach Olmütz führte, um in Umnachtung seines reichen Geistes trostlos zu enden. Als 1859 die erste der großen Entscheidungsstunden des Jahrhunderts anbrach, lastete die mittelalterliche Vergangenheit noch so schwer auf der Nation, daß gerade die Besten unsres Volkes den schicksalsverwandten Italienern nicht das Recht zugestehen wollten, das sie für Deutschland beanspruchten. Auf der ganzen Linie zurückgedrängt, besann sich das deutsche Volk in der Schillerfeier des 10. November wieder in erhebendem Aufschwung auf sich selbst. Auch der Schweizer Gottfried Keller vergaß den politischen Vorsprung seines Volkes und sah die morgenrote Bahn Schillers mit hellem Vorwurf auf das Brachfeld einer Zwischenzeit herüberglänzen. Die sittliche Größe der Vergangenheit wurde — hoch und hehr, wie sie war — der Gegenwart zum Trost, der Zukunft zur Rüstung.

Denn an dem Meilenzeiger von 1859 erkennen wir erst, daß Schillers Seherblick auch über die Tage der Erfüllung unsrer nationalen Wünsche und über das Brachfeld unsrer Zwischenzeit hinwegsieht. Nach dem Frieden von Lunéville hat er in dem erst 1871 bekannt gewordenen Entwurf eines Gedichtes Deutschlands Größe gefeiert. Auch in den vollendeten Strophen ist das unabgeschlossene Ringen nach machtvoller Gestaltung des Gedankens unverkennbar. Über die Grundidee kann kein Zweifel sein.

Jedem Volk der Erde glänzt
Einst sein Tag in der Geschichte,
Wo es strahlt im höchsten Lichte
Und mit hohem Ruhm sich kränzt,
Doch des Deutschen Tag wird scheinen,
Wenn der Zeiten Kreis sich füllt.

In einem hatte sich Schiller versehen. Den Heroismus der Tat hat er im Mittelalter, im Zeitalter der Kreuzzüge gesucht. Der Schwabe konnte nicht von dem Schatze der Erinnerungen zehren, der dem Untertanen Friedrichs des Großen das politische Rückgrat gab. Am Vorabend der Katastrophe von Jena ist er nicht wie sein Attinghausen aus der Welt geschieden, doch würde ihn der Glanz, der die Züge des sterbenden Bannerherrn verklärt, nicht geblendet haben. Der Ausgang der Befreiungskriege hätte ihm ja nur bestätigt, was er am 28. März 1801 zu Christiane von Wurmb bemerkte, daß Deutschland nie sein Glück durch Waffen machen konnte. Mit eiserner Kelle mußte, damit endlich der Schein der Tat weiche, die Form für den großen Glockenguß von 1870 geschaffen werden. Concordia war der Name der Glocke, und Friede ihr erstes Geläute, aber auf den inneren Frieden hoffen wir heute noch mit immer schwächer werdendem Mute nach vierunddreißig Jahren friedlichen äußeren Gedeihens.

Lassen Sie mich dieses Wort durch den letzten noch unter uns weilenden Hüter des Erbes von Weimar vor Mißverständnis schützen. In seinem „Wintertagebuch“ hat der Siebenziger Paul Heyse sein Glück gepriesen, daß er nicht in jungen Jahren gestorben sei:

Wem das Glück vergönnt ward,
Im Parterre zu sitzen, während droben
Aufgeführt ward eine Welthistorie,
Größer, als sie je ein Dichter träumte,
Ein Volks Erstehn aus überlanger
Schmach zu höchster Herrschermacht und Glorie,
Wer den hohen Genius, der vollbracht so
Traumhaft Herrliches, mit Augen schaute,
Ja, die Hand ihm leibhaft drücken durfte,
Der wird keinen „Götterliebling“ neiden
Um den frühen Heimgang, der den Anblick
Solchen Wunders ihn verschlafen lassen.
Nein, im Frösteln seines Greisenwinters
Wird sein Herz erglühn, so oft Erinn'rung
Ihm den Frühhauch jener Zeit zurückbringt.

Die Erinnerung haben wir vor der Generation von 1859 voraus, die durch die Befreiungskriege nur an unerreichte Ziele erinnert wurde. Auch die inneren Kämpfe sollen uns nicht stören. Wo Leben ist, wird auch Bewegung sein. Die Reichsverdrossenheit ist in Wahrheit innerliche Verdrossenheit. An die Stelle der Rast bei den Gütern, die das Leben lebenswert machen, ist die Unrast getreten. Wenn der Deutsche früher wie der Poet bei der Teilung der Erde zu kurz kam, hat er heute mit dem wachsenden Reichtum auch den Fluch des Goldes überkommen. Wir sind gewiß ein arbeitsames, emsiges Volk. Weder die Tatkraft noch der Heroismus von 1870 sind erstorben. Wo Waffen blitzen, wird der Deutsche seinen Mann stehen. Aber das innere Verhältnis zu der Arbeit hat sich verschoben. Die Lohnbewegung hat mit dem Lohne, der ewig lohnet, nichts zu schaffen. Die Jugend lernt, weil sie muß, nicht weil sie darf. Die Bildung wird als melkende Kuh, die uns mit Butter versorgt, oder als Gebrauchsartikel in dem Kampfe aller gegen alle geschätzt und begehrt. Zwei eng verschwisterte Laster, die 1859 noch unter uns unbekannt waren, Roheit und Blasiertheit, haben in alle Lebenskreise ihren Einzug gehalten.

Erlassen Sie es mir, hier weiter auszumalen, was oft genug erkannt und gesagt worden ist. Was sich uns heute, am 9. Mai, übermächtig aufdrängt, ist die Erkenntnis, daß es nur von uns abhängt, innerlich reicher und glücklicher zu sein als unsre Väter und Großväter. Sie alle kennen das Heilwort, das ein Engländer geprägt hat: Arbeiten und nicht verzweifeln. Ein männliches Wort, aber doch ein verzweifeltes Wort. Wir dürfen es ablehnen, weil wir ein besseres wissen, von dem es abgeleitet ist, wie die ganze Weltanschauung Thomas Carlyles aus dem Borne von Weimar stammt. Der Historiker ist kein Prophet. Die Nachwirkung des heutigen Tages vermag er nicht vorauszusehen. So rein und ungetrübt wie 1859 wird und kann sie nicht sein. Schon ist Schillers Name mehrfach im Parteisinne mißbraucht

worden. Aber das unvorhergesehene Anwachsen der Bewegung scheint doch für eine Sehnsucht zu sprechen, die uns hoffen läßt, daß der Deutsche, wenn er 1932, ein Jahrhundert nach Goethes Tode, die Versäumnis von 1849 einholt, nicht mehr wie wir zu erröten hat. Sind auch die Schillerkenner unter Frauen und Männern heute erheblich dünner gesät, mag auch Ludwig Fulda recht haben, wenn er vermutet, daß heute nur wenige deutsche Studenten ihren Schiller in die Universitätsstadt mitnehmen und noch weniger ihn dort lesen, von der Bühne spricht er noch immer so gewaltig zu alt und jung, reich und arm wie 1803 in dem leichtgezimmerten Theater zu Lauchstädt. Und wenn wir ihn nun von den „Räubern" bis zum „Demetrius" rastlos, aber ohne Unrast dem höchsten Ziele zustreben sehen, wo Goethe-Faust im Vorgefühle höchsten Glückes zum Augenblicke sagen durfte: „Verweile doch, du bist so schön," so wollen auch wir uns aus der Erbschaft, die er uns hinterlassen hat, vor allem jenes erlösende, helle und freudige Wort aneignen, mit dem schon der junge Bismarck eine ausländische Devise seiner Braut aus dem Felde schlug:

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

Die Krone.

Erzählung

von

Ernst Heilborn.

I.

Mitten im Gebirge, von anstrebenden Fichtenwaldungen eingeschlossen, lag das Plateau und zeichnete sein helles Grün, im weiten Viereck mit verschobenen Kanten, ins Dunkel der Forste ein. Nur spärlich schien dort oben die Natur dem Menschenfleiß zu lohnen. Zwischen dem unregelmäßig aufschießenden, windgezausten jungen Hafer sah man den steinigen Boden; ein Obstbaum hier und da zeigte verkrüppelte Gestalt. Nur um die Weidetriften, denen es an Quellwasser nicht fehlte, war es besser bestellt. Auch schien Viehzucht neben der eifrig betriebenen Uhrmacherei den Bewohnern ihren dürftigen Unterhalt zu gewähren.

Wahllos zerstreut, bis hinauf zum Fichtensaum, lagen die kleinen, strohgedeckten Hütten. In ihrer Mitte, an der einzigen Fahrstraße, ragte das Gutshaus auf, ein schmuckloser Bau aus dem 18. Jahrhundert, an der Ostseite efeubewachsen, das hohe, geteilte Dach mit Ziegeln gedeckt.

Die Sonne, die eben gelb hinter Wolken niederging, spiegelte sich grell in seinen Fenstern. Ein seltsam flimmernder Glanz lag auf den Fichtenwaldungen, bis hinauf zu den kahlen Kuppen.

Erk, der Gutsherr, ein blonder Hüne mit rötlichbraunem Vollbart, stand auf den steinernen Stufen, die zur Haustür hinanführten. Den Jägerhut mit der Feder hatte er zurückgeschoben, die Augen mit der Hand beschattet. Er verfolgte einen Raubvogel, der seine Kreise zog, nun bewegungslos ruhte, um dann von neuem zu kreisen.

„Wart, ich will dich . . .!“ sagte er, trat in den Hausflur und kehrte mit der gespannten Büchse zurück.

Aber der Bussard, als ahnte er die Gefahr, die ihm drohte, zog seine Kreise weiter, stieg höher und flog rasch den Bergen zu.

Ärgerlich entlud der Gutsherr das Gewehr, schritt durchs Haus und trat in den Garten, der sanft ansteigend hinter dem Hause lag. Er lugte mit seinen kleinen, blauen Augen über die dürftigen, aber sauber gehaltenen Beete, zu den verkrüppelten Obstbäumen hin, und da ward ihm ein Anblick, der ihn zunächst verwunderte, dann nicht wenig verdroß. An der hinteren Eingangspforte, in seinem Garten stand ein kleiner Haufe zerlumpter Kinder wie festgebannt und wartend da.

Er legte die Hand an den Mund: „Wollt ihr da fort!" rief er ihnen zu.

Nichts rührte sich. Er wiederholte seinen Ruf; vergeblich. Das Blut stieg ihm in die Augen, er pfiff seiner Dogge und hetzte sie auf die Kinder. Der Hund sprang in langen, machtvollen Sätzen hinan, stutzte und legte sich neben der starken Birke, welche die Kinder umstanden, nieder.

Nun hielt es Erk nicht länger; er schritt selbst der Pforte zu. Erst als er dicht bei den Kindern war, wurden sie ihn gewahr, begriff er, was sich zutrug. Mit dem Rücken an die Birke gelehnt, am linken Arm einen Henkelkorb, stand Elisabeth da.

Sie sah ihn, und ein Zittern lief durch ihre junge Gestalt. Sie hatte die Augen groß und ängstlich geöffnet; der Schein der untergehenden Sonne war um sie und auf ihrem blonden, schlichtgescheitelten Haar. Mit ihrem rechten Arm suchte sie den Korb zu verdecken.

„Was hast du da? Zeig her!" herrschte er sie an. Und da sie den Arm noch immer regungslos hielt: „Tu die Hand fort!"

Sie gehorchte, und es hätte nicht wundergenommen, wären, wie bei jener andern Elisabeth, Rosen dem Korb entquollen. Aber es war nur ein geringes an abgetragener Kleidung und an Speise darin.

Sie hatte Mut gefaßt, und mit herzlicher Stimme bat sie: „Ich möcht es ihnen geben."

„Nein."

„Sie sind hungrig, Oheim, und haben nichts anzuziehen. Laß mich nur diesmal gewähren."

„Ich habe nein gesagt."

„Habe sie selbst gerufen, und sie freuten sich drauf."

„Ich will aber nicht. Und wo ich nicht will, da ist der Strich gezogen."

Die Kinder hatten sich zerstreut und waren traurig fortgeschlichen; sie stand noch immer da, den Rücken an den weißen Birkenstamm gelehnt, den Korb am Arme, und eine Träne lief ihr über das Gesicht. Er sah es und sagte: „Du ziehst mir das Bettelelend hier groß. Bin aber zum Bettelvogt verdorben. Ist ohnehin ein anspruchsvolles Volk."

„Sie sind in Not, Oheim."

„Not lehrt beten. Pochten sie nicht auf ihre Selbständigkeit, so hätten sie's leichter. Kennen ihr eigenes Bestes nicht." Er brach ab, öffnete die Gartenpforte und blickte hinaus. Das Geräusch eines schwerfällig bergan strebenden Wagens war an sein Ohr gedrungen. „Oho! sollten das schon unsre Einsiedler sein? Komm, Elisabeth, wollen uns die Vögel aus der Nähe betrachten."

Er durchschritt den Garten wieder und achtete es nicht, daß sie noch immer mit gesenktem Kopfe da stand, wo er sie gefunden hatte.

In offenem Wagen, der nur langsam den steinigen Weg bergan zwang, saß eine Frau von etwa dreißig Jahren in eleganter Reisetoilette neben einem jungen, doch, schien es, vorzeitig gealterten Manne. Es war etwas Welkes in seinem farblosen Gesicht, und wie ein von schwerer Krankheit Erstandener sog er die würzige Fichtenluft in tiefen Zügen ein. Schweigend hielt er ihre Hand. Als er aber den Hut abnahm, sein braunes Haar glattzustreichen, kam eine machtvoll vorgebaute Stirn zum Vorschein, und es trat Leben in seine Augen, da er nun sagte: „Du hättest mir das nicht weigern sollen, Eva. Und wenn du's tatest, noch ist Zeit. Laß uns unsre Gemeinschaft auch vor den Augen der Menschen rechtfertigen."

Sie legte den Kopf zur Seite und lächelte: „Ja, mein Herr?"

„Wer weiß, welchen neuen Gefahren wir entgegengehen, nur um deines Eigenwillens halber."

„Fürchten Sie sich, mein Herr?"

„Spotte nur, du liebes Echo! Aber ich bin der Mann nicht mehr, der tollkühn Kämpfe aufsucht. Die überschüssige Kraft haben sie mir genommen." Und dann, nach einer Weile trüben Sinnens: „Was mußt du Arme in deiner Ehe erfahren haben, daß du Standesamt und Altar derart scheust!"

„Ich möchte mich zum mindesten nicht noch einmal scheiden lassen."

„Das klingt, als wäre alles, was du für mich tust, all unser gemeinsames Leben nur ein Versuch!"

Nun war auch sie ernst geworden. „Was wissen wir, was unser wartet? Was davon, wie wir selbst, auch nur in einem Jahr, empfinden werden? Es ist in jedem Fall besser, mit freien Händen dem Leben entgegenzugehen als sich selbst Fesseln zu schmieden."

„Ich habe kein Recht, dir Bedingungen vorzuschreiben. Tu, was du willst, nur bleib mir gut! Alles, was du mir bist, ist ja über mich gekommen wie ein Geschenk, unerwartet, überwältigend." Er zog ihre Hand an seine Lippen und küßte sie nachdenklich. Aber während sie noch lächelnd zu ihm hinüberblickte, ließ er ihre Hand sinken. „Ein Geschenk, und doch teuer erkauft."

„Zu teuer, mein Herr?"

„So teuer, wie ein Mensch nur zahlen kann. Zwei lange Jahre! Und ein jeder Tag ist wie ein Monat draußen in der Freiheit. Dazu die Nächte, die kein Ende nehmen. Und du kannst nicht schlafen, weil es auf dir liegt, als müßtest du ersticken."

„Armer Freund!"

„Es ist vorüber, und hier — hier werd ich gesunden." Er sog den Fichtenduft tief ein. „Trotz der knarrenden Räder hör ich die Stille, die in diesen Waldungen schläft. Aber diese Stille ist Leben; die da hinter den Mauern war der Tod." Er ließ seine Hand wieder auf der ihren ruhen, und mit der tiefer gleitenden Sonne, angesichts der weiten, dunklen Waldungen sank ein wundersam besänftigendes Gefühl des Friedens auf die beiden Stadtkinder

herab. Langsam strebte der Wagen aufwärts. Ganz plötzlich entriß der Nachdenkliche sich seinem Sinnen: „Aber du — wie sollst du das alles hier ertragen! Wenn ich dich mir vorstellte, und ich hatte Zeit dazu —, sah ich dich immer in hellerleuchtetem Saale, bei irgendwelcher gedämpften Musik, plaudernd, scherzend, gefeiert — in deinem schwarzen Schmelzkleide, das die Schultern freiließ. Für mich trugst du das immer. Und nun kaufst du diese Einsiedelei — kaufst sie höchst leichtsinnig, wie ich dir schon genugsam sagte, denn man erwirbt nicht etwas, was man nicht gesehen hat, und — wirst da nun wohl stehen und Kartoffeln graben! Wenn überhaupt ein Garten dazu gehört."

Sie neigte wieder den Kopf zur Seite: „Vielleicht kleidet es mich gar nicht übel, Kartoffeln zu graben?"

„An dich sollst du denken, an dich, hörst du? Laß mich doch ganz aus dem Spiel; was liegt an mir? Du sollst glücklich sein, du, in jeder Minute, mit jedem Atemzug, und wenn du's bist, dann bin ich es auch."

„Wenn ich nun mein Glück darin suchte, einen lieben Kranken gesund zu pflegen und mir die große Samariterschürze umzubinden? Meinst du, daß die mir gar so schlecht zu Gesicht stehen wird?"

„Gewiß, sie läßt dir übel und wird dich, fürcht ich, bald genug verdrießen. Du bist nun mal ein Wesen andrer Art."

„Wie wenig du mich kennst! Auch sind Sie ungalant, mein Herr!"

„Ach, nenne mich nicht Herr, Herr! Ich will nichts als deine weißen Füße küssen und sie auf meinen Nacken setzen." Er hatte so laut gesprochen, daß sich der Kutscher schwerfällig umgedreht hatte.

„Es ist nichts," hatte sie ihn lachend bedeutet. Und dann zu ihrem Begleiter wieder gewandt, sagte sie: „Wenn wir geheiratet hätten, wärst du heut schon mein Herr. Das ist nun einmal so. Und würdest dich dabei höchst unglücklich fühlen, vorschneller Knabe, der du bist."

„In vielem bin ich Kind; da hast du recht; werd es wohl auch immer bleiben. Einen Augenblick nur fühlte ich mich Mann, und da beging ich die große Torheit meines Lebens."

„Doch eine, die mich dir für immer zu eigen gegeben hat."

„Dann will ich sie nicht beklagen!" Es war Leben in ihn gekommen, beinahe etwas wie Übermut, und er schlug mit dem weichen Hut, den er noch immer in der Hand hielt, neckend nach dem Kopf des Hundes, der zu ihren Füßen lag. Die häßliche Bulldogge fuhr auf und schnappte bissig nach seiner Hand.

„Ich glaube, es war noch leichter, dein Herz zu gewinnen, als das Calibans. Er erkennt mich noch immer nicht an und wird es, fürcht ich, niemals tun."

„Wenn du stets sehr lieb zu seiner Herrin bist, wird er schon eines Tages ein Einsehen haben. Bist du ein häßlicher, böser Hund, ja, bist du ein häßlicher, böser Caliban?" sagte sie, beugte sich zu ihm hinab und preßte ihre Hand gewaltsam zwischen seine Zähne. Er blickte mit Augen voll hündischer Dankbarkeit zu ihr auf.

„Es hat etwas Rührendes, wie das Tier an dir hängt. Ich glaube, so häßlich er ist, so sehr liebt er die Schönheit."

Der Wald tat sich vor ihnen auf; sie sahen das Plateau im Kranz der Berge, mit dem stillen Rauch der Hütten, vom letzten Schein der untergehenden Sonne übergilbt. „Wie schön es ist, wie schön," rief er aus, „und hier mit dir zu leben! Wie soll ich dir danken, Eva!"

In rascher Fahrt eilte ihr Wagen dem Gutshof zu, daran vorüber. Der Gutsherr stand vor der Tür; man grüßte.

„Sieh da," lachte Frau Eva, „ein blonder Bär! Den werde ich mir zähmen."

II.

Die Einsiedelei, wie das Häuschen in der Umgegend allgemein benannt wurde, lag eine Viertelstunde oberhalb des Gutshofes auf einem Bergvorsprung. Mit der Rückseite gegen die Felswand gelehnt, gab sie den Blick über die Vorberge hinaus frei bis in das ferne, ebene Land.

Ein Sonderling hatte sich das Haus erbaut und lange Jahre hindurch bewohnt. Er war gestorben, und fremde Erben, die ihn kaum gekannt, hatten es zum Verkauf gebracht, wie es da stand, mit allem Inventar. Zu bestimmter Frist war das Angebot in den Zeitungen regelmäßig wiedergekehrt, ohne daß irgend jemand es beachtet hätte. Bis nun Frau Eva das kleine Besitztum erworben hatte, um ihren lieben Flüchtling hier, von allem beunruhigenden Treiben und allen kränkenden Erinnerungen fern, gesunden zu lassen.

Sie hatten das Haus beide noch nicht gesehen, als sie es nun, von ihrer alten Brigitte bewillkommnet, betraten. Es war ein nicht gewöhnlicher Anblick, der sich ihnen bot. Die Diele war mit dunklen Eichenmöbeln bestellt, und wandte man sich in das Zimmer linker Hand, so starrten einem ausgestopfte Vogelbälge entgegen. Hier hatte der Einsiedler offenbar mit Vorliebe gehaust. Roh gezimmerte Regale standen längs der Wände, mannigfache Instrumente zur Naturbeobachtung waren in einem Schrank vereint. Ein Zimmer, das sich nach hinten anschloß, war mit einer Steinsammlung angefüllt.

Ganz andrer Eindruck wurde einem zuteil, schritt man über die Diele zurück zu dem Zimmer rechter Hand. Hier hatte die alte Brigitte, die vorausgeschickt worden war, ihrer Herrin das Reich bereitet. Mit hellfarbiger Tapete waren die Wände bekleidet, und Frau Evas zierliche Rokokoeinrichtung hatte hier Aufstellung gefunden. Hell und heiter mutete es an, und hinter den duftigen, weißen Gardinen zeichnete sich gar anmutig das junge Frühlingsgrün.

Vor ihrem Schlafzimmer im ersten Stock, das gleichfalls von Frau Eva neu und mit zärtlichem Geschmack in hellen Farben eingerichtet worden, war ein kleiner, holzgefügter Altan. Sie traten beide hinaus, und ob nun schon die Sonne untergegangen war, entfuhr ein Laut der Überraschung ihren Lippen. Über die Fichtenkronen sahen sie hinab in das weite Land. Hier und da zeichnete eine hochgewachsene, einsame Kiefer ihre Riesensilhouette. Bläulich woben die Schleier des Abends; erste Sterne wurden sichtbar. Aneinandergelehnt standen die beiden lange schweigend da.

Neugierig wie Kinder hatten sie in den ersten Tagen die Hinterlassenschaft des Unbekannten durchforscht. Aber sein Schreibtisch, der noch am ehesten hätte Aufschluß geben können, war leer gewesen; offenbar hatten die Erben seinen Inhalt an sich genommen oder vernichtet. Auch die Bibliothek, die Doktor Hagen gemeinsam mit Frau Eva gründlicher Durchsicht unterzog, bot weniges, was seinen medizinischen Interessen hätte dienen können. Die naturwissenschaftlichen Werke, an denen es nicht fehlte, waren populärer Art und überdies veraltet. Für die vielen okkultistischen und buddhistischen Schriften aber, die sich fanden, hatte Doktor Hagen nur ein ärgerliches Lachen.

Bald genug hatten sich beide, ohne daß es einer besonderen Vereinbarung bedurft hätte, in eine geregelte Lebensordnung hineingefunden. Die Vormittage über machte er weite, einsame Spaziergänge in das Waldgebirge hinein. Ihm war, als erwachte, was in der langen Gefängnishaft erstarrt war, wieder. Noch wußte er nicht, wohin es ihn drängte, aber er gewahrte doch, daß Kräfte sich regten. Und es war Frühling ringsum, Frühling im Ungestüm der bergabwärtsdrängenden Wasser, Frühling in den Fichtensprossen. Mit weiten Schritten durchmaß er seine Wege und fühlte, wie die alte Beweglichkeit in seine Glieder wiederkehrte. Auch war die bleiche Farbe seines Gesichts sehr bald einem kräftigen Braun gewichen.

Unterdes machte sich Frau Eva in ihrer kleinen Häuslichkeit zu schaffen, plauderte mit Brigitten oder lag in ihrem Korbstuhl blinzelnd in der Sonne, ein aufgeschlagenes Buch im Schoß, Caliban zu ihren Füßen. Manchmal stand sie auch in ihrem Schlafzimmer vor dem hohen Spiegel, legte eins ihrer vielen Kleider an, auch wohl eine Gesellschaftsrobe, betrachtete sich eine Weile lächelnd und zog sich dann mit Hilfe der alten Brigitte wieder um. Es war eine süße Müdigkeit in ihrem Wesen, von Frühling und junger Liebe.

Die Nachmittage verbrachten sie gemeinsam lesend, lustwandelnd, selten in ein ernsteres Gespräch versenkt. Nach der frühen Abendmahlzeit aber saßen sie meist noch eine Weile draußen auf dem freien Fleck vor ihrem Hause. Die Sterne, die sie nie so rein gesehen, hatten es ihnen angetan.

„Es ist ganz eigen," sagte er eines Abends. „Blickt man in die Sterne, so empfängt man, als müßte es so sein, den Eindruck tiefen, ewigen Friedens. Und doch fehlt es da oben nicht an gewaltsamen Revolutionen und an Untergang. Und das trifft auf alles zu! Auch der Wald dadrüben ist voll Kampf und scheint uns Frieden. Warum belügt uns die Natur? Ich habe jetzt allerdings manchmal die Empfindung, daß der Schein in allerletzter Hinsicht wahrer sei, als was wir Wirklichkeit nennen." Er sagte das halb spöttisch, halb ernst.

„Sie werden philosophisch, mein Herr," lachte sie, „und das ist langweilig. Für mich ist die berühmte Gravitation nichts Besseres als eine Art Sternenehe. Da zerren sie nun an ihren Banden und können nicht los, und eine himmlische Scheidung mag noch viel beschwerlicher fallen als eine irdische. Die frivolen Sternschnuppen sind die Junggesellennaturen, und der geschweifte Komet ist offenbar Standesbeamter und Gerichtsdiener zugleich."

„Ich aber habe eine goldene Sternschnuppe eingefangen und ziehe sie kraft meiner Gravitation gravitätisch mit mir fort!“ Er rief es lachend, umschlang sie und führte sie ins Haus. —

Eines Nachmittags, da er auf einem schattigen Fleck, ins Studium eines medizinischen Buches vertieft, saß, eilte sie schnellfüßig zu ihm und sagte: „Sieh, was ich hier habe! Du errätst es doch nicht. Das hier fand ich in einem Buch unsres Einsiedlers; es ist offenbar von seiner eignen Hand und gibt uns etwas, wenn auch seltsamen Aufschluß.“

„Gib her,“ bat er.

„Nein, ich lese es dir vor; ich habe mich genug mit den krausen Buchstaben abmühen müssen. Höre zu!“ Und sie las den

Brief des Einsiedlers.

„Wenn einem Menschen eine Lebensaufgabe gestellt ist, der er sich nicht entziehen darf, und die er doch nicht erfüllen kann, ohne sich mit seinen gesamten sittlichen Anschauungen in Widerstreit zu setzen, so bleibt ihm nichts übrig, als freiwillig aus der Welt zu gehen. Ob er sich nun das Leben nimmt oder nur aus der menschlichen Gesellschaft ausscheidet, das gilt gleichviel. Ich habe dem nichts hinzuzufügen, auch für mich nicht. Du wirst nun meinen Entschluß und mein Tun seit jenem Unheilstage begreifen, wenn Du selbst auch, so weit ich Dich kenne, anders gehandelt hättest.

„Ich aber mußte diesen Weg wählen, weil ich — seit eben jenem Tage — weiß, daß unser Leben mit dieser Erde nicht abgeschlossen ist. Wahrscheinlich werde ich auf einem andern Stern derselben Aufgabe wieder gegenübergestellt werden. So furchtbar es ist, ich kann mich von dieser Überzeugung nicht mehr befreien. Aber ich werde dort andre Sinne und ein andres Denken haben und so vielleicht vollbringen können, wovon ich hier abstehen muß.

„Wundere Dich nicht, daß ich Dir das alles so kühl darlege. Ich habe in der Einsamkeit gelernt, mich selbst wie einen Fremden, Gleichgültigen zu betrachten.

„Auch schöpfe ich die Überzeugung, daß ich, vielleicht gegen einen höheren Willen, dennoch richtig gehandelt habe, daraus, daß ich mich glücklich fühle. Oder, da es mir nicht mehr ansteht, zu lügen, muß ich sagen: ich werde glücklich sein . . .“

„Hier bricht es ab,“ sagte Frau Eva. „Nun, was meinst du dazu?“

„Daß er ein Schwärmer gewesen ist, was ich aus seinen Büchern ohnehin geschlossen. Um nur das eine hervorzuheben: wie kann es eine Lebensaufgabe geben, die mit den sittlichen Geboten in Widerstreit steht? Verstehst du das? Ich nicht. Man könnte ebensogut Dornen auf einem Birnbaum finden.“

Eva hatte wieder den blonden Kopf zur Seite geneigt, und der Übermut spielte um ihre Lippen: „Ich weiß nicht, mir gefällt der Mann. Er hat ein eignes Gesicht. Seit ich das hier gelesen, ist mir sein ganzer wunderlicher Hausrat sehr viel vertrauter geworden. Ich freue mich, daß wir seine Erbschaft angetreten haben.“

III.

Ihr Leben war innerlich ausgefüllt, und die Tage waren ihnen schnell vergangen. Da aber die Pflicht, dem Gutsherrn einen Besuch abzustatten, nunmehr unabweisbar geworden war, machten sie sich eines Nachmittags auf den Weg.

Sie wurden freundlich aufgenommen. „Sie müssen schon zu gut halten," sagte der blonde Hüne mit unbeholfenem Lachen, „wie's bei mir aussieht. Als alter Junggeselle hat man's nicht besser. Das alles," — er wies auf die Polstermöbel und lud zum Sitzen ein — „stammt noch von meiner seligen Mutter."

„Ihre junge Nichte, hörten wir, führt Ihnen den Haushalt?"

„Sie fängt an, ihre Sache zu machen. Als Sechsjährige hab ich sie zu mir nehmen müssen. Ihre Eltern waren gestorben, und wollte sonst keiner was von ihr wissen. War eine Last mit dem Kinde. Jetzt endlich fängt sie an, sich nützlich zu machen, und, nun ja, sie steht dem Hause vor. Hat freilich auch eine strenge Zucht kennen gelernt."

„Sind Sie so streng?" fragte Frau Eva lächelnd.

Er machte eine eckige, verlegene Bewegung. „Bin zur Kindsmuhme nicht geschaffen; glaub's selbst. Ist ein hartes Leben, das wir hier oben führen. Da holt man manchmal zum Schlage aus und weiß nicht, wohin es trifft."

„Ihre Sommer sind kurz," sagte Doktor Hagen.

„Wollte mit den Sommern schon auskommen, wenn das halsstarrige Volk nicht wäre."

„Da muß man sich gar fürchten?" fragte Frau Eva.

„Muß ihnen von Zeit zu Zeit den Herrn zeigen; das ist alles. Bin eben mal wieder dabei. Ich laß da oben einen Weidestrich anforsten, der Lawinengefahr wegen, und weil's für die Jagd mir paßt, kurz, weil ich's will —" Und da Hagen ihn fragend ansah: „Ja, das ist nun einmal so bei uns. Mit schönen Worten ist's hier nicht getan. Hier heißt es: die Hand schwer auf den Pflug gelegt!"

„Es scheint, hier oben gedeihen Männer," meinte Frau Eva. „Wir Frauen hören das nicht ungern."

„Ja, tun die Frauen das?"

„Man sagt so." Sie neigte in der ihr eignen Weise den Kopf zur Seite und sah ihn aus ihren grauen Augen fragend an.

„Ja! daß ich jetzt erst daran denke!" sagte der Gutsherr und schlug ein breites, polterndes Lachen an. „Ich meine, es zieht ein junges Ehepaar in die Einsiedelei, und wie ich Ihre Papiere in meine ortsobrigkeitlichen Hände bekomme, sehe ich von Trauschein nichts."

Doktor Hagen runzelte die Stirn; Frau Eva aber sagte: „Wer weiß, vielleicht sind wir uns zum Heiraten zu lieb."

„Das will ich meinen! Zum Heiraten zu lieb . . . ho ho . . . das will ich meinen."

Elisabeth war eingetreten und hatte beiden stumm die Hand gereicht. Wie sie aber die Augen aufschlug und Frau Eva ins Gesicht blickte, ging

etwas wie ein Staunen über ihre Züge, sie beugte sich nieder und küßte ihr die Hand.

Auch Eva schien vom Anblick des jungen Mädchens gerührt. Es zuckte leise um ihre Lippen, aber sie sagte nichts.

Das Gespräch war auf den Einsiedler gekommen; man war begierig, näheres über ihn zu erfahren.

„Ja, da fragen Sie mich vergeblich," meinte der Gutsherr. „Bei mir hat er sich nicht sehen lassen, und ich habe sein Haus nie betreten. Weiß von ihm so viel wie vom Fuchs in der Höhle."

„Ich habe ihn oft gesehen," hob Elisabeth an, und es fiel auf, wie tief die Stimme von so jungen Lippen klang; „er war immer gut und freundlich zu mir. Oftmals schenkte er mir Steine, mit denen ich dann freilich nichts anzufangen wußte. Einmal hab ich ihn weinend angetroffen."

„Und er sagte?"

Sie schüttelte den Kopf. „Es war das erste Mal, daß ich einen Mann weinen gesehen. Es erschreckte mich, und ich lief davon. — Kurze Zeit vor seinem Tode hat er mir diese Kette gegeben; ich sollte ihn nicht vergessen, sagte er." Sie wies auf ein feines, goldenes Schnürchen, das um ihren Hals lief.

Der Gutsherr war abberufen worden; Elisabeth führte ihre Gäste und zeigte ihnen das Haus. Vor einem alten, halbhohen Schrank, auf dem unter einer Glasglocke eine silbrigglänzende Krone stand, blieb Hagen verwundert stehen.

„Es ist ein altes Stück," erläuterte Elisabeth, „noch aus der Zeit, da die Familie katholisch war. Eine Erk soll es bei einer Prozession getragen haben. Ich habe den Oheim oft gebeten, es zu entfernen oder doch zu verschließen, aber er weigert es mir."

„Mögen Sie das alte Andenken nicht, Elisabeth?" fragte Frau Eva.

Sie errötete und sagte: „Es ist ein Traum, der mich erschreckt hat, deshalb so sehr, weil er öfters wiederkehrte. Jetzt freilich sind auch darüber Jahre vergangen."

„Und was war es mit dem Traum?"

„Ich weiß es nicht. Das gerade war das Seltsame, daß ich mich nie entsinnen konnte, was ich geträumt hatte, und doch im Traum wußte, daß ich es schon einmal, schon wiederholt gesehen. Oftmals ängstigte ich mich vor dem Traum, ehe ich einschlief, ohne ihn recht eigentlich zu kennen."

„Aber das ist gewiß von guter Vorbedeutung," meinte Hagen; „eine Krone ist nie von der Hand zu weisen."

Sie erwiderte nichts und schüttelte nachdenklich den Kopf.

IV.

Der Bergsee lag auf der andern Seite des Kammes, wo die Berge, nach Norden zu, in schroffen Wänden niedergingen. Doktor Hagen hatte ihn auf seinen einsamen Morgenwanderungen oftmals aufgesucht; nun hatte er auch Frau Eva, die weite Wege gemeinhin scheute, zu dem dunklen Wasserspiegel geführt.

Sie saßen auf großen Steinen, die am Ufer lagen, ganz versenkt in den Anblick der gewaltig getürmten und zerklüfteten Felsmassen, die den See von drei Seiten umschlossen. Frau Eva hatte die Füße hochgezogen und ihre Hände über den Knieen gefaltet.

„Als es nun Abend geworden," hob sie leise an, „schob sich der gewaltige Schuppenleib des Drachen hoch über die Berge, und er reckte den langen Hals zum See hinab. An dessen Ufer saß ein Kind und spielte —"

„Fahr fort, Scheherezade," sagte er, „sonst wirst du geköpft." Aber sie zuckte nur mit den schmalen Schultern und schwieg.

Es war, als stände die Zeit still um sie. Er saß auf niedrigerem Steine, beinah zu ihren Füßen, und da er nun aufstehen wollte, hielt sie ihn sanft am Arm zurück. „Den Tag, an dem du das tatest, sage mir, wie kam es, wie war dir zumute?"

Ihre Gedanken hatten die seinen gekreuzt, so daß er erschrak, aber er schüttelte den Kopf und schwieg.

„Du mußt es mir sagen, hörst du, du mußt es mir sagen!"

Es waren nicht ihre Worte, es war etwas in diesem dunklen Wasser, was ihn zu sprechen zwang. „Ich war eifersüchtig auf ihn, seit langem. Ihn schienst du zu lieben, mit mir spieltest du nur. Und wie er nun in dem öffentlichen Saal — ich hatte dich beschworen, nicht dahin zu gehen — dir die erniedrigende Beleidigung ins Gesicht warf, da — ich weiß selbst nicht — das Messer lag da, es war in meiner Hand, und ich stieß es ihm in die Brust."

„Und — und —?"

„Das weitere weißt du."

„Und empfandest dabei, während du zustießest —?" Alles in ihr bebte vor Erwartung; sie hatte sich ganz zu ihm niedergebeugt.

„Eine wilde Lust." Ein Schauer überlief sie; er schob ihren Arm von seiner Schulter, stand auf und ging langsam auf und ab. „Wenn man das an sich erlebt hat, wird man ein andrer Mensch. Erfahren, daß etwas in einem ist, was man nie gekannt hat, dessen Dasein man für unmöglich gehalten hätte, und das plötzlich Macht gewinnt, so sehr, daß an ein Widerstehen nicht zu denken ist! Man hat das Gefühl, sich selber nicht mehr trauen zu dürfen. Ich werde auch nie wieder sorglos vor mich hinleben können, wie andre Menschen, und wie ich selbst es früher getan. Ich wittere das immer um mich und in mir. Und zu denken: hätte ich ein wenig kräftiger zugestoßen, wäre das Messer nur um ein Haar schärfer gewesen, ich wäre zum Mörder geworden! Ich — zum Mörder! Auch säß ich sowieso heut noch hinter Schloß und Riegel, wäre er bei der Verhandlung nicht so ritterlich, so beschämend ritterlich für mich eingetreten. Du — hast ihn wiedergesehen?"

„Niemals."

Er starrte in das dunkle Wasser. „Es ist nicht gut, mit solchem Gefühl der inneren Unfreiheit hinter vergittertem Fenster sitzen. Daß mir mein ganzes Leben zerstört war, mein Beruf mir genommen — mein Beruf —, daran dacht ich kaum. Was mich quälte und ängstigte, mich stundenweise zur Verzweiflung brachte, war das eine: seiner selbst nicht sicher sein. Und das kann

mir kein Mensch nachfühlen, du am wenigsten. Denn bis wir einmal so unsanft aufgeweckt werden, gehen wir alle wie Schlafwandler dahin."

„Du hast mir verziehen, ganz, von Herzensgrund?"

„Verziehen, Eva! Du hast mich, als ich beraubt und gebrochen wieder in die Freiheit kam, die mich nur schreckte, so überreich gemacht, hast mir wiedergegeben, was ich nicht einmal besessen hatte, und du sprichst von verzeihen! Eva, meine gute Eva! Ich trug auch vorher nicht den geringsten Groll gegen dich. Ich hatte wahrlich Zeit, alles, auch das, was dich betraf, zu überdenken. Wenn hier von Schuld die Rede sein kann, ist es meine. Das ist ja unser Unglück, daß wir Männer immer glauben, an eine Frau, die sich uns freundschaftlich naht, Anrechte zu haben. Und ist es vollends eine geschiedene Frau, so gilt sie ganz vogelfrei. Über diese Erbärmlichkeit war auch ich nicht erhaben."

Sie hatte sich von dem Stein, auf dem sie gesessen, hinabgeschwungen, sich daran gelehnt, und hinter ihrem blonden Kopf die Hände gefaltet: „Daß wir auch leben wollen, begreift ihr nicht. Uns darf es nicht locken, mit der Gefahr zu spielen, Übermut zu treiben, um die trägen Stunden auszufüllen! Unser Leben aber ist doch nun einmal die Liebe; gelt, Freundchen?"

Er war neben sie getreten und bedeckte ihren Mund mit Küssen. Dann saßen sie wieder schweigend beieinander, und das dunkle Wasser, in dem sich die seltsamen Felsgebilde spiegelten, gewann wieder Macht über ihre Seelen.

„Ich hatte übrigens", sagte er, „in meiner unfreiwilligen Villeggiatur einen Tröster, der mir über vieles hinweghalf, — die Bibel." Und da sie ihn erstaunt, aus weitgeöffneten, grauen Augen ansah: „Ich fand das Buch auf meinem Tisch. Zuerst verdroß mich seine Anwesenheit geradezu; ich schob es immer ärgerlich beiseite. Schließlich greift man aus Langerweile zu allem, und seitdem las ich und las, die ganze Welt las ich mir in meine Zelle. Ich glaube, ich weiß jetzt besser in der Bibel Bescheid als mancher Kuttenträger; nur" — er lächelte — „las ich mir die Menschheit daraus zurecht und nicht die Gottheit. Aber wer weiß, was noch alles wird!"

Sie hatte darauf keine Antwort, denn ihre Seele war sich nur dunkel ihrer selbst bewußt, und so verklang das Gespräch, wie ein Tropfen, der ins Wasser fällt, dort flüchtige Kreise zieht, dann aber verschwunden ist. Sie waren aufgestanden, am Ufer entlang geschritten, soweit die Berge es zuließen, und standen nun, eins den Arm um des andern Schulter, gedankenmüde ins Wasser blickend da. Sie beugte sich plötzlich nieder und hob einen Stein, ihn in die schlafende Flut zu werfen.

„Tu's nicht!" rief er und hielt mit schneller Bewegung ihren Arm zurück.

„Warum nicht?"

„Ich weiß selbst nicht, was mir beifiel." Er lachte. „So wirf doch."

Sie tat es, und es schien ihnen beiden, als ob der Stein in ungeahnte Tiefen sänke. Bei erneuten Versuchen wiederholte sich das. „Man sollte einmal in dem See loten," sagte er. „Ja, wirklich, ich tu's; das ist nicht uninteressant. Ich werde mir einen Apparat ausdenken, der das ermöglicht."

„Aber du hast kein Boot."

„Ohne Boot, darin besteht gerade die Aufgabe; ein schwimmender Apparat; das hat an sich keine Schwierigkeit."

Die Sonne war tief gesunken, und es war kühl geworden, da sie sich auf den Heimweg machten. Sie deutete noch einmal auf die Felsenwand, die sie zu umgehen hatten, und sagte: „Da oben, siehst du den Drachen?"

„Du hast dein Märchen nur eben angefangen; was wird aus dem Kinde?"

„Er reißt es an sich, und damit ist es zu Ende," sagte sie fröstelnd.

Er schob ihren Arm unter den seinen und lachte: „Ich sehe nicht den Drachen, aber ich halte — den Schatz."

V.

Es war an einem milden Frühlingstage, und die hellen Blätter von ein paar Birken, die die Einsiedelei umstanden, hoben sich lieblich von dem Fichtengrün ab. Frau Eva lag in ihrem Korbstuhl vor dem Hause im Halbschatten, blinzelte in die Sonne und streckte die müden Glieder. Die leichte Häkelarbeit war ihren Händen längst entfallen.

Sie hörte Schritte, aber sie wandte nicht den Kopf. Erst als der Gutsherr vor ihr stand, sah sie auf und reichte ihm die Fingerspitzen. „Nun sollen Sie die Einsiedelei kennen lernen," meinte sie und führte ihn durchs Haus.

Es war etwas Täppisches und Linkisches in seinem Wesen, das sie belustigte, und sie schalt ihn auch: „Was ihr Männer für unbrauchbare, hilflose Wesen seid! Da sehen Sie Ihre Fußspuren auf meinem zierlichen Teppich! Und was das für große, breite Füße sind!" Sie lachte auf seine Entschuldigung hin, und das machte ihn vollends verlegen.

„So," sagte sie, nachdem die Führung beendet war und sie sich wieder in ihre Kissen gebettet hatte; „nun holen Sie sich einen Stuhl und setzen Sie sich neben mich." Das tat er dann freilich, aber ein Gespräch wollte nicht zustande kommen, und es fiel ihr auch nicht ein, ihm zu helfen. Unter anderm sagte er endlich: „Sie sollten hier um das Haus herum einen Garten haben."

„O," meinte sie gähnend, „wäre das möglich?"

„Warum nicht? Das Erdreich ist hier tiefer, als Sie denken."

„Wie tief denke ich mir das Erdreich?" Und da er verlegen, ratlos lachte: „Sehen Sie wohl, Sie haben den ersten Grundsatz für den Verkehr mit Frauen vergessen: wir Frauen denken nie. Manchmal, wenn es uns gefällt, sind wir empfindsam. Das sind wir wirklich manchmal ein klein wenig; aber das ist auch alles."

Darauf wußte er nun wieder nichts zu entgegnen; aber er hielt sich an seinen ersten Einfall, fragte nach Spaten und Hacke, und da ihm beides angewiesen worden, machte er sich sogleich daran, die Umrisse zu bestimmen und ein paar Beete abzustecken. Es war, als ob er instinktiv fühlte, daß er durch die Arbeit Sicherheit gewann.

Schweigend mühte er sich auf dem steinigen Boden ab, schweigend sah sie ihm zu. Eine Stunde mochte so verronnen sein, und man erkannte bereits,

wie er die Anlage bestimmte. Nicht ohne Wohlgefallen verfolgte sie sein Tun und fragte endlich: „Warum mühen Sie sich eigentlich da so ab?“

Er stützte die Hände auf den Spaten und sagte: „Sie sollen später Ihre Freude an dem Garten haben. Morgen früh schon schicke ich Ihnen Arbeiter; wir pflanzen Ihnen dort Blumen, hier etwas Gemüse.“

„Ach, lassen Sie das Gemüse! Blumen, überall Blumen.“

„Ganz, wie Sie es befehlen.“

„Und warum wollen Sie mir eine Freude machen? Erst einmal haben Sie mich gesehen. Nun? Bekennen Sie!“

„Sie — sind schön, gnädige Frau,“ brachte er mühsam hervor.

„So? Also schön finden Sie mich; das ist recht artig. Ich höre das nicht ungern, Herr Erk. Aber nun müssen Sie mir auch sagen, was Sie schön an mir finden.“

„Alles.“

„Alles? Das ist zuviel auf einmal. Sehen Sie hier, meinen Fuß. Es ist wahr, er ist nicht allzu groß. Aber was so sonderlich Schönes daran wäre, wüßt ich nicht.“

„O, er ist wunderschön.“

„Und mein Haar, gefällt es Ihnen? So in der Sonne mag es angehen.“

„Ja, es gefällt mir.“

„Aber es ist gefärbt.“

„Das ist nicht wahr!“

„Nun, nicht gerade gefärbt. Aber es wird jeden Morgen mit Eau de Lys gewaschen. Das gibt ihm seinen Duft. Ach! wenn Sie genau zusehen, aber das sollen Sie nicht, mein Gesicht ist schon voller Falten.“

Ganz benommen war er heimwärts gegangen.

Sie aber lag im Halbschatten ausgestreckt und blinzelte in die Sonne. Ein halb unbewußtes, müdes Lächeln war um ihren Mund. Neben ihr ruhte Caliban und fletschte, recht nach Bulldoggenart, die Zähne.

VI.

Sehen ist viel; aber blind gewesen sein und zum Licht erwachen, das, sagt man, soll Seligkeit sein.

Auf seinen einsamen Waldgängen empfand Hagen ähnliches. Es war ein Anfluten innerer Kräfte in ihm, ein leidenschaftliches Auffangen und Einatmen. Es kam vor, daß er seine Hände an die Rinde einer Fichte preßte, als wolle er den Stamm wie einen Freund an sich ziehen; er vergrub sie ins Moos, und Tränen traten in seine Augen, er wußte nicht, warum; oder er ließ die klare Welle des Bergwassers darübergleiten.

Die Bilder, die sich ihm an der weißgetünchten Zellenmauer gezeichnet hatten, verblaßten, aber sie blieben doch. Ein neues trat hervor und bemächtigte sich seiner Seele: diese Berglandschaft. Er sah den ewigen Kampf in ihr, die Vernichtung, das Fressen und Gefressenwerden; und doch war es unabweisbar: sie gab ihm Frieden. Was war das? Mußte man sich über die Natur erheben, um endlich doch zu ihr zurückzukehren? Und wenn es einen Gott gab, wo war er zu finden?

Auf seinen einsamen Waldgängen wurden seiner Seele ihre leidenschaftlichen Stunden.

Er ruhte an einem Bergwasser, das er liebte, und sah dem Spiel der Silberadern zu. Auf einer Fichtenkrone nicht fern von ihm saß ein Rabe, von Zeit zu Zeit heiser rufend und die Flügel prüfend. Hagen nickte ihm aus seinem Gefühlsüberschwang heraus brüderlich zu, und es war, als würde der Rabe das gewahr; mißmutig hob er sich alsbald in die Luft und flog von dannen.

Er aber legte den Kopf an den Stamm einer Fichte, neben der er saß, und schloß die Augen, denn seine Phantasie war geschäftig geworden. Und nun sah er es vor sich, das Bild der Sündflut. Rings von wogenden Wassern bedeckt die Erde, ein unabsehbares, sturmgepeitschtes Meer. Dicht darüber hängend, wasserschwer die dunklen, schwarzen, zerrissenen Wolken. Und über den Fluten kreisend, die Wolken streifend, unablässig hin und wieder ziehend und nun von neuem weiten Kreis beschreibend, der einsame Rabe.

Das Bild wandelte sich und gab einem andern Raum. Durch eine breite, zerklüftete, öde Felsschlucht zog sich ein Bach. Steine lagen am Ufer, und es war kein Grün zu erspähen, soweit das Auge reichte. Auf einem der Steine aber saß ein Mann, in härenes Gewand gehüllt, mit ergrautem Bart und zerzaustem Haupthaar, mit schwer gefurchtem Antlitz. Der Mann haderte mit Gott. Da rauschte die Luft, und ein Flügelschlag ward hörbar, und ein Rabe setzte sich auf die Schulter des Propheten und bot ihm in seinem Schnabel eine leuchtende Frucht. Und der Rabe sprach mit Elias und gab ihm Antwort auf alle seine Fragen.

Wieder war das Bild ein andres geworden. Auf hoher, steiniger Ebene lag die Finsternis. Nichts war zu erkennen als drei hohe Kreuze, die ihre schwarzen Umrisse in den dunklen Himmel gruben. Und an diesen drei Kreuzen hingen drei entseelte Männer. Auf dem Stamm des Kreuzes aber, das in der Mitte stand, saß ein Rabe. Die Flügel hatte er halb ausgebreitet, den Hals weit vorgereckt. So saß er da und hielt Wache.

Hagen war aufgestanden, hatte ein paar Schritte auf und nieder getan und wieder auf derselben Stelle Platz gesucht. Nun drängten die widerstrebenden Gedanken auf ihn ein, daß er ihnen wie wehrlos zur Beute war. Plötzlich aber kam etwas wie Klarheit, wie Ordnung in das Chaos; er hatte das beseligende Gefühl, zu sehen, wenn auch noch durch Nebel und halbverschwommen; er sprang auf und eilte nach Haus, griff nach Papier und Feder, wenigstens das Wichtigste festzuhalten. Er schrieb, zuerst zögernd und stockend, dann schneller, daß die Feder dem Gedankenfluge kaum zu folgen vermochte, in völliger Selbstvergessenheit und in zügelloser Hast:

„Gedanken über Gott.

„Hinter den Gefängnismauern gab es, so viel ich damals die Bibel las, keinen Gott für mich. Ich nahm an allen Gottsuchern nur den Anteil, den der Arzt an seinen Patienten hat. Ich forschte ihrem Gemütszustand nach; das war alles. Jetzt fühle ich deutlich, wie ein unnennbares Etwas auf mich

einwirkt, mich augenblicksweise überwältigt. Ich empfinde, so sehr ich mich anfangs dagegen sträubte, — Ihn. Mußte ich aber Gott damals leugnen, und muß ich Ihn heute glauben, so ist gewiß viel von Ihm in dem, wessen ich damals ermangelte, und was ich heut besitze. Aus der Freiheit spricht er mir, aus der Natur und — daß ich deiner nicht vergesse, Eva — aus der Liebe.

„Aber die Natur ist nicht Freiheit, sondern Notwendigkeit. Die Natur ist nicht Liebe, sondern Kampf.

„Es ist sehr tiefsinnig, daß die Menschheit den Traum vom Paradiese an den Anfang ihrer Geschichte gesetzt hat. Das Paradies ist das Märchen von der freien und liebenden Natur.

„Wäre Gott schlechtweg die Liebe, so lebten wir im Paradiese. Aber wir stehen mitten drin in der Natur, und die Natur ist der Kampf.

„Es ist also nicht wahr, daß Gott nur eben die Liebe sei. Wäre dem so, er hätte eine andre Natur und auch uns anders erschaffen.

„Eins aber wissen wir gewiß, wenn uns nicht alle inneren Stimmen lügen: Er ist auch in der Liebe.

„Es ist unsre Bestimmung, daß wir nicht ganz in der Natur und nicht ganz über ihr stehen. Menschenschicksal hat etwas vom Dasein des Vogel Strauß, der Flügel hat, um nicht zu fliegen.

„Bei dem immerwährenden Lesen der Heiligen Schrift, bei diesem stummen Lesen hinter Gefängnismauern bin ich mir klar darüber geworden, daß Gott in dem Maße wuchs, in dem man die Natur begriff.

„Solange die Natur nur schreckt, ist Jahwe der Kriegsgott, der Ungeheuervernichter. Man mußte sie liebgewinnen, damit er zum Schöpfer und Allerhalter werden konnte. Die Liebe ward Hingebung, und es hieß: ‚Siehe, er ist im stillen, sanften Sausen.‘

„Es gibt aber ein andres neben dem sanften Säuseln, neben diesem seltenen Sonntagskleide ein Alltagsgewand der Natur. Dämonen mußten verwüsten, auf daß Jahwe erhalten könne.

„Es war gut und leicht, an Gott glauben, solange man einen Teufel hatte.

„Das ist der weitere Schritt, daß der Gott, den man aus der Natur begriffen hatte, sich nunmehr loslöst von der Natur. Jesus baut den Tempel Jahwes im Menschenherzen. Nun ist Gott freilich die Liebe, aber die weite Natur bleibt unbeseelt.

„Der Individualismus war Lösung und Erlösung. Aber er kann nicht die endgültige Lösung gewesen sein, und er war nicht die Erlösung für alle.

„Wenn anders ich die Menschen von heute recht begreife, so hebt ihnen Bileams Eselin wieder ganz laut und vernehmlich zu reden an.

„Es ist seltsam, aber es läßt sich nicht leugnen, daß wir die Natur erziehen. Sie hat ein andres Ansehen gewonnen, seit Wälder ausgerodet, Sümpfe urbar gemacht und Wüsten erschlossen wurden. Andre Wolken hängen seitdem über dem Land, anders leuchtet ihm die Sonne. Wir haben Pflanzen

gezüchtet, die es niemals gab. Die Tierwelt ist im Kampf und im Verkehr mit uns eine andre geworden.

„Wir erziehen die Natur. Wozu erziehen wir sie? Wäre es möglich, daß wir sie in Jahrmillionen zur Liebe erzögen?

„Wäre Gott doch nicht ohne weiteres in der Natur, und wäre es unsre Aufgabe, sie ihm zuzuführen?

„Die meisten Menschen schätzen Gott geringer ein als sich selbst. Sie sollten das nicht. Sie denken, daß es ihm Freude mache, wenn man ihn lobt, preist und ihm Ehren bezeigt, während sie selbst, soweit sie gereift sind, das alles mit einer Handbewegung von sich weisen. Es kann Gott nichts ausmachen, ob du seine Existenz glaubst oder nicht, so wenig wie mir daran liegt, ob andre mich bejahen oder verneinen. Es war vergeblich, daß Jesus sie gelehrt hat, Gottdienen heiße ihn erleben und leben; sie haben es nicht begriffen.

„Ein richtender Gott scheidet aus meiner Vorstellung aus. Er muß, wenn anders irgendein Sinn der Schöpfung innewohnt, die Missetäter wohl brauchen in seinem großen Werk.

„Ich gebe mich mit dem Liebenden und Fürsorglichen nicht zufrieden. Ich will meinen Gott größer.

„Wir vergessen stets, daß all unser Erkennen wie das Betrachten des Mondes ist, den wir nur von einer Seite sehen. Wir sollten das nicht vergessen. Alles, was Menschen schaffen, jeder Tisch, jedes Haus, jede Stadt weist mathematische Linien. Die Mathematik ist freilich auch in der Natur; sonst hätte Leverrier nicht seinen Neptun entdecken können. Aber sie ist nur ein Element unter ungezählten. Jeder Baum, jedes Tier, der Mensch selbst ist unmathematisch.

„Wir haben nur eine Vernunftrichtung, und wir bedürften ihrer viele, um zu erkennen.

„Wäre nicht eine höhere Einheit möglich, wenn auch unserm Denken unfaßbar, in der Haß und Liebe, Freiheit und Notwendigkeit dennoch zusammenfielen? Wenn nicht zeitlich und räumlich, so doch außer der Zeit und außer dem Raum?

„Man soll nicht sagen ‚unmöglich‘, weil undenkbar. Zeit und Raum sind die Gefängnismauern, zwischen denen unser Verstehen schmachtet. Zeit und Raum trennen uns von Gott.

„Ich glaube, daß Gott und Natur und wir selbst in einer höheren, uns unfaßbaren Einheit sind.

„Wie sehr wir unsre Begriffe von gut und böse läutern, sie bleiben angesichts Gottes und der Natur dennoch ganz unzulänglich. Sie beruhen auf dem falschen Gegensatz, den der Mensch zwischen sich und der Natur aufrichten mußte. Man soll sich trotzdem bewußt bleiben, daß sie das Beste sind, was wir uns bisher erkämpften.

„Wollten wir unsre sittlichen Begriffe aus dem Naturwalten, so wie es uns erscheint, bereichern, wir würden sinken, statt zu steigen. Um Gott näherzukommen, mußten wir uns von der Natur, von seinem Werk, entfernen. Alle Wege führen zu Gott."

VII.

Der Gartenbau war rüstig fortgeschritten. Täglich war der Gutsherr gekommen, hatte seine Anordnungen gegeben und selbst mit Hand angelegt. Auf das umgegrabene, steinige Erdreich war eine Schicht guten Bodens aufgefahren, die Beete waren abgesteckt und bepflanzt worden, und ein grüngestrichener Lattenzaun bildete die Einfassung des Gärtchens. Wieder stand der Gutsherr an einem der kleinen Beete, die Hand auf den Spaten gestützt. Aber er rührte nicht die Hand und nicht den Spaten. Unverwandt sah er zu Eva hinüber, die außerhalb des Zaunes, in irgendein Buch versenkt, an einem Birkenstamm lehnte.

Sie schloß das Buch und näherte sich dem Garten; ein weißes, leichtes Gewand umhüllte ihre Gestalt. Sie strich mit spielendem Finger über den neugestrichenen Zaun, um sich zu überzeugen, daß die Farbe getrocknet sei, stützte dann den Arm darauf und auf den Arm das blonde Haupt. „Mein Herr," sagte sie, „Sie werden nachlässig in Ihren Diensten. Sind Sie hierhergekommen, um mich anzusehen oder um die Tulpen zu pflanzen? Antworten Sie, mein Herr."

„Ich kann nicht anders."

„Weil ich schön bin," spottete sie. „Das haben Sie mir nachgerade so oft gesagt, daß es anfängt, den Reiz der Neuheit zu verlieren. Auch waren schon andre vor Ihnen der gleichen Ansicht. Schämen Sie sich und denken Sie sich etwas neues aus. Warum finden Sie mich nicht einmal der Abwechselung halber geistreich?"

„Sie sind schön," sagte er aus tiefer, dumpfer Überzeugung heraus.

Sie seufzte. „Also doch. Wüßte man dabei nur nicht allzu gewiß, was ihr Herren der Schöpfung unter ‚schön' versteht. Haben Sie je gesehen, daß die Sterne schön sind? Sie haben es nicht! Einen Käfer, der sich an Ihren schlecht sitzenden Anzug verirrt, zerdrücken Sie mit Ihren plumpen Händen und achten nicht das silbrige Grün seiner Flügeldecken. Ja, ist es Ihnen überhaupt je aufgegangen, daß dies Röslein schön ist?" Sie zog eine Monatsrose, deren Strauch an den Zaun gepflanzt war, zu sich heran und berührte sie mit ihren Lippen. „Die ist viel schöner als ich."

Er schüttelte lebhaft den Kopf. „Sie wissen nicht, wie schön Sie sind."

„Nein," sagte sie, „ich weiß es nicht. Ich habe keinen Spiegel. Aber ist es Ihnen bekannt, mein Herr, daß Sie sich in der ganzen Umgegend eines sehr schlechten Rufes erfreuen? Ich sollte mich nicht mit Ihnen einlassen; das wäre klüger."

Er lächelte geschmeichelt und strich sich mit der Hand den blonden Bart.

„Die Männer nutzen Sie aus, die Frauen und Mädchen sind vor Ihnen nicht sicher. Man sagt, daß Sie ein Schürzenjäger sind. Nun? beichten Sie: wie steht es damit?"

„Weil ich Sie nicht kannte. Aber seit ich Sie gesehen —"

„Finden Sie mich schön."

„Mag ich an all das nicht mehr denken."

„Das würde zu Ihrem Vorteil gereichen. Sie können eine gute Dosis Kultur vertragen. Sie sind eigentlich", sagte sie und stützte ihren Kopf wieder in die Hand, indem sie ihn unverwandt ansah, „um tausend Jahre zu spät in die Welt gekommen. Sie hätten da irgendwo im Norden hausen und das Meer als Wikinger unsicher machen sollen."

„Wäre mit dem Leben ganz einverstanden gewesen!"

„Ja, das wäre ein Beruf für Sie. Mit Raubgesellen in einem Schiffe hausen und die Villen am Meer, die weißen Villen hinter Zypressengrün, gewalttätig brandschatzen. Die Männer totschlagen und die Frauen aufs Schiff verschleppen! Das wäre ein Leben für Sie gewesen."

„Den Frauen hat nach dem ersten Schreck das Geraubtsein gewiß nicht übel behagt," lachte er polternd.

„Ja, prahlen Sie nur." Sie war nachdenklich geworden. „Sie brauchen nicht stolz darauf zu sein, daß wir Frauen schwach sind. Das ist eben die Schmach unsres Geschlechts, daß wir den Überwinder lieben. Lieben müssen und unsre Freiheit nichts achten, nichts damit anzufangen wissen . . ."

Er hatte plötzlich den Spaten fahren lassen, war auf sie zugeeilt, hatte ihre Hand ergriffen und sie mit Küssen bedeckt.

„Lassen Sie mich los, ich will es, sogleich!"

Wie mit eiserner Umklammerung hielt er ihre Hand zwischen den seinen. „Ich befehle Ihnen, mich freizulassen!" Und da er ihre Worte nicht achtete, riß sie mit einer Kraft, die man in ihr nicht vermutet hätte, ihre Hand aus der seinen.

Sie war blaß geworden und richtete sich nun hoch auf: „Sie verlassen mich augenblicklich."

Sein Wille schien gebrochen, er bat um Verzeihung, flehte wie ein Kind, bleiben zu dürfen.

Sie kehrte sich wortlos ab.

„Ich gehe," rief er, „ich gehe. Aber nicht wahr, ich darf wiederkommen?"

„Das wird von Ihrem fürderen Benehmen abhängen," sagte sie verächtlich.

VIII.

Den breitrandigen Strohhut über den Arm gehängt, wandelte Elisabeth langsam den Weg zur Einsiedelei hinauf. Es war, als ob ein jeder Schritt sie Überwindung koste; ein paarmal blieb sie stehen und preßte ihre Hände aneinander, dann schien sie mit neuer Kraft auszuschreiten. Bei der letzten Wegbiegung sah sie Frau Eva vor sich, die nach ihrer Gewohnheit unter der Birke saß. Nun eilte sie auf sie zu, kniete neben ihr nieder und griff nach ihrer Hand.

Von ihrem Kommen überrascht, legte Eva ihr die Hand auf das blonde, glattgescheitelte Haar. Es war, als täte es ihr wohl, in die blauen Augen des jungen Mädchens zu sehen. Dann aber sagte sie: „Sie sind in Sorgen,

Elisabeth. Sprechen Sie, vertrauen Sie sich mir an. Vielleicht kann ich helfen."

„Ich habe Furchtbares miterleben müssen," sagte Elisabeth, und es ging ein Zucken durch ihre herabhängenden Arme. „Und wenn der Oheim wüßte, daß ich zu Ihnen komme, Sie zu bitten, —" Sie vollendete den Satz nicht.

„Er würde Sie schelten?"

Statt aller Antwort blickte sie zu Boden. „Wenn Sie das mitangesehen hätten, Sie würden helfen! Drunten in der Menkeschen Hütte — die Tochter ist zurückgekehrt und liegt im Sterben, und die Leute wissen nicht, woher Brot nehmen. Ich habe nichts" — sie machte eine hilflose Bewegung mit den Armen —, „ich habe nichts, und der Oheim gibt mir nichts. Aber ich kann die Leute nicht zugrunde gehen lassen, und da dacht ich an Sie."

„Machen Sie Ihre Hände auf." Frau Eva nahm ihr Portemonnaie, ein zierliches Täschchen aus grüner Seide, und schüttete seinen gesamten Inhalt aus. Es waren Goldstücke darunter.

„O, ich danke Ihnen, danke Ihnen. Es ist viel zuviel."

Eva nahm den Kopf des jungen Mädchens zwischen ihre beiden Hände und küßte sie auf den Mund. „Behalte es, Elisabeth; die Not wird wiederkehren. Du sollst mein Schatzmeister bei den Leuten hier sein. Und nun steh endlich auf und setz dich zu mir. So oft du kommst, steht dir meine Kasse offen."

„Du —? Ja, du!" sagte Elisabeth innig. „Wie gut du bist! Aber als ich dich das erste Mal sah, hab ich das gleich gewußt."

„Ach," seufzte Frau Eva, „ich bin nicht gut. Ich bin ein gedankenloses Geschöpf. Du erinnerst mich nur an das, was man nie vergessen sollte."

„Komm mit, sieh selbst, wie sich die Leute freuen!"

Frau Eva schüttelte den Kopf. „Erlaß mir das; ich mag das nicht mitansehen. Ich bin feige. Ich fürchte mich vor dem Elend; es kommt mir immer wie eine ansteckende Krankheit vor. Und ich fürchte mich noch mehr vor dem Dank."

„Und doch macht es dir Freude, zu helfen!"

„Ich weiß nicht einmal. Ja, wenn es wie in dem Märchen wäre, und man ritte auf weißem Zelter durchs Land und streute Gold mit vollen Händen. Wenn ich eine Fee wäre, dann solltest du sehen! Den allerliebsten, kleinen Königssohn schaffte ich dir zum Gemahl, mit braunen Locken und einer Krone darauf, und baute euch ein Schloß. Und alle Leiden würden aufhören, soweit mein Zauberstab reichte."

„Du würdest den Menschen damit ihr Bestes nehmen."

„Sieh da, Jungfer Weisheit! Hast du schon Leid erfahren?"

Elisabeth errötete. „Verzeih mir," sagte sie, „du hast recht; ich spreche es nach. Der Lehrer sagt es."

„Der Schulmeister drunten im Dorf?" Frau Eva lachte und fand des Lachens kein Ende.

„Lach über mich, soviel du magst, aber bitte, lach nicht über ihn. Hast du ihn nie gesehen? Er würde dir aufgefallen sein. Er hat unter seinem

grauen Haar ein paar so guter, junger Augen. Er weiß selbst, daß er nicht viel gelernt hat, und klagt wohl auch darüber; meist aber will er von Büchern nichts wissen und meint, es nütze einem nichts, was andre gedacht hätten; man müsse es selbst auf seine Weise versuchen. Und das eben tut er."

„Mein Fräulein, Sie sind in Ihren Schulmeister verliebt," sagte Frau Eva und drohte mit dem Finger.

Elisabeth schüttelte den Kopf: „Ich verdanke ihm viel — weiß nicht, was ohne ihn aus mir geworden wäre. Und immer, wenn ich bei ihm gewesen bin, habe ich neuen Mut geschöpft. Nicht wahr, nun lachst du nicht mehr über ihn? Der Oheim setzt mir ohnehin zu, wenn er erfährt, daß ich ihn sehe und spreche."

„Er will nicht, daß du mit ihm zusammenkommst?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Erzähle mir von deinem Oheim."

Elisabeth machte wieder diese hilflose Bewegung mit den Händen, hob sie gefaltet zur Brust und ließ sie sinken; endlich sagte sie nichts als: „Er hat Vaterstelle an mir vertreten."

„Und deshalb magst du nicht über ihn sprechen? Du denkst also —"

Elisabeth war plötzlich aufgestanden und hatte ihren Arm umklammert: „Hüte dich vor ihm! Er ist nicht gut."

Frau Eva schob sie zurück und richtete sich hoch auf: „Ich dächte, ich wäre vor ihm sicher."

„Ja, du!" meinte Elisabeth bewundernd. Aber nach einer Weile, während wieder die Angst in ihre Augen trat: „Und doch — ich weiß nicht — sie sagen alle — er ist schlecht."

IX.

Hagen hatte seinen Plan, die Tiefe des Bergsees durch Loten zu erkunden, nicht aufgegeben.

Zu dritt, denn Caliban hatte sich angeschlossen, machten sie sich auf den Weg, den Apparat, den er erbaut hatte, zu erproben. Frau Eva war ausgelassen lustig; das Unternehmen bereitete ihr eine kindliche Freude; sie war gegen ihre Gewohnheit gesprächig, und die Wanderung fiel ihr nicht schwer. Ihr kam denn auch die Aufgabe zu, an Ort und Stelle angelangt, eine Zeichnung des Sees zu entwerfen, um an den verschiedenen Stellen die gefundenen Maße einzutragen. Mit großem Geschick brachte sie die Umrisse des Bergwassers zu Papier, während er seine Vorbereitungen traf.

Die Versuche glückten über Erwarten. Nicht in dem Sinne, daß man wissenschaftlich genaue Ergebnisse gewonnen hätte, aber man durfte doch über die Tiefe des Wassers, die bis zu sechzehn Metern reichte, erstaunt sein. Jedes neue, höhere Maß wurde mit Jubel begrüßt, in den Caliban laut bellend einstimmte. Frau Eva saß, die Kniee übereinandergeschlagen, im duftigen, gelben Kleide auf einem Stein und wiederholte, wie der Steuermann die Anordnungen des Kapitäns, mit lauter, gewichtiger Stimme die ihr zugerufenen Zahlen.

Eine Weile ging das so fort, dann verstummte sie. Hagen war viel zu sehr mit seinem unbeholfenen Apparat, der sich zeitweise wie ein Seehund im Wasser wälzte, beschäftigt, als daß ihm ihre Zerstreutheit aufgefallen wäre. Schließlich ward er es doch gewahr, ging zu ihr und sah, daß sie die letzten Maße längst nicht mehr eingetragen hatte; statt dessen war sie eifrig mit einer Zeichnung beschäftigt. Die hielt sie ihm nun wortlos mit lachenden Augen hin.

Ohne jeden Anflug von Unmut lachte er mit ihr. An dem gegenüberliegenden Ufer des Sees hatte Frau Eva die hochaufragende, geklüftete Felswand eingezeichnet. Und über dem Kamm erhob sich der Schuppenleib, der weitausgereckte Hals des Drachen.

„Du hast entschiedenes Talent," sagte er. „Bist überhaupt so reich begabt. Warum machst du nichts aus deinen Anlagen?"

Sie lachte spöttisch: „Ja, so seid ihr Männer! Immer alles nutzen und zu Markte tragen! Daß es eine Lust ist, zu verschwenden, hinzustreuen, fortzuwerfen, davon ahnt ihr armseligen Pedanten nichts. Und ist doch das einzig Wertvolle am Leben — so schön — so selig — ah!"

Er zuckte die Achseln: „Wir sind eben von früh an dazu erzogen, mit unsern dürftigen Kräften uns eine Stellung zu schaffen. Das ist unsre Dressur von jung auf. Weißt du zu rechnen, so werde Kaufmann, hast du ein leidliches Ohr, so mußt du Musiker werden, und kannst du nichts, so studiere Medizin. Übrigens," fügte er mit bitterer Ironie hinzu, „ich bin ja jetzt auch in der glücklichen Lage, das wenige, was ich hatte, zu verschwenden."

Sie sah ihn besorgt und bekümmert von der Seite an, sagte aber nichts.

Statt aller Antwort stand sie auf, ging an den See hinunter und begann ihr altes Spiel, Steine ins Wasser zu werfen. Caliban stand neben ihr und knurrte.

Ein Stück Holz kam ihr in die Hände. Sie schleuderte es kräftig in weitem Bogen in den See hinaus, und: „Apport!" rief sie, „Caliban, apport!" Gehorsam sprang der ungelenke Köter ins Wasser.

Doktor Hagen war neben sie getreten und hatte seinen Arm um ihre Schulter gelegt: „Dein Caliban ist ein mäßiger Schwimmer. Sieh nur, sieh! Ich glaube, er kommt nie bis dahin."

„Er weiß, er muß," sagte sie hart. Dann blickten beide gespannt dem Schauspiel zu.

Der Hund strengte sich ehrlich an. Aber es war seltsam: je weiter er schwamm, desto weiter schien das Holz von ihm fortzutreiben. Es fiel ihnen beiden auf, und Hagen sagte erklärend: „Der See hat Strömung, also offenbar dort drüben seinen Abfluß. Es kam mir schon vorhin beim Loten so vor."

Die Schwimmbewegungen des Hundes wurden schwächer. „Ruf ihn zurück!" sagte Hagen. „Der Hund kann unmöglich drüben an der schroffen Felsmauer ans Land. Er fängt sich in dem Gezweig und Wurzelwerk, das dort ins Wasser hängt."

„Er soll sein Holz bringen," sagte sie und schüttelte eigensinnig den blonden Kopf. Einen Augenblick später aber rief sie selbst: „Caliban! Caliban!"

Der Hund drehte seinen häßlichen Kopf schwerfällig um, machte noch ein paar verzweifelte Bewegungen und — sank.

Sie stieß einen Schrei des Entsetzens aus, gellend, herzbewegend.

Es war nur ein Augenblick. Schon hatte Hagen den Rock von den Schultern gerissen und war ins Wasser gesprungen. Mit langen Stößen strebte er der Stelle zu.

Sie stand mit zusammengepreßten Händen am Ufer, wimmernd wie ein Kind, von Angst geschüttelt.

Aber noch kam der kecke Schwimmer zur Zeit. Es gelang ihm, das Tier an der faltigen Nackenhaut zu packen, und so, es mit der Rechten über Wasser haltend, mit der Linken die Flut zerteilend, schwamm er mit geschmeidigen, stolzen Bewegungen zurück.

Sie jubelte ihm entgegen. Und kaum hatte er, triefend naß, wie er war, das Ufer betreten, als sie sich in seine Arme warf. „Geliebter!“ rief sie und küßte ihn, „Geliebter!“

„Aber Eva, du machst dich naß, du bist es schon.“

„Ich habe dich lieb! Dich hab ich lieb, dich allein!“

Nun zog er sie leidenschaftlich in seine nassen Arme, und ihre Lippen hafteten aufeinander.

„Du bist der Mann, den ich liebe, du Unbesonnener, Kühner. Sage, du Böser, warum bist du nicht immer so?“

Er lachte stolz: „Es tut nicht not, immer mit geballter Faust einherzugehen. Man muß sie zu führen wissen, wenn man sie braucht.“

„Du darfst mich nie vergessen lassen, wer du bist!“

Er küßte sie von neuem. „Das sagst du so. Schließlich ist doch alles, was ich tue, eine Farce. Einen anständigen Kerl hätte ich beinahe getötet, und einem Hunde rette ich das Leben. Und alles aus Liebe zu dir.“

Sie sah ihn mit heißen Augen an: „Du sollst belohnt werden. Komm jetzt, wir müssen eilen, mich fröstelt schon. Komm nach Hause. Du sollst belohnt werden.“

Naß, wie sie waren, eilten sie heim.

Folgen zog das kleine Abenteuer nicht nach sich. Es sei denn, daß beider Liebe zueinander leidenschaftlicher geworden war. Auch schien Caliban von Stund an wie verwandelt. Hatte er bisher nur auf Frau Eva gehört und jeden Annäherungsversuch Hagens mit unverhohlenem Widerwillen von sich gewiesen, so folgte er ihm jetzt auf Schritt und Tritt, immer die hündische Dankbarkeit in seinen runden Augen. Ist aber Schönheit in Dienstbeflissenheit lieblich, wie viel rührender erscheint das Häßliche in seiner anspruchslosen Hingebung.

X.

Drunten in der Menkeschen Hütte stand ein offener Sarg. Die älteste Tochter war nur eben heimgekehrt, um so gebettet zu werden.

Es war ein ärmlicher, niedriger Raum, doch sprach noch hier und da ein Stück Hausrat davon, daß die Vorfahren bessere Tage gesehen hatten, und daß man ihren Besitz zu erhalten gesucht. Noch knirschte ein weißer

Sand auf den sauber gescheuerten Dielen, noch standen ein paar Blumentöpfe vor dem kleinen Fenster. Blumenlos war nur der kahle, traurige Sarg.

Vor dem einen Fenster befand sich ein Tisch mit Uhrmachergerät. Menke saß daran und feilte. Er arbeitete hastig, um es nicht wahrzuhaben, daß dort ein Sarg mitten in seiner Kammer sei; die Augen des Mannes hafteten auf dem kleinen Rad, das der Schraubstock hielt, als wolle er sich selbst beweisen, daß er das Bild der Toten nicht sehe. Es war ein harter, eckiger Zug um seinen Mund, und seine Stirn war kahl.

Die beiden jüngsten Geschwister kauerten neben dem Sarg der Schwester. So oft sie fortgewiesen waren, so oft waren sie zurückgekehrt. Mit neugierigen Augen betrachtete die kleine Frieda die Züge der Verstorbenen und rührte tastend an ihre kalte Hand; der Krüppel aber hockte neben dem Sarg und weinte. Er allein hatte Tränen.

Marie, die Ältere, ein sechzehnjähriges Mädchen, stand in der Ecke des Zimmers, die Hände der breit ausgestreckten Arme hinter sich an die Wand gepreßt. Es sah aus, als wäre sie vor dem dunkeln Sarg zurückgewichen, soweit der kleine Raum es gestattete. Ihre starr geöffneten Augen blickten tränenlos auf die tote Schwester, und die Angst war darin.

Nun wurden Schritte auf dem Wege draußen laut, schwere, dumpfe Schritte, man hörte das Ausklopfen einer Pfeife, und die Tür öffnete sich. Die Männer traten herein, nahmen die Mützen ab und drehten sie stumm in ihren Händen. „Gott zum Gruß," ließ sich endlich eine tiefe Stimme vernehmen, „und Friede seinen Toten."

Es war, als hätte Menke fort und fort auf ihr Kommen gewartet, und als wolle er es nun nicht wahrhaben. Er stand schwerfällig und geräuschvoll auf, schob den Schemel polternd zur Seite und sagte: „Was wollt ihr hier? Sie war es nicht wert."

„Du siehst, wir sind ohne unsre Frauen gekommen."

„So geht dahin, wo ihr sie gelassen habt."

Aber wieder vernahm man die eindringliche Stimme: „Sage nicht, daß sie es nicht wert war. Vor Gott sind wir alle gleich wert und gleich unwert. Du hast kein Recht, dich besser zu achten als irgend jemand, den er des Lebens und des Todes würdig erachtet hat."

„Nicht wert!" sagte der alte Wendelin, schob die andern beiseite und trat schweren Schrittes vor Menke, den er um Hauptes Länge überragte. „Nicht wert, sagst du. Ich sage dir: hätt ich Weib und Tochter, ich hätte sie mit hierhergebracht. Nicht wert, sagst du. Weißt du, warum du das sagst? Weil du ein Feigling bist, Menke. Sie war gerade so gut wie irgendeine. Die Schuld trägt er."

„Sie hast du aus dem Hause gewiesen, und ihn läßt du's weitertreiben, wie's ihn gelüstet."

„Was nicht geschehen ist, kann noch geschehen!" fuhr Menke auf.

„Durch dich? Worauf hast du bisher gewartet?" höhnte einer.

„Es wird geschehen," sagte Wendelin ruhig.

„Von wem kommt all unser Unglück“, schrie der junge Reile, „als von ihm? Unsre Frauen und Mädchen sind vor ihm nicht sicher, bis aufs Blut saugt er all unsre Kräfte aus, wer in Not geraten, dem nimmt er sein Letztes. Wem gehören heut all die Felder, die früher unser waren? Und da seht her,“ er schob sein rotes Haar von der Stirn, „von wem hab ich die Schmarre da? Die steht mit auf seiner Rechnung.“

„Wer sich schlagen läßt, verdient geschlagen zu werden; des sei du sicher.“

„Wirklich? Und laßt ihr andern euch nicht schlagen, etwa nicht? Warum laßt ihr denn die Felder, die euch gehören, aufforsten, da es ihm so paßt? Glaubt ihr vielleicht auch an Lawinengefahr? Ich will euch sagen, warum aufgeforstet wird! Damit sich das Wild noch mehr auf eure Felder zieht, damit ihr noch ärmer werdet und ihm ganz preisgegeben seid. Und ihr sagt ihr laßt euch nicht schlagen!“

„Es soll nicht aufgeforstet werden; ich will's nicht,“ grollte Menke.

„Hättest nur früher nein sagen sollen, als es an der Zeit war.“

„Ist schon mancher Stamm gefällt, der noch eben erst gepflanzt worden,“ sagte Wendelin ruhig.

„Wenn ihr so mutig seid, so laßt uns doch gehen und fällen,“ höhnte der junge Reile, „ich bin bereit.“

Eine Bewegung entstand unter den Männern. „Ich bitt euch,“ rief der alte Bienen-Christian, „laßt die wilden Reden, bleibt besonnen; erfährt er, was hier vorgeht, er schickt uns die Gendarmen ins Haus.“

„Wär schad um deine Bienen.“

„Laßt das Pochen und Trotzen,“ wehrte Wendelin. „Unvorbereitet kommt nichts zustande; aber ich denke, er soll uns von heut an bereit finden. Was sagst du, Kahl?“

Eine Antwort ließ sich nicht vernehmen, und alle wandten sich nach einem Mann mittlerer Jahre um, der an dem Türpfosten lehnte. Er machte, da ihn die Blicke trafen, nur eine abwehrende Bewegung.

„Kahl wird wohl wissen,“ ertönte die Stimme des jungen Reile, „warum er den Mund nicht auftut, seit er seine Frau begraben. Er wird wohl auch wissen, wer schuld an ihrem Tode trägt.“

Es war, als ginge ein Krampf durch den Körper des also Angeredeten, und einen Augenblick schien es, als wolle er sich auf den Sprecher stürzen. Dann aber hielt er sich gewaltsam im Zaum und schwieg.

„Wir bezeugen dir's alle,“ meinte Wendelin, „daß nicht du die Schuld trägst, sondern er.“

Aber auch darauf hatte Kahl keine Erwiderung.

„Willst du nicht mit uns stehen, wenn wir deine Sache zu der unsern machen?“ fragte Wendelin. „Ich hatte auf dich gerechnet, auf dich vor allen — du schweigst; gut, es geht auch ohne dich.“ Er trat an den Sarg und sagte, nun zum erstenmal mit erhobener Stimme: „Ihr Männer, angesichts dieser Toten sage ich euch: es ist an der Zeit, Abrechnung zu halten.“

Er wollte fortfahren, aber ein andrer fiel ihm ins Wort. Und so groß war die Macht dieser leisen und eindringlichen Stimme, die nun ertönte, daß

jeder aufhorchte und alle Augen den Schulmeister suchten. Er stand neben Kahl, dem Schweiger, ruhig an die Tür gelehnt und hatte die Arme über der Brust ineinander gelegt.

„Es ist nie an der Zeit," hob er an, „eigenwillig mit dem Schicksal zu hadern. Denkt einmal, es wäre Winter, und ihr hättet euer Vieh in den Stall geführt. Das Futter ist knapp, und die Tiere leiden Hunger. Es will ihnen in dem dunklen Verschlage nicht behagen. Und nun nehmt an, die Tiere hätten die Macht, auszubrechen und den Hirten mit ihren Hörnern niederzurennen. Was fänden sie draußen? Statt des Futters, und war's auch kärglich, den Schnee, statt des Wassers das Eis, statt des Lebens den Tod.

„Auch euer Hirte weiß, warum er euch den Wolf zum Wächter gesetzt hat, und warum er euch im Finstern und Engen verborgen hält."

Eine Bewegung ging durch die Männer, die da in dem niederen Raum zusammenstanden; trotzige Augen senkten, geballte Fäuste lösten sich. Wie ein Verzweifelter, der nach allem greift, was sich ihm auch bieten mag, schrie Menke auf: „Weiter, Schulmeister, weiter!"

Der Lehrer trat ein paar Schritte vor, stand nun neben dem ärmlichen, kahlen Sarge und blickte auf das entstellte Mädchengesicht, dem nicht einmal der Tod Friede und Reinheit hatte wiedergeben können. „Recht", hob er wieder an, „habt ihr mit allem, was ihr gegen den Gutsherrn sagt; daß dem so ist, steht hier auf diesem Gesicht geschrieben. Denn was sie auch nachher in der Fremde gesündigt haben mag, er hat sie auf den Weg getrieben. Aber ob ihr auch recht habt — was ich euch immer geraten habe, sage ich euch auch heute: Wartet es ab. Noch müßt ihr warten.

„Ich weiß so wenig wie irgendein andrer Mensch, warum uns Gott hierhergestellt hat. Vielleicht, um uns zu strafen, vielleicht auch nur, um uns zu prüfen. Ich denke mir: es lag in seinem Willen, uns diese Erde zu einem finsteren und bitteren Ort zu machen. Aber so groß ist seine Güte, so unendlich seine Liebe, auch da noch, wo er straft, daß diese Erde trotzdem so schön geworden ist. Sie ist schön, sagte ich mir vorhin, als ich hierher über die Felder ging, und wenn ihr's nicht gesehen habt, blickt da hinaus und schaut es euch an, wie drüben hinter den Fichten die Sonne untergeht." Er faltete die Hände: „Sie ist sehr schön, unsre arme Erde." Ein paar Augenblicke schwieg er, während das Abendlicht den kleinen, ärmlichen Raum übergoldete, dann aber rief er — und seine Stimme war fröhlich und jugendlich geworden —: „Wollt ihr sehen, wie gut Gott ist, macht doch nur eure Augen auf! Recht zur Strafe und Qual hat er uns den Gutsherrn hierhergesetzt — aber er kann nicht anders: indem er straft, muß er auch wohltun und segnet uns und gibt uns unsre Elisabeth.

„Ich sage mir, wir müssen abwarten, wohinaus er es führt. Und jetzt tretet um den Sarg und laßt uns für die Gestorbene beten. Das ist ja unsre Art und muß auch so sein. Aber wer will es entscheiden? vielleicht hat sie mehr Anrecht und Ursache, für uns vor Gottes Knieen zu bitten, als wir für sie. Und hat es vielleicht schon getan.

„Noch eins: wenn wir sie morgen zur Ruh bestatten, bringt mir Blumen für sie mit. Laßt eure Frauen und Mädchen dieser Toten viel Blumen bringen."

XI.

Schon tags darauf, nachdem er von Frau Eva so schmählich heimgesandt worden, war der Gutsherr wiedergekommen und hatte seine Arbeit in dem Gärtchen fortgesetzt. Er war nicht unfreundlich aufgenommen worden. Einmal Gerügtes nachzutragen, war ihre Art nicht; auch bedurfte sie seiner, wie das Kind des Spielzeugs, sich über die langen, schlafenden Tage hinwegzutäuschen. Er war ihr wie ein zweiter Caliban; als solcher wurde er, da er wiederkam, willkommen geheißen.

In ihm war eine dumpfe, leidenschaftliche Begier erwacht und hatte sich seiner widerstandslos bemächtigt. Frau Eva war für ihn ein Wesen aus einer andern, fremden Welt, und eben deshalb mußte er sie besitzen. Wohl fühlte sein träger, begriffsarmer Geist die schwirrende Geißel ihres Spotts, aber die Demütigung schärfte nur den Stachel des Verlangens. Er wußte, daß sie ihn in Fesseln hielt, aber er hoffte, daß die Gelegenheit, sie abzustreifen, sich bieten würde, und dann war sie in seiner Gewalt.

Er war nicht dazu angetan, sie und ihr Wesen sich zu vergegenwärtigen, sie in Gedanken zu suchen, wenn er fern war. Sie war für ihn nur vorhanden, wenn sie neben ihm stand. Immer aber drängte ihn ein dumpfer Trieb in ihre Nähe.

Es war an einem jener sommerlichen Frühlingstage. Die Tulpen, die an ihrem Hause gepflanzt waren, standen schon in voller Blütenpracht, als der Gutsherr wieder an ihre Tür klopfte. Auch Hagen war zugegen, und so machten sie sich zu gemeinsamem Spaziergange auf. Frau Eva war in bester Stimmung, und es lockte sie, den Geliebten auf ihren blonden Bären, wie sie ihn nannte, eifersüchtig zu machen.

Hagen wollte die Gelegenheit nicht unbenutzt lassen, die Mißstimmung der Anwohner, die auch ihm nicht hatte entgehen können, zur Sprache zu bringen. Vielleicht wurde ein guter Rat doch nicht in den Wind geschlagen, und schließlich trägt ein Samenkorn auch auf steinigem Boden Frucht. „Warum lassen Sie," fragte er, „die oberen Felder nächst dem Fichtenrande aufforsten?"

„Der Lawinengefahr halber. Denke auch, der Windschutz soll den unterliegenden zugute kommen."

„Aber die Leute verlieren dadurch an Weideland."

„Wird wohl nichts helfen."

„Sicherlich nicht, wenn es aus Gründen der allgemeinen Wohlfahrt notwendig ist. Aber die Dörfler scheinen das nicht zu wissen. Es wäre vielleicht gut, sie darüber aufzuklären."

„Aufklären!" lachte der blonde Hüne. „Ja, das seid ihr mit euern Stadtbegriffen. Wir denken: Gehorsam ist besser als Aufklärung."

„Aber stellen Sie sich nur vor," sagte Frau Eva und setzte eine besorgte Miene auf, „eines Abends, nachdem es ganz dunkel geworden, rotten sich die Leute zusammen, ziehen vor Ihr Haus mit Sensen, Äxten und Beilen —"

„Dann tret ich, wie ich da bin, vor die Haustür, packe den ersten bei den Schultern und werf ihn zu Boden, daß auch die andern genug daran haben." Er lachte sein breites, behäbiges Lachen.

„Dazu müssen Sie mich rufen lassen! Das muß ein gewaltiger Anblick sein."

„Nun haben Sie mich wohl wieder zum besten?"

„Zum besten? Ein Unbewaffneter gegen fünfzig ausgerüstete Männer, die er zu Paaren treibt? Und das nennen Sie keinen gewaltigen Anblick?"

„Wird so schlimm nicht sein. Sind feige Burschen. Hat schon mancher meine Gerte zu fühlen bekommen."

„Sie sollten die Leute nicht erniedrigen," warf Hagen ernsthaft ein. „Ein Heer von Königen ist leichter zu leiten als ein Regiment von Sklaven. Auch wollen Sie ja das Beste. Warum es also den Leuten nicht zum Bewußtsein bringen?"

Aber Frau Eva ließ es zu keiner Antwort kommen. „Ich sehe Sie noch immer," scherzte sie, „vor der Haustür stehen, mit den beiden Aufrührern zu Ihren Füßen. Man merkt es Ihnen an, Sie sind ein Rassemensch. In Ihnen lebt noch etwas von der Vollkraft unsrer Ahnen."

„Ist wahr, die Erks haben stets auf Rasse gehalten."

„Ihre Frau Mutter — Sie müssen uns von ihr erzählen."

„Hab sie kaum gekannt. Ist früh verstorben."

„Aber gewiß war sie eine schöne Frau? Sagen Sie, sah sie mir ähnlich? Ein klein wenig? Ich wollte, daß ich ihr ähnlich wäre."

Sie hatten eine Lichtung erreicht und standen nun angesichts einer Umzäunung, in der die jungen Tannensprossen dicht gereiht der Sonne entgegenwuchsen. Ein Quell war in der Nähe, und man setzte sich. „Sehen Sie," sagte Frau Eva, „wenn Sie ein gehorsamer, dienstbeflissener Ritter sein wollen, so dürfen Sie mich auch einmal allein hierher begleiten. Oder ist mein gestrenger Herr eifersüchtig?"

Hagen zuckte die Achseln. Er kannte dies Spiel, und es betrübte ihn.

„Warum heiraten Sie nicht, Herr Erk? Ein Mann wie Sie sollte eine Familie gründen."

„Hab die Rechte noch nicht gefunden."

„Wie? Ein Mann, dem sicherlich alle Herzen zufliegen, wäre noch niemals einer Frau begegnet, die zärtliche Gefühle in ihm wachgerufen hätte?"

„Das wohl doch schon."

„Aber vielleicht war die Auserwählte nicht mehr frei?"

„Ja, das ist es."

„Ach ja," seufzte sie mit drolligem Pathos. „Das Schicksal ist grausam, Herr Erk. Es verfährt sehr hart mit liebenden Herzen. Ja, wenn man es am Nacken packen könnte wie eine Rotte aufrührerischer Bauern! Aber das kann man nicht; das können auch Sie nicht. Man muß schweigen und dulden, schweigen und dulden, Herr Erk. Niemand findet sein Glück. Sehen Sie sich hier unsern Freund an" — sie berührte mit ihrem ausgestreckten kleinen Finger Hagens Nasenspitze, „sieht er Ihnen glücklich aus?" Sie erwartete eine Antwort, und da die nicht erfolgte, fuhr sie fort: „Gleich als ich Sie das erste Mal zu Augen bekam — Sie standen vor Ihrer Haustür — gleich damals sagte ich mir: der Mann trägt tief in seinem Herzen eine unglückliche Liebe."

„Nun, gar so schlimm steht es doch nicht."

„O, sagen Sie das nicht, Herr Erk! Es steht schlimm, es steht sehr schlimm mit Ihnen. Verstecken Sie Ihr fühlendes Herz nicht hinter kaltem Männerstolz. Es ist so schön, sich Freunden anzuvertrauen."

„Ihnen vertraut' ich mich schon gern an."

„Tun Sie es nicht," sagte Hagen gereizt und stand auf. „Sie pflegt Vertrauen zu betrügen."

XII.

Beide hatte es nach diesem übermütig begonnenen und trübe geendeten Spaziergange zu einer Aussprache gedrängt, beide hatten sie die Notwendigkeit, sich voreinander zu rechtfertigen, erkannt, und doch waren Tage vergangen, ohne daß sie das rechte Wort gefunden hätten. Nun waren sie wieder bei dem Bergsee beisammen. Ihrer Gewohnheit gemäß saß sie auf ihrem Stein und hatte die Hände über den hochgezogenen Knieen gefaltet; er hatte ihr den Rücken zugekehrt und blickte mit verschränkten Armen ins Wasser.

Wie jenen ersten Tag sprach ihnen diese seltsam schroff getürmte Felsenwand, die sich in dem klaren, kalten Wasser spiegelte. Eine Krähe flog mit weitgebreiteten Schwingen klagerufend dem Neste zu. Es wurde still in ihnen, und der kleine Groll versank.

Leichtfertig wie immer sollte ihre Stimme klingen, und doch war ein andrer Ton darin, da sie das Schweigen brach und sagte: „Ist mein gestrenger Herr noch immer eifersüchtig?"

„Eifersüchtig!" meinte er. „Ich weiß, daß du treu bist, wie ich weiß, daß ich hier stehe. Als ich von allen ausgestoßen war, da kamst du zu mir, freiwillig, und ich hatte keine Rechte an dich. So etwas vergißt man nicht. Nein, wirklich, ich bin nicht eifersüchtig."

„Aber ich betrüge das Vertrauen, das man mir schenkt."

„Verzeih mir, du weißt, es war nicht schlimm gemeint. Es spricht manchmal etwas aus einem, was man selbst nicht kennt, nicht kennen will, nicht kennen darf. Aber sage mir, warum quälteſt du mich? Du hast mich lieb, das weiß ich, es kann dir keine Freude machen, wenn ich leide, und in dem Augenblick — ich glaube, ich hätt ihn am liebsten niedergeschlagen."

„Gelt, er ist ein artiger Ritter?"

„Er ist ein Narr, ein Tier, was weiß ich! Aber gerade darum begreife ich dich nicht."

„Ich mich auch nicht."

„Um meinetwillen — laß uns einmal ernst darüber reden."

„Ja — warum? Er ist so drollig in seiner täppischen Verliebtheit, wie ein Bär bei der Jahrmarktsbude. Es macht mir halt Spaß, ihn tanzen zu lassen."

Die senkrechte Falte zeichnete sich zwischen seinen schmalen Augenbrauen, und zunächst erwiderte er nichts. Dann aber kam ein warmer Ton in seine Stimme, als er sagte: „Es gibt nur einen Menschen, der dich wahrhaft kennt, und der bin ich. Ich glaube, du selbst ahnst von deinem eigenen Wesen nichts. Ich aber weiß, wie gut und rein und treu du bist."

„Bist mir nicht mehr böse?“ Sie streckte beide Arme nach ihm aus.

Er aber blieb stehen, wo er stand, und meinte nachdenklich: „Du bist wie ein Schwan in schmutzigem Wasser. Jeder Tropfen fällt von ihm ab. Und vielleicht erschienst du lieber Schwan nicht einmal so weiß, wäre das Wasser klarer.“

„Nein,“ sagte sie, „wenn ich darüber nachdenke, sehe ich selbst, daß ich unrecht getan. Aber nicht wahr, man kann nicht immer nachdenken? Und dann — komm einmal her, ich will dir etwas zeigen —“ sie schob die Halskrause zurück — „nun, was siehst du da? Du darfst mir ruhig einen Kuß dahin geben; so; und nun mach deine Augen auf: kannst du die Linien erkennen? Was steht da geschrieben?“

„Daß ich dich lieb habe, Eva.“

„Ach nein, mein armer Freund, davon steht da nichts. Da ist etwas andres zu lesen. Diese Zeichen bedeuten: Ich werde alt.“

„Schreckt dich das?“

„O,“ sagte sie, „es ist furchtbar, es ist entsetzlich, mir graut davor. Und nun verstehst du.“

„Nein.“

„Es ist nicht schwer zu begreifen, mein armer Freund. Man möchte sich sein bißchen Jugend vorlügen, solange es noch angeht.“

„Glaubst du, daß ich dich weniger lieben werde, wenn du alt bist?“

„Wer weiß? Aber wenn ich dir das auch glaube, — ich selbst werde mich nicht mehr lieb haben können. Ich nicht. Es wird mir keine Freude mehr machen, vor den Spiegel zu treten; es wird mir gleichgültig sein, ob meine Kleider sitzen oder nicht; ich werde nicht mehr singen und nie mehr lachen. Alles wird vorüber sein, alles.“

„Die Freuden des Alters sind andre, aber darum noch nicht schlechter.“

„Nein,“ sagte sie, „das Alter ist häßlich. Es ist kalt, viel kälter als das Grab. Ich mag nicht alt werden, ich nicht.“

„Auch nicht um meinetwillen?“

„Auch nicht um deinetwillen. Es würde dir doch nichts nützen, mein armer Freund. Ich würde grau und häßlich sein und keifen. Alle alten Frauen sind häßlich und keifen.“

„Du weißt nicht, was du sagst. Du ahnst nicht, was du mir mit deinen Worten antust.“

„Gelt, noch bin ich jung? Noch siehst du nichts von den dummen Falten?“ Sie sprang auf, warf sich an seine Brust und küßte ihn. „Wir wollen unsre Jugend genießen — genießen — genießen.“

„Ja,“ sagte er nach einer Weile, „so bist du. Nun ist alles wieder gut und für dich abgetan. Ich aber bin nicht so schnell fertig. Ich muß nun den Sack voll drückender Gedanken, die du in deinem Übermut zusammengeblasen hast, auf meine Schultern nehmen und nach Hause tragen.“

„Wovon sprichst du?“

„Von deiner Furcht vor dem Alter.“

„Ach so,“ lachte sie. „Aber noch sind wir jung!“

„Wie soll ich mir die Zukunft vorstellen, wenn du so töricht sprichst?“

„Stell sie dir gar nicht vor; das ist das klügste. Sie kommt ungerufen. Plötzlich ist sie hinter dir, wenn du es am wenigsten denkst, und schließt dich in ihre Arme. Dann kennst du sie. Das war immer so in meinem ganzen Leben, soweit ich zurückzudenken vermag. Weißt du noch den Abend im Ballsaal? Wie das Blut aus seiner Wunde spritzte — da — da kannten wir beide mit einem Schlage unsre Zukunft. Und so ist es immer. Man muß nicht daran denken.“

„Du hast recht, man quält sich umsonst. Ich bin dieses Sees hier überdrüssig; stets bringt er einen auf das, was man meiden sollte. Ich schlage vor, wir wenden unsre Schritte künftig andern Zielen zu.“ Aber indem er das sagte, hatte er sich von ihr losgelöst, war hart an das Ufer getreten und blickte wieder unverwandt in diesen geheimnisvollen Spiegel. Ganz versunken stand er da, bis sie ihn anrief.

„Ich weiß selbst nicht,“ sagte er, „was es ist, aber es legt sich mir lähmend auf die Brust. Und dabei war es nichts Böses, sondern etwas sehr Liebes. Ich dachte an Aphrodite Anadyomene, und —“ er lächelte — „es war eine sehr schmeichelhafte Vorstellung für dich, ich sah dich, ihr gleichend, den Fluten entsteigen. Du erhobst dich langsam und strahlend und bleich über den See und schwebtest auf mich zu.“

„Was weiter?“

„Bis du mich anriefst; da war der Spuk versunken, und alles war vorbei.“

„Sprich nicht so, ich bitte dich; komm, laß uns gehen.“

„Nicht, bevor ich mich versichert habe, daß deine Lippen warm sind und mir Frau Venus gut.“ Er zog sie in seine Arme, und so traten sie den Heimweg an.

Es war spät geworden. Dem See entstiegen bereits die Nebel.

XIII.

Es war ein Tag wie alle andern Tage. Die Luft war sonnig-mild, die Vögel sangen, und Frau Eva hatte lange vor dem Spiegel gestanden mit der alten Brigitte, die der Bewunderung kein Ende fand, ein Cremespitzenkleid angeprobt und es dann wieder befriedigt in den Schrank gehängt. Es war ein Tag wie alle andern Tage, und der Gutsherr war gekommen, sie zu einem Spaziergang abzuholen.

Es war seltsam gewesen: In dem Augenblick, da sie die Treppe hinabgestiegen und ihn wartend vor der Pforte stehen sah, war der Gedanke auf sie eingestürmt, daß es gefährlich sei, sich diesem Manne, und sei es nur für einen kurzen Ausflug, anzuvertrauen. Unwillkürlich hatte sie gezaudert, von der schon berührten Treppenstufe den Fuß zurückgezogen. Alsbald aber hatte sie sich hoch aufgerichtet. Gefahr für sie —? Ein abweisendes Lachen umspielte ihren Mund. War da Gefahr, — dann um so besser; so mochten die müden Nerven sich einmal spannen. Sie kannte die Kraft in sich, die sich jeder Lage gewachsen zeigt. Den blonden Kopf hochmütig in den Nacken zurückgeworfen, so war sie ihm entgegengeschritten.

Sie waren ziemlich schweigsam nebeneinander einhergewandelt, und alle ihre Versuche, ein leidlich verständiges Gespräch in Fluß zu bringen, waren an seiner geistigen Unbeweglichkeit gescheitert. Hilfloser als sonst erschien er ihr heute; nach den Bedenken, die ihr noch eben aufgestiegen waren, machte sie das nur übermütiger. Sie hatten denselben Weg eingeschlagen, den sie neulich zu dritt zurückgelegt; sich leise in den Hüften wiegend, hatte sie ein Liedchen vor sich hingeträllert. Seine Anwesenheit scheinbar kaum beachtend, belustigte es sie, zu sehen, wie seine Blicke an ihr hingen.

Sein Atem war rascher, beinahe röchelnd geworden; er hatte mehrmals zum Sprechen angesetzt und doch kein Wort hervorgebracht. Er blieb stehen, machte mit den Armen eine ungelenke Bewegung, und nun kam es in wildem Durcheinander über seine Lippen, leidenschaftliche Liebesbeteuerungen, tolle Versprechungen, flehende Bitten.

Überrascht war sie einen Schritt zurückgetreten.

In sinnloser Erregung warf er sich vor ihr auf die Kniee und flehte und bat und bestürmte sie und bat wieder —

So komisch dünkte sie der Anblick des hilflos knienden Riesen mit seinen täppischen Gesten und den sich überhastenden, wahllosen Worten, daß sie zu lachen anhob und kein Ende fand und immer von neuem ausbrach in ihr helles, silbernes, übermütiges Lachen.

Da war er beschämt aufgestanden, hatte die Erde von seinen Knieen geklopft und war neben ihr weitergegangen, als wäre nichts vorgefallen. Ihr aber waren plötzlich die Tränen in die Augen getreten. Es war ihr zum Bewußtsein gekommen, wie erniedrigend dies freche, schamlose Werben für sie war. Und so hatte auch sie zunächst keine Worte gefunden.

Dann aber hatte sie ihre Erregung gemeistert und ihm Vorhaltungen über das „Unpassende" — sie wählte das kühle Wort sehr mit Absicht — seines Benehmens gemacht. Und da gleichzeitig etwas wie Haß gegen ihn sich ihrer bemächtigt hatte, überschüttete sie ihn mit ihrem Hohn. Er ging neben ihr wie ein Hund, der seinem Herrn entlaufen war, Prügel erhalten hat und nun gedemütigt und ängstlich einherschleicht. Aber seine Gedanken waren andre als es den Anschein hatte; nur mit halbem Ohr hörte er, was sie sagte; alles in ihm fieberte nach ihr.

Sie waren an die Lichtung gekommen, an der sie neulich zu dritt geruht hatten. Wieder standen da die jungen, zarten Tannensprossen dicht gereiht, von schützendem Zaun umgeben, im hellen Sonnenschein. Geschwätzig murmelte die kleine Quelle.

Erst bei dem Anblick der bekannten Stätte hatte es sich ihr vergegenwärtigt, wie weit sie sich von Haus entfernt hatte. Sie war stehen geblieben und bemerkte kühl, daß es Zeit sei, umzukehren.

Er hatte irgendeinen unbestimmten Laut von sich gegeben — plötzlich warf er sich auf sie und umklammerte sie mit seinen eisernen Armen. So verzweifelt sie sich zur Wehr setzte, es war vergeblich. Ungehört verhallten ihre Hilferufe im tauben Walde. — —

Allein war sie nach Haus gegangen. Jede Farbe war aus ihren zarten Wangen geschwunden; über ihre heißen Lider kam keine Träne. Es drang auch kein Laut über ihre Lippen. Nur von Zeit zu Zeit hatte sie die Hand an ihre Schläfe geführt.

Daheim angelangt, hatte sie mit einem Lächeln ihrem Freunde zugenickt und ihm ruhig erklärt, daß sie Kopfschmerzen habe und sich zu Bett legen müsse. Das führte sie auch wirklich aus. Bewegungslos verharrte sie die langen Stunden mit weitgeöffneten, toten Augen.

Als Hagen sich den Abend zur Ruhe begab, fand er sie schlafend. Doch mochte ihn der Schein betrogen haben, denn kaum war er selbst dem Schlaf verfallen, so richtete sie sich auf, beugte sich über ihn und betrachtete lange im Mondlicht seine Züge. Auch jetzt noch trat keine Träne in ihre Augen. Doch berührte sie leise mit ihren kalten Lippen seine Stirn.

Sie blieb am andern Morgen liegen, als er aufstand und sich zu seiner Wanderung rüstete. Das hatte sie oft getan, so daß es ihm nicht auffiel.

Als er das Haus verlassen hatte, erhob sie sich. Sie wählte lange unter ihren Kleidern, entschied sich für ein weißes und legte es mit aller Sorgfalt, probend, vor dem Spiegel an.

Eine Überlegung war nicht in ihr vorgegangen, einen Entschluß hatte sie nicht zu fassen gehabt. Mit flüchtiger Schrift schrieb sie ein paar Worte auf einen Zettel und verschloß ihn in ihrem Schreibtisch. Den Schlüssel nahm sie an sich.

Bevor sie das Haus verließ, rief sie ihre Brigitte, gab ihr ein paar nichtssagende Anordnungen und küßte die Alte, wie sie schon manchesmal getan. Ohne Hast und ohne Zögern wandte sie sich ruhig der Anhöhe zu. Nach ein paar Schritten drehte sie sich noch einmal um, sah, daß Brigitte wartend dastand, und nickte ihr freundlichen Gruß. Dann ging sie steten Schrittes weiter.

Einen Entschluß gefaßt zu haben, war sie sich nicht bewußt. Sie glich einer Glocke, die einen Sprung erhalten und stumm geworden ist. Es bedurfte für sie keines Nachdenkens weiter. Sie kannte ihren Weg.

XIV.

Als Hagen den Mittag nach Hause kam, verwunderte es ihn, Evas helle Stimme nicht zu hören. Aber da er von der alten Brigitte vernahm, daß sie ausgegangen sei, wählte er ein Buch und setzte sich wartend in ihre Stube. So war er ihr gleichsam näher.

Seine Augen hafteten an den gedruckten Zeilen, aber seine Gedanken schweiften ab. Er dachte an Eva, die ihn wie ein Kind an der Hand genommen und hierhergeführt und gerettet hatte. Er sann über die Schicksalsfügungen seines Lebens. Und wieder stand er vor der Frage, die ihn im Grunde die ganze Zeit über beschäftigt hatte: Gab es einen planmäßigen Willen, welcher der Ameise gebot, rechter Hand und nicht geradeaus zu kriechen? Und wenn die Natur oder Gott sich die Ausbildung der Individualität im Blatt, im Tier, im Menschen zum Ziel gesetzt hatte, warum wurden diese Individualitäten

in dem großen Haushalt so gering geachtet? Oder war doch nur der Wechsel das ewig Bleibende? Er schüttelte, sich selbst verneinend, den Kopf.

Er wußte nicht, wie lange er so träumend dagesessen hatte. Er blickte auf die Uhr und erschrak. Evas Ausbleiben begann ihn zu beunruhigen. Er ging wieder zu Brigitte, befragte sie abermals, nahm ein paar Bissen zu sich und schritt rastlos im Zimmer auf und ab. Dann ließ er sich von neuem in einen ihrer zierlichen Polsterstühle nieder. Aber er saß vornübergebeugt, die Zähne aufeinandergepreßt. Der schleichenden, feigen Angst wollte er Herr werden.

Ein Scharren an der Tür schreckte ihn auf, er gebot Caliban Ruhe, und einen Augenblick verstummte das Geräusch. Dann hob es verstärkt wieder an, und ein klägliches Wimmern ließ sich vernehmen. So ging er zur Tür, um den Hund hereinzulassen.

Der sprang an ihm hoch, dann in wilden Sätzen durch das Zimmer, unaufhaltsam hin und her und wieder zur Tür. Hagen öffnete sie von neuem, um ihn hinauszulassen.

Aber der Hund blieb in der offenen Tür, tat ein paar Sätze vorauf und zurück, sprang an ihm hoch und winselte kläglich. Einen Augenblick starrte Hagen auf das Tier, dann entfuhr ein Angstlaut seinen Lippen, der Schreck lähmte ihn, daß er sich an den Pfosten klammern mußte, — er überwand seine Schwäche schnell und folgte dem Hunde.

Ohne Hut, wie er da ging und stand, hatte er sich auf den Weg gemacht. Die Sonne brannte auf seinen Kopf, er wurde es nicht gewahr. So schnell es ihm möglich, schritt er aus, immer eine Strecke vor ihm der Hund. Als er sich auf den Pfad zum Bergsee geführt sah, steigerte sich seine Angst. Streckenweise lief er. Aber wie er auch lief, weiter und weiter vorwärts drängte der Hund. Er mußte stehen bleiben, um Atem zu schöpfen, aber es war, als gönnte ihm Caliban keine Rast. Die Kammhöhe war erreicht; nun stürmten sie abwärts.

Hagen stand am Bergsee, und sein erstes Gefühl war das des Dankes, daß er keine Spur von Eva gewahrte. Hier durfte er sie nicht finden, hier nicht. Aber mit ihm zugleich hatte Caliban Halt gemacht. Er strich mit der Schnauze ins Wasser; dann blickte er ihn mit seinen runden, verängstigten, hilflosen Augen an.

Hagen wandte sich ab; er wollte das Tier nicht beachten. Eine Weile mußte er Atem schöpfen. Dann ging er am Ufer entlang, überall spähend. Und nun sah er — er sah drüben, wo das Ufer steil anstieg, an derselben Stelle, zu der Caliban neulich getrieben worden war, dort — ja dort in dem Wurzelwerk gefangen — etwas Weißes. Das gewahr werden, im Wasser sein und mit langen Stößen der Stelle zustreben, war eins.

Eva mit sich ziehend schwamm er dem Ufer zu.

Er ließ sich nicht Zeit, die Nässe von sich abzuschütteln. Er ließ sich nicht Zeit, auch nur flüchtig ihre kalten Lippen mit den seinen zu berühren. Er streckte ihren Körper aus, daß der Kopf erhöht lag, riß ihr das Kleid von der Brust, bewegte ihre Arme und versuchte, sie ins Leben zurückzurufen.

Dicht neben das schöne, bleiche Antlitz der Toten drängte Caliban wimmernd seinen häßlichen Kopf mit den allzeit gefletschten Zähnen.

Hagen ließ nicht ab. Ob ihm auch, naß, wie er war, der Schweiß von der Stirn rann, er ließ nicht ab. Ein paarmal war er erschöpft neben der geliebten Toten hingesunken; er raffte sich auf, er begann von neuem. Von Zeit zu Zeit gab er ihre Arme frei, um sich über sie zu beugen und an ihrem Herzen zu horchen, — so oft er es vergeblich getan, so oft hub er mit seinem Mühen wieder an. Stunden waren so verstrichen, und die Sonne hatte sich zum Niedergang gesenkt. Wie die Zeit verrann, steigerte sich das würgende Gefühl der Verzweiflung in seiner Kehle. Aber er gab nicht nach.

Einmal, als er eben wieder vergeblich an ihrem stummen Herzen gehorcht hatte, wurde er Calibans Kopf mit den runden, hilflosen Augen neben dem ihren gewahr. Da fuhr es ihm durch den Sinn: an dieser selben Stelle, aus diesem selben Wasser hatte er den häßlichen, wertlosen Köter gerettet. Sie hatte er nicht retten können, sie nicht! Er ballte die Faust und schlug nach dem Hunde. Der Schlag traf mit aller Wucht, aber Caliban gab keinen Laut von sich und blieb stehen, wo er stand. So nahm Hagen seine Belebungsversuche wieder auf.

Die Sonne war zu Tal gegangen, und auch von den letzten Höhen hatte sich ihr Licht verloren. Von neuem hatte Hagen sein Ohr auf ihre Brust gelegt, dann ließ er die Hände sinken. Er starrte auf das Wasser, aus dem die weißen Nebel stiegen. Er fiel in sich zusammen. Ein Frostschauer überlief ihn, daß seine Zähne aufeinanderschlugen. Er achtete es nicht. Alles um ihn war versunken.

Er kam erst wieder zu sich, als er fühlte, daß Caliban die Hand ihm leckte. Er richtete sich mühsam auf, und wieder fuhr ihm der Frost mit Eiseshand über den Rücken. Gottlob, sagte er sich, es wird nicht mehr lange währen.

Dann aber packte ihn die Wut, und er nahm einen großen Stein und schleuderte ihn in das Wasser. Das spritzte hoch auf, Caliban schlug an, und dann war alles still.

Er schämte sich seines Tuns, und nun zum erstenmal beugte er sich über ihr Antlitz, das er kaum noch zu erkennen vermochte, strich ihr liebkosend über das feuchte Haar und küßte ihren Mund. Dann hob er sie auf seine Arme, um sie heimzutragen.

Es war eine schwere Last, und es war so dunkel geworden, daß er den Weg nicht zu erkennen vermochte. Öfters strauchelte er. Dreimal versagten seine Kräfte, daß er zusammenbrach. Dreimal richtete er sich wieder auf, seinen Weg fortzusetzen. So trug er die tote Geliebte auf seinen Armen heim. Hinter ihm her trottete Caliban, der Hund.

XV.

Als er bis an die Tür ihres Hauses gewankt war, hatte er nur die eine Empfindung gehabt: es ist gut; nun ist alles aus, nun ist das Maß der Kräfte überschritten. Aber es war nicht gut und war nicht ausgewesen. Seine Kräfte, die er nie gekannt hatte, schienen ins unendliche zu wachsen. Nachdem

er seine Kleidung gewechselt und ein paar unruhige Minuten irgendwo gesessen hatte, war die ersehnte Erschlaffung von ihm gewichen. Es trieb ihn zu der entseelten Hülle derer, die er so heiß geliebt.

In seinem Zimmer zu ebener Erde lag sie, auf einem Ruhebette ausgestreckt. Zwei brennende Kerzen hatte die alte Brigitte ihr zu Häupten gestellt. Es war Nacht und er mit ihr allein.

Es war nicht Schmerz zu nennen, was er empfand. Es war das Gefühl der Vernichtung. Alles hatte aufgehört zu sein. Es gab kein Morgen mehr, keinen Wunsch, kein Ziel. Die Uhr, welche die Stunde schlug, rief ihn nicht mehr; der Gruß, mit dem sich Menschen bewillkommneten, hatte für ihn den Sinn verloren.

Er war von nun an allein in der Welt und hatte nichts mehr darin zu schaffen. Es verlohnte sich nicht mehr der Mühe, auch nur darüber nachzudenken, was er an ihr verloren. Um ihn und in ihm das Nichts.

So saß er neben ihrer holden, erstarrten Gestalt wie ein Vernichteter. Er hätte Ewigkeiten in solcher Empfindungslosigkeit verbringen können, ohne es auch nur gewahr zu werden.

Die Kerzen waren niedergebrannt, und das Licht des Mondes schimmerte durchs Fenster, fiel auf ihr bleiches, schönes Antlitz und schien es mit seinem zitternden Glanz zu beleben. Plötzlich wurde er das gewahr. Und in dem Augenblick war der Bann gebrochen; er warf sich über sie, umklammerte sie mit seinen Armen und küßte sie heiß und leidenschaftlich, wie in den Nächten ihrer Liebe. Aber ihre Lippen waren kalt und ihre Glieder starr, und das Licht des Mondes war zur Seite gewichen. So taumelte er auf seinen Sitz zurück.

Es war ein grauenvoller Anblick. Im Schein des Mondes warfen die ausgestopften Tiere, die der alte Einsiedler hier zusammengetragen, gespenstige Schatten, und man hätte wähnen können, ein Magier übe an der Leiche eines schönen Weibes seine teuflischen Künste.

Aber es war nur das letzte Aufflackern einer großen Leidenschaft gewesen. Der Tod war Sieger geblieben. Die Nacht hatte sich in die Seele des verlassenen Mannes hinabgesenkt und blieb darin, ob auch die Sonne zu neuem Tagewerke aufging.

Hagen ordnete, was er zu ordnen hatte, mit ruhiger Bestimmtheit; er aß und trank, wie er immer gegessen und getrunken hatte; nur hatte er kein Bedürfnis nach Schlaf, und sich klar zu werden, ja, nur zu fühlen, was er verloren, vermochte er nicht. Doch war er sich bewußt, daß auch dazu die Zeit kommen mußte.

Das Begräbnis hatte stattgefunden. Auf einen mit Fichtengrün bedeckten Leiterwagen, den zwei weiße Kühe zogen, hatte man ihren Sarg gestellt. Langsam war es durch den Wald bergab gegangen; sicher und ruhig schreitend hatten die würdevollen Tiere ihre leichte Last der letzten Heimstatt zugeführt. Niemand war hinter dem Sarge geschritten als nur er und die alte Brigitte, und kein Wort war gesprochen worden. So bestattete man sie nach ihrer kurzen Jugend flüchtigen Tagen zur Ruh. Hinter ihnen her trottete Caliban, der Hund.

Als sie nach Hause zurückgekehrt waren, hatte Hagen mit Brigittens Hilfe sein Bett aus ihrem Schlafzimmer in eine andre Kammer getragen; er hatte auch das freundlich-heitere Zimmer, das Eva zu ebener Erde bewohnt hatte, und in dem ihr Schreibtisch stand, verschlossen und den Schlüssel in seine Tasche gesteckt. Er begehrte nicht der toten Andenken an sie, die sein Leben gewesen. Er wollte nicht betteln gehen bei dem Schicksal, das ihn geschlagen hatte.

Aber das Haus verließ er nicht mehr. Von morgens früh bis spät in die Nacht saß er fast regungslos in seinem Zimmer. Seit jenen Gefängnistagen, da er zuerst das Walten einer fremden Macht in und über sich empfunden hatte, war es ihm zur Gewohnheit geworden, zu grübeln über das, was ihn betraf. So sann er auch jetzt. Warum war ihm das letzte Glück aus seinem Leben genommen worden? Warum hatte ein frühzeitiger Tod die Eine rauben müssen, an der er mit ganzem Herzen gehangen und die auch ihn geliebt hatte, um deren willen er zum Verbrecher geworden war — denn so nannten die Menschen das, was er getan hatte, und so mußte er es selbst bezeichnen —, um deren willen er seinen Beruf verloren, und die ihn für all das überreich entschädigt hatte? Solange sie lebte, hatte er kaum gewußt, was er darangegeben. Warum wurde er vor allen so geschlagen und verfolgt? Was war der Sinn, daß ein Wurm wie er getreten und wieder getreten wurde? Oder war alles, was geschah, doch nur ein blinder Zufall? Er vermochte nicht mehr zu bejahen und nicht mehr zu verneinen, und doch mußte er bejahen, um hassen zu können. Er sann und grübelte, als gelte es, die große Aufgabe vor Tagesschluß fertig zu stellen. Er wußte nicht, daß sein Denken stumpf geworden war.

Auch darüber suchte er sich klar zu werden, wie sie ums Leben gekommen sein mochte. Vielleicht war sie auf einen Stein getreten, der unter ihr nachgegeben hatte. Vielleicht hatte sie leichtfüßig eine der steilen Felswände zu erklimmen versucht und war dabei abgestürzt. Er entsann sich, daß sie den Tag vorher über Kopfschmerzen geklagt hatte. Vielleicht war sie wieder davon befallen worden und hatte sich zum Wasser hinabgebeugt, um ihre Stirn zu kühlen. Vielleicht und vielleicht! Er kannte diesen See genügend, um sich sagen zu müssen, daß all das gleich unwahrscheinlich war. Wie sie verunglücken konnte, blieb unbegreiflich. Aber ebendarum mußte er darüber nachsinnen, fort und fort.

Tage waren so vergangen, aber der Stand der Sonne blieb für ihn bedeutungslos. Eines Abends, während er dasaß wie nun stets, hatte sich die Tür seines Zimmers leise geöffnet, und die alte Brigitte war eingetreten.

„Herr," sagte sie, „es tut nicht gut, sich der Trauer um ein Verlorenes so hinzugeben. Man sagt, die Toten finden keine Ruhe, wenn sich ein Lebender an sie klammert und sie nicht freiläßt. Ihr mögt darüber lachen, Herr, und es nicht glauben; aber es tut auch nicht gut um Euretwillen.

„Ihr seid noch jung, und die Welt steht Euch offen. Wenn Ihr übers Meer geht, fragt Euch keiner, was geschehen, und überall findet Ihr Kranke, die Eurer Hilfe bedürfen. Wollt Ihr mich mitnehmen — ich bin bereit, Euch zu folgen."

Eine Antwort wurde ihr nicht. „Ich habe sie auch lieb gehabt, Herr, und habe sie von klein auf gekannt. Wie sie noch in kurzen Kleidchen umhersprang, haben sich die großen Jungen schon den Hals nach ihr ausgereckt, und sie hat's gewußt und ist stolz darauf gewesen. Kann mir wohl denken, daß sie einem Mann gefallen mochte; hab's ja auch mit angesehen, wie lieb Ihr sie gehabt. Ich weiß: sie ist es wert gewesen; wonach keiner gefragt hat, ich weiß es, sie war gut. Aber wie Ihr um sie trauert, Herr, das ist nicht recht. Das heißt Abgötterei mit einem armen, sündigen Menschen treiben.

„Herr, ich bitt Euch, sprecht ein Wort, redet, aber sitzt nicht da, als wärt Ihr versteinert. Ich bin nicht furchtsam, aber das hier, das ertrag ich nicht. Es ist grad, als wolltet Ihr die bösen Geister rufen. Seit Ihr so dasitzt, ist's immer" — sie wandte den Kopf zur Tür —, „als müßte etwas Furchtbares geschehen. All die Tage hat's mich nicht schlafen lassen, und der Hund auch, der Caliban, ist wie verwandelt. Immer ruhelos, immer hin und her. Herr, um meinetwillen, ich bitt Euch, seht mich nicht so seltsam an, sagt, was Ihr begehrt —"

Ein verächtliches Zucken spielte um seinen Mund, und mit einer stummen Handbewegung hieß er sie gehen.

Er hatte keine Zeit für sie. Er mußte nachsinnen, wie all das gekommen war, und warum es ihn betroffen.

Es war an einem Sonntagmorgen. Drunten im Tale das Kirchlein, bei dem man sie bestattet hatte, läutete Pfingsten ein. Leise werbend drangen die Klänge bis in das Zimmer, in dem er saß. Sie gewannen, schien es, Macht über seine Seele. Er stand auf, öffnete das Fenster, sog die würzige Tannenluft tief ein und lauschte den Tönen. Übermächtig packte ihn die Sehnsucht; Tränen stürzten aus seinen Augen.

Er wurde ruhiger und ging auf und ab. Dann suchte er in seiner Tasche, ergriff den Schlüssel zu ihrem Zimmer und öffnete die Tür. Mit leiser Hand fuhr er über ihre Sessel, nahm ein Buch auf, in dem sie noch zuletzt gelesen, und ließ sich vor ihrem Schreibtisch nieder.

Nach Andenken, die er vordem verschmäht hatte, spürte er nun. Er versuchte die Lade zu öffnen, aber sie war verschlossen. Er probte ein paar seiner eignen Schlüssel und zwang das Schloß. So fand er den Zettel, den sie vor ihrem letzten Gang geschrieben hatte. Er las und las —

Es waren nur wenige Zeilen, mit flüchtiger Hand hingeworfen. Was ihr widerfahren, stand da, und daß sie sterben müsse. Dazu ein Wort ihrer Liebe an ihn.

Er las, und ein Schrei drang über seine Lippen, der nichts Menschliches mehr hatte.

Er war aus dem Zimmer gestürzt. An der Haustür lehnte ein Beil, es war in seiner Hand, seine Finger krampften sich um das Holz. Er eilte weiter, den Pfad hinunter; so schnell ihn seine Füße trugen, lief er dem Gutshof zu.

Aber sein Schritt verlangsamte sich; er blieb stehen, das Beil entsank seiner Faust. Das Fenstergitter seiner Gefängniszelle hatte sich vor seinen Augen gezeichnet.

Es war unmöglich. Ein zweites Mal hob man die Waffe nicht. Ein zweites Mal durfte man nicht das Blut zu seinen Füßen sehen.

Ihn schwindelte, daß er sich an einen Fichtenstamm halten mußte. Ihm war, als fiele der Arm, der noch eben das Beil geschwungen hatte, wie ein totes Glied von ihm ab. Er war wehrlos. Ihn konnte man mißhandeln, wie man wollte.

Da, wo er stand, ließ er sich niederfallen. Seine Hand griff nach den Fichtennadeln, die achtlos durch seine Finger glitten. Seine blutlosen Lippen bewegten sich, ohne daß ein Wort hörbar wurde. Es war, als kniete ein unsichtbarer Gegner auf seiner Brust.

Aber während noch die Lähmung auf seinen Gliedern lag, begann sein Geist fieberhafte Arbeit. Er sah alles vor sich, wie es geschehen, furchtbarer als es sich zugetragen hatte. Er sah sie wehrlos hingegeben, er hörte ihr letztes Atemröcheln in dem Wasser des Bergsees. Und jener andre, der ihm das angetan hatte, stand greifbar vor seinen Augen, in seiner blöden Unbeweglichkeit, seiner brutalen Schwere, seiner gemeinen Hoffart. Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn.

„Die Rache ist mein, spricht der Herr," murmelte er vor sich hin. Kaum aber waren die Worte über seine Lippen gekommen, so wandelten sich die Züge seines Gesichts. Eine böse Falte legte sich um seinen scharfgeschnittenen Mund, und indem er ruhig aufstand, als wäre nichts geschehen, sagte er mit kühler Bestimmtheit: „O nein, die Rache ist des Stärkeren."

Er nahm das Beil auf und trug es nach Hause. Caliban kam ihm wild entgegengesprungen und umkreiste ihn, als lebte er die stürmenden Gedanken seines Herrn mit. „Recht so, mein Tier," sagte Hagen; „wir werden miteinander auf die Jagd gehen." Er warf das Beil fort, nahm den schweren, häßlichen Hund auf seine Arme und liebkoste ihn.

Die Tage vergingen, und Hagen bewahrte äußerlich seine Ruhe. Caliban mußte ständig um ihn sein. Er aß und trank, scherzte gelegentlich mit der alten Brigitte, nur fand er keinen Schlaf. Aber das schien ihm nichts auszumachen. Er erholte sich sichtlich; ja, es war, als habe sich seine Gestalt gestreckt.

Auch innerlich war jetzt keine Unruhe in ihm. Es kam ihm auf Tag und Jahr nicht an. Er grübelte nur selten darüber, in welcher Weise er den Verhaßten treffen würde: er wußte, daß der Schlag, den er führte, tödlich wäre.

(Schluß folgt.)

Bedenken gegen Ellen Keys Ansichten über Liebe und Ehe[1].

Von

Dr. **Fr. W. Foerster** (Zürich).

Wenn ich im folgenden eine Reihe schwerer Bedenken gegen die sogenannte „neue Sittlichkeit" vorbringe, welche Ellen Key in ihren Schriften und Vorträgen predigt, so brauche ich wohl kaum vorauszuschicken, daß mir der Ernst und die aufrichtige Menschenliebe dieser reinen und begeisterten Frau ebenso außer Frage stehen wie ihre seltene Begabung und Unerschrockenheit. Aber wer hätte nicht schon im Leben beobachtet, daß oft gerade von den feinsten und reinsten Menschen die allergefährlichsten Parolen ausgegeben werden — gerade weil sie so rein und fein sind und so fern den dämonischen Kräften und Schwächen, mit denen die andern zu ringen haben. Solche seltenen Menschen bedürfen im Leben keiner festen Formen, weil in ihrem Innern gar nichts lebt, was bekämpft und niedergehalten werden müßte; die höheren Gedanken herrschen sicher und mühelos — wie auf dem Olymp die seligen Götter. Und nun machen sie aus Unkenntnis des Lebens und der menschlichen Natur den verhängnisvollen Fehlschluß: „Weil *wir* keine Formen brauchen, so brauchen auch die *andern* keine Formen" — und damit rauben sie eben diesen andern das einzige Mittel, selber einen gewissen Grad von sittlicher Freiheit im Leben zu erlangen. Vermöchten jene Feinen und Sichern auch nur die tiefere Geschichte ihrer eigenen Feinheit und Sicherheit zu überschauen, die strenge Zucht von Generationen voll Überwindung, Entsagung und Opfer, welche endlich als letzte Blüte eine solche Seele voll hoher Geistigkeit hervorbrachte — kennten sie diese Geschichte, so würden sie sich hüten, die Bedingungen anzutasten, denen sie selbst letzten Grundes ihre sittliche Freiheit verdanken. Aber es ist eben das Tragische, daß solche Menschen, welche ihre Stärke im Guten sozusagen nicht von der Pike auf verdienen und erwerben mußten, sondern das sittliche Kapital von jahrhundertelanger Kulturarbeit erbten und das Produkt des Zusammentreffens selten günstiger Umstände dar-

[1] Ellen Key, Über Liebe und Ehe. Berlin, S. Fischer. 1904.

stellten, nicht imstande sind, sich in die Atmosphäre derer hineinzuversetzen, die noch schwer zu kämpfen haben mit den groben Naturgewalten unsres sinnlichen Daseins — genau so wie die lachenden Erben von Kaufleuten, die in schwerem und entbehrungsreichem Kampfe ums Dasein sich emporgerungen, nicht imstande sind, die Vorbedingungen ihrer eigenen Sicherheit richtig zu würdigen und auch nur eine annähernde Vorstellung von der ungeheuren Unsicherheit und Erbarmungslosigkeit des Lebens zu fassen. Alle derartigen Menschen reden, wenn sie Reformer werden, vom „paradiso", ohne sich mit dem „inferno" auseinandergesetzt zu haben; sie kennen den wirklichen Menschen nicht mit all seinen dunklen Trieben und Schwächen und mit seinen wankelmütigen Vorsätzen, und so verleiten sie ihn dazu, jene seine inneren Widerstände auch seinerseits in ihrer ganzen Gewichtigkeit zu unterschätzen und Hilfsmittel fortzuwerfen, derer nur der ganz Befreite, niemals aber der Kämpfende entraten kann. Und das Ende ist dann statt höherer Freiheit nur doppelte Unfreiheit!

Allerdings braucht Reinheit und Freiheit nicht immer mit solcher Blindheit gepaart zu sein; das Genie durchdringt in seherischem Mitgefühl alle Seiten der Wirklichkeit, die dunklen und die lichten. Aus der Art, wie es über das das „paradiso" und über den Weg zum „paradiso" redet, ersieht man, daß es im „inferno" gewesen und die ganze Schwere seiner Versuchungen kennt. Aber wir reden hier nicht von den ganz Seltenen. Ellen Key gehört, wie Emerson und andre, zu jenen feinen, vornehmen Geistern, die sich zu wenig lösen können von sich selbst, um die Bedürfnisse der Gefährdeten zu verstehen und niederzufahren in deren Hölle — und so leiten sie trotz all ihrer persönlichen Hoheit die Menschen doch nicht nach oben, sondern nach unten. Sie stellen das höchste Ideal der sittlichen Freiheit auf und nehmen in seinem Namen den Menschen die unentbehrlichsten Mittel, diesem Ideal auch nur ein wenig näherzukommen — nämlich die festen Formen, die alles Feste und Dauernde im Menschen bestärken und heiligen und ihn gegen die Veränderlichkeit und Schwäche seiner niederen Natur schützen, vor allem auch gegen die Sophismen, mit denen sich diese niedere Natur beständig in das Reich des Geistes einzuschleichen sucht. Darum gilt in anderm Sinne von Ellen Keys Freiheitsliede das Gleiche, was Heine von dem Liede der Lorelei singt:

Den Schiffer im einsamen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh,
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh,
Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende noch Schiffer und Kahn,
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei getan!

Ellen Keys schärfster Angriff gilt der heutigen festen Form der monogamischen Ehe mit all deren Weihen und Gelöbnissen. Sie führt diesen Kampf nicht etwa, weil sie jener Art von „freier Liebe" die Bahn öffnen will, die nichts als vollkommene Genußfreiheit wünscht und den Genuß nur im Wechsel

sieht. Im Gegenteil, sie glaubt an die große lebenentscheidende Passion und kämpft für sie — jene Liebe, deren unzerreißbare innere Bindungen jedes äußere Band entbehrlich machen. Aber gerade, damit diese Liebe allein bestimmend werde für das Zusammenleben der Geschlechter und keine andre Rücksicht und Pflichtforderung es verhindere, daß die Ehe stets auch mit der Liebe zusammenfalle, d. h. daß es nur da und nur so lange ein Zusammenleben von Mann und Weib gebe, wie eben die geschlechtliche Liebe im vollen sinnlich-seelischen Sinne die beiden verbindet — darum soll jede feste Form, ja sogar das persönliche Treuegelöbnis aus den Beziehungen der Geschlechter verschwinden; denn diese festen Formen und Bindungen seien es, welche immer wieder die Einheit von Ehe und Liebe verfälschen, indem sie Verbindungen zusammenhalten, die auf Grund einer Illusion geschlossen oder aus andern Ursachen ihre einzig berechtigte Grundlage, die Liebe, nicht gefunden oder wieder verloren haben.

Zur Beurteilung dieser Auffassung möchte ich die Gesichtspunkte heranziehen, welche ich oben begründet habe: Ellen Key kennt das wirkliche Leben und den wirklichen Menschen nicht. Sie will zweifellos das Höchste und Reinste — aber ihre Unkenntnis der menschlichen Natur läßt sie Mittel vorschlagen, die nur dazu führen können, das menschliche Tier zu entfesseln. Wenn wir Freiheit verleihen wollen, müssen wir immer zuerst fragen: Wen und was machen wir da frei? Und wer sich in diesem Sinne vergegenwärtigt, wie es in einer Gesellschaft aussehen wird und muß, in der die sexuellen Verbindungen ohne jede hemmende Form und Sitte allein dem Individuum in die Hand gegeben sind, der wird wissen: nicht die große Liebe wird frei, sondern die kleine Passion, der Sinnenrausch, die Lust am Wechsel, die Ungeduld, die vergängliche Leidenschaft, der treulose Egoismus — und zahlreiche edler angelegte Menschen, die heute noch gerade durch die feste und weihevolle Form vor der Tyrannei jener niedern Mächte ihres eigenen Selbst geschützt und beständig an ihr besseres Selbst erinnert werden, sie werden dann jener Freiheit fluchen, die sie zu Sklaven gemacht hat. Denn so wie wir uns Grundsätze schaffen in unsern stillsten und besten Stunden, damit jene als Vertreter unsres bessern Selbst uns schirmen in den Stunden, in denen Erregung und Leidenschaft die Ruhe und Selbständigkeit unsres Denkens trüben — so sind auch die festen Formen nicht geschaffen, uns zu Knechten zu machen, sondern vielmehr dazu, uns im tiefsten Sinne frei zu erhalten, indem sie uns die Aktionsfreiheit nehmen in den Stunden und Zeiten, in denen wir unfrei sind, d. h. in denen uns die volle Übersicht über die Folgen unsres Tuns und die tiefste Fühlung mit unserm Gewissen verloren gegangen: So wie Odysseus sich von seinen Gefährten an den Mast fesseln ließ, um seine Freiheit gegenüber den Sirenen zu behaupten.

Überhaupt ist es zweifellos eine ganz einseitige und schiefe Auffassung vom Wesen und von den Bedingungen menschlicher Kulturentwicklung, wenn man den Blick nur auf das Wachstum *individueller Freiheit* gebannt hält, und ganz übersieht, daß vielleicht gerade die entscheidendste Kulturarbeit vielmehr in der Begrenzung der persönlichen Ungebundenheit liegt, in dem,

was Ruskin im weitesten Sinne als „Gehorsam" feiert — also in der Unterordnung der subjektiven Impulsivität unter gewisse feste Formen menschlicher Beziehungen und Handlungen; diese Formen verkörpern die Lebenserfahrung und die Selbstbesinnung der ganzen Gattung und dienen sozusagen als Hemmungen, um die individuellen Entscheidungen von allem zu reinigen, was nicht mit der Gesamtordnung des Lebens und mit den tiefsten Existenzbedingungen des einzelnen zusammenstimmt. Auf dieser wachsenden Sicherung und Kontrolle gegenüber der impulsiven Welt der Triebe und Leidenschaften beruht alles das, was wir freiheitliche Errungenschaften nennen — man kann dem Menschen erst die Freiheit geben, wenn das Tier gefesselt ist. Ist es doch auch kein Zufall, daß gerade in dem freiesten Lande der Welt, in England, die Herrschaft von Form und Sitte am höchsten entwickelt ist; Form und Freiheit sind keine Gegensätze; die Form bindet und beruhigt denjenigen Teil unsres Wesens, der uns unfrei macht und der darum auch stets die Freiheit und Sicherheit der andern bedroht.

Betrachten wir von diesem Standpunkt aus die staatliche und kirchliche Form der sexuellen Lebensgemeinschaft, so werden wir sehen, daß ihre Hauptwirkung neben andern Aufgaben eben darin besteht, das Individuum vor der Diktatur seiner eigenen niederen Instinkte und Zustände zu bewahren. Man beraubt das Individuum dort seiner Handlungsfreiheit oder erschwert ihm dieselbe aufs stärkste, wo es am meisten in Gefahr ist, folgenreiche und in fremdes Leben tiefeingreifende Entschlüsse sozusagen in einem nicht zurechnungsfähigen Zustande zu fassen. Durch die Schwere und Feierlichkeit der äußeren Bindung wird dem Individuum die ganze Fülle der inneren Bindungen symbolisiert, deren Intensität und Mannigfaltigkeit noch außerhalb seiner Erfahrung liegt. Auf dem sexuellen Gebiete, wo Augenblicksimpulse und Leidenschaften am stärksten dahin wirken, uns Einsicht und Übersicht zu rauben und uns vom Gesamtzusammenhang des Lebens zu isolieren — gerade auf diesem Gebiete muß das Individuum am stärksten daran gemahnt werden, wie tief hier sein Handeln mit dem Gesamtleben verknüpft ist, wieviel für seine eigene Entwicklung gerade hier die Dauer und Festigkeit des Bandes bedeutet, und wie daher die Form der Unlöslichkeit kein bloßer äußerer Zwang, sondern nur der äußere Ausdruck einer inneren Wahrheit ist. Die bürgerliche Form der Eheschließung repräsentiert in diesem Sinne die äußeren bürgerlichen Konsequenzen einer geschlechtlichen Verbindung und mahnt an deren äußere Verantwortlichkeiten — die kirchlich sakramentale Weihe der Ehe hingegen vertritt die unerschöpfliche Bedeutung, welche die Dauer dieser Beziehung für den inneren Menschen hat.

Eine Rückkehr zur formlosen Eheschließung, zur völligen Ungebundenheit des Individuums auf dem Gebiete sexuellen Zusammenlebens wäre also zweifellos ein kultureller Rückschritt, weil dadurch Individuum und Gesellschaft wieder der Tyrannei der veränderlichsten Impulse preisgegeben würden, während aller Fortschritt gerade in der wachsenden Herrschaft der höheren und dauernden Gefühle und in der Sicherung unsrer Entscheidungen vor der Beeinflussung durch die Leidenschaft beruht.

Wie sehr alles, was wir heute Kultur nennen, gerade darauf beruht, daß das Individuum auf solchen Gebieten, wo es am stärksten durch seine Leidenschaft gefährdet wird und zugleich höchst verantwortliche Entscheidungen zu fällen hat, daß es dort vor seiner eigenen Subjektivität geschützt und durch kontrollierende und hemmende Instanzen begrenzt wird — das sehen wir z. B. besonders deutlich auf dem Gebiete der Justiz. Wäre Kultur nichts als Wachstum individueller Initiative, so müßte die höchste Entfesselung der Selbsthilfe mit all ihren stark persönlichen Akzenten das Ziel menschlicher Entwicklung sein. Statt dessen beobachten wir hier, wie in immer wachsendem Maße die strafende Exekutive vor ihrer individuellen Impulsivität sicher gestellt wird. Die Bestrafung wird zunächst dem unmittelbar beteiligten Individuum gänzlich aus der Hand genommen. Aber auch der Spruch des Richters wird durch feste Rechtssätze sowie durch höhere Instanzen vor der Beeinflussung durch persönliche Leidenschaften und Stimmungen gesichert. Die Einsetzung eines erregten und persönlich beteiligten Subjekts als Richter, ohne Kontrolle und Begrenzung, wäre Rückkehr zur Barbarei und zur Lynchjustiz. Ich behaupte nun, daß auf dem Gebiete der Beziehungen der Geschlechter der unkontrollierte und durch keine Formen und Grundsätze gehemmte Individualismus in seinen Konsequenzen gerade so rückschrittlich wirken muß wie auf rechtlichem Gebiete die Lynchjustiz: Es wird das Individuum gerade dort sich selbst überlassen, wo es am wenigsten Herr seiner Vernunft, am stärksten Sklave des Moments ist und doch die folgenreichsten Entscheidungen für sein und andrer Leben fassen soll.

Mit dem Hinweise auf solche Notwendigkeiten der Hemmung und Begrenzung des Individuums soll nicht behauptet werden, daß der Fortschritt der Kultur gar nichts mit der Entfesselung der individuellen Initiative zu tun habe. Es handelt sich vielmehr nur um die richtige Verteilung von Bindung und Freiheit. Wer die Freiheit richtig versteht, wird selber wünschen, dort gehemmt und kontrolliert zu werden, wo die Ungebundenheit ihn und andre in die Gefahr bringt, Sklaven niederer Regungen und Triebe zu werden, und wo es sich um Entscheidungen handelt, die tief in eigenes und fremdes Leben eingreifen. Solche Gebiete, auf denen das Individuum beständig zum Gehorsam gegen höhere Rücksichten und Interessen erzogen wird und die Unterordnung seiner Wünsche und Leidenschaften unter die Gebote menschlicher Gemeinschaft lernt und übt, *sind aber zugleich die unentbehrlichen Übungsstätten für die Fähigkeit der Freiheit und Selbständigkeit auf andern Gebieten.* Wer dagegen, wie Ellen Key, auf einem so gefährdeten und folgenreichen Gebiete, wie es das sexuelle ist, den Menschen von jedem Gehorsam gegen die Form lossprícht und seinen Launen und Leidenschaften gar kein Gegengewicht gegenüberstellt und ihm jede Selbstüberwindung ersparen will, der wird damit die Summe individueller Freiheit in der menschlichen Gesellschaft gewaltig verringern — denn zügellose Menschen werden ihren Mangel an Selbstbeschränkung stets auch in der Unterdrückung ihrer Mitmenschen betätigen; die Freiheit des einen ist immer durch die Selbsterziehung des andern bedingt.

Ellen Key will das Zusammenleben der Geschlechter zu einer rein privaten Angelegenheit der Liebenden machen und von jeder feierlichen und bindenden Form der Eheschließung befreien. Wie schon angedeutet: damit es kein Zusammenleben der Geschlechter ohne Liebe gäbe. Wo die echte, tiefe Liebe sei, da solle man sich alles gewähren — und wo diese Liebe nicht ist, da gehe man auseinander und suche neue Verbindungen auf. Ellen Key hofft dadurch das erotische Leben und damit die Gesamtkultur zu erhöhen — da sie sich aber um die wirklichen Menschen nicht kümmert, so sieht sie natürlich auch nicht, was die Verwirklichung ihrer Vorschläge im Leben anrichten und wie dadurch sowohl das erotische Leben wie die Gesamtkultur erniedrigt werden würde. Denn die Freiheit, die sie geben will, würde so sehr den niederen Regungen zugute kommen und deren Überwuchern begünstigen, daß gar kein Raum mehr zur Übung und Entfaltung des Höheren bliebe. Wenn doch überhaupt die Freiheitsapostel, die im Namen des Geistes gegen den Zwang der Form kämpfen, nur begreifen wollten, daß die Form ja gerade im Namen des Geistes geschaffen wurde, aus reifer Lebenserfahrung, damit die Todfeinde des Geistes, die zügellosen Triebe gefesselt und beruhigt bleiben! Die große Ewigkeitsliebe, von der sie in ihrem Buche zu viel schwärmt und zu wenig schweigt, und um deretwillen sie absolute Freiheit der Lösung und Bindung fordert, gehört nur einem ganz seltenen Zusammentreffen von Temperamenten und Schicksalen an. Man darf sich daher bei der Ordnung des sexuellen Lebens nicht auf die bindende Gewalt jener höchsten und seltensten Gefühlsereignisse verlassen, sondern muß damit rechnen, daß weitaus die meisten Menschen auf rein sexuellem Gebiete sehr der Veränderlichkeit fähig sind, weil ihr Eros sehr unpersönlich und mehr von der Sinnlichkeit als von der Psyche aus bestimmt wird — und nur beruhigt und veredelt werden kann durch die Erziehung zur Beständigkeit und Verantwortlichkeit, zum Mitgefühl und zur Geduld, wie sie allein von dem geweihten und charaktervollen Ideal des lebenslänglichen Bundes ausgeht [1]). Nur eine kleine Minderheit von Menschen ist solch großen Liebesgefühls fähig, wie Tristan und Isolde, und die Träger dieser Minderheit sind so zerstreut unter Tausenden, daß ihr Zusammentreffen ein ganz seltener Zufall ist. In zahllosen Ehen ist ein Tristan, aber keine Isolde — oder eine Isolde, aber kein Tristan, und in den allermeisten weder ein Tristan noch eine Isolde. Darum gibt es gar nichts

[1]) Wenn Ellen Key und andre Moderne meinen, daß man Treue überhaupt nicht geloben könne und daß selbst die heiligste Form nichts über die innersten Gefühle des Menschen vermöge, so übersieht sie dabei folgende Tatsache: Genau so wie ein tiefernstes Gebet — ganz abgesehen von speziell religiösen Wirkungen — auch eine starke Selbstsuggestion für den aufrichtig Betenden ist und ihm neue Kräfte und Stärkungen gibt, so hat auch das feierliche Gelübde der Treue die tief psychologisch begründete Bedeutung, daß durch den festen Willen zur Treue auch die Treue selber verstärkt und gesichert wird. Der Mensch, der sich durch solche Heiligungen und Gelöbnisse ganz und gar erfüllt mit der Würde des eingegangenen Verhältnisses und sozusagen sein eigenes höchstes Verlangen nach Beständigkeit bekennt und festlegt, der wird auch strengere Gedankenzucht üben und unbarmherziger mit seinen Wünschen und vorsichtiger gegenüber Versuchungen sein als ein andrer, der von vornherein nur auf Kündigung liebt und die Treue als etwas betrachtet, das gänzlich außerhalb des ernsten Willens liegt.

verkehrteres, als den Menschen gerade die sexuelle Seite ihrer Zusammengehörigkeit als das Wichtigste darzustellen, ohne die der Bund überhaupt keine Weihe besäße. Das wahrhaft und dauernd Wertvolle ist gerade nicht die geschlechtliche Leidenschaft, sondern jene tiefe, innige Befreundung, über der die geschlechtliche Anziehung nur wie ein ferner Zauber waltet. Dieser treue Bund des Menschen mit dem Menschen aber wird verhindert, wenn die jeweilige Aufsuchung und Herstellung des Maximums von erotischer Leidenschaft und Verzückung als einziger Zweck und alleinige Weihe der Verbindung von Mann und Weib gefeiert wird. Man stelle sie sich nur alle vor, jene Männer, die dann nach den ersten Ernüchterungen der Liebe davonliefen oder die sich, wenn die Frau nach schweren Wochenbetten früh gealtert ist und ihre elementare Anziehungskraft eingebüßt hat, von Ellen Key das Recht und die Pflicht zu erotischer Auffrischung holen würden! Und man stelle sie sich vor alle jene leichtsinnigen oder temperamentvollen Frauen, die gern etwas Neues erlebten[1]) und für die dann jeder interessante Eindruck ein neues Lebensschicksal bedeuten würde! Die amerikanischen Zustände geben in dieser Beziehung schon einen leisen Vorgeschmack von dem, was kommen müßte, wenn alle die hemmenden Formen zerbrochen werden sollten, die den Menschen vor der Diktatur seiner Launen und vor den Illusionen seiner sexuellen Erregbarkeit schützen und ihm zu der Beständigkeit helfen, die er selber mit dem besten Teil seines Wesens immer wünschen und nie bereuen wird. Ellen Key wünscht natürlich auch nicht, daß jede flüchtige Leidenschaft zum Grunde der Trennung werde — nur die große Liebe soll dazu berechtigen. Aber ist es nicht eine ungeheuerliche Lebensfremdheit, daß sie es dem beteiligten Individuum selber in die Hand geben will zu entscheiden, welcher Art ein neu einsetzendes Gefühl sei? Als ob es nicht gerade das Wesen jeder sinnlichen Leidenschaft ist, daß sie den Menschen kopflos macht und ihm stets und immer wieder Ewigkeit und Unersetzlichkeit vorspiegelt! Schopenhauer hat hierüber Beobachtungen niedergeschrieben, die nie veralten werden und allen Bekennern der neuen erotischen Religion ernsthaft empfohlen seien.

Übrigens kann man in dieser Frage Ellen Key auch von ihrem eigensten Standpunkt aus angreifen; die Sicherheit der echten Liebeswahl, die rechtzeitige Aufklärung aller Täuschungen unpersönlicher und rein sinnlicher Verliebtheit wird auch nur dann gewährleistet, wenn zwischen das Aufflammen der Leidenschaft und ihre letzte folgenreiche Erfüllung eine hemmende und zur Besinnung zwingende Instanz gesetzt wird: eben die feierlich bindende Form. Hier liegt auch ein gewichtiger Grund für die Unterscheidung zwischen ehelichen und unehelichen Müttern — eine Unterscheidung, welche Ellen Key und andre Moderne beseitigen möchten, welche aber zu tief in unerbittlichen Tatsachen des Lebens selber begründet liegt, als daß sie je verwischt werden darf und kann, so wenig wie der Unterschied zwischen Fahrlässigkeit und Ge-

[1]) Wir übersehen hier keinesfalls, daß es auch sehr tiefe und ernste Gründe zur Trennung geben kann — wir führen nur die Wirkung vor Augen, welche die Auflösung der geheiligten Form auf die niedere und schwache Seite des Menschen haben muß und erfahrungsgemäß hat.

wissenhaftigkeit jemals aus dem Leben verschwinden wird: Die uneheliche Mutter hat es fehlen lassen an der tiefsten Verantwortlichkeit und Fürsorge für ihr Kind, indem sie die Form vernachlässigte, welche durch die Feierlichkeit und Stärke der Bindung beide künftige Eltern zur höchsten Prüfung ihrer Zusammengehörigkeit und der daraus entspringenden Konsequenzen zwingt, und welche dem Kinde den Vater und die feste Familiengemeinschaft sichert. Auch liegt in dem Einhalten der festen Form eine Probe für die Selbstüberwindung, die für die Ehe von größter Wichtigkeit ist. Endlich ist selbst bei denen, welche sich durch die seltensten und tiefsten Liebesbande für immer aneinandergeknüpft wissen, die Nichtachtung der Form dennoch ein schweres Vergehen, weil diese Form und ihre Heilighaltung für die andern ein unentbehrlicher Halt ist. Aus allen diesen Gründen wird, so lange Menschen leben, eheliche und uneheliche Mutterschaft nicht gleichgesetzt werden, sondern die letztere immer als eine tragische Schuld, als eine schwere und der Sühne bedürftige Verfehlung gegen wahrhaft heilige Forderungen menschlicher Verantwortlichkeit bezeichnet werden müssen. Wenn Ellen Key demgegenüber sagt: „Jede Mutterschaft ist heilig, wenn sie tiefe Pflichtgefühle hervorgerufen hat," so sagen wir: Eine Schuld wird dadurch noch nicht zur heiligen Handlung, daß sie von besseren Vorsätzen gefolgt wird — es gibt nur eine heilige Mutterschaft, und das ist die, welche nicht nur tiefe Pflichtgefühle hervorruft, sondern auch von ihnen ausgeht und von Anfang an von ihnen bestimmt und zur Selbstüberwindung und weitblickendsten Fürsorge geleitet wird; gedankenloser Leichtsinn oder leidenschaftliche Selbstsucht gehören doch wahrhaftig nicht in das Bild einer heiligen Mütterlichkeit, und es ist eine Blasphemie gegen das Ideal, wenn man hier alle Unterschiede verwischen will; damit leistet man den Gefährdeten in der Welt einen schlechten Dienst und trägt, ohne es zu wollen und zu wissen, zur moralischen Knochenerweichung bei. Gegen die Gefahr des Pharisäismus wollen wir uns durch tiefe und demütige Einsicht in unsre eigenen Verfehlungen schützen, aber nicht durch charakterlosen Verzicht auf ein festes und klares Urteil über das, was gut und böse und was stark und schwach ist. Mitleid gegenüber dem Täter, Strenge gegenüber der Tat![1])

Aber könnte nun nicht wirklich einmal eine große und reiche Liebe zum Tode verurteilt werden dadurch, daß die Liebenden bereits gebunden sind, und wäre dann nicht eben die feste Form daran schuld, daß das Leben um hohe Kräfte betrogen würde? Ellen Keys ganzer Gedankengang scheint in dieser Frage seinen Ausgangspunkt zu haben — und gerade hier tritt ihre

[1]) Pestalozzi sagt in „Lienhard und Gertrud": „Ich bin zu alt und habe zu viel Erfahrung, um einen Augenblick anzustehen, wohin ein leichtsinniges Reden und Urteilen über Verbrechen und Fehltritte den Menschen führe, wenn er dann in Lagen und Versuchungen kommt, die ihn dazu reizen. Der Abscheu unsres Herzens mindert sich gegen alles, was wir leicht entschuldigen, und wir bereiten uns wahrlich selber zur Schuld, wenn wir die Schuld andrer allzu leicht entschuldigen."

Unkenntnis der menschlichen Seele am auffälligsten zutage. Sie sieht nicht, daß die feste Form gar nicht die letzte Ursache der Gebundenheit, sondern selbst nur das Ergebnis, sozusagen die äußere Darstellung jener viel tieferen Bindungen ist, die ihren Sitz im innersten Menschen haben, und gerade bei tiefen Naturen — und nur bei solchen kann es sich ja um jene große Liebe handeln — eine unlösliche Verbindung mit demjenigen Menschen hervorbringen, dem ihre ersten Träume galten und der zuerst das Erlebnis der Ehe für sie verkörperte. Und es handelt sich hier nicht etwa um Mitleid und Treue im gewöhnlichen Sinne, sondern darum, daß tiefere Menschen durch das, was sie geben, noch weit mehr mit ihrem Mitmenschen verwachsen, als durch das, was sie empfangen. Sie erleben diesen Mitmenschen so tief, daß er unauflöslich mit ihnen verbunden wird — selbst wenn diejenigen Gefühle nachlassen, die ursprünglich das Band knüpften. Solche Menschen sind daher gar nicht, oder nur in den seltensten Ausnahmen des Geschickes, zu einer zweiten Liebe fähig, wenigstens nicht in dem Sinne, wie Ellen Key es im Interesse der Gattung wünscht. Von solchen inneren Hemmungen hat wohl auch Ellen Key wenigstens eine leise Ahnung — darum polemisiert sie gelegentlich gegen das „Ethisch-Christliche", ohne zu sehen, daß die große und reiche Liebe, von der sie redet, im Heidentum noch gar nicht vorhanden war, und erst das Produkt jenes tieferen und reicheren Mitgefühls und Mitlebens ist, welches durch das Christentum in den Seelen geweckt und entfaltet worden ist. „Die Menschheit", so heißt es (Liebe und Ehe S. 386), „braucht nicht nur Menschen, die willig sind, ihr Leben zu opfern, um es zu gewinnen, sondern auch Menschen mit dem Mute, andre zu opfern, um ihr eigenes zu gewinnen." Das ist wieder eine unglaubliche Abstraktion! Man stelle sich nur einmal lebendig vor, welche Unsumme von selbstsüchtiger Gemeinheit und dünkelhafter Schonungslosigkeit sich mit diesem Satze decken kann! Wer soll denn da entscheiden über die, welche wert sind, geopfert zu werden? Wahrlich, wer da zu seinen eigenen Gunsten entscheidet, dessen Leben ist das einzige, das wert wäre, geopfert zu werden! Auch ist ja doch solcher Nietzsche-Standpunkt gänzlich unvereinbar mit der Verherrlichung jener innigsten und auf höchste Gemeinschaft zielenden Liebe, wie sie Ellen Key vorschwebt! Denn wer andre für sein Glück und seine „Lebenssteigerung" zu opfern vermag, der kann nicht zugleich ein Mensch sein, der tiefen Mitlebens mit andern fähig ist; denn eben in dieser Fähigkeit liegt ja zugleich die Unfähigkeit, fremdes Leben für das eigene Glück zu opfern. Andre zu opfern, um selber zu leben, ist Tod — sich selber opfern um andrer willen, ist Auferstehung und ewiges Leben. „Ich bin der Weg und das Leben!" Wollte doch nur Ellen Key mehr Ehrerbietung vor dem Geheimnis von Golgatha haben und aufhören, ihren Glauben als den „Lebensglauben" zu bezeichnen! Was wirklich und im letzten Grunde allein menschliches Leben steigert und gesund macht, das ist dort erkannt worden und wahrlich nicht erst in Stockholm! Überhaupt operiert Ellen Key gerade in dieser Frage der „Lebenssteigerung" leider mit sehr viel Phrasen und oberflächlichen Gesichtspunkten, die sie jedoch mit außerordentlicher Unbefangenheit an die Stelle uralter Weisheit setzt. In der christlichen Lebens-

anschauung ist das Opfer der Sinn des Lebens: das bedeutet, daß nicht alles, was im Menschen lebendig ist und nach Entfaltung drängt, gleich wert ist, sondern daß ein Teil dem andern geopfert werden, die niedere der höheren Seite unsres Wesens dienen soll. Was sagt Ellen Key statt dessen? Sie verkündet: „Das Leben selbst muß der Sinn des Lebens werden.“ Was soll das heißen? Es kann nichts andres heißen als: Das Leben hat überhaupt kein Ziel, darum lasset alles wachsen, was wachsen will, Tierisches und Geistiges, Rohes und Feines — es gibt keine Unterschiede zwischen Höherem und Niederem, sondern nur zwischen dem, was Leben hemmt und was Leben steigert. Was ist aber lebensteigernd? Wenige Fragen sind so schwer zu beantworten, bedürfen zu ihrer Lösung einer so tief dringenden Lebenskenntnis! Wie vieles gibt es auf politischem, wirtschaftlichem, physischem und psychischem Gebiete, was augenblicklich und scheinbar das Leben steigert, um es desto mehr in seinen Fundamenten zu schwächen und aufzulösen! Wer hier in der Fülle sich kreuzender Zusammenhänge das erkennen will, was wahrhaft und dauernd das Leben steigert, der darf sich gar nicht auf sein begrenztes individuelles Urteil verlassen, sondern muß die Weisen und die Erfahrung der Generationen zu Rate ziehen. Und alle urälteste Weisheit, bestätigt durch die neueste Erfahrung, sagt nichts andres, als daß *Geist* und *Wille* die vornehmsten Träger aller Lebensenergie des Individuums und der Rasse sind, und daß daher im eigentlichsten Sinne lebenssteigernd alles das ist, was diese Kräfte übt und zur Herrschaft bringt. Und wir sehen ja, daß durch die Belebung dieser Kräfte auch alle andern Lebensfaktoren gestärkt und erhöht werden; welche gewaltige Erhöhung z. B. gerade der erotischen Gefühle hat das Christentum vorbereitet, das nicht vom Eros, sondern vom Geist und vom Willen ausging, aber durch die gewaltige Konzentration aller Innenkräfte auf ein höheres Ziel und durch die Übung in der Selbstüberwindung und im Opfer das ganze Seelenleben erweitert und gestärkt hat. Und da kommen nun die modernen Menschen und vergessen die Vorgeschichte ihres eigenen Reichtums und ihrer eigenen Kraft und wollen das erotische Leben „steigern“ und „vertiefen“ auf Kosten der gleichen geistig sittlichen Mächte, denen jenes selbst erst seine größere Intensität und Fülle verdankt! Die unauflösliche lebenslängliche Ehe mit all ihren Forderungen der Selbstüberwindung und Geduld, ihrer Zucht und Verantwortlichkeit hat gewiß manchmal den Eros in Fesseln schlagen müssen. Aber gerade dadurch und durch all ihre andern Willensübungen sowie durch den schweren Ernst und den festen Charakter, den sie in das ganze erotische Fühlen hineintrug, hat sie beständig dieses Fühlen selber konzentriert und bereichert. Und gerade von denjenigen, die gezwungen waren, in der Ehe andre erotische Anwandlungen zu überwinden, ist dann wieder die höhere Seelenkraft und Willenskraft ins Leben geströmt, die das erotische Empfinden andrer stetiger, größer, geistiger gemacht hat. Liefert man aber die Liebe allein dem Eros aus und spricht diesen von allen andern Rücksichten frei, so hat man ihm auch die Lebensadern unterbunden, aus denen er alles das schöpft, was ihn allmählich über die bloße tierische Erregtheit erhoben hat. Es läßt sich das Wort, das Christus über das Leben

gesagt, wohl auch auf die Liebe anwenden: „Wer die erotische Liebe erhalten will, der wird sie verlieren.“

Ellen Key sind diese Gesichtspunkte merkwürdigerweise so fremd, daß sie unter dem Namen des „ethischen Ehebruchs“ sogar den unglaublichen Vorschlag befürwortet, daß z. B. ein Gatte, der aus Mitleid seine kranke oder sonstwie hilflose, aber nicht mehr erotisch geliebte Frau nicht verlassen will, doch das Recht haben soll, im Interesse seiner persönlichen Lebenssteigerung und derjenigen der Rasse, daneben ein zweites Verhältnis erotischen Charakters einzugehen. Sie sagt (S. 167):

Wo gute Gründe dafür sprechen, die Ehe nach außen hin nicht zu lösen, z. B. der Wunsch, einem Manne oder einer Frau auch fernerhin Krankenpflege angedeihen zu lassen, oder ihnen die geistige Hilfe zu bringen, deren sie bedürfen, dürfte man vielleicht in Zukunft das Recht anerkennen, durch eine andre Frau Vater, durch einen andern Mann Mutter zu werden. . . .

Wie oft dies in Wirklichkeit vollzogen wurde und wird, das wissen wir alle, aber es blieb unserm Jahrhundert vorbehalten, aus der Haltlosigkeit ein Recht und eine Tugend zu machen und die Widerstände des Geistes, des Gewissens und Mitgefühls niederzureißen, welche den Menschen bisher doch einigermaßen vor sich selbst schützten und welche die Grundlage unsrer ganzen Kultur bilden. Man darf Ellen Key solche Einfälle allerdings persönlich nicht zu schwer anrechnen, eben weil sie überall mit abstrakten Vorstellungen hin und herspekuliert, ohne sich den konkreten Inhalt des Lebens dabei zu vergegenwärtigen. Sonst könnte es ihr ja doch nicht entgehen, welche Unmöglichkeiten, ja Ungeheuerlichkeiten sozialer, psychologischer und pädagogischer Art solche Zustände mit sich brächten, welche Abstumpfung aller höheren Seelenkräfte hier zugunsten der erotischen „Lebenssteigerung“ bewirkt und welcher Freibrief damit jeder gefühllosen Selbstsucht ausgestellt sein würde!

Man hat die Familie die Zelle des sozialen Lebens genannt. Sie ist es nicht nur im physischen und wirtschaftlichen Sinne; sie ist der Mittelpunkt aller Bildung des Menschen zur Gemeinschaft, d. h. zur Verantwortlichkeit, zum Mitgefühl, zur Selbstbeherrschung, zu gegenseitiger Duldung und gegenseitiger Erziehung. Und zwar gerade weil sie lebenslänglich und unauflöslich ist und weil nur durch diese Dauer die Gemeinschaft vielseitiger, inniger und fester als alle andern menschlichen Verhältnisse wird. Man kann sagen: die lebenslängliche monogamische Ehe ist das Gewissen aller menschlichen Gemeinschaft. Was Gemeinschaft bedeutet und was sie fordert, das wird hier am tiefsten erlebt und ist in der geweihten Form gerade dieses intimsten und folgenreichsten Bundes am charaktervollsten festgestellt und dargestellt, so daß die Ehe ein heiliges Symbol für das ganze soziale Leben wird. Alle loseren und vorübergehenden Beziehungen zwischen Mensch und Mensch erhalten von hier aus einen Zuschuß von Ernst und Verantwortlichkeit — und der seinem innersten Wesen nach unbeständige und oberflächliche, oder abstrakt schwärmende Mensch wird hier in ein festes und alle innersten Kräfte anspannendes und sammelndes Verhältnis zum wirklichen Leben gesetzt. Und wie gesagt: dies alles ist nur scheinbar der Entfaltung der erotischen Liebe entgegengesetzt; in

Wirklichkeit entsprießen nur dem Boden solcher tiefernsten Kultur des geistig-sittlichen Menschen auch die tiefernsten und beständigen Liebesgefühle.

Merkwürdig ist übrigens die Leichtigkeit, mit der Ellen Key, die Verfasserin des Buches: „Das Jahrhundert des Kindes", das fundamentalste Recht des Kindes, nämlich „das Recht auf Vater und Mutter" durch ihre Theorien beiseite schiebt. Dabei tritt die ganze Inkonsequenz der Anhänger der freien Liebe zutage. Sie verlassen sich auf die Staatsfürsorge für die Kinder, um dadurch den geschlechtlichen Beziehungen eine größere Beweglichkeit und eine vollkommenere Anpassung an die Bedürfnisse der Individuen zu sichern — wobei sie also zugunsten der Eltern den Individualismus und die freie Kultur der Persönlichkeit vertreten, während sie für die Kinder die Uniformierung und Nivellierung in staatlicher Aufzucht befürworten, und gar nicht sehen, daß sie dadurch gerade dasjenige Prinzip am tiefsten schädigen, in dessen Namen all ihre Theorien proklamiert werden. Nur ganz abstrakte Köpfe können sich doch vor der Tatsache verschließen, daß gerade die kleine geschlossene Familiengemeinschaft, die so mannigfache und innige Gefühle nährt und entwickelt und im Anschluß daran am einfachsten und natürlichsten auf die soziale Gemeinschaft vorbereitet, auch die menschliche Persönlichkeit weit reicher und sicherer ausbilden kann, als es die beste staatliche Erziehungsanstalt vermag, die eben nicht über die unersetzlichen Bildungskräfte der engsten natürlichen Lebensgemeinschaft mit all ihren Antrieben und Erfahrungen verfügt. Diejenigen also, welche zugunsten der freieren Entfaltung menschlicher Persönlichkeiten für die freie Liebe eintreten und an dem festen Bau der Familie rütteln, sehen nicht, daß gerade die festgefügte Familie die Grundbedingung für die Erziehung persönlicher Menschen ist — nicht, weil alle Eltern auch gute Erzieher sind, wohl aber, weil das Familienleben als solches Seelenkräfte löst und entfaltet, die innerhalb der staatlichen Aufzucht niemals zu rechter Entfaltung kommen können.

Weil aber das so ist und weil demgemäß die monogamische Familie ewig der Grundstock alles höheren sozialen und persönlichen Lebens bleiben wird, darum wird auch die größte Sicherung dieser Gemeinschaft gegen das individuelle Belieben stets im Mittelpunkte jeder ernsten und wahrhaft konkreten Lebensanschauung stehen. Und darum sind von vornherein alle jene Bestrebungen gerichtet, welche darauf ausgehen, geschlechtliche Verbindungen anzuerkennen, in denen zwei Menschen sich ausleben auf Kosten der fundamentalsten Lebensbedingungen für die seelische Entwicklung ihrer Nachkommen. Daß in manchen Fällen weitgehenden ehelichen Zwiespaltes die Familiengemeinschaft auch schädlich für die Heranwachsenden wirken kann, ist gewiß Tatsache — immerhin aber sind selbst die schmerzlichsten Eindrücke und Erfahrungen in dieser Beziehung nicht selten von tieferem Werte für die seelische Reife der Kinder, als die Aufzucht in Internaten. Übrigens hat ja für unerträgliche Zustände sogar die katholische Kirche die Trennung gestattet — wenn sie auch der Wiederverheiratung Getrennter entgegentritt, um den Entschluß zur Trennung

unbeeinflußt zu erhalten von denjenigen Beweggründen, die aus der sexuellen Veränderlichkeit der Menschen kommen.

Hinter Ellen Keys Theorien ist noch ein Gedanke wirksam, den sie sehr unterstreicht und der doch weder wissenschaftlich erwiesen noch durch eine große übereinstimmende Tradition vertreten wird: es sei im Interesse der Gesundheit und Lebensstärke der Rasse von entscheidender Bedeutung, daß die Zeugung von Kindern stets im Maximum erotischer Leidenschaft geschehe und daß sich die Formen des Zusammenlebens der Geschlechter darum auch diesem Gebote anzupassen hätten, das heißt eben möglichst leicht lösbar sein sollten. Wie gesagt: Es liegt kein Schatten von Beweis für jene Theorie vor. Man könnte weit eher vermuten, daß der zu starke sinnliche Liebesrausch die höheren seelischen Qualitäten ebenso lähmt wie der Alkoholrausch und dementsprechend auf die Nachkommenschaft einwirkt, das heißt auch dort das Erotische und Sinnliche in übermäßiger Weise zur Erscheinung bringt. Dagegen ist mit ziemlich großer Sicherheit anzunehmen, daß Eltern von großer Willenszucht und Beständigkeit, Eltern, bei denen das Erotische höheren Rücksichten und Gefühlen untergeordnet ist, daß solche Eltern auch ähnliche Tendenzen vererben werden — und selbst wenn sie dieselben nicht vererbten, so würde eine starke pädagogische Übertragung durch die ganze Atmosphäre des elterlichen Vorbildes stattfinden. Übrigens erinnere man sich bei dieser Gelegenheit z. B. daran, daß ein Kraft- und Liebesgenie wie Goethe keineswegs aus einer Liebesehe in Ellen Keys Sinne stammte!

Es ist das immer wiederkehrende Mißverständnis bei Ellen Key, als sei die höchste sexuelle Erfüllung auch gleichbedeutend mit höchster Steigerung menschlicher Kraft, während die bewahrte, beherrschte und auf andre Seelengebiete übergeleitete erotische Kraft zweifellos eine weit mächtigere und einflußreichere Lebenserscheinung darstellt — nicht nur im Dasein des Individuums, sondern auch für die Rasse. Die erotische Kraft hat gewiß ihre hohe Bedeutung und ihren Segen, aber nur dort, wo sie im vollsten Einklang mit den großen Gemeinschaft bildenden und Gemeinschaft erhaltenden Gefühlen und Vorstellungen des Menschen wirkt und diese verstärkt und verklärt — wo sie aber diesen entgegenarbeitet und sie zerstört oder abstumpft, und sich auf ihre Kosten ausleben will, da wird sie stets schwächend auf die gesamte Lebensenergie des Menschen wirken und in diesem Sinne auch die Nachkommenschaft beeinflussen. Wer aufmerksam Geschichte und Leben zu beobachten weiß, der wird dafür eine Fülle von Belegen finden.

Die erotische Kraft, die in diesem Sinne — wenn wir ihre ganze Geschichte betrachten — in so entscheidendem Maße von der Entwicklung aller höheren Seelenkräfte des Menschen, vor allem auch von der Vertiefung und Verfeinerung seiner sozialen Gefühle abhängt, diese erotische Kraft sollte daher auch gar nicht so in den Mittelpunkt alles Lebens und aller Lebensordnungen gestellt werden, denn eben dadurch wird immer wieder die Vorstellung hervorgerufen, daß jene höheren Kräfte und Ordnungen vor der Diktatur der bloßen erotischen Leidenschaft zurückzutreten und sich ihr unterzuordnen haben — was früher oder später stets auch zur Degeneration des Eros führen muß.

Auch wenn man an alle die besonders gefährdeten Temperamente oder an diejenigen denkt, bei denen irgendein trauriges Schicksal die Erfüllung ihres erotischen Verlangens verhindert (z. B. auch bei körperlich Mißgebildeten oder Zurückgesetzten) oder endlich an die Unglücklichen, welche auf diesem Gebiete pervers veranlagt sind — so ist es schon allein aus diesen Gründen von höchster Bedeutung, das erotische Gebiet nicht noch stärker in den Vordergrund zu rücken, als es schon durch seine eigenen Elementargewalten gerückt wird, denn alle jene Menschen können ja doch nur dadurch Trost, Halt und Hilfe finden, daß ihnen die erotische Befriedigung nicht als das lebenentscheidende Ereignis hingestellt, sondern ihr Blick vielmehr auf die überragende Bedeutung andrer Lebensinteressen und Lebenswerte abgelenkt wird. Es ist zweifellos, daß z. B. die Schamlosigkeit, mit der heute die Homosexuellen ein Recht auf Befriedigung ihrer anormalen Neigungen verlangen, aufs verhängnisvollste ermutigt wird gerade durch diese moderne Lebensanschauung, welche das erotische Ereignis so in den Mittelpunkt des ganzen Lebens stellt, daß alle andern Rücksichten und Interessen des Menschen dagegen verblassen müssen!

Wir haben im vorhergehenden einige Hauptgedanken aus Ellen Keys Büchern in ihrer Unhaltbarkeit zu beleuchten gesucht. Vieles freilich wäre noch zu sagen. Aber je mehr man bei der Widerlegung ins einzelne geht, um so deutlicher sieht man ein, daß derartige Aufstellungen im Grunde überhaupt nicht durch ausführliche Entgegnungen bekämpft werden können, sondern nur dadurch, daß man an einigen schlagenden Beispielen den ganzen Geist der Lebensunkenntnis zeigt, aus dem sie hervorgegangen sind. Nur diesem Zwecke sollten die obigen Darlegungen dienen. Und sie sollen ferner den Leser zum Nachdenken anregen über die Frage: was wohl mit unsrer Kultur werden wird, wenn mit dem Prinzip der Ehrfurchtslosigkeit erst einmal Ernst gemacht wird und jeder einzelne sich befähigt glaubt, aus eigener Lebensdeutung alle Werte umzuwerten und eine neue Sittlichkeit aufzustellen? Der Freidenker August Comte war es, der diesen Individualismus als die „abendländische Krankheit" bezeichnete, an der unsre ganze Kultur zugrunde gehen könne, und der englische Premier Lord Balfour hat in seinen „Grundlagen des Glaubens" darauf aufmerksam gemacht, welche unbeschreibliche geistige und sittliche Verwirrung entstehen müßte, wenn einmal wirklich jeder einzelne beginnen würde, die Grundgebote der sittlichen Tradition auf ihre Berechtigung hin zu prüfen — die meisten Menschen ordneten heute ihr Leben noch unbewußt nach der Ehrfurcht und noch nicht nach der individuellen Erkenntnis. Und wenn man sieht, was eine reine und entschieden hochbegabte Frau wie Ellen Key auf dem Gebiete tieferer Lebens- und Menschenfragen zustande bringt, sobald sie sich von der Ehrfurcht vor der Lebenserfahrung der Weisesten aller Jahrhunderte loslöst — was soll man dann von den andern erwarten?

Als Napoleon einmal der Vorschlag gemacht wurde, doch eine neue Religion zu begründen, da soll er geantwortet haben: „Dazu muß man über Golgatha gehen, und dazu habe ich keine Lust." Dieses treffende Wort gilt

nicht nur für die Religion, sondern auch für die Grundfragen des sittlichen Lebens. Man muß die Lebenstragödie in ihrer ganzen Tiefe durchschaut, man muß die reifste Lebenserfahrung besitzen, um hier das zu erkennen, was dem Menschen not tut und die geheimsten Wirkungen menschlichen Tuns und Lassens zu erfassen. Das aber ist immer nur den Auserlesenen möglich, denen, die das Tiefste erfahren und doch über ihrer Erfahrung stehen und alles Vergängliche als ein Gleichnis zu betrachten vermögen. Wenn wir unsre Lebensanschauung nicht unter ihrer Führung gewinnen und reifen lassen, so werden wir immer in die Irre gehen. Und es ist charakteristisch, daß diese Auserlesenen in allen Grundfragen der Lebensdeutung und Menschendeutung von jeher eins gewesen sind. Und das gilt in besonderem Maße gerade auch von der ethischen Stellung zur Ehe. Selbst Goethe, der von den Modernen so gerne als Gewährsmann für jede beliebige Freiheit zitiert wird, war in seiner Anschauung über die Ehe von einem schweren und strengen Ernst und voll größter Ehrfurcht vor der Heiligkeit der Form — eben weil er nicht aus abstrakter Höhe, sondern aus tiefer Lebenserfahrung urteilte. Seine „Wahlverwandtschaften", in denen schon die Verletzung der Ehe durch den bloßen Gedanken gestraft wird, scheinen direkt ein Protest gegen die Leichtfertigkeit der Romantiker zu sein. Und diesen Protest verschärfte Goethe mit den Jahren immer mehr, obwohl er dadurch doch auch vieles in seinem eigenen Leben und Handeln preisgab und verurteilte. Die Worte des Pfarrers in den „Wahlverwandtschaften" geben zweifellos seine eigene Anschauung wieder:

„Wer mir den Ehestand angreift, wer mir durch Wort oder durch die Tat diesen Grund aller sittlichen Gesellschaft untergräbt, der hat es mit mir zu tun. Die Ehe ist der Anfang und der Gipfel aller Kultur. Sie macht den Rohen mild, und der Gebildetste hat keine bessere Gelegenheit, seine Milde zu beweisen. Unauflöslich muß sie sein: denn sie bringt so vieles Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen ist. Und was will man von Unglück reden? Ungeduld ist es, die den Menschen von Zeit zu Zeit anfällt, und dann beliebt er, sich unglücklich zu finden. Lasse man den Augenblick vorübergehen, und man wird sich glücklich preisen, daß ein so lange Bestandenes noch besteht. Sich zu trennen, gibt's gar keinen hinlänglichen Grund. Der menschliche Zustand ist so hoch in Leiden und Freuden gesetzt, daß gar nicht berechnet werden kann, was ein Paar Gatten einander schuldig werden kann. Es ist eine unendliche Schuld, die nur durch die Ewigkeit abgetragen werden kann. Unbequem mag es manchmal sein, das glaube ich wohl, und das ist eben recht. Sind wir nicht auch mit dem Gewissen verheiratet, das wir oft gern los sein möchten, weil es unbequemer ist, als uns je ein Mann oder eine Frau werden könnte?"

Goethe selber hat erzählt[1]), daß der Oberhofprediger Reinhard in Dresden sich oft über ihn gewundert, daß er in bezug auf Ehe so strenge Grundsätze habe, während er doch in allen übrigen Dingen so läßlich denke. Und der junge Voß erzählt uns in seinen Erinnerungen, daß Goethe einmal bei der Vorlesung der „Luise", als die Schilderung der Trauung kam, in Tränen ausgebrochen sei, und mit einer Innigkeit, die alle erschütterte, ausgerufen habe: „Eine heilige Stelle!"

[1]) Vgl. Bielschowsky, Goethe, sein Leben und seine Werke. München 1904.

Was die Gesetzgebung in der Frage der Unauflöslichkeit der Ehe betrifft, so scheint die Tendenz in allen Ländern ganz unaufhaltsam auf die Lockerung des ehelichen Bandes, auf die Erleichterung der Scheidung hinzugehen. Und vielleicht darf man allem oben Gesagten zustimmen und doch dieser Tendenz ihren Gang lassen, weil die Verhandlung von intimen Ehefragen vor staatlichen Gerichten etwas Unerträgliches an sich hat. Worauf es ankommt, das ist die höchste Heiligung des ehelichen Bandes und seiner Unauflöslichkeit durch Religion und Sitte; der Staat sollte diese Unauflöslichkeit nur in der Weise und bis zu dem Grade befördern, daß er eine Ehe nur nach langer (etwa zweijähriger) Besinnungsfrist für aufgelöst erklärt — die übrige Hemmung muß den geistigen Mächten überlassen werden, welche die tieferen Seeleninteressen des Menschen vertreten.

Diese geistigen Mächte aber, in erster Linie die Kirche, werden ihren Einfluß auf das Leben nur dann zurückerobern, wenn sie nicht dabei stehen bleiben, starre Hüter der Tradition zu sein, sondern den Lebenswert und Lebensgehalt dieser Tradition auch aus dem wirklichen Leben heraus begründen lernen. In der Sage beginnt der Graal selbst dem Parsifal erst dann zu leuchten, als er draußen in der Welt das wirkliche Leben voll tiefsten Mitleids durchschaut und erfahren hat und nun den innersten Sinn dessen erfaßt, was er vorher nur von außen als starres und lebensfernes Symbol angestaunt hat[1]).

---

[1]) Ein ausgezeichnetes Gegenstück zu Ellen Keys Buche ist im obigen Sinne Adele Gerhards „Pilgerfahrt" (Berlin, Gebrüder Paetel) — das Buch einer lebenserfahrenen Frau, die mit großer psychologischer Klarheit zeigt, was die freie Liebe im konkreten Leben und im wirklichen Menschen anrichten muß.

Griechische Denker.

Von

Karl Joël.

I.

Die realistische Bewegung schien in den letzten Jahrzehnten des abgeschlossenen Jahrhunderts endgültig zu triumphieren. Die Alten, besonders die Griechen, waren dem Zeitgeist abgestorben, und der Realismus forderte nur, das Fazit zu ziehen, die Toten zu begraben, die Mumien aus der Schule zu entfernen. Und niemand ahnte, daß die Totgeglaubten sich bald lebendiger zeigen würden als viele ihrer modernen Grabredner. Es war eben wie immer schon seit den Tagen der Renaissance: man glaubte die Alten zu vertreiben, und man drängte nur Rom zurück mit seinem scholastischen Gefolge und lockte gerade dadurch die originaleren Griechen hervor, die unüberwindlich sind — selbst in der Scholastik.

Die Griechen, die man pädagogisch zu vertreiben meinte, wollen nun ästhetisch wiederkommen. Klassizistische Neigungen regen sich in allen Stilgebieten, von den Künsten bis herab zur Mode; Neudichtungen und Neuaufführungen griechischer Dramen wecken unerwartetes Echo und drängen fast zur Gründung eines klassischen Bayreuth; künstlerisch übersetzte und ausgestattete Neuausgaben der griechischen Denker treten vielbeachtet auf den Markt. Während die Menge der Philologen immer tiefer in zeitfremdes Spezialistentum eintauchte, hatte es sich schon bei den Führern anders geregt. Hörte man v. Wilamowitz' Vorträge, las man Usener oder Erwin Rohdes „Psyche", so spürte man die moderne Seele vibrieren gerade im Nachfühlen, Nachleben hellenischen Geistes. Und schließlich war es doch kein Zufall, daß der Philosoph des Tages vom philologischen Katheder kam. „Die Kenntnis der großen Griechen hat mich erzogen," erklärte Friedrich Nietzsche, der sich keinem modernen Denker so nahe fühlte als dem alten Heraklit; und waren nicht alle seine Hauptlehren schon in der Antike verkündet? Alle Größen und Werte der Neuzeit versanken ihm, so sagt er, vor dem Namen Dionysos. Und wie er in seiner Erstlingsschrift das dionysische Kunstwerk für unsre Zeit erwecken

wollte, so endete er als erklärter Jünger dieses Gottes, den Namen Dionysos auf den schon wahnsinnschäumenden Lippen.

Nietzsche selbst und seine Wirkung sind nur zu verstehen aus einer Renaissance von Hellas, die heute nicht zum ersten und nicht zum letzten Male heraufkommt. Aber gerade die Renaissance in dieser Gestalt, gerade Nietzsches Neugriechentum fordert eine Remedur. Dionysos war nicht Hellas, wahrscheinlich ja sogar ein fremder Eindringling in Hellas, und Nietzsches kühne Orgiasten waren nicht die echten oder doch nicht die ganzen Griechen. Zu einer wahren Renaissance galt es gerade die griechischen Denker noch einmal in andrer Zeichnung und Beleuchtung vorzuführen, und hier kann man den „Griechischen Denkern" von Theodor Gomperz[1]) die Bedeutung einer Mission zusprechen. Ich sehe in diesem Werke, von dem bisher zwei Bände, und diese sehr bald in zweiter Auflage, erschienen sind, ein wichtiges Stück des modernen Neuhumanismus und in seinem Erfolge nicht nur ein Zeugnis seines Wertes, sondern auch des Bedürfnisses, dem es entspricht, ein bedeutsames Symptom der heutigen Renaissancebewegung.

Vergleicht man dies Werk mit unsern andern vornehmsten Darstellungen der alten Philosophiegeschichte, deren vollendetsten, bleibenden Typus Zeller gibt, so kann man nur sagen: die andern geben, was sie ja geben wollen: Historie. Sie sind echte Musterkinder des großen historischen Jahrhunderts, wie man dereinst das neunzehnte nennen wird. Sie sind oft unbewußt, bisweilen wider Willen von einem letzten Hauch des großen Hegelschen Geistes getrieben, der alles Wirkliche vernünftig findet in der Entwicklung, der alles versteht und alles verzeiht. Sie geben eine mehr oder minder klare Folge von Zeichnungen, von Flächenfiguren, von Schattenbildern. Sie führen in eine Schattenwelt, denn sie führen in die Vergangenheit als in ein Totenreich, wo alles verständlich, selbstverständlich, weil im Grunde alles gleich fremd ist. Gomperz gibt diesen Schatten Blut zu trinken, um sie zu beleben, um sie zur Wiedererkennung zu bringen, sie reden zu machen, sie auszufragen über sich und uns. Er tritt den griechischen Denkern als Psychologe und Kritiker gegenüber; sie bleiben ihm nicht historische Objekte, sie sind ihm Subjekte, in die er sich hineinversetzt, mit denen er sich auseinandersetzen, von denen er lernen will. Bei Zeller sind sie das große Objekt, durch sich selbst klar in ihrem Grund und Wert und ihrer Bewegung, sich entfaltend aus eigner Kausalität. Doch ist die Fremdheit bei ihm gerade weniger spürbar, weil Subjekt und Objekt sich hier wunderbar nahekommen. Denn Zeller wirkt oft wie ein Späthellene, der Erinnerungen von seinen Ahnen erzählt; er scheint selber ein heraufgestiegener Schatten von Hellas. Es ist die Größe und die Grenze seines Werkes, daß es die glatteste Spiegelung der griechischen Denker in der gründlichsten deutschen Gelehrsamkeit ohne jede Reibung gibt.

Gomperz steht den Griechen fremder gegenüber; ja, er wurzelt vielleicht in der ungriechischsten aller Anschauungen, in der modern englischen, nicht in derjenigen Carlyles und Ruskins, sondern in der Benthams, Stuart Mills,

[1]) Erster Band 1896. Zweiter Band 1902. Zweite Auflage 1903. Leipzig, Veit & Co.

Spencers. Aber gerade im steten Vollbewußtsein seiner modernen Anschauung fühlt er um so intensiver das Bedürfnis und die schwere Aufgabe, uns die Griechen näherzubringen, Brücken des Verständnisses zu suchen, Mittel und Wege zu ihrer Würdigung. Ihm sind eben die griechischen Denker nicht aus sich selber klar; um so eifriger sucht er sie aus anderm zu verstehen, ergreift er alle Handhaben ringsumher, um sie zu fassen, erklärt und rechtfertigt er sie aus Früherem, Gleichzeitigem, Späterem, aus ihren Ursprüngen und Motiven, ihren Parallelen, ihren Folgen und Zielen; er deutet sie, wie man nur deuten kann, genetisch, analogistisch, teleologisch, aber all das nicht pedantisch, sondern psychologisch wie ein Freund, der seinen Freund verstehen und andern Freunden bekannt machen will. Dabei vergißt er keinen Augenblick die Distanz der Jahrtausende und der Charaktere. Wenn das Staunen der Anfang der Philosophie ist, so ist er philosophischer als all die andern Historiker; denn er behandelt die Griechen vielfach als aufzulösende Rätsel; und wirklich, er philosophiert geradezu in längeren Abhandlungen, stellt weite Theorien auf, um historisch zu erklären; und ob man seine empiristischen, meist englisch beeinflußten Theorien billigt oder nicht, und ob sie wirklich den letzten, geheimsten Schlüssel bringen, sie erschließen zum mindesten immer eine Seitenpforte, und man ist dankbar, Philosophen endlich wieder einmal philosophisch vermittelt zu erhalten. Gomperz ist gewiß nicht spekulativ, ja, er ist nur zu sehr spekulationsfeindlich, aber dieser Philologe hat seinen Stoff philosophischer angegriffen, als es die Philosophen zu tun pflegen. Dabei hat er der Strenge seines Fachs nichts vergeben. Mehr noch, als es die inhaltsvollen gelehrten Anmerkungen selbst dem Laien zeigen, kommt dieses Buch wie ein reich und bequem aufgetischtes Gastmahl von Meisterhand aus der arbeitsvollen Küche kritischer Wissenschaft, in die aus aller Herren Ländern Materialien eingeholt wurden.

Zum weitschauenden Philosophen und zum scharfblickenden Philologen, der in den dunklen Winkeln der Texte und in den neuesten Funden heimisch ist, tritt der Polyhistor, dem Natur- und Geisteswissenschaften den Kommentar der Philosophiegeschichte liefern. Es erscheint wunderbar und ist doch im Grunde nur die gerechte Erfüllung einer Forderung, der wir uns bisher nur zu gleichmütig entzogen haben. Die antike Philosophie ist doch nun einmal mehr oder minder die antike Wissenschaft und will durch die Parallele nicht nur der modernen Philosophie, sondern der ganzen modernen Wissenschaft verstanden werden. Die Breite dieser Wissenschaft setzt gewiß dem Vergleichenden Schranken; doch Gomperz hat hier mehr erstrebt und mehr erreicht als andre. Er zieht zu häufigem Vergleich ebenso den modernen Linguisten oder Religionshistoriker herbei wie den modernen Physiker, Chemiker und Biologen; er befragt nicht nur ihre Werke, er beruft sich oft auf speziell und persönlich eingeholte Auskünfte. Er befragt den Fachmann über seinen Vorläufer vor zweitausend Jahren, zunächst schon, um den bisweilen dunklen Sinn seiner Rede zu verstehen, sodann, um ihn zu charakterisieren durch die Abweichung von modernen Anschauungen, endlich, um ihn abzuschätzen in der Naivität und Willkür seiner Irrungen, in der Genialität seiner Vorahnungen.

Ich wüßte kaum einen heute, der so liebevolles Versenken in die Weisheit der Alten verbindet mit so stolzem Bewußtsein von der Herrlichkeit der modernen exakten Wissenschaft, der so Humanismus und Realismus in sich vereinigt, so beide Hemisphären der Geschichte zugleich in strahlendem Lichte sieht. Es mögen hier manche unausgeglichenen Gegensätze im Hintergrunde liegen, es mögen auch im Bilde der Antike die modernen Züge schärfer hervortreten — daß überhaupt solche Vereinigung hier möglich ist, gibt uns das lang entbehrte Vertrauen wieder, daß man erzmodern sein kann und doch nicht Barbar.

Es ist ein doppelter Zusammenhang, von dem Gomperz durchdrungen ist, wenn er die moderne Wissenschaft als Schüler, Interpreten und Richter der antiken Philosophie herbeiruft. Es ist ebensosehr der Zusammenhang von Philosophie und Wissenschaft wie der von antikem und modernem Geist. Er zeigt nicht nur, wie der griechische Denker dem heutigen Forscher die Arme entgegenstreckt, er zeigt auch, wie die antike Philosophie emporwächst in Gemeinschaft mit den antiken Wissenschaften aus dem ganzen antiken Geistesleben. Er begreift nicht nur aus den modernen Folgen, sondern auch aus den antiken Parallelen; er begreift nicht nur entwicklungsmäßig, sondern auch kulturhistorisch. Er schickt eine geographisch-ökonomische, soziologische und weiterhin religionsgeschichtliche Einleitung voran. Sprechend sind dann unter den neunzehn Kapitelüberschriften des ersten Bandes die folgenden: „Orphische Weltbildungslehren", „Der orphisch-pythagoreische Seelenglaube", „Die Geschichtschreiber", „Die Ärzte", „Die atomistischen Physiker", „Die Anfänge der Geisteswissenschaft", „Der Aufschwung der Geschichtswissenschaft". Und der zweite Band beginnt mit den Kapiteln: „Wandlungen des Glaubens und der Sitte", „Athen und die Athener". Man sieht: Gomperz faßt die Philosophie nicht in isolierter Abstraktheit, in der konventionellen Beschränktheit, sondern in lebendiger Berührung mit Theologie, Historie, Medizin, mit Poesie, Moral und Politik, mit allen Geisteserscheinungen, mit der ganzen Kultur der Zeit und des Volkes. Aber er wird noch universaler. Gerade der griechische Geist lebt im engen Bunde mit der griechischen Natur, und Gomperz läßt oft das Heimatsbild des Denkers, die Reize und Eigenheiten der verschiedenen hellenischen Landschaften, teils nach fremden Schilderungen, teils aus der Erinnerung eigener Anschauung, aufsteigen. Aber auch das hellenische Land ist nicht weltabgeschieden, ist in die Mitte der alten Welt hineingehängt, Fühler streckend nach allen Seiten, das hellenische Volk ein Volk unter Völkern in einer reichbewegten Weltära, seine Kultur sich abhebend von den bunteren Kulturen größerer Völker wie eine Marmorstatuette vom Teppich des Orients. Hellas, das „Weltkind" zwischen den „Propheten", der Erstling des Abendlandes, umschattet von den alten Riesenbäumen des Morgenlandes — und hier werden nun die Gleichzeitigkeiten vielfach zu Abhängigkeiten, doch nicht zu Fesseln.

Vor hundert Jahren verehrte man in den Griechen einzigartige Muster, auf ferner Paradiesesinsel erwachsen. Es kam dann eine Zeit romantischer Mystik und Harmonistik, da man mit dünnen Seilen flüchtiger Ähnlichkeit die Griechen ans Gängelband des Orients brachte und namentlich den griechischen Denkern Sonderheit und Selbständigkeit raubte. Da war es wohl eine ge-

sunde Befreiung und Reinigung, als eine nüchternere Behandlung, als namentlich Zellers Besonnenheit den exotischen Kombinationen den Abschied gab, die Griechen auf sich selbst stellte und das griechische Material für sich betrachtete, sichtete und festigte. Nun aber, da jene romantische Pest längst erloschen ist und das Griechentum gereinigt und gefestigt dasteht, kann man es wohl aus der Quarantäne entlassen; nun wäre es ebenso blinde wie bequeme Einseitigkeit und Fachbureaukratie, den hellenischen Geist in der unnatürlichen Isolierung festzuhalten. Je höher man die Griechen einschätzt, desto höher wird man ihre Emanzipation vom Orient anzusetzen geneigt sein, desto höher damit aber auch die möglichen orientalischen Einflüsse, von denen sie sich loszuringen hatten. Gomperz selbst hebt nicht gerade diesen Emanzipationsprozeß hervor; aber er macht noch weniger die Griechen zu bloßen Trabanten und Kopisten des Orients, nur in ihren Anfängen bisweilen zu Schülern, wo die orientalischen Parallelen, die er aufzeigt, gar zu deutlich und unerklärlich erscheinen. Er läßt den Horizont der ganzen alten Welt aufleuchten, in dem die Griechen sich selber sahen, und den gerade die Gegenwart immer staunender zu ahnen, immer eifriger zu erhellen beginnt. Er fühlt den Schauer jenes Griechen nach, der bisher mit seinen fünfzehn Ahnen schon an den Himmel zu stoßen meinte und nun, von den ägyptischen Priestern durch eine Galerie von 345 Ahnenbildern geführt, zum erstenmal den weiten Atem der Jahrtausende spürt. Er weist auf jene jüngsten Funde, die da zeigen, wie Mittelasien und Ägypten schon diplomatische Korrespondenz pflegen fast ein Jahrtausend vor den Anfängen griechischer Philosophie, und wie uralte babylonische Kultur ihre Strahlen und Schatten wirft von Afrika durch Palästina nach Indien und nach Kleinasien, dessen Häfen griechische Kolonien wurden.

Und endlich tut sich noch ein weiterer, fernster Horizont auf, jenseits aller Geschichte: hinter den ältesten Kulturvölkern stehen die Naturvölker, und von allen Erdteilen und Rassen, aus breitem anthropologischem und ethnographischem Material holt sich nun Gomperz Zeugen und Dolmetscher für das, was an Hellas und den Urmotiven seiner Geistesentwicklung allmenschlich ist. So wird hier die griechische Philosophie nach den verschiedensten Seiten hin orientiert, aus den buntesten Beziehungen heraus verstanden, auf Kultur und Natur, auf den eignen Zeitgeist ebenso wie auf die älteste Urzeit und auf die jüngste Gegenwart hin projiziert und mit Schlaglichtern aus allen Wissenschaften beleuchtet. Man könnte das Werk nennen: griechische Philosophie im Lichte moderner Philosophie, Philologie, Orientalistik, Ethnographie, Anthropologie, Biologie, Physik, Chemie usw.

Und bei alledem erdrückt der Polyhistor nicht den Autor, der Gelehrte nicht den Schriftsteller, die Universalität nicht die Eigenheit. Es ist eine stark subjektive Färbung in diesem Buche, die zwar nicht die Tatsachen, aber doch die Akzente verändert; es ist ein Ton darin, den die Romantiker als den eines „gesellschaftlichen Schriftstellers" gepriesen hätten, ein persönlicher Redeton, der in behaglicher, reifer und weicher Fülle ins Ohr gleitet, als ob ein englischer Weltmann mit deutscher Gründlichkeit und österreichischer Liebenswürdigkeit uns auf klassischem Boden den Cicerone machte. Man denke ein Buch über

antike Philosophie, das Daudet und Dumas zitiert, das Heraklit mit Proudhon, Sokrates mit Confucius, Antisthenes mit Tolstoi, Platon einmal mit Zola vergleicht — in immer überraschend lehrreichen Parallelen. Es ist ein Spaziergang durch die griechische Denkerwelt, der Seitenblicke und Seitenwege nicht scheut in alle Sphären der Geschichte und der Wissenschaft; ich weiß nicht viel Höheres, als wenn ich sage: es ist otium in diesem Buche, jene echte antike Muße, die, der Muse verwandt, sich liebend in den Stoff versenkt und sich doch nicht in ihm vergißt. Es bleibt eben ein Hauptwert des Buches, daß hier die Antike modern durchlebt ist, daß moderner Geschmack und moderne Kritik in jeden Winkel dringen. Und während die eine Hand den Stoff mit dem festen Griff der Wissenschaft hält, gleitet die andre spielend darüber hin und glättet und streicht ihn leicht künstlerisch, fast novellistisch. Man höre einige Kapitelanfänge, z. B. über Xenophanes: „Gar mancher, der um das Jahr 500 griechische Lande durchstreift hat, ist einem greisen Spielmann begegnet, der, von einem die Gitarre und geringen Hausrat tragenden Sklaven gefolgt, rüstig einherschritt." Oder über Gorgias: „An einem Spätsommermorgen des Jahres 427 herrschte auf der ‚Pnyx' genannten, mehrfach abgestuften Felsterrasse im Westen der Akropolis ungewohnte Bewegung." Oder über Sokrates: „Es war ein Frühlingsmorgen des Jahres 399. Die Tautropfen glitzerten so hell wie sonst in den Kelchen der Anemonen, die Veilchen dufteten ebenso lieblich. Doch sollte die Sonne jenes Tages nicht die Mittagshöhe überschreiten, ehe ein unseliges Ereignis sich vollzogen hatte." Oder über Platons „Gesetze": „Der du die Wälder färbst, sonniger, milder Herbst — an das also anhebende schöne Lied Ferdinand von Saars mahnt uns der milde und sonnige Lebensherbst, der sich in den ‚Gesetzen' spiegelt." Dergleichen mag schöngeistig im guten älteren Stil klingen; aber es ist wahrlich nicht leicht, die grauen Ruinen griechischer Philosophie feuilletonistisch zu umkränzen, und jedes Mittel ist recht, wenn es den Stoff erleichtert, wärmt, belebt, ohne die Tatsachen zu schädigen.

Ja, die dichterische Anschaulichkeit hebt auch den Blick für die Tatsachen. Ein paar Stellen:

„Nicht nur der nach stets neuem Gewinn ausspähende Kaufmann, auch der landflüchtige Totschläger, der im Bürgerkriege besiegte und verbannte Parteikämpfer, der unstete, seinen Wohnsitz oftmals wechselnde Siedler, der abenteuernde Geselle, dessen Lanze dem Meistbietenden feil ist, der heute das Brot des assyrischen Königs ißt und morgen den ägyptischen Gerstentrank durch die durstige Kehle jagt, der an den fruchtbehangenen Geländen des Euphrat so heimisch ist wie im Wüstensande Nubiens — sie alle sind Mehrer der Landes- und Volks- und somit auch der Menschenkunde." — „Beim Lagerfeuer, im Bazar und Karawanserei, auf sternenerhellten Schiffsverdecken und im trauten Dunkel des Ehegemachs, das der griechische Ansiedler so oft mit einer Eingeborenen teilte, fand ein steter Austausch von Mitteilungen statt, die sich auf die himmlischen Dinge sicherlich nicht weniger als auf die irdischen erstreckten."

Dies alles ist *gesehen*, und das poetische Auge dafür bewahrt gerade den Blick vor der Absperrung des hellenischen Horizonts und vor der Unterschätzung fremdländischer Einflüsse. Oder endlich jene fingierte Rede, in der

Gomperz einen alten Athener als advocatus diaboli gegen Sokrates auftreten läßt: da ist nicht nur der Ton des patriotischen Philisters — halb Polonius, halb Brutus — gut getroffen, es wird auch die Absicht erreicht: das dunkle Rätsel jener Volksseele einigermaßen zu erhellen, die einen Sokrates verurteilte. Die Alten hatten schon recht, daß die Poesie philosophischer sei als die Geschichte, und darum dichteten sie Reden ihrer Geschichtshelden und logen um der Wahrheit willen. Schließlich haben uns auch die Dichterflügel Petrarcas oder Goethes rascher als viele Arbeitskarren der Philologie zur antiken Seele geführt.

II.

Gomperz tat recht daran, seine Polyhistorie mit einigen Tropfen dichterischen Öls zu salben. Die Alten haben es nötig, weil sie poetischer sind als wir und zugleich uns fremder als andre. Und all die fremden Stücke mußten erwärmt und erweicht werden zum einheitlichen Guß einer lebendigen Anschauung. Man spürt es sogleich am Historiker und mißt ihn danach, ob ihm ein Bild seines Helden vor der Seele steht. Nichts schwerer und doch nichts notwendiger, als gerade von Denkern eine lebendige Anschauung zu gewinnen und zu geben, und nun gar von Denkern, die — Plato ausgenommen — zu uns nur noch reden in den stammelnden Worten dürftiger Fragmente. Gomperz hat diesen intuitiven, aufbauenden Blick für all diese Fragmentarischen von Thales bis zu den Sokratikern, ja für sie mehr noch als für den überreich erhaltenen Plato. Erschöpfend ist keine Anschauung, und gerade die lebendigste nicht, weil sie schattiert und auf einen Grundton abstimmt. Ja, die Lebendigkeit kann der Anschauung selber gefährlich werden. Es ist da lehrreich, die Porträts der vorsokratischen Denker zu vergleichen, wie sie Gomperz im ersten Bande gezeichnet und wie sie Nietzsche in einem unvollendet im Nachlaß erschienenen Frühwerk entworfen hat. Beide haben die Vorsokratiker mit besonderer Liebe gepflegt, gleichsam als Präraffaeliten der Philosophie; aber, um es mit einem Wort zu sagen: die Vorsokratiker bei Gomperz sind geniale Physiker, und die Vorsokratiker Nietzsches sind tragische Propheten. Bei Nietzsche ist die lebendige Persönlichkeit alles; die Lehre dient nur als „Stoff zu drei Anekdoten". Selbst Demokrit ist ihm nicht der größte Physiker unter jenen, der Begründer der mechanistischen Weltanschauung, sondern „der freieste Geist" — ungefähr, wie er es auch für Epikur war, dem er ja so glatt und tief in seine subjektivistische Lehre einging. Schon dies beweist eine gewisse Berechtigung der persönlichen Note selbst bei dem objektivsten der Vorsokratiker. Die Parallele der Renaissance zeigt erst recht, wie die Naturphilosophie aufsteigt aus schäumendem Geist und aufgewühlten Tiefen mystischer Subjektivität. Doch schließlich ist die Frucht noch wichtiger als Keim und Gärung, aus denen sie entstand; lehrreicher noch als die reichste Persönlichkeit ist die Sache, die Gomperz wesentlich betont.

Er stellt zunächst die alten Jonier unter das Problem des Stoffes, dessen Wandlung und Unzerstörbarkeit sie — Lavoisiers Wage vorausschauend — begriffen. Thales, der vielseitige Schüler des Orients, griff es auf,

Anaximander, der „eigentliche Schöpfer der griechischen und somit der abendländischen Naturwissenschaft", dieser hochdeduktive Geist, führt es in die Tiefe, bis der ebenso induktive Anaximenes erkennt, daß jeder Stoff jedes Aggregatzustandes fähig ist. Neben der wissenschaftlichen Modernisierung geht hier die populäre Verdeutlichung und neben dem Ausspinnen des prinzipiellen Hauptfadens die Beachtung sonst unbeachteter und doch gerade bezeichnender Einfälle (wie z. B. Anaximenes' geistreiche Deutung des Meeresleuchtens).

Persönlicher, durch kräftige Zitate belebt, tritt dann der große Ephesier hervor:

> Einsamkeit und Naturschönheit waren die Musen Heraklits. Der stolze, von unbändigem Selbstvertrauen erfüllte Mann war zu keines Meisters Füßen gesessen. Allein, wenn der sinnende Knabe auf den zauberisch schönen, von beinahe tropisch üppigem Pflanzenwuchs bedeckten Höhen umherschweifte, die seine Vaterstadt umkränzen, da stahl sich manch eine Ahnung des All-Lebens und der in ihm waltenden Gesetze in seine wissensdurstige Seele.

Mensch und Natur fanden sich, und Gomperz hat hier erkannt, daß Heraklits Originalität in jenen allumfassenden Fäden liegt, die er zwischen Natur- und Geistesleben spann. Klar und fern blickend, kritisch und enthusiastisch zugleich zeigt uns Gomperz den berauschenden Folgenreichtum der „spekulativen Saturnalien" Heraklits: wie ihm im Weltkreislauf aus dem Feuerball und in der ewigen Bewegtheit und Wandlung aller Dinge das Weltbild moderner Naturforschung vorschwebt, wie er in der Lehre von der Realität der Eigenschaften und der Koexistenz der Gegensätze allertiefste physikalische, biologische und zugleich soziologische Einsichten gewinnt und bewußt ausspricht, und wie er überraschend genug in allem Wechsel zugleich das Gesetz erkennt, wie er endlich mit jenen Lehren zugleich „ein Haupt- und Urquell religiös-konservativer, nicht minder aber skeptisch-revolutionärer Richtungen geworden", Romantik und Aufklärung, historischen und kritischen Geist, Hegel und Proudhon vorwegnehmend.

Und nun erst, im folgenden Kapitel, läßt Gomperz die Mystik lauter sprechen aus der Leier der Orphik; und allerdings, die Orphik ist nicht, wie man's gewöhnlich nennt, nur Präludium der griechischen Philosophie, sondern sie verschlingt sich mit ihr, daß die Philosophen orphisch werden und die Orphiker spekulativ. Und Gomperz zeigt in der orphischen Weltbildungslehre, namentlich im „Eklektiker" Pherekydes, die Mischung von Spekulation und Tradition, von einheimischer und fremdländischer. Stimmen aus den sich emporringenden Tiefen des Volks und aus der Ferne des Orients schlagen hier schon in der Frühantike zu jener düsteren Mystik zusammen, die unter ähnlichen Zeichen in der Spätantike wiederkehrt. Hier kämpft Gomperz auf dem Boden neuester Forschung glücklich gegen die kurzsichtig isolierende Auffassung der Zeiten und Völker.

In Pythagoras und seinen Jüngern geht nun die Mystik mit der exakten Forschung eine Mischung ein, deren Möglichkeit Gomperz fein aus dem absoluten, abstrakt formalen Charakter ihrer Wissenschaft, der Mathematik, erklärt. Berauscht von der Entdeckung, daß sich der Ton an der Saitenlänge

messen und so auch das bisher Unbestimmbare, Geisterhafte im Gesetz der Zahlen fangen läßt, erklärt Pythagoras die Zahl für das Wesen der Welt, und die Abstraktionsfähigkeit der Maße und verführende Bilder der Sprache bestärken ihn in diesem Kultus der Zahlen, der schon aus alten Religionen heraufönt und noch in modernen Spekulationen (Oken, Comte) so lautes Echo findet. Und überhaupt die scheinbar kindlichsten Paradoxien der Pythagoreer, — die Zahlen als Wesen der Dinge, der Gesang der Sphären, die Sonnenstäubchen als Seelen —, alles wird plausibel und verständlich gemacht durch Parallelzitate aus der Wissenschaft des 19. Jahrhunderts. Als beste Rechtfertigung werden die astronomischen Fortschritte vorgeführt von Pythagoras, der die Erde als Kugel, damit als Stern unter Sternen erfaßt, bis zu Aristarch, dem Kopernikus des Altertums. Die kühnen Übergangskonstruktionen der Pythagoreer werden klar wie kaum anderswo in ihren Motiven aufgedeckt, der wahre Kern auch in den „Träumen der Pythagoreer" bloßgelegt und das Erhebende einer Anschauung gepriesen, die das Weltall zum Heim, zum Kunstwerk, zum Tempel macht.

Zum „männlichen" Pythagoreismus findet sich die „weibliche" Orphik; die Mystik moralisiert sich unter dem Einfluß der sozialen Krise, die sich in den Leiden des Volksgottes Dionysos gespiegelt findet; die Lehre der Seelenwanderung — in ihren allmenschlichen Motiven und ihren orientalischen Parallelen hier klargelegt und abgewogen — entwickelt sich zur schwermütigen Lehre vom Sündenfall der Seele, und der gewaltige mystische Strom mündet in das Urchristentum. Und mehr noch weitet sich der Blick, wenn nun die Pythagoreische Lehre von der Wiederkehr und damit vom Kreislauf alles Geschehens in ihren spekulativen Gründen, Rechten, Folgen kritisch durchgelebt wird. Ein Blick auf die Halbpythagoreer Hippasos und Alkmäon, der als „Vater der Physiologie" hier endlich einmal in philosophisches Licht gerückt wird, schließt dieses Kapitel und damit das erste Buch.

„Von der Metaphysik zur positiven Wissenschaft" — so steht es über dem zweiten Buch, und wir nehmen die Überschrift an, wenn auch nicht im Sinne eines seichten Positivismus, der in der Metaphysik nur die Eierschale sieht, die zerbrechen muß, damit Wissenschaft erstehe, nicht im Sinne eines notwendigen Fortschritts — sonst würden Plato und Aristoteles Rückschritt bedeuten. Im Grunde aber ist es der Fortschritt, daß bei ihnen Metaphysik und „positive" Wissenschaft getrennt sind, die bei den Früheren vielmehr noch ineinanderlagen, wie bei den Eleaten Gott und Natur eins waren. Gomperz führt auch so bald Xenophanes als unverkennbaren Pantheisten vor, als gotttrunkenen Propheten und kritisch vergleichenden Aufklärer, als begeisterten Rhapsoden und als nüchternen Geologen — und es liegt überzeugende Wahrheit in diesem Kontraste mischenden Bilde, das noch tiefere Wärme und Einheit erhält durch die Züge des Reformators, der aus dem Unglück des Vaterlandes sich erhob wie der deutsche Geist nach Napoleons Triumphen. .

Auch ein Pantheist, ein unvollendeter Metaphysiker, noch mit „Erdgeruch" behaftet, gleich Fechner schillernd zwischen Idealismus und Naturalismus, auf das eine wahre Wesen pochend und doch auch dem Trug der Erscheinungen

nachgehend, voll innerer Erregung in atemlos hastenden Versen die Starre des Seins verkündend — so präsentiert sich der zweite, größere Eleat, Parmenides. Aber durch alles Schäumen und Schillern der Persönlichkeit bricht das sachliche Resultat hervor, die Selbstzersetzung der ionischen Lehre vom wandelbaren Urstoff und als ihr Niederschlag die Lehre von der absoluten (nicht nur quantitativen, sondern auch qualitativen) Stetigkeit des Stoffes, kurz, der Substanzbegriff — ein mächtiges Resultat, ob man es nun mit Gomperz-Mill aus gemeiner Ideenassoziation und noch gemeinerer sprachlicher Zweideutigkeit erklärt oder höher herleiten muß. Und nun des Parmenides Jünger, der mutige Segler Melissos, das enfant terrible der Metaphysik, der das Selbstverständliche tapfer beweist und das wirklich zu Beweisende kühn voraussetzt oder durch sprachliche Zweideutigkeit einschmuggelt, und endlich der dialektische Athlet Zenon, der den Lachern über der Eleaten sinnenfeindliche Bestreitung aller Bewegung und Vielheit seine Aporien an den Kopf warf und damit Rätsel aufgab, Denkschwierigkeiten aufstellte, über deren Lösung noch Denker der Neuzeit grübeln, und deren Sinn Gomperz hier überall glänzend aufhellt, deren Schein er öfter kritisch aufklärt, wenn er nicht selbst ihre Unüberwindlichkeit ehrlich eingestehen muß. „Klänge es nicht blasphemisch, man wäre beinahe versucht, auszurufen: vielleicht war der Weltenordner nicht ganz so witzig als Zenon." Mag auch aus diesem wilden dialektischen Schläger für die strenge Ontologie schon der Skeptiker, ja der Nihilist grinsen, der Eleatismus erscheint doch als „die erste große Ringschule, in der das abendländische Denken geschmeidigt und gestählt" und als kritischer Geist bewußt ward.

Es folgen zwei fein gemeißelte Kontrastbilder: Anaxagoras, der poesielose Forscher mit dogmatischen Allüren, ein „ganzer Naturforscher" und „ein halber Theologe", seinen kühnen Neubau mit altväterischem Hausrat füllend, den Sinnen trauend bis zur Sinnenwidrigkeit, bis er Weiß als Schwarz sieht, starren Blicks, steifen Nackens, verwegen wie ein Nachtwandler seinen einsamen Gedankenpfad verfolgend —

> Wenn jemals ein bedeutender Geist einen Irrpfad gewandelt und ihm mit unverbrüchlicher Ausdauer treugeblieben ist, so hat dies Anaxagoras in seiner Stofflehre getan, die sich zu den Ergebnissen der Chemie gerade so verhält wie die Kehrseite eines Teppichs zu seiner Vorderseite.

Sein Resultat zeigt äußersten Gegensatz, seine Methode auffälligste Übereinstimmung mit der modernen Naturwissenschaft: die Weltprozesse zurückgeführt auf mechanische, streng kausal hergeleitet aus einem mechanischen Grundprozeß, für dessen ersten Anstoß nur er — gerade wie moderne Astronomen — den deus ex machina herbeiruft oder vielmehr ad machinam. Und demgegenüber Empedokles, der menschenfreundliche, allliebende Sänger, der Zauberer und Prophet im wallenden Bart, in Purpur und Gold, der schwungvolle Allbeseeler, der Natur- und Geisteswelt von den gleichen Kräften liebender Anziehung und trennenden Zwistes durchwalten läßt, der, vielleicht am Menschen, als Arzt und Politiker die Bedeutung der Proportion erkennend, trotz aller Irrungen der Schöpfer der Chemie ward durch die Lehre

der Elemente, d. h. der in wechselnden Proportionen verbindungsfähigen Grundstoffe, der aber gerade durch die Lebendigkeit seiner heterogenen Tendenzen mit der Auffassung der Seele in einen Zwiespalt gerät, den Gomperz feinsinnig als Gegensatz einer Seelenphysik und Seelentheologie bezeichnet und in seiner tiefen religions- und urgeschichtlichen Bedeutung aufzeigt.

In ähnlichem Schwanken und Schillern, als Typen einer Übergangsepoche, erscheinen dann die ersten großen Historiker, als Vertreter der „halbhistorischen Methode", der scharf und hell präludierende Hekatäus und in besonders sympathischer, fein abwägender Charakteristik Herodot, der realistische „Märchenerzähler", ein vollendeter Künstler und in seiner Weise ein Denker, schaukelnd zwischen naiver traditioneller Gläubigkeit und wissenschaftlicher Kritik, ja, rationalistischer Hyperkritik.

Die Dämmerungsfiguren, die Zwittergestalten der Übergangsepoche sind vorübergezogen, und das dritte Buch erschließt nun „das Zeitalter der Aufklärung". In einem ausführlichen Kapitel ziehen „die Ärzte" voran — wohlbegreiflich; denn der Geist der Kritik, der sich gleichzeitig bei den eleatischen Dialektikern und bei den Historikern angebahnt hatte, mußte erst recht durchbrechen bei den praktisch kontrollierten Medizinern. Es ist ein großes Verdienst von Gomperz, daß er hier die große medizinische, die sogenannte hippokratische Schriftensammlung zum erstenmal für eine Darstellung der Philosophiegeschichte aufgeschlossen und fruchtbar gemacht hat. Aus der laienhaft beobachtenden Medizin der Naturvölker, der Indogermanen, der älteren Griechen werden wir dahin geführt, wo der wissenschaftliche Sinn erwacht im Drang nach Verallgemeinerung, in der Erfassung des Menschen als Teil des Naturganzen, kurz, im Einzug der Naturphilosophie in die Medizin, bis dann in dem — hier dramatisch an Hand der Schriften entwickelten — Kampf der koischen Ärzteschule gegen die knidische die Reaktion gegen die spekulative Phantastik, die „Rückkehr" zur „alten", d. h. zu einer empirischen Medizin eintritt, — ähnlich der Abkehr der Mediziner von der Naturphilosophie im 19. Jahrhundert, wobei aber diese bösen Naturphilosophen es lächelnd begrüßen würden, daß die Humoralpathologie, dieser Stolz der alten Empiriker, „nach dem Urteil der heutigen Wissenschaft kein Titelchen Wahrheit mehr" besitzt, als die Hypothesen der spekulativen Medizin.

Auf „die Ärzte" folgen „die atomistischen Physiker" — so werden die Atomisten bald tituliert: eine exakte Wissenschaft löst die andre ab. Und liegt nicht im Grunde das Ideal der Philosophie für Gomperz in der exakten Wissenschaft? Er rückt auch die Atomisten möglichst ab von der eleatischen Metaphysik (auf die sich doch selbst der große moderne Entdecker des Gesetzes der Erhaltung der Kraft beruft) und erklärt ihre Lehre vielmehr als reife Frucht der ionischen Naturforschung. Doch gerade dieser naturwissenschaftliche Standpunkt hebt das Bild der Atomistik und bringt in diesem Kapitel vielleicht den Höhepunkt des ganzen Werkes. Um es kurz zu sagen: Gomperz bietet hier ein von andern kaum erreichtes Meisterstück klarer, liebevoller, gründlicher Durchleuchtung der atomistischen Lehre in historischer, methodischer und kritischer Hinsicht, nach ihrem Vergänglichen und Unvergänglichen, nach

ihrem ungeheuren Folgenreichtum, nach ihrem Ausbau auf den verschiedensten Wissenschaftsgebieten, nach ihrem Verhältnis zu den Hauptrichtungen der Philosophie und zur Forschung der Gegenwart.

Ein rascher Blick auf die „Ausläufer der Naturphilosophie" zeigt dann, daß die überlegene Anschauung der Atomisten Zeit braucht, sich durchzusetzen, daß inzwischen Kompromiß und Eklektizismus regieren, wie besonders fein an dem System des Vielwissers Diogenes von Apollonia und an der Ausgleich zwischen Glauben und Wissen suchenden allegorischen Mythendeutung gezeigt wird. — An die „Ausläufer der Naturphilosophie" schließen sich „die Anfänge der Geisteswissenschaft", emporgehoben durch die — trefflich geschilderte — Steigerung des Staats- und Verkehrslebens, die den Geist der Reflexion, der Technik und der Kritik in alle Kulturgebiete trägt, tendenziös die Urgeschichte aufwühlt und Staat, Moral, Recht und Sprache kühn auf ihre Ursprungslegitimation befragt. Die Gegensätze der „organischen und mechanischen Geschichtsansicht", der Satzungs- und Naturtheorie für den Ursprung der Sprache, die Lehre vom Gesellschaftsvertrag, all dies wird mit Hilfe moderner Parallelen in seinen tieferen Motiven und in seiner unhistorischen Naivität und Zweideutigkeit bloßgelegt.

Aus der Zeit, ja, als Organe des Zeitgeistes rechtfertigt nun auch Gomperz geschickt, gemäß seinem englisch-aufklärerischen Standpunkt, die Sophisten, die, wie er zeigt, durch die Laune des Sprachgebrauchs und durch Platos geniale Persiflage verkannt wurden. „Eine kurze Stunde rauschenden Erfolges ward erkauft durch Jahrtausende des Unglimpfs." „Halb Professor und halb Journalist", kam der Sophist dem Bildungshunger seiner Zeit hilfsbereit entgegen, dabei vielartig in seinen verschiedenen Gestalten und in jeder Gestalt wiederum vielseitig gleich den Alleskönnern der Renaissance — und diese Mannigfaltigkeit wird nun mit unverblendeter Sympathie an den bedeutenderen Sophisten geschildert. Die bedeutendsten, Protagoras und Gorgias, erhalten je ein besonderes Kapitel. Dasjenige über Protagoras ist eine glänzende Rettung in konservativem Sinne. Der größte der wilden Zerstörer, als die man die Sophisten bisher ansah, erscheint als größter Pädagoge, der überall die Korrektheit sucht, wie er auch die Grammatik in den Unterricht einführt. Seine Sprachneuerungen, über die Aristophanes lacht, kommen aus dem Ordnungsbedürfnis des Philologen, sein paradoxer Disput über den schuldigen Wurfspieß erscheint als Untersuchung über den Strafzweck, sein skeptischer Ausspruch über die Götter als Zweifel nur gegen das Wissen, nicht gegen den Glauben, seine „zwei Reden über jede Sache" erscheinen als dialektisch gründliche Erwägung des Für und Wider, seine „Kunst, die schwächere Sache zur stärkeren zu machen", als Ziel aller antiken Rhetorik; vor allem aber wird in eindringender Untersuchung sein berühmter Satz vom Menschen als Maß aller Dinge empirisch und nicht skeptisch, generell und nicht individuell gedeutet, als Rehabilitation des Sinnenzeugnisses, nicht als Verkündigung der Willkür des einzelnen. Gewiß, Feuerbach sprach vom Menschen, Stirner erst sprach vom einzelnen und war der Kritiker, doch auch der Fortsetzer Feuerbachs. Mögen auch die radikalen Ansätze zugleich

in Protagoras gelegen haben, die strengeren, würdigen Züge, die Gomperz unter allen Schlacken der Karikatur hervorgegraben hat, werden dem Bilde des großen Sophisten unverloren sein.

Neben dem härteren Protagoras der üppigere Gorgias, der farbenprächtige Rhetor, dessen künstelnde Stilreform durch Parallelen der Renaissance gerechtfertigt, dessen sogenannte nihilistische Argumentationen erst scharf kritisch beleuchtet, dann aber als Selbstbescheidung des Wissens gegenüber dem zuversichtlichen Dogmatismus der Eleaten gewürdigt werden. — Die Konzentration auf das menschliche Interesse bringt endlich auch den „Aufschwung der Geschichtswissenschaft", zunächst illustriert an der Schrift vom Staat der Athener, die bei aller Tendenziosität zuerst den Zusammenhang von Staat und Gesellschaft erkennt, — und nun darf Gomperz seinen ersten Band mit einem herrlichen Finale beschließen, mit dem schlackenreinen, klassischen Bilde des Thukydides, dieses Musters an vorurteilsloser Wahrheitsliebe und reifer Einsicht, dieses Musters der historischen Rekonstruktion, der Charakteristik und der politischen Philosophie.

„Wandlungen des Glaubens und der Sitte", schön veranschaulicht an den drei großen attischen Tragikern und in großen Linien herausgearbeitet als Zeugnisse für die humanisierende Kraft der Aufklärung, eröffnen nun bei Gomperz die attische Gedankenwelt, der er den zweiten Band gewidmet hat. Ein weiteres, kurzes, aber sehr inhaltreiches Kapitel: „Athen und die Athener", erklärt gar feinfühlig die besondere Begabung des potenzierten Griechen, des Attikers, seine Empfänglichkeit für alles Unterschiedliche, Mannigfaltige, für Gliederung und das dadurch geweckte Bedürfnis nach entlastender Abstraktion und Subordination.

Dem von Athen verketzerten Urathener Sokrates sind die nächsten drei Kapitel gewidmet. Moderne Quellenkritik hat dem in unsern Handbüchern fortlebenden Bilde des Sokrates vielfach die Unterlagen entzogen. Gomperz sucht wohl in dem Gegensatz zwischen älterer und neuerer Auffassung zu vermitteln und hängt in manchen Einzelheiten an der Tradition, die er schön verwertet, aber im Kern ist der neue Geist siegreich bei ihm durchgebrochen; er hat mit Platon auch Xenophon als verläßliche Quelle und damit den gläubigen Moralprediger Sokrates preisgegeben; er erkennt in ihm vielmehr den „größten Vorkämpfer der Aufklärung", den „Gründer des Vernunftradikalismus", in dessen Lehre der Intellektualismus des Zeitalters zum Gipfel kommt, vornehmlich den Begriffsphilosophen; aber er erkennt auch das „heiße Herz" unter dem „kalten Kopfe", er erkennt die Gefühls- und Willensmacht dieser geschlossenen Persönlichkeit, die den vollen Guß ihrer unterirdischen Antriebe der Vernunft hingibt; er nennt ihn gar gut den Enthusiasten der Nüchternheit, der nach Reinheit der Begriffe mit derselben Inbrunst strebt wie ein Mystiker nach Vereinigung mit der Gottheit. Und er schildert gar fein, wie Sokrates, wenn er unter uns weilte, seine dialektische Klinge in die Widersprüche unsrer Konvention vernichtend einschlagen ließe. „Wo immer zwei zusammen sind, um über menschliche Angelegenheiten in rationeller Weise zu verhandeln, da weilt Sokrates unter ihnen." Mag auch der Utilitarismus, den Gomperz so stark herausarbeitet, zum Teil wieder auf Rechnung seiner

anglisierenden Anschauung kommen, zum Teil auf Rechnung des kynischen Sokrates, der durch Xenophon, ja, bisweilen auch durch Platon zu uns hindurchspricht: ein gewisses Maß von Nützlichkeitskonstruktion und Zweckbetonung ist nun einmal mit dem Vernunftkultus und mit aller „Aufklärung" verbunden. — Den Prozeß des Sokrates schildert Gomperz mit dramatischer Wärme stark nach der platonischen Apologie, in der er aber mit kritischem Sinn Wahrheit und Dichtung sondert, und die er herrlich preist als „eines der männlichsten Bücher der Weltliteratur", als „Laienbrevier starker und freier Geister". Der Prozeß des Sokrates dauert heute noch fort, und in diesem Streite zwischen dem edlen Volke und seinem edelsten Sohne wird Gomperz zum geschicktesten Advokaten des Volkes, nicht, wie Hegel, um den geschichtlichen Verlauf zu sanktionieren, auch weniger wohl aus bloßer demokratischer Parteinahme, sondern aus reicher politischer Kenntnis, die auch der stummen Partei Worte leiht, und aus einer Gerechtigkeitsliebe, die begreifen will, um zu verzeihen.

Tragikomisch findet es Gomperz mit Recht, daß gerade Xenophon uns Quelle der Sokratik sein sollte, der Landjunker, Reisläufer, Sportsman, der plastische, heitere Schilderer, kurz, der alles war, nur kein Denker, und ein Denker noch am ehesten in seinen Büchern vom Reiten und Jagen. Ein vielgeschäftiges Talent, ein schillernder Charakter voll eitler Klugheit, voll kluger Frömmigkeit, der, ohne zu lügen, durch die Kunst des Verschweigens und des Gruppierens der Tatsachen sich in ein falsches, glänzendes Licht setzt, — mit Meisterhand hat ihn Gomperz getroffen.

Sehr in die Tiefe geht dann das Kapitel über den Kynismus, feinsinnig darlegend, daß die kulturfeindliche Stimmung bei den halbbarbarischen Kynikern so wenig wie bei dem Russen Tolstoi und dem Proletarier Rousseau aus überreifer Kultur stammt, sondern aus einer Dissonanz zwischen der eignen Natur und fremder Kultur, daß ferner jener Radikalismus, der mit cynischer Kritik erworbene Gefühlswerte zersetzt, immer unfruchtbar bleiben wird, daß aber der Kynismus mit all seiner utopistischen Schwarmgeisterei doch auch als Vorbote des einziehenden kosmopolitischen Monarchismus und Monotheismus erscheint und damit der beginnenden Orientalisierung des hellenischen Wesens. Und es wohnt in dem immer noch nicht voll gewürdigten älteren Kynismus auch ernste Theorie. Gomperz sieht sich genötigt, ein Stück Kynismus, die Logik des Antisthenes, der aber nicht eleatischer ist als Anaxagoras oder Leibniz, in die Darstellung der „Neu-Eleaten", der Megariker herüberzuziehen, die mit ihrem dorischen Mutterwitz als skeptische „Tirailleure" gegen die Systeme aus der attischen Nachbarstadt erscheinen. Dadurch vermag er die tiefere Bedeutung, das moderne Recht und Unrecht all ihrer scheinbaren Sophistereien aufzuzeigen, in denen der große Ringkampf des Mittelalters, der Streit zwischen Nominalisten und Realisten, die Dialektik Herbarts und manche moderne Problemstellungen ihr Vorspiel haben. — Endlich geht der Keim der Sokratik noch in dem herrlich geschilderten Landschaftsbild des fernen Kyrene auf, und die Schule Aristipps wird uns hier durch Vergleiche mit modernen Hedonikern und Sensualisten nahegebracht

und erhält lebendiges Interesse durch eine tiefergehende, sehr beachtenswerte Diskutierung der aufgeworfenen ethisch-psychologischen und erkenntnistheoretischen Fragen.

III.

Platons Name beherrscht den größeren Teil des zweiten Bandes; an 400 Seiten sind seiner Darstellung gewidmet, deren Anwachsen den ursprünglichen Plan des Werkes gesprengt hat und Aristoteles aus diesem Bande herausdrängte. Mit dem Umfang des Bildes ist schon ein Grund dafür gegeben, daß es nicht so plastisch glänzend, so lebendig stechend wirkt wie die Meisterporträts, die Gomperz von all den vorangehenden Denkern geliefert hat. Doch er tat recht, so die Dimensionen zu strecken und die frühere Anlage preiszugeben, die der klassischen Philosophie der Griechen nicht mehr Raum gönnte als den vorsokratischen „Physikern". Platons überragende Größe forderte es ebenso wie die Fülle des Materials, das für den einzigen ganz erhaltenen Denker der Antike reichlicher strömt als für alle früheren zusammengenommen. Fast möchte ich es einen Sieg Platons über Gomperz nennen, der hier einsichtig genug der sich aufdrängenden Größe seines Stoffes nachgab. Denn um es gleich zu sagen: wir erhalten hier eine Darstellung Platons von einem Gegner Platons; ja mehr: Gomperz ist erfüllt nicht nur von der Herrlichkeit der modernen exakten, „induktiven" Wissenschaft, sondern geradezu von dem endgültigen Triumph des englischen Empirismus; das ist genau der Standpunkt, der für eine Würdigung Platons der denkbar ungünstigste ist, und Gomperz ist ehrlich und lebendig genug, auch hier mit seiner fein würzenden modernen Kritik nirgends zurückzuhalten. Aber nicht genug, daß das Bild Platons in die Breite geht und kritisch tief beschattet wird, es zerstückelt sich geradezu nicht nur nach den Entwicklungsperioden, sondern nach den einzelnen Schriften, denen Gomperz nachgeht. Und auch hier folgt er kritischer Einsicht. Denn es hieße Platon Gewalt antun, wollte man ihn wie sonst einen Denker sauber zerlegen nach den Teilen seines „Systems". Wie ein Dichter oder vielmehr als ein Dichter schillert er anders nicht bloß in jeder Periode, sondern in jeder Schrift. Bei solchen fast vernichtenden Schwierigkeiten ist es merkwürdig genug, daß Gomperz im Einzelnen, auf das ich hier leider nicht eingehen kann, des Lehrreichen genug zu bieten hat.

Er schildert zunächst „Platons Lehr- und Wanderjahre" und darin besonders mit anschaulicher Kunst die Hauptstationen der Reisen. Er beurteilt dann vom heutigen Standpunkt „die Echtheit und Zeitfolge der platonischen Schriften", für jene die glücklich überwundene Mode der Hyperkritik ablehnend, für diese natürlich der drastisch experimentellen, sprachstatistischen Methode stark vertrauend. Ich glaube, es ist bei Platon wie bei Descartes: die Lehre entsteht ihm in den Wanderjahren, die Schriften erst in den Meisterjahren. Noch immer spukt in unsern Forscherköpfen eine erste, rein-sokratische Periode platonischer Schriftstellerei, bei dem fortschrittlichen Gomperz wenigstens schon arg zusammengeschrumpft. Aber auch die vier Schriften, die er so voranstellt, kann man ebensogut antisokratisch nennen, da sie sämtlich Thesen, die sonst

sokratisch heißen, kritisch, skeptisch nehmen und so negativ endigen. Darüber helfen die geistreichsten Künsteleien nicht hinweg. Des doppelten Rätsels einfache Lösung ist, daß hier Platon fremde Sokratesschriften rezensiert. Solange man diese Beziehung nicht erkennt, bleiben all diese Schriften für uns totgeboren. Gerade der negative Schluß zeigt, daß Platon hier Kritiker ist, und daß er seine positive Lehre schon als Rückhalt und Ergänzung, ja, als treibenden Anstoß der Kritik im Hintergrunde hat. Unsre Heutigen machen sich blind gegen diese Kritik, gegen ihr Woher und Wohin, schließen kühn: wo Platon eine Lehre nicht ausspricht, könne er sie nicht haben, und konstruieren sich einen vorplatonischen Platon, einen reinen Sokratiker, der mindestens ebenso bloße Phantasie ist wie der reine Cartesianer Spinoza.

In eine Übergangsperiode weist Gomperz die platonischen Dialoge Gorgias, Euthyphron, Menon, dabei namentlich den herrlichen Gorgias in seinen Argumentationen einer sehr scharfen, öfter überzeugenden, immer interessanten Kritik unterziehend und wohl erkennend, daß hier Platon gegen die Rhetorik anstürmt im engsten Bunde mit dem älteren Sokratiker Antisthenes, richtiger wohl zugleich für ihn und unter seinem Einfluß. Wenn doch endlich unsre Forscher konsequenter Platons Schriften aus Platons und nicht aus Sokrates' Situation begreifen wollten! Auf der kampferfüllten Arena des attischen Bodens muß sich der philosophische Schulgründer Platon Raum schaffen, hier gegen die lockende Macht der Rhetoren, dort allmählich auch gegen die Schule jenes älteren Sokratikers, des Kynikers. Man nehme den Euthyphron; da geht es gegen einen gefährlichen Narren, der seinen eignen Vater auf den Tod anklagt. Dabei ist der Fall so ausgeklügelt, daß der Vater möglichst wenig schuldig, kaum fahrlässig erscheint. Der närrische Fall erhält ein andres Gesicht, sobald man ihn als satirische Illustration des kynisch-stoischen Dogmas versteht, daß Unrecht Unrecht bleibe, ob es sich um den eignen Vater oder einen Sklaven handle, und daß man unter Umständen auch den eignen Vater fesseln und schlagen dürfe. Und wer bedenkt, daß Antisthenes ausdrücklich Gerechtigkeit über alle Verwandtschaft stellte und eine Apologie des Muttermörders Orest schrieb, der weiß auch, auf wen der platonische Dialog zielt, der wundert sich auch nicht mehr, daß der platonische Sokrates hier eine Definition der Gerechtigkeit „gewaltsam" einführt und schließlich kritisiert, die doch der xenophontische Sokrates gerade vertritt, weil er eben den kynischen kopiert, den wiederum Platon hier kritisiert. Alle satirischen Feinheiten Platons, alle Spiele dieses vielseitigsten Geistes wachen erst auf, wenn man erkannt hat, wem er in jeder Schrift sein gar wechselndes kritisches Antlitz zukehrt.

Die folgenden Kapitel zeigen Platon auf der Vollhöhe des Könnens, wo er die unvergleichlichen Kunstwerke Symposion, Phädros und Phädon ausstreut. Gomperz tut recht, hier ein Kapitel über die Ideenlehre dazwischenzuschieben, die da aus der erotischen Mystik des Symposion als Keim aufschwillt, im Phädros sich als Blütenpracht entfaltet und im Phädon, der Bilder entkleidet, als reife Frucht der Erkenntnis in den Schoß fällt. Es ist der reine, volle Idealismus, der die Ideenlehre in diesen Werken und diese Werke aus ihr erzeugt hat. Gomperz aber ist Empiriker, und es ist interessant,

zu sehen, wie er die ihm so fremde Ideenlehre ebenso wie die Erotik des Symposion und Phädros ethnographisch, kulturhistorisch gleichsam entschuldigt, wie ihm für Platons Ideenlehre Indianer, Samoaner und Finnen Parallelen beibringen müssen, wie er am platonischen Dualismus doch neben den schlimmen Wirkungen auch gute hervorzieht. Er sieht nicht das Recht des Aprioriſmus — denn Kant hat für ihn nicht gelebt —, er beachtet kaum den ungeheuren, schon logischen Wert der Ideenlehre als Schule der Klassifikation, als erste Scheidung des Abstrakten vom Konkreten, als erste Herausarbeitung der Gattung und Norm, als eigentliche Erlösung aus der Sophistik durch Abscheidung der Qualitäten. Aber eins hat er wohl gesehen und so strahlend, warmherzig, großzügig hervorgekehrt, daß es all seinen Gegensatz zu Platon überdeckt: den großen Künstler und Menschen Platon. Er preist die künstlerische Vielseitigkeit der Reden im Symposion, wo Platon mehr als sonst er selbst sei, und er spürt unter der Glut der erotischen Mystik feinfühlig das persönliche Erlebnis hindurch. Er bewundert am Phädros die Tiefe der Perspektive, erkennt in ihm die Absage an die verstandesmäßige Nüchternheit des reinen Sokratismus und die Verkündigung der Liebe als großer Mittlerin zwischen dem irdischen und dem göttlichen Leben, er versteht Platons Abneigung gegen die Kleinkunst eines Lysias und hat aufs glücklichste das Motto für dieses Gespräch entdeckt in Goethes Spruch: „Will jemand einen großartigen Stil schreiben, so habe er einen großartigen Charakter." In dieser Einsicht erkennt er den unschätzbaren Wert jenes Dialogs „auch für denjenigen, der nicht mehr an das Dasein metaphysischer Wesenheiten glaubt, und dem die philosophische Knabenliebe als ein groteskes Gewand erscheint". — Und endlich der Phädon — ein mit allen Kunstmitteln verschwenderisch ausgestatteter Bau, ein leuchtendes Denkmal für Sokrates, ein „Evangelium der Denkfreiheit", ein „Erbauungsbuch der Menschheit"! Dies Buch, in dessen Mitte wir Platons Herz in tiefster Ergriffenheit „lauter als sonst pochen zu hören" glauben, steht „in einem Gleichungspunkt der platonischen Entwicklung", wo die mannigfaltigen Kräfte und Triebe dieses Wundergeistes sich die Wage halten und wo der Zweifel sich noch nicht in die Fundamente seines Gedankenbaus eingegraben hat. Die Argumentationen dieses Buches allerdings findet Gomperz sehr anfechtbar, und er nennt es eine besondere Ironie des Schicksals, daß der von Platon am höchsten geschätzte Beweis die stärksten Blößen zeige. Vielleicht ist es doch auch eine Ironie des Schicksals, daß dieser Idealist bei einem seiner anfechtbaren Beweise (wie es Gomperz zum Schluß erkennt und anerkennt) die Grundgesetze der Assoziationspsychologie aus dem Ärmel schüttelt, — auf die der Empirismus so stolz ist.

Wir sind auf die Mittagshöhe des platonischen Schaffens geführt worden und stehen in den folgenden Kapiteln vor seinem gewaltigsten Werk, dem „Staat". Als ersten Vorzug der Gomperzschen Darstellung möchte ich hier gleich die Wahrung und Würdigung der Einheitlichkeit des Werkes rühmen, die Ablehnung alles modernen Hypothesenspiels über die Kompositionsschichten des „Staates", wobei halb schulmeisterliche, halb sportmäßige Hyperkritik durch Aufstöberung von allerlei Inkonvenienzen tiefe Einblicke in die Werk-

statt des bauenden Genies zu tun glaubt. Gomperz ahnt, daß hinter den scheinbaren Inkonvenienzen feinere Grundsätze der Ökonomie sich betätigen; er versteht, daß Platon bisweilen Teile des Gesamtbildes „verhüllen" muß, daß er mit vorgreifenden Winken spart, um die Wirkung nicht zu schwächen, und seine höchsten Trümpfe in weiter Berechnung lange zurückhält, kurz, daß Platon hier eine „unerhörte schriftstellerische Kunst" aufbot, „die wahrscheinlich in der ganzen Prosaliteratur nicht ihresgleichen hat, und die jedenfalls zu groß war, um von allen Erklärern erfaßt und gewürdigt zu werden". Auch hier begleitet und beschließt Gomperz den Gang der platonischen Erörterungen mit oft sehr feinen und treffenden, immer belebenden modernen Seitenblicken und kritischen Fernblicken. Er bekennt zwar als moderner Forscher seine tiefe innere Fremdheit dem „deduktiven Genie" Platons gegenüber; ja er steht, sofern er sich „mehr und mehr mit dem Gegebenen bescheiden" und „das Endziel der Erkenntnis in nichts andrem als in der getreuen Wiedergabe des Faktischen" erblicken will, im letzten Grunde der Philosophie überhaupt fremd und feindlich gegenüber, da er sie damit in die empirischen Wissenschaften auflöst. Er bekennt auch, eigentlich kein Auge zu haben für die absolute Idee Platons; er sieht aber z. B. auch in der wunderbar lebensvollen und lebenswahren Schilderung der Verfallstypen viel Künstelei und Phantasiemißbrauch und weiß doch, daß im einzelnen viel Erfahrung dahintersteckt, und daß die Parallele zwischen Staat und Individuum auch tiefe Einsicht verrät, weil sie eben eine innere Notwendigkeit ausspricht. Er hat zu den dürftigen Zahlen der „exakten" Psychologie ein Vertrauen, das der platonischen Zahlenmystik nicht entgegen-, sondern unbewußt sehr nahesteht. Er sieht nicht nach dem „Vorspiel" im „Staat" die grandiose, wahrhaft kantische Reinigung von allem Utilitarismus, die gründliche Abkehr von aller Seichtigkeit des Eudämonismus, er nennt sogar Platon Utilitarier; aber er erkennt doch, daß die spätere Nützlichkeitsbegründung nur ein Nachgedanke und ästhetisch-moralische Wertungen das Treibende bei Platon sind. Er ahnt, daß in dem Übergang von Wirklichkeit zu Ideal mehr als gewaltsame Willkür liegt, und vor allem: er erkennt klar und weitblickend und gerecht abwägend, daß das Brüchige an Platons Staat weit mehr in seiner „Reibungsscheu" und seinem Ordnungsfanatismus liegt als in seinem utopistischen Charakter. Gomperz weiß, daß der platonische Staat eine Vergangenheit hinter sich und eine Zukunft vor sich hat, daß er historische, ethnographische Kenntnis in sich trägt und allerlei fordert und plant, was im Mittelalter Verwirklichung gefunden hat.

Zwischen den strahlenden Anblick des Mittags und das leise beschattete Bild des Nachmittags in Platons Leben schiebt Gomperz fein und geschickt gleichsam als Wandeldekoration die sehr dramatische Erzählung der späteren sizilischen Reisen, zugleich eine überzeugende Apologie der politischen Reformversuche Platons und namentlich seines Freundes Dion. Man wird nun wieder nicht mit Gomperz rechten, ob er in den folgenden Kapiteln jeden einzelnen platonischen Dialog unbezweifelbar richtig eingestellt und aufgefaßt hat, ob z. B. der sicherlich frühe Euthydem und der sicherlich späte

Parmenides in ein Kapitel zusammengeschlagen werden dürfen, ob es wirklich der „Fehlschlüsse" Platons so viele sind, und ob sich wirklich eine „Rückbildung" der Ideenlehre ins Theologische und dabei — widersprechend genug — gerade ein „Hauch von baconischem, modern induktivem Geist" damals bei Platon zeigt: jedenfalls scheinen mir außer den sonstigen Vorzügen, namentlich der modernen, kritischen Belebung, hier drei Momente an Gomperz' Darstellung besonders wertvoll: zunächst, daß er mit der alten — ich möchte sagen: militärischen — Anordnung der platonischen Schriften endgültig gebrochen hat, bei der man in schöner Regelmäßigkeit die Kavallerie der leichten, kleinen Dialoge voranschickte, dann die Infanterie der erkenntnistheoretischen, kritischen Dialoge folgen ließ mit dem Schrittgang und Gewehrgeknatter ihrer Dialektik, und endlich das schwere Geschütz der konstruktiven Dialoge! Gomperz hat die Truppengattungen individueller, natürlicher durcheinandergeschoben, vor allem jene dialektisch-kritischen, mehr negativen Schriften richtiger zurückgenommen mitten zwischen die zwei konstruktiven, positiven Perioden. Sodann hat er wohl begriffen, daß jene Schriften stark nach außen blicken, daß sie fast alle namentlich auf Antisthenes hier und da kritische Rücksicht nehmen, zum Teil wohl noch weitgehender, zum Teil aber wohl weniger feindlich, als Gomperz es annimmt. Vor allem aber weiß er mit feinfühliger Interpretation die Schriften dieser Periode in die passende Lebensstimmung des Autors zu tauchen.

Kritische Furchen ziehen mehr und mehr über die eben noch so glänzende Denkerstirn. Nach dem Euthydem als „dialektischem Fastnachtsschwank", der das antisthenische Zerrbild als Folie aufspannt zum Glanzbild platonischer Tugendlehre, erscheint der Parmenides als Erzeugnis einer Gärungsepoche im platonischen Geist, einer Gerichtsverhandlung gleichend, die nach scharfsinnigen Plaidoyers vertagt wird (doch vgl. jetzt Natorps Deutung!); mit dem Theätet, diesem Markstein platonischer Entwicklung, mit dem der Kratylos eng verknüpft ist, verabschiedet sich der schaffende Dichter zugunsten des lehrhaften Schriftstellers, der nun im Sophistes gleichgültiger gegen die Form wird. Sokrates ist hier nur noch Ehrenpräsident der Verhandlung. „Die Altersphase Platons, der Johannistrieb seines Philosophierens steht leibhaftig vor uns. Es fröstelt den großen Denker in seinem Ideenhimmel." Geist und Herz nehmen stärkeren Anteil am einzelnen. „Allenthalben lugt er nach Kompromissen aus." Die Emanzipation von der Gedankenstarrheit der Eleaten, die Brandmarkung der noch begriffsharten Gegner ist nach Gomperz der Sinn des „Sophistes" und auch noch des „Staatsmannes", wo Platon bei wachsender Bitterkeit und Redseligkeit des beginnenden Greisenalters eine nicht mehr ganz beherrschte Ideenfülle ausstreut, in Selbstberichtigung die Abkehr von der Gedankenstarre und -strenge zum Konkreten hin fortsetzt und die Ideen gleichsam „unter Verleihung des Götterranges in Ruhestand versetzt" (!) Im Philebus endlich erstarke der „Wirklichkeitssinn" Platons so weit, daß sich zum erstenmal der Begriff der exakten Wissenschaft in voller Klarheit auftut, aber der wissenschaftliche Denker in Platon werde in ergreifendem Ringkampf schließlich vom Moralenthusiasten überwunden und die Klarheit und Kon-

sequenz noch durch die Altersneigungen zu Kompromissen und weiten Horizonten geschädigt.

Und nun, da es wirklich Abend wird in Platons Leben, da weitet sich der Blick des greisen Denkerhelden so sehnsüchtig grenzenlos, daß ihm noch einmal die Dichterflügel wachsen. Einen „historischen Roman und ein physikalisches Märchen" — so nennt Gomperz treffend den Kritias und den Timäos, denen sich als drittes, letztes Alterswerk der Staatsroman der „Gesetze" anreiht. Heimat und Natur, denen Platon viel schuldig geblieben war, kommen nun wenigstens als Horizonte zu ihrem Recht. Er projiziert im Plan des Kritias sein Staatsideal in eine fernste, glänzende Vergangenheit seines Vaterlandes, und er projiziert im Timäos sein menschliches Ethos in die Weite des Kosmos. Gomperz betont scharf als hervorstechendsten Zug der platonischen Physik und Biologie den Anthropomorphismus; er sieht darin wesentlich Rückkehr zur primitiven Anschauung des Naturmenschen (obgleich doch in aller Naturauffassung Anthropomorphismus steckt und gerade die Gleichsetzung von Mikrokosmus und Makrokosmus die Naturbetrachtung der Renaissance fruchtbringend belebte!). Er beklagt ja gewiß mit vielem Recht bei Platon die Blindheit gegen das Experiment, die Einseitigkeit des deduktiven Mathematikers und Teleologen, der so ganz und gar nicht induktiver Physiker war; er hebt aber auch gerecht und fein „erfreuliche Lichtblicke" heraus, begründet klar die Motive der Sphärentheorie, die Stellung des Demiurgen, die notwendige Bedeutung und Entwicklung der bösen Weltseele bei Platon und freut sich, daß er wenigstens den Roman des Kritias als „quasi-experimentellen" anlegen wollte.

„Die Erfahrung, das Wort und die Sache, kehrt in Platons Alterswerk häufiger wieder als in all seinen früheren Schriften zusammengenommen," so rühmt es fein beachtend Gomperz endlich an den „Gesetzen". In seinem greisenhaftesten, unphilosophischsten Werk wird Platon am meisten Empiriker! Aber es ist, als ob der Empiriker Gomperz hier aus heimischem Boden Nahrung zöge; denn seine Darstellungs- und Interpretationskraft zeigt sich hier gerade in bewundernswerter Größe. Wie weiß er den mehr in die Breite und Fülle als in die Höhe und Tiefe gehenden Stoff der „Gesetze" zu bewältigen! Wie weiß er der „Bedächtigkeit" und „Redseligkeit" des Alters die Leitgedanken aus dem Munde zu nehmen! Wie weiß er Platons schwerem Gang sich anzuschmiegen und doch frei darüber zu schweben, ihn in stete historische und moderne Fühlung zu bringen, bald auf zugrundeliegende Erfahrungen und Vorläufer Platons hinzudeuten, bald auf neuzeitliche Parallelen und Nachwirkungen, sei es in der nordamerikanischen Bundesverfassung, sei es im Jesuitenstaat von Paraguay, sei es im modernsten Proportionalsystem. Klar treten die Hauptmerkmale hervor: als Zweck des ganzen politischen Systems die Erziehung zur Gesamttugend, als dunkelste Schattenseite der Ultrakonservatismus, als hellster Lichtpunkt das Hauptregulativ seines Verfassungsbaus: die hier zuerst auftretende Lehre von der Mischung der Verfassungsformen, durch Montesquieu bis in die Gegenwart einwirkend. Gomperz weiß über Macht, Wert und Grenzen dieses gemischten Verfassungsideals aufzuklären und schält den idealen Kern der „Gesetze", ein „Vorbild auch für die Gegenwart und

Zukunft der Menschheit", heraus: „alle Gewalten gehen hier vom Volke aus; aber durch eine Fülle sinnreicher Veranstaltungen hindert das Volk sich selbst, diese seine Vollgewalt zu mißbrauchen," — indem es aus kunstvollen Wahlsystemen eine kräftig organisierte Beamtenschaft hervorgehen läßt. Und wie viel Glanz weiß Gomperz sonst noch aus diesem Werk hervorzulocken, in dem die Neueren meist nur alle Schwächen des Alters- und Nachlaßwerkes, ein Sammelsurium schleppender Entwürfe sahen! Wie weiß er den hohen Kunstverstand noch des greisen Platon zu enthüllen, der über die modernen Kritiker hinweglächelt, wenn sie den „Irrgang der Rede" wörtlich nehmen, hinter dem er die planvollsten Absichten verbirgt, oder den neckisch begrüßten „Zufall", den er von langer Hand vorbereitet hat! Wie fein hebt endlich Gomperz die Wirkungen des Greisenalters für Platon hervor, das ihn wundervoll abgeklärt, das sein heroisches Lebensideal durch ein humaneres abgelöst hat, bis ihm nichts Menschliches fremd ward, das ihn auch der warmen Bäder in schönen Parkanlagen sich freuen und nichts zu geringfügig für seine Fürsorge halten läßt; das ihn so viel milder, aber auch so viel härter gemacht hat, immer pessimistischer, immer unduldsamer gegen Neuerungen, bis er in den letzten Büchern der „Gesetze", in der „Verknöcherung des Uralters", da dem Achtzigjährigen die Feder aus der Hand sinken will, zu völliger Mißachtung der Individualität und zu erbarmungslosen Ketzerbestimmungen kommt! Doch Gomperz weiß einen gar schönen Schlußakkord, der versöhnt. Von aller Dialektik, der kritischen, aufklärerischen, schweigen die dogmatischen „Gesetze". Wie aber den Menschen in der Todesstunde oft Bilder der Jugend umschweben, so läßt der Schluß dieses Werkes noch einmal die alten, vertrauten Fragen sokratischer Dialektik aufsteigen — ungelöst. „Über solchen Betrachtungen mag der greise Denker entschlummert sein."

Noch ein Rückblick auf die ganze, in den Schriften entfaltete Riesengröße des platonischen Geistes, der gar treffend „ebenso einseitig als vielseitig" genannt wird! Noch ein Protest gegen seine und des Aristoteles Naturauffassung, die rückständig sei gegen die der älteren Naturweisen (sind nicht so auch die Griechen im Hinblick auf den Monotheismus rückständig gegen die Indianer?)! Und endlich ein kühn und weit geworfener Vorblick auf die Wirkungen Platons: „Ohne Platon kein Aristoteles; ohne Platon kein Karneades; ohne Platon kein Augustinus." Platon — das bedeutet ja dieser glücklich pointierende, zusammenfassende Ausruf — wirkte auf alle drei Richtungen des menschlichen Geistes, auf das mächtigste dogmatische System, auf die schärfste Skepsis und auf die tiefste Mystik, über die der Empiriker Gomperz gar schöne, wahre Worte findet.

Die Darstellung der späteren Hälfte antiken Denkens ist Gomperz uns noch schuldig oder ist vielmehr das Schicksal ihm noch schuldig. Und es wird keiner sein, der diesem Manne, von dem man schwer sagen kann, ob die hohe Achtung oder die Sympathie, die er genießt, größer und verdienter ist, nicht die Vollendung seines Werkes gönnt und wünscht. Ist es doch der reife, reiche Ertrag und das Monument eines Lebens, das der Erkenntnis des antiken Geistes durch den modernen geweiht war. Und die Vollendung steht zu

hoffen; denn wenn man den Philologen selber philologisch nehmen und dieses Werk wie eine platonische Schrift nach dem Lebensalter des Autors, in das es gehört, befragen wollte, — ich fürchte, auch der Scharfsichtigste würde fehlgreifen, da es in seiner farbenfrohen und kritischen Lebendigkeit weit mehr Indizien des noch jugendlichen als des alternden Geistes zeigt. Und wenn das Alter nun einmal kam, so ist es hier von aller „Verknöcherung" noch meilenfern, so ist es hier nur mit seinen milden Zügen eingekehrt, mit seiner Abklärung, mit seinem liebenden Blick auch für das Einzelne und zugleich mit seinem fernschauenden Auge. Das stärkende warme Bad in schönen Parkanlagen, dies Lieblingsbild des greisen Platon — vielleicht ist es ein Bild dessen, was Gomperz' Darstellung uns aus der ganzen griechischen Philosophie gemacht hat. Er hat sie — mit einem Wort — zum erstenmal vermenschlicht, und das heißt sowohl sie mit erstaunlichem Geschick auch in ihren schwierigsten Gängen schön und behaglich veranschaulicht, dem Laienverständnis verdeutlicht als auch sie bis ins Kleinste modern durchfühlt und unserm heutigen Leben wärmend und stärkend vermittelt. Wir brauchen die Fortsetzung, und sie wird ihm gelingen, der mit bedeutsamen Arbeiten schon längst sich als kundiger Lotse durch Untiefen der Spätantike bewährt hat und dem diese Folgezeit wenigstens in mehr empirisch-praktischen Tendenzen näher steht als der spekulative Platon. Wir brauchen die Fortsetzung erst recht, wenn wir bedenken, daß ihm die Folgezeit auch wiederum immer ferner rückt, und daß überhaupt die Gesamtentwicklung des griechischen Denkens sich genau in der umgekehrten Folge vollzieht, die das Entwicklungsschema des modernen Positivisten fordert: von der Naturwissenschaft durch die Metaphysik schließlich zur Theologie. Und so wird Gomperz' Darstellung einen Kampf abspiegeln, der mehr noch ist als ein spannendes und lehrreiches Schauspiel, ein Kampf, in dem das Verständnis des antiken und das Bewußtsein des modernen Geistes sich vertiefen und über unsre geistige Zukunft entschieden wird — in der Frage nach der Renaissance des Griechentums.

Diana von Val Fresnes.

Von

Friedrich Ratzel[1]).

Bekanntlich sind die alten oder echten Dianen, von denen die Dichter seit langem singen und sagen, alle längst nur noch Marmor; und Stein bleibt Stein, hart und kalt, wie sehr auch die Kunst- und Altertumsfreunde davon entzückt sein mögen. Wenn je eine marmorne Göttin sich wieder erwärmt, wird höchstens ein Gespenst, ein Alb daraus, der dir dein Herz leertrinkt. Ich möchte von einer neueren, unbesungenen Diana von Fleisch und Blut erzählen, die ich gekannt habe, als sie ungefähr in dem Alter war, in dem man weibliche Statuen bildet; jetzt mag sie wohl eine alte Frau sein. Die trug zwar nur einen grobleinenen Bauernrock und ein blaues, weißgeblümtes Mieder, aber an lebendiger Schönheit, die durch das Gewand leuchtete, hätte sie wohl eine herabgestiegene Tochter des Olymp sein können. Bogen und Köcher trug sie nicht, aber sie war ein Mädchen ohne Furcht und Tadel, was bei ihr nicht etwa darum mehr besagen wollte als bei der klassischen Diana, weil jene in einem Zeitalter lebte, in dem man mit Pulver und Blei statt mit Pfeilen schoß, sondern weil sie den Kopf fest und hoch hielt zu einer Zeit, als Männer in Wehr und Waffen ihn völlig und rettungslos verloren hatten. Auch hatte sie weder mit einem Aktäon noch einem Narziß zu tun. Es ist übrigens vielleicht einfacher, statt den Leser mit Mythologie zu plagen (von der ich selbst nicht viel verstehe), zu sagen: Diese Diana, die ich meine, war eins von den Menschenkindern, den auserwählten, in deren Herz ein Götterfunke gefallen ist, der aus ihrem Auge leuchtet, ihre Gestalt, und wäre sie noch so arm angetan, vergoldet und ihre Umgebung überstrahlt.

Der Schauplatz ist unansehnlich und zweifelhaft, nämlich eine Übergangslandschaft ohne viel Charakter. Drinnen in der Stadt ist die Regelmäßigkeit der Anlage, die Geradlinigkeit der Häuserfläche, die Reinlichkeit der Straßen, kurz die beruhigende, weil gesetzliche Ordnung. Draußen im Lande ist der weite Raum, der hohe Himmel, die Freiheit und Zufälligkeit des Hingelagertseins

[1]) Die Skizze, die wir hier veröffentlichen, ist, so viel wir wissen, eine der letzten Arbeiten des heimgegangenen uns unvergeßlichen Verfassers; sie gehört einer Reihe von Reminiszenzen aus dem deutsch-französischen Kriege an, die zu vollenden der Tod ihn gehindert hat, und wird seinen zahlreichen Verehrern ein wehmütiges Erinnern an ihn sein. Die Redaktion.

der Dörfer und Höfe, die Einsamkeit der Straßen mit Staub in der Mitte und verstümmelten Grasbüscheln an den Rändern. Was dazwischen in den Vorstädten hingeworfen, zerfallen, eingebaut ist, die Bauernhöfe, die Stadthäuser sein wollen, die Stadthäuser mitten auf Wiesen und hart neben Weizenfeldern, die Fuhrmannskneipen und Kleinkrambuden an halbgepflasterten, halb feldwegähnlichen Straßen: das alles ist weder zur Beruhigung noch zur Befreiung gemacht. Wenn man zum Stadttor hinausgeht und der großen Straße folgt, so macht man schon nach hundertfünfzig Schritten eine Biegung und sieht nun kerzengerade ein paar Kilometer weit den grauweißen, staubigen Streifen der Landstraße sich einförmig hinziehen. Die Winde haben hier freie Bahn, sie blasen den Staub und das dürre Laub bis an die Stadt heran, es wirbelt an den Mauern hin, darf aber nicht durchs Tor, und was hereinfliegt, wird wieder hinausgekehrt. Die Pappeln zu beiden Seiten sehen kümmerlich aus im Vergleich mit den schönen runden Ulmen auf dem Stadtplatz. „Glaube nicht, daß ich ein Zierbaum sein will, wie diese; mir ist die ernste Aufgabe zugeteilt, die Straße auf beiden Seiten zu begleiten.“ So sprechen die Pappeln und rauschen trocken dazu und schütteln vorzeitig eigelbe Blätter ab. Sind übrigens diese französischen Landstraßenpappeln nicht noch trübseliger als unsre? Arme Pappeln, ihre an und für sich regelmäßigen Formen werden von den ordnungsliebenden Franzosen unbarmherzig beschnitten und gestutzt, und einigen hat man so gut wie gar kein Laub übriggelassen.

Dieser Brandungsstreifen auf der Küste des flachen Landes, wo das rege Leben der Stadt gegen das weite, stille Reich der Äcker und Felder seine Wellen schlägt, ist nirgends und niemals schön, er hat etwas von Auswurf, ist unfertig, fragmentarisch und zum Teil direkt zweckwidrig.

So in gewöhnlichen Zeiten. Im Krieg ist dieser Streifen ganz unerfreulich. Man hatte angefangen zu bauen, als der Krieg ausbrach, der alles lähmte. Die Dinge sind liegen geblieben. Wenn man die halbfertigen Mauern und die zum Teil wieder zerstörten Gerüste sieht, ist man in dieser verzagten Zeit förmlich überrascht, daß die Menschen einst so viel unternehmen mochten. Man hat durch eine Polizeiwache dem Wegholen von Gerüstteilen steuern müssen, da sonst die kahlen Mauern eingefallen wären, und hat die Türen und Fenster verschalt und vernagelt. Man sagt, des Schnees halber. Aber außer den Herbststürmen, die dürre Blätter und heuer viel früher als gewöhnlich weiße Flocken treiben — lag doch schon am 12. Oktober im milden Moseltal bei Metz der Reif so dicht, daß es einer Winterlandschaft glich —, toben nun die Kriegsstürme. Die treiben nicht Staub und Laub, schwemmen vielmehr Trümmer von Menschen und Dingen an. Arme, die Hab und Gut verloren haben, Kranke und Krüppel, Wagen und abgetriebene Pferde aus aller Herren Ländern. Die Menschen, die da stranden, sehen so scheu und zwecklos aus, wie herrenlose Hunde, die durch die Menge irren. Wehe in einer solchen Zeit denen, die auch im Frieden heimatlos wären! die finden nun vollends keinen Stein, wohin sie ihr Haupt in Ruhe legen können; der Krieg macht die Menschen härter, grausamer und vor allem mißtrauischer; treibt wie ein scharfes Bad den inneren Egoist an die Oberfläche.

Aus dem nächsten Dorf ist dieser alte Blinde mit der Klarinette, den eine gekrümmte alte Frau führt, fortgewiesen worden, er möge in der Stadt Unterkommen suchen; aber in die Stadt läßt man ihn nicht eintreten, so bleibt er denn hier, doppelt schiffbrüchig, auf dem Strande liegen. Zum Glück ist er blind, er lächelt zu seinem Elend! Es gibt auf diesem trüben Streifen auch Elemente, die man im Interesse der Sicherheit aus der Stadt verwiesen hat; sie warten hier eine Weile, bis sie, die Wachsamkeit unsrer Posten und der Polizei täuschend, wieder hineinschlupfen können, und verbessern nicht die Qualität der Vorstadtstrandbewohner; nicht selten finden sie wohl Gelegenheit, sich herrenloses Gut anzueignen, eine Art von Strandraub auszuüben.

In einen solchen unerfreulichen Vorstadtgürtel lenkte mein Bauernwagen ein, den ich in einem kleineren Städtchen oder Marktflecken, 20 Kilometer maasaufwärts, requiriert hatte, um noch vor Nacht nach dem Quartier zurückzukehren, das ich am Morgen vor Tag zu Fuß verlassen hatte. Ich trug Befehle bei mir, die noch am Abend abgeliefert werden sollten. Hier, hart am Tore, war das Haus, ein niedriges, im Garten zurückstehendes, einst Villa, jetzt zerfallen, wo der Zahlmeister einquartiert war, dem ich ebenfalls eine Botschaft zu überbringen hatte. Es dämmerte, ich erkannte schon nicht mehr ein paar Gestalten, die an dem Tore lungerten, sah aber Licht im Innern, auf das ich zuging, als ich vom Wagen gesprungen war und dem Fuhrmann eingeschärft hatte, auf dem Fleck zu warten. Der Zahlmeister nahm meinen Brief entgegen und setzte sich nieder, um mir die Stunde und die Minute meiner Ankunft zu bescheinigen, und da er noch einige Fragen tat, mochten zwei Minuten vergangen sein, bis ich wieder hinaustrat. Schon an der Türe vernahm ich laute Stimmen und hörte die Räder des Wagens schleifen, war mit zwei Sprüngen auf der Straße und sah folgendes merkwürdige Bild: mein Fuhrmann, ein Bauer in blauem Kittel, ringend mit einer hohen Frauengestalt, die sich mit auffallender Gewandtheit bog, um Schlägen auszuweichen, die jener mit umgedrehter Peitsche auf sie führte, während sie die Zügel des Wagens, die er ihr entreißen wollte, fest um das Gelenk geschlungen in der Hand hielt. Einer der trägen Zuschauer von vorhin war sehr lebhaft bemüht, die Pferde zu wenden, aber der Wagen bewegte sich nicht, die Bremse war scharf angedreht. Welsche Schimpfworte und Gesten flogen umher! Was ging da vor sich? Instinktiv, da ich nicht sofort einsah, was das Ringen der Frau mit meinem Kutscher bedeutete, schleuderte ich den Dritten zur Seite, der sich an den Pferden zu schaffen machte, und nun war der Bursche des Zahlmeisters zur Stelle, der, als Trainsoldat, die Situation besser verstand, den Fuhrmann beim Kragen packte und schüttelte, bis er seine Gegnerin losließ. Diese stand nun hoch aufatmend, die Zügel kunstgerecht um die eine Hand geschlungen, mit der andern an Brust und Leib hinunterstreichend, um ihre Kleider in Ordnung zu bringen. Der Fuhrmann in den Händen des Soldaten schwieg, das Mädchen, das ich jetzt als solches erkannte, stieß noch einige Worte wie „Schlechter Kerl", „Unglück", „Dummheit" aus. Die Lage war in einem Augenblick geklärt; nicht das Mädchen, wie ich auf den ersten Blick geglaubt, hatte sich meines Wagens bemächtigen, sondern der Fuhrmann den schönen Moment im Halb-

dunkel benutzen wollen, mit dem Wagen, worauf mein Tornister und ein paar Säcke für die Kompagnie lagen, durchzubrennen. So vielen vor ihm war es gelungen. An Hilfe hätte es ihm unter den lauernden Gestalten der Vorstadt nicht gefehlt. Das Mädchen, das ins Quartierhaus des Zahlmeisters gehörte, hatte vom Garten aus die Vorbereitungen des Fuhrmanns gesehen, seine Absicht erraten, war rasch herausgetreten und hatte die Bremse mit einem Ruck angedreht, „du bleibst" hatte sie ihm gesagt. „Wenn du durchgehst, haben wir es zu büßen und ein andrer, der an deine Stelle tritt." Da er dennoch Miene machte, seine Absicht auszuführen, bemächtigte sie sich der Zügel und hielt sie mit beiden Händen fest. Dies war der Augenblick, als ich auf den Kampfplatz getreten war. Der Fuhrmann suchte Entschuldigungen zu stammeln; ich wies ihn aber nur kurz an, den Wagen zu besteigen, setzte mich, das Gewehr im Arm neben ihn, und fort ging es in die trübe, dunkle Stadt hinein, jenseits deren unser Ziel eine halbe Fahrstunde entfernt lag. Ich hatte dem Mädchen danken und ihm die Hand reichen wollen; sie schien es aber über der Betrachtung der tiefen roten Striemen, die die Zügel ihr in Gelenk und Vorderarm geschnitten hatten, nicht zu bemerken, ebensowenig, daß ich ihr winkte, als ich abfuhr, und sie mit auffallend festem Schritt und erhobenem Haupt ins Haus zurückschreiten sah.

Ein paar Tage darauf, als eine Bewegung der Truppen nach Norden begann, füllten sich das Städtchen und seine Umgebungen mit einer ganzen Brigade, es war eine Art Sammelplatz, und man sprach davon, daß binnen wenigen Tagen die Eisenbahn bis hierher wiederhergestellt sein werde, und daß dann große Proviantmassen hier gelagert werden sollten. Wir Quartiermacher waren morgens angekommen und hatten auf der Mairie die einzelnen Straßen zugewiesen erhalten, in die nun die Kompagnien zugweise zu verteilen waren: eine nicht leichte Aufgabe, besonders auch wegen der Offiziere, deren Wünsche nach Sonderquartieren nicht leicht zu befriedigen waren. Wer einige Übung in diesem Geschäft erworben hat, weiß aber die Arbeit zu verteilen; er sucht Schulen und andre große Gebäude aus, in die man halbe Kompagnien legen kann, verteilt den Rest auf die mittleren Häuser und bringt die Offiziere womöglich in Gasthäusern unter. Die größte Schwierigkeit machte, wie überall im Leben, die Unterbringung der „gemischten Kategorien": der Musiker, Zahlmeister, Wundarzneidiener und leider auch mancher Feldwebel, die es besser als ihre Kompagnien haben wollten. Am leichtesten war für meinen Hauptmann zu sorgen, der nicht viel für sich forderte, dieses stand aber fest: zuerst einen Stall für die Pferde und lange danach ein Zimmer für ihn selbst, alles mitten im Kompagniebereich. Ich wanderte eben meinen Bezirk ab, um mit Kreide die künftigen Insassen an Türen und Tore zu schreiben, als ich des Zahlmeisters ansichtig wurde, der mich heranwinkte: „Das villenartige Haus, wo Sie mich neulich getroffen haben, liegt doch in den Quartieren Ihres Bataillons? Nun, da können Sie sich jetzt dankbar erweisen für den Dienst, den Ihnen neulich unser Mädchen geleistet hat. Das ist ein ganz vortrefflicher Kerl, dieses Frauenzimmer, hat sehr gut für uns gesorgt und hält das ganze Haus zusammen, dabei solid, läßt sich nichts bieten, eine keusche Diana. Legen Sie

ihr einen Offizier ins Quartier, es ist ein Stall für drei Pferde da; ich möchte wünschen, daß ihr die Plage mit den Soldaten erspart würde." — „Glauben Sie, daß es für den Bataillonschef gut genug ist?" — „O, sicherlich; sehen Sie sich übrigens das Quartier an, die Gesellschaft ist etwas sonderbar, aber das Mädchen hat diese verstimpelten Mannsleute im Zügel."

Das klang gut. Nachdem ich noch ein paar Häuser unterwegs belegt hatte und mit den Quartieren für die Mannschaft ziemlich fertig war, stand ich wieder vor dem Gartentor, wo sich neulich der Kampf einer Amazone um meinen Wagen abgespielt hatte. Das Haus war etwas zerfallen, die Bretter der Verschalung schadhaft, und das ganze mißfarbig feucht und trüb. Jedoch ein Soldatenquartier ist nicht fürs Leben. Ich klopfte und war gespannt, wer nun wohl erscheinen würde. Dieser schlurfende Tritt war jedenfalls nicht der Schritt eines entschlossenen Menschen; es wurde geöffnet, und ein kleines altes Männchen erschien in der nur viertel geöffneten Tür; daß es unter einem alten, rostigen Zylinder eine Schlafmütze trug, ließ sofort erkennen, es stehe hier kein Träger energischer Entschlüsse vor mir. Mit einem unsicheren Blick, der etwa meinte: Entschuldige, ich bin harthörig, schaute er zu mir auf. Als ich sagte: „Sie bekommen Einquartierung, zeigen Sie mir den Stall", machte er eine unsäglich betrübte Gebärde, das ganze Gesicht war eine einzige Sorge, die Antwort ein Seufzer, und er ging mir erst voran, als ich seiner Schulter die gewünschte Richtung gegeben hatte. Der Weg führte über einen Hof, wo zwecklos herumstehende und herumliegende Dinge anzeigten, daß sich längere Zeit niemand mit Ordnen und Reinigen abgegeben habe; nun fehlte aber der Schlüssel zum Stall, der nach der Beteuerung des kleinen Mannes ganz, ganz leer war.

„Holen Sie den Schlüssel, ich warte."

„Suzanne ist nicht zu Haus," murmelte das Männchen.

„Suchen wir den Schlüssel."

„Sie wird ihn mitgenommen haben."

„Ist Suzanne Ihre Tochter?"

Statt der Antwort hüstelte das Männchen und suchte in allen Taschen, ich glaubte, nach dem Schlüssel, in Wirklichkeit kam aber eine Schnupftabaksdose zum Vorschein.

„Danke. Also der Schlüssel, wo ist er?"

„Im Augenblick wird sie da sein."

„Gut, nun zeigen Sie mir die Zimmer. Sie wohnen unten, nicht wahr? Gehen wir gleich in den ersten Stock hinauf. Wo ist das Zimmer, das der Zahlmeister bewohnt hat?"

Er deutete auf eine Tür, ich stieß sie auf; das Zimmer war noch nicht in Ordnung, Bett und Möbel lagen und standen, wie sie heute früh verlassen worden waren. Solche Dinge kommen vor, auch in andern als Kriegszeiten, doch dachte ich im stillen: ich hätte der starken Diana mehr Wille zur Ordnung zugetraut! Eine Tür schien in ein andres Zimmer zu führen, gab aber auf meinen Druck nicht nach; sie war von innen verschlossen. Ich winkte dem Alten, aufzuschließen, der Gedanke daran schien ihm aber durchaus unfaßbar

zu sein. Er geriet in Verlegenheit und fing sogleich wieder an, vom Stall zu reden.

„Gut," sagte ich, „um keine Zeit zu verlieren, lassen Sie das Zimmer hier sogleich in Ordnung bringen. Und nun der Stall. Ist der Schlüssel vielleicht doch da?"

Der Alte stieg eilig die Treppe hinab, während ich mir die Lage des Zimmers und seiner Fenster einprägte; eins ging gegen das Stadttor, das andre hatte einen schönen Blick auf den Waldhügel, der hart hinter dem Bahnhof anstieg; es mochten dreihundert Schritte geraden Weges bis zum Wald sein, quer über die totliegenden Schienen. Ich dachte: wenn der Bahnhof nicht besetzt ist, eine etwas ausgesetzte Lage für ein Offiziersquartier; er wird ja aber in wenig Tagen besetzt werden, dann wird die Lage gut sein. Damit ging ich hinunter, mir vornehmend, wegen des geschlossenen Zimmers später noch einmal nachzusehen. Wie erstaunt war ich, als ich wieder auf den Hof trat, die Stalltür offen und in ihr eben einen Menschen verschwinden zu sehen, den ich noch nicht gesehen hatte. Ich gehe rasch darauf zu, mache weit auf und stehe einem stämmigen jungen Mann in der bekannten, alles verhüllenden blauen Bluse gegenüber, der sich eben mit den Fingern die Strohhalme aus den Haaren zu kämmen schien. Er sah mich stupid an. Schlaftrunkenheit oder Betrunkenheit? Das Gesicht war höchst unregelmäßig, die Nase eingedrückt, und die Augen schielten. Man hatte die Empfindung, nicht bloß einen häßlichen, sondern auch einen mißtrauenerregenden Menschen vor sich zu haben; denn in diesem Schielen leuchtete manchmal etwas, was nicht ganz so stupid wie das übrige Gesicht und nicht gut war.

„Seid Ihr Knecht im Haus?"

„Nein."

„Nun, was tut Ihr denn hier?"

„Ich habe hier geschlafen."

„Pack dich, Pierre," tönte da eine mir wohlbekannte Stimme vom Hofe her tief und bei aller Bestimmtheit des Befehles mit weiblichem, weichem Klang, „pack dich und schäme dich!" wiederholte sie, an die Tür tretend.

Der Blusenträger wankte hinaus, von ihr durch einen leichten Rippenstoß nach dem Haus zu dirigiert. Nun wandte sie sich zu mir: „Sie wollen hier ein Quartier für einen Offizier? Ganz gut, das ist gerade, was wir immer gewünscht haben. Dieser Stall für zwei Pferde wird gereinigt werden. Wann trifft der Herr Offizier ein? Am Abend? Gut. Auch das Zimmer wird bald in Ordnung sein, Sie entschuldigen, daß es noch nicht gemacht war. O diese Zeiten! Es ist zu viel, was auf uns liegt! Und hier ist eine Stallkammer für den Burschen."

Ich wollte mich ihr eben nähern und ihr die Hand reichen, da sie mir mitten in dieser verkommenen Gesellschaft zum zweitenmal wie eine Retterin erschien, als sie an mir vorbei in eine Ecke des Kämmerchens stürzte und einen prügelartigen Gegenstand mit blitzartiger Geschwindigkeit durch das kleine Fenster auf den Düngerhaufen beförderte. Im Lichte späterer Erfahrungen schien es mir eine kurze Flinte gewesen zu sein. „Überall Unordnung," sagte

sie, während sie mir ein zornbleiches Antlitz mit oberflächlichem Lächeln zuwandte und die Tür mit auffallender Hast zudrückte.

Leidenschaftliche Diana, die ein Stecken am unrechten Platz zornbleich machen kann! Sie hatte sich aber gleich wieder gefaßt und sagte mir mit wahrhaft verbindlicher Miene: „Wie freue ich mich, einen Offizier ins Quartier zu bekommen, das schließt manche Scherereien aus. Er ist Hauptmann, nicht wahr? Wir sind sehr zufrieden. Indessen, der Oberst Ihres Regiments wäre uns noch lieber gewesen, denn je höher der Rang, desto höflicher und anspruchsloser das Benehmen. Ihr Oberst erweckt Vertrauen."

„Sie kennen ihn?"

„Ihr Regiment ist doch vor zehn Tagen hier durchmarschiert."

„Sie interessieren sich überhaupt für das Militär?"

„Nun, in einer Zeit wie jetzt, wo die Welt von Waffen starrt, kommt man ja nicht durch, ohne etwas davon zu wissen, und jeder hat Verwandte, die dienen, wenn sie nicht etwa schon gefallen oder gefangen sind."

„Oder einen Schatz unter den Fahnen?"

Diese Bemerkung schien sie überhören zu wollen. Dafür warf sie schon halb im Gehen die Frage hin: „Wo mag wohl der Oberst Quartier finden?"

„Jedenfalls im Innern der Stadt, nahe beim Rathaus, in irgendeinem Hôtel."

„Hier außen wäre es angenehmer gewesen."

Als am Abend die zwei Bataillone, die das Städtchen belegen sollten, ankamen und wir die einzelnen Kompagnien in die Quartiere führten, lehnte mein Hauptmann das für ihn gesuchte Quartier rundweg ab, weil es am äußersten Ende des Kompagniebezirkes liege. Der Hauptmann gehört in die Mitte, nicht auf den Flügel. Nicht einmal seine Pferde wollte er dem Stall anvertrauen, den ich mit Mühe hatte säubern und mit frischem Stroh beschütten lassen. „Sehen Sie denn nicht," sagte er, „daß das ganze Gebäude aus dreihundert Schritt Entfernung von dem Waldberg drüben eingesehen und beschossen werden kann? Hier würde kein Pferd lebendig aus dem Stalle kommen, wenn wir einmal überfallen würden. In ein Haus wie dieses muß eine ganze Korporalschaft gelegt werden, und dabei muß noch eine Feldwache den alten Bahnhof drüben besetzen."

Ich hatte diesen Abend noch manchen Gang zu machen und manches Wort zu sprechen, bis der Hauptmann in die Stadt und unsre Korporalschaft herausgelegt war, und Diana mochte wohl enttäuscht sein, als ein Unteroffizier, ein Gefreiter, ein Spielmann und neunzehn Musketiere anmarschiert kamen; sie empfing uns indessen mit der gleichmütigsten Miene und wies uns selbst die Lagerstätten an. Das für die Pferde bestimmte frische Stroh belegten die Musketiere; der Unteroffizier und der Gefreite nahmen das Zimmer im ersten Stock, das ihnen nach wochenlangen Kantonnements in Gebirgsdörfern höchst bequem vorkam, wiewohl auffallend viel von der Ausstattung verschwunden war, die ich noch am Nachmittag darin gesehen hatte. Reis, Fleisch und Wein waren in hinlänglicher Menge gefaßt worden, und unsre Köche hatten in der Küche bald einen Kessel und einen Platz auf dem Herd erworben. Das Männchen

trippelte herum und suchte sich mit höflichen, ängstlichen Worten hilfreich zu erweisen, ohne viel nützen zu können. Mit Diana war es ganz anders. Sie verzog keine Miene und sprach kaum ein Wort; aber sie regierte die ganze Küchenarbeit unsrer Soldaten so gut wie ihre eigene. Unsern Kessel rückte sie zurecht, das Feuer darunter brachte sie in bessere Glut, und während wir es uns schmecken ließen, hantierte das Mädchen rastlos in der Küche weiter. Lange nach uns saß sie draußen an einem Klapptisch mit dem Alten und aß ihr Mahl nach Bauernart aus der zwischen beiden stehenden Schüssel. Der unheimliche Mensch von vorhin war einmal wie aus einer Versenkung wieder aufgestiegen und saß rauchend und stierend am Herd, er mochte seinen Appetit in Absinth gestillt haben. Ich hatte eine unbestimmte Vorstellung, daß er derjenige sei, der damals dem ungetreuen Fuhrmann hatte forthelfen wollen; daß er meinem Blick auswich, verstärkte meinen Verdacht. Die Art, wie er sich um Diana zu schaffen machte, sie mit seinen Blicken verfolgte, während er von dem Alten keine Notiz nahm, ihm nicht einmal einen Gruß entbot, vermehrte nicht meine Sympathien für ihn. Diana kümmerte sich nur um ihn, solange wir in der Küche waren, da wandte sie alle Mühe auf, ihn von uns fernzuhalten, schickte ihn mit allerlei Aufträgen hinaus, trat dazwischen, wenn einer sich mit der bekannten Zeichen- und Gebärdensprache an ihn wendete, und antwortete für ihn. Das waren die einzigen Augenblicke, in denen sie ängstlich wurde, ihre Ruhe einzubüßen drohte. Ich täuschte mich wohl nicht, wenn ich annahm, es sei ihr wohltuend, nichts mehr von der Wagenaffäre zu vernehmen. Zum Glück verschwand nach zwei Tagen das verdächtige Individuum, dessen Stellung als Sohn des Hauses wir nur gelegentlich erfuhren; wir vermißten gern den mürrischen Menschen; Dianan war, das fühlte ich, ein Stein vom Herzen. Nur auf Stunden sah man ihn wiederkehren. Wir waren damals zu beschäftigt, um uns um sein Kommen und Gehen zu kümmern. Der alte Mann war in dem Lebensabschnitt, in dem der Franzose morgens und abends am Feuer sitzt, den Topf brodeln hört und sein Pfeifchen raucht, während er die übrige Zeit am Markte herumsteht oder vor dem nie fehlenden Kaffeehaus auf durchgesessenen Strohstühlen rastet. Er mochte früher viel gearbeitet haben, bis er seinen ziemlich großen Landbesitz erworben hatte, jetzt schien er bis zum Ende ausdauernd rasten zu wollen. Auch seine Zunge schonte er, man vernahm selten ein lautes Wort von ihm. Ohne Ausdruck im Gesicht, schleppend von Gang, in graue, verschossene Stoffe gekleidet, eine farblose Klappmütze auf dem grauen Haupt, das unvermeidliche braune Pfeifchen im Munde, wäre er sehr unscheinbar gewesen, wenn nicht Diana ihn immer und überall mit der größten Aufmerksamkeit behandelt hätte. Wie sie ihn freundlich aufstehen hieß, wo er in der Küche im Weg war, wie sie ihm wieder seinen Platz behaglicher bereitete, ihm wie einem hohen Herrn seine Suppe servierte, war eine Freude zu sehen. Eine liebevolle Tochter hätte ihn nicht besser behandeln können. Daß der Mann das alles gleichgültig hinnahm, konnte unsrer Bewunderung ihres gleichmütig freundlichen Waltens nur zugute kommen.

Es ist eine Erfahrung jedes Soldaten, der tiefer nach Frankreich hineingekommen ist, daß dort in sehr vielen Fällen die Frauen den Kopf oben be-

halten haben, wenn den Männern jede Ruhe und jeder Überblick verloren gegangen war. Sogar in Gemeindesachen war es oft besser mit der Frau des Maire als mit dem Maire selbst zu verhandeln. Frauen haben sich auch unberechtigten Quartierlasten und Requisitionen mit siegreicher Energie widersetzt, wo die Männer längst bereit gewesen waren, alles über sich ergehen zu lassen. Und doch, wie schwer lag dieser Krieg auf dir, du armes Weibervolk! Dich scheucht der Krieg auf und läßt dich nicht zur Ruhe kommen, und er bleibt dir so fremd und fern, wie ein Ereignis auf dem Mond. Eine Taubenschar, deren Schlag Habichte besetzt haben, kann sich nicht heimatloser fühlen als ihr, wenn eure Häuser und Hütten, eure Stuben und Küchen von bewaffneten Männern okkupiert werden, die euch nicht einmal den Trost lassen, daß ihr notwendig seid, denn sie nehmen euch sogar eure Arbeiten ab, die sie freilich ungeschickt genug verrichten. Selbst die Kirchen nahm man ihnen, sie wurden zu Lazaretten.

In Doncourt sah ich sie sich in der Vorhalle der Kirche zusammendrängen, deren Räume voll Verwundeter lagen. „Wohin sollen wir? Unsre Häuser sind belegt oder zerstört, sogar die Keller sind unbewohnbar, sie schwimmen im Wein, dies ist der letzte Fleck." Dort beteten sie; was konnten sie andres tun?

Die französische Rasse entwickelt ihre besten Eigenschaften nicht im Manne, sondern in der Frau, und es ist ein ganz richtiger Instinkt des Volkes, der den Mariendienst in der katholischen Kirche hier höher gehoben hat als irgendwo sonst. Die Jungfrau von Orleans ist in Frankreich kein Ausnahmswesen, das zeigt die Geschichte der Kirche und auch die bürgerliche Geschichte. Die Nation verehrt in Jeanne d'Arc eine der besten Seiten ihres Wesens. Auch unsre Diana war in ihrer Weise eine Heldin, die ihr schweres Tagewerk mit Kraft, Ausdauer und Gleichmut verrichtete; ich sage Gleichmut und sollte Frömmigkeit sagen.

Wer dieses Gesicht hatte leuchten oder grollen sehen, dachte nicht mehr an den trübblauen Rock und die sackleinwandartige Schürze, die mit grobem Band gebunden war, oder an das geblümte Mieder, das ihren stämmigen Oberleib und die kräftigen Arme bis zu den Ellbogen bekleidete. Mit meinen Augen hätte er auch nicht den Mangel der Taille und die Unverkünsteltheit ihres Busens bemerkt; denn jedesmal, wenn ich sie sah, sah ich sie nur ganz, und über der ganzen Gestalt lag das Fesselnde und Zwingende einer starken und eigentümlichen Persönlichkeit, an der einzelnes gar nicht zur Geltung kam.

Nur Nase und Mund des Mädchens fesselten manchmal meinen Blick. Es kam mir immer von neuem sehenswert vor, wie die zwei feinen Linien, die sie begrenzten, fast gleichlaufend und ohne Einschnitt in der Stirne entsprangen und zwischen den Augenbrauen gerade heruntergingen; im Profil waren sie einfach die Verlängerung der schmalen Stirne, deren klare Ruhe sie gleichsam in das Gesicht fortsetzten. Ganz anders war der Eindruck des Mundes: mit dem begann ein andrer Abschnitt des Gesichtes; denn diesem Mund sah man's an, daß er in einem sehr nahen Dienstbarkeitsverhältnis zum Willen stand. Er gehorchte ihm unbedingt, und es sah wie die Wirkung

langer Gewohnheit aus, daß, wenn er die Lippen zusammenpreßte und die Winkel einzog, das Blut aus ihm wich und die Wangen bis zum Hals hinunter höher rötete. Während man eine Nase wie die ihre nur griechischen Bildsäulen zutraute, lag im Mund die Härte und Bitterkeit, die ein schweres Leben erzeugt.

Seltsam, indessen verständlich, war Dianas Stellung in diesem Hause. Sie war die Magd, aber die Magd, die das Haus zusammenhält. Nicht ihre Miene, sondern ihre Arbeit machte die Herrin aus ihr. Diana arbeiten zu sehen, war eine Freude. Man konnte da die Erfahrung machen, daß auch niedrige Magdarbeit geadelt wird durch die Art, wie man sie anfaßt. Ob sie am Brunnen wusch, die Kleider fest zwischen die Beine geklemmt, ob sie am Herde stand und Löffel für Löffel die Suppe und das Fleisch in unsre Feldkessel verteilte, ob sie die letzten Äpfel vom Baum holte oder das Holz vom Schuppen hertrug, es war nie etwas Mühseliges in ihrer Arbeit, und der Musketier Reiske fand auch hier den Kern heraus: „Es ist wie beim Exerzitium; das Elegante liegt darin, daß sie nicht alle Kraft ausgibt, sie macht alles mit einem Schwung, der zu sagen scheint: Noch einmal, und noch einmal, und so weiter. Das Mädchen hat mehr militärischen Schick im Leib als zehn französische Infanteristen." Das mochten wohl auch unsre Musketiere fühlen, die, nachdem einmal einige grobe Annäherungsversuche abgeschlagen waren, dem Mädchen mit einer Art von kameradschaftlicher Achtung begegneten und mit besonderer Vorliebe in ihrer Nähe weilten.

Die Neigung des Musketiers für die Küche, die zu so vielen Witzen Anlaß geben muß, hat ihre ganz berechtigte Seite, ist in ihrer Art geradeso begründet wie die altherkömmliche Neigung des Kriegsmannes zu einem guten Trunk oder zum Kartenspiel, die vielleicht erst mit einer Ära des ewigen Friedens verschwinden wird. Um einmal das Äußerlichste zu nehmen: jeder Musketier raucht. Was Wunder, wenn er in die Küche geht, um sich Glut auf seine Pfeife zu holen? Da nun das glühende Köhlchen leicht von der Pfeife herunterfällt oder auch wieder verlöscht, ist es da nicht natürlich, daß der Musketier gern in der Nähe des Feuers verweilt? Der Sinn für die Poesie des Holzstoßes mit den züngelnden Flammen ist allgemein wie der für das blaue Himmelsgewölbe. Es ist auch ganz in der Ordnung, daß er, dessen Essen hier in diesem großen Kessel gekocht wird, sich durch kleine Dienstleistungen ein gewisses Anrecht auf den Genuß dessen zu erwerben sucht, was da bereitet wird.

Nun kommt aber noch hinzu, daß eine französische Küche etwas so ganz andres ist als eine deutsche. Das weiß freilich auch wieder „der unregelmäßige Besucher" am besten zu würdigen, der Wert auf gemütliche Sitzplätze legt. Aus seiner Seele sprach der gebildete Sergeant Marson, in Friedenszeiten Kanzlist der Regierung zu Düsseldorf, mit dem, als einem Kenner ersten Ranges, wir uns einmal in einem Café zu Menehould eine dämmerige Stunde über die Vorzüge deutscher und französischer Kücheneinrichtungen unterhielten, als er sagte: „Die deutsche Küche ist das, was im Theater ein Stehparkett ist, die französische ist ein Sitzparkett und manchmal eine Loge", wozu noch Sergeant Mohr, dem wir ebenfalls viel Urteil zutrauten, hinzufügte: „Die

deutsche Küche ist ein Arbeitsraum, wo Tische und Schränke an den Wänden und ein großer Herd stehen; dazwischen ist höchstens noch für einen schmalen Stuhl Platz, der oft nichts weiter ist als eine verborgene, umgeklappte Leiter, die plötzlich auseinandergeht, wenn jemand sich in unbesonnener Weise darauf-setzt. Die französische Küche ist der Salon des Hauses, da sitzt man um das offene Feuer, über das der von Jahrhunderten beräucherte Kessel an der Kette hängt, und sieht vor sich die glänzend-schwarze Rußwand, an der höchstens ein kleines Öllämpchen von fast antiker Einfachheit noch etwas Unterbrechung macht. Die Wand ist im übrigen weiß, oft von einer Rauheit, die einen gedämpften Farbenton gibt, und es steht so wenig daran, daß man sich fast überall anlehnen kann. Auf Gerüsten, die oft blumig bemalt sind, stehen Pfannen und Töpfe, Teller und Tassen, die Töpfe mit Vorliebe aus glänzendem Kupfer oder Messing. Es *kann* sehr wohnlich in einer solchen Küche sein, besonders wenn die kräftigen Mischdüfte von Fleisch und Gemüsen aus einem brodelnden Pot-à-feu aufsteigen."

„Du, Gefreiter," sagte eines Tages, als wir auf der Bank vor dem kleinen Torwachthaus in der Nähe unsres Quartiers saßen, mein Lieblingskamerad Haber, „du bist doch schon früher in Frankreich gewesen. Gib mir einmal Auskunft: Sind alle Französinnen so hochmütig?"

„So hochmütig, wie wer?"

„Nun, ich meine so im allgemeinen. Du siehst ja doch selbst, wie die Diana den Kopf trägt."

„Hör einmal, Haber, wenn ein Mädchen allein mit zwanzig Soldaten ist, und ihre eignen Mannsleute sind solche Trottel, was bleibt ihr denn da übrig, als hochmütig sein? Was meinst du, wenn sie mit jedem Freundschaft machen wollte? Da kämen schöne Dinge heraus. Übrigens scheint es, du hast mit ihr anbandeln wollen und bist abgefahren; das ist jedem in diesem Quartier so gegangen, tröste dich."

Haber wurde rot; es war schon etwas dran. Ein wenig verlegen sagte er: „Na, du hättest sehen sollen, welchen giftigen Blick sie mir heute zuwarf, als ich auf den obern Holzschuppen — es ist eigentlich ein Taubenschlag — stieg, um ihr Holz herunterzuwerfen. Sie machte mir Gebärden, als befehle sie mir, sofort herunterzusteigen. Dann schickte sie den schielenden Kerl hinauf, kam selbst noch hinterdrein, und die beiden rumorten, Gott weiß wozu, oben herum, wobei sie verschiedenes brummte."

„Sei zufrieden, wenn sie deine Dienste nicht braucht; dieser Faulenzer ist zum Holzholen gut genug."

„Und doch behandelt sie ihn noch schlechter als jeden andern. Auch da oben ließ sie ihn mit einem Blick der Verachtung stehen, mit Augen — nun, er scheint ja auch ein richtiger Taugenichts zu sein, nicht einmal zum Mobilgardisten gut genug."

„Man muß den Kerl im Auge behalten; wo bringt er seine Nächte und halben Tage zu? Was Diana anbetrifft, der traue ich unbedingt; sie mag uns fortwünschen, das tut jeder und jede. Kann man's ihnen übelnehmen? Sie lügt nicht, gibt, was sie muß, und tut noch etwas darüber hinaus, um

uns zufrieden zu erhalten; im übrigen ist sie auch verständig genug, nicht über Unabänderliches in Verzweiflung zu geraten. Was für eine echte Französin sie ist, das bekam jüngst der Hauptmann zu hören, als er ihr das Kompliment machte, die Kompagnie sei hier so zufrieden in ihren Quartieren wie kaum an einem andern Ort. Was antwortete sie? ‚Wir tun alles, um euch zufriedenzustellen; aber daß ihr euch so wie zu Hause fühlt bei uns, empfinden wir doch wie eine Beleidigung, und wir täten eben darum gern weniger, wenn wir euch nicht fürchteten.'"

„Im Grunde ist sie eben doch nur ein Weib, trotz solcher gelegentlicher Reden. Die Soldaten hält sie kurz, die Unteroffiziersborten flimmern ihr schon etwas in die Augen — wiewohl dieselben, umgekehrt wie die Natur draußen, seit den Regenwochen des Oktobers ihr Gold und Silber immer mehr in Grün verwandeln —, und dem Hauptmann möchte sie sich geradezu annähern. Er ist glücklicherweise unzugänglich. Merkst du, wie sie nicht von dem Bedauern lassen kann, ihn nicht ins Quartier bekommen zu haben? Weiß der Himmel, was sie mit den Chargen hat. Sie hätte noch lieber den Oberst genommen, und bei diesem alten Eisbär ist doch von Liebe nicht die Rede."

„Nein, wahrlich nicht. Sie bildet sich vielleicht Vorteile ein, die ein Offizier für sie haben könnte. Diese Französinnen haben ja die sonderbarsten Vorstellungen. Ich hörte erzählen, die alte Dame in der Villa in Vouziers, wo wir vor drei Wochen waren, habe dem Leutnant G. von der zwölften Kompagnie eine Geldsumme versprochen, wenn er bewirken könne, daß ihr Sohn aus der Kriegsgefangenschaft zurückgegeben werde. Welche Idee!"

„Nun, einer Mutter ist alles zu verzeihen. Was aber Diana anbelangt, so möchte ich dir einmal ganz im Vertrauen eine Frage vorlegen. Hältst du sie nicht für fähig, unsre Lager oder Pläne auszuspionieren? In Feindesland kommt man am Ende auf allerlei Gedanken. Wer kann es ihr übelnehmen, wenn sie von dem, was sie bei uns sieht, dort erzählt, wo man derartiges wissen will? Von uns erfährt sie nichts, das sagt ihr der weibliche Spürsinn; die Offiziere, glaubt sie, wissen etwas mehr, an die möchte sie sich also halten."

„Du bist sehr scharfsinnig, das muß man zugeben, würdest zur Feldgendarmerie passen. Aber hat sie jemals einem eine verdächtige Frage vorgelegt?"

„Das kann man nicht behaupten. Eines muß ich dir aber doch sagen, wenn ich nun schon zum Feldgendarmen vorrücken soll. Was hat das Frauenzimmer abends im Walde zu tun? Zweimal habe ich sie, die Hände unter der Schürze, da hinten hinaufwandern sehen, gerade so im bedenklichsten Zwielicht. Nach einer Stunde kommt sie wieder und — man muß allerdings sagen — sieht so vergnügt und munter in die Welt, als hätte sie den größten Schatz gefunden."

„Wer weiß?"

„In dem Wald ist auch schon geschossen worden."

„Ja, aber, soweit bekannt, noch nie auf Leute von uns. Ich habe die guten Bürger von Val Fresnes im Verdacht, daß sie jagen; die Flinten sind

noch lange nicht alle abgeliefert, die ältesten Schießeisen ja, sogar Steinschloßgewehre; aber die eleganten Lefaucheuxflinten wissen sie zu behalten."

Den nächsten Abend zog es mich in den Wald, der hinter unserm Hause anstieg. Neugierde in der Verhüllung des militärischen Wunsches, sich über das Gelände zu unterrichten, war es, die mich antrieb. Verdacht gegen das Mädchen hegte ich nicht. Das Laub lag tief auf dem Wege, da und dort sank noch ein spätabgelöstes Blatt ganz still durch die Luft, verstärkte die Hülle, die die herbstliche Erde sich dichter um die fröstelnden Schultern zu ziehen schien. Die tiefstehende Sonne sandte matte Strahlen durch die Bäume, deren silbergraue Rinde ein kühles, erfrischendes Licht gab — es gibt auch eine Heiterkeit grauer Greise —, während das Laub am Boden fast kupfrig gerötet war. Mein Weg schien kaum begangen zu sein, und doch trug der Wind, der vom Berge her strich, dann und wann Stimmen mir zu. Ich ging weiter, es wurde wie ferner Gesang, dann wieder die tiefe Stille wie vorhin, jetzt wieder mehrere Stimmen in rhythmischem Fall: es war Gebet. Der Weg bog etwas um, nun sah ich ein hohes Kreuz aus Stein, grau, grünbemoost, scheinbar altersgrau und, gegen die Gewohnheit dieser Gegend, ohne Kruzifixus. Auf einem kleinen Vorsprung, auf dem sonst die Füße des Heilandes ruhen, stand ein kupfernes Gefäß mit lichtblauen Enzianen, wie sie im Spätherbst auf den Bergwiesen der Ardennen wachsen. Das Kreuz stand auf einer Wegkreuzung mitten im Wald, und am Rande des kleinen freien Platzes knieten vor einer Kapelle, auf deren altem dunkelm Dach die jüngsten grünen Lichter im Moose spielten, drei Frauen, die bald abwechselnd, bald vereint beteten; eine davon war Diana. Das Gebet war nun beendigt; die Frauen erhoben sich: auf ihren Gesichtern lag noch ein Nachglühen von Andacht und die Ergebung von Menschen, die etwas gefunden haben . . . etwas Trost.

Als ich den Abend Diana noch einmal begegnete, hielt ich es für meine Pflicht, sie zu warnen, so spät zur Waldkapelle zu gehen; es könnte eine Patrouille, die den Wald abgeht, sie anrufen, und ein scharfer Schuß sei in der Dämmerung nicht ausgeschlossen.

„Was wollen Sie?" antwortete Diana. „Man muß in dieser Zeit beten. Meine Nachbarinnen und ich haben schon in Friedenszeiten dort den Rosenkranz gebetet; nun in dieser Zeit voll Unglück ist Beten doppelt notwendig, für uns Frauen der einzige Weg, den wir aus all dem Wirrsal sehen. Ich, als Frau, habe Ihre Posten nicht zu fürchten. Möchten doch unsre jungen Leute dem Walde fernbleiben."

Ich bezog das auf die Franktireurs, die gerade damals mancherorts aus sicherem Hinterhalte zu schießen begannen, und dachte bei mir: Solltest du doch, keusche Diana, Verbindungen mit diesen Helden der Waldwege, deckenden Sträucher oder Scheunentore unterhalten?

Übrigens stand der Musketier Haber mit seinem Argwohn nicht allein. In den Tagen, in denen wir hier lagen, hatte sich in der nähern und fernern Umgebung von Val Fresnes durchaus nichts Verdächtiges gezeigt; aber es stellte sich jetzt heraus, daß gerade in dieser Gegend alle Verdachtsgründe zusammenliefen, die auf die Aufhebung einer vor zwei Wochen verschwundenen reitenden

Post deuteten. Unserm Hauptmann war, wie gesagt, unser ganzes Haus von Anfang an verdächtig vorgekommen, und als er einmal Pierre vor demselben begegnete, hatte er ihn einem genauen Verhör unterzogen, das zwar nicht viel ergab, da Pierre sich stumpfsinnig und erschrocken stellte; vielleicht war er es; jedenfalls schärfte der Hauptmann unserm Unteroffizier die größte Vorsicht ein. Wir andern vergaßen eben zu leicht, daß wir in Feindesland waren.

Eine unangenehme Geschichte passierte am letzten Tage, die uns ohnehin den Aufenthalt in dem sonderbaren Hause verleidete. Einer von den beiden Dragonern machte großen Lärm über seinen Karabiner, der in der Nacht abgeschossen worden war und außerdem an einer andern Stelle hing, als an der er ihn aufgehängt hatte. Das konnte doch nur ein Musketier getan haben, um ihm einen Schabernack zu spielen. Denn was für einen Zweck sonst konnte es haben, ein geladenes Gewehr abzuschießen? Und wer sonst kam an die Gewehre, die im Eingang zum Stall hingen, wo die Dragoner schliefen? Der verdächtige Pierre war seit Tagen von niemandem mehr gesehen worden, und der alte Mann und Diana waren ruhig ihren gewohnten häuslichen Geschäften nachgegangen. Die letztere hatte man noch vor Schlafengehen ihre allabendliche Runde im Hause mit der Laterne machen sehen. Nur ein Posten wollte etwas wie einen ganz fernen Schuß oder auch zwei vom Walde oder von jenseits des Waldes gehört haben; er war aber nicht einmal ganz sicher, ob es Schüsse gewesen und wo sie gefallen seien. Man weiß, daß bei Nebel, der damals fast jede Nacht in dieser Gegend lag, selbst starke Geräusche aus ganz geringer Entfernung unsicher und manchmal gar nicht vernommen werden. Die Sache war so rätselhaft, daß der Hauptmann eine Untersuchung anstellen ließ, die indessen nach keiner Seite hin einen Verdacht ergab. Gerichtspersonen, denen ein Auditor und ein Unteroffizier zugeteilt wurden, hielten auf seine Veranlassung Haussuchung, fanden aber nichts als hinter dem Holzvorrat des Speichers Jagdmunition, Fallen und Netze, die übrigens vielleicht lange nicht gebraucht worden waren. Das einzige Verdächtige am Hause war, daß Pierre verschwunden war. Natürlich kam man auf den Gedanken: Sollte er den Karabiner weggenommen haben? Warum schoß er ihn aber ab und brachte ihn wieder? Es war offenbar zwecklos, diese Spur eines Verdachtes weiter zu verfolgen.

Bei dieser Gelegenheit gaben die Gerichtspersonen dem alten Mann und seiner Haushälterin das beste Zeugnis. Man erfuhr, daß diese eine entfernte Verwandte ihres Herrn und mit dem Bruder Pierres verlobt sei. Wer ist dieser Bruder? Er ist Unteroffizier, einer der Gefangenen von Wörth, sitzt jetzt in einer deutschen Festung. Der alte Mann sei zu schwach gewesen, seinen Sohn Pierre vom Müßiggang abzubringen; ohne Dianas rastlose Arbeit und Energie würde dieser in der Abwesenheit des zweiten Sohnes den alten Mann ruiniert haben. Diana sei sein und des Hauses Schutz gewesen. Man möge sich durch etwaige ungünstige Aussagen der Nachbarn über das Mädchen nicht beeinflussen lassen, das bei den Freunden Pierres nicht wohl angeschrieben sei. Es sei Tatsache, daß sie sich dessen Zumutungen kaum zu erwehren vermocht habe; sie habe sich in ihrem Zimmer wie in einer Festung verbarrikadieren

müssen. Übrigens sei sie nicht bloß unbeliebt, weil man ihr bei ihrer Entschlossenheit irgendeine verzweifelte Handlung zutraue, wenn sie zum Äußersten getrieben werde, sondern auch weil sie in unsrer Anwesenheit ein Mittel gesucht habe, sich selbst vor Pierre zu schützen. Man hielt sich an Äußerungen von ihr, die ihren festen Willen bezeugten, ihrem fernen Verlobten und seinem Vater zu retten, was zu retten sei; Pierres Treiben werde dazu führen, daß ihnen Haus und Hof genommen und verbrannt, sie selbst als Begünstiger desselben erschossen oder in die Gefangenschaft geführt würden. Auf die Frage nach dem, was sie wohl unter dem Treiben Pierres verstehen möge, wurde dieser als ein schlechtes Subjekt geschildert, der wegen Raufereien und Schmuggel mehrfach bestraft worden und sich wahrscheinlich, wie so viele seinesgleichen, auch mit Wilddieberei abgebe, der in diesen Zeiten gar nicht zu steuern sei.

„Hat er nicht etwa auch mit den Franktireurs zu tun?"

„Wer weiß? Davon verlautet hier nichts. Wir anständigen Bürger verurteilen diese unorganisierte Bewegung, wie Sie wissen; dieselben Leute, die sonst belgischen Tabak schmuggeln oder Wildbret stehlen, spielen sich heute als Retter des Vaterlandes auf. Wenn Ihre Bajonette fort sind, werden sie uns brandschatzen und bestehlen."

Den Tag darauf brachte ich vom Divisionskommando in R. die Marschbefehle; wir verließen die Gegend, um westwärts Winterstürmen und neuen Kriegsstürmen entgegenzuziehen. Diana schien mir verändert, als ich ihr die Neuigkeit mitteilte, die übrigens niemandem unerwartet kam.

Sie stand in der Mitte der Küche, die Arme schlaff herunterhängend, den Blick gesenkt und starr auf einen Fleck gerichtet, als wolle sie eine Spalte im Boden bis auf den Keller durchdringen. Jetzt waren ihre Schultern nicht breit, sondern fielen schräg ab, wie bei einem ganz jungen Mädchen, und ihr Gesicht schien mir schmäler geworden zu sein. Es war, wie wenn eine Last weg wäre, gegen die sie sich bisher mit Aufwand aller Kräfte hätte stemmen müssen. Sie kam mir zum ersten Male mit einer freundlich fragenden Miene entgegen, und indem sie mir die Hand reichte, sagte sie: „Kann man irgend etwas tun, das Los eines Kriegsgefangenen in Deutschland zu verbessern? Ich habe einen Ihrer Offiziere fragen wollen; doch dafür ist es jetzt zu spät, auch sind diese Herren für uns Frauen kaum zugänglich. Könnte man z. B. diese kleine Geldsumme — damit zog sie ein Beutelchen aus ihrem Brustlatz — einem Kriegsgefangenen übermitteln, der in Kolberg interniert ist? Er ist der Sohn dieses alten Mannes, den Sie kennen, und mein künftiger Mann."

Es gelang leicht, einen sicheren Weg für das Geld zu finden. Diana zeigte ihren Dank durch erhöhte Sorgfalt für unsre Verpflegung am letzten Tage. Kaum einer, dem sie nicht noch einmal mit Bürste und Wasser oder Nadel und Faden an der Uniform nachgeholfen hätte. Unsern Rauchern brachte sie ein Bündel Rebzweige aus dem Weinberg, deren Rinde diese abzuschaben und in die letzten Reste des Tabaks zu mischen liebten. Wenn man sich bedankte, sagte sie: „Seid ihr nicht alle ebenso widerwillig hier bei uns wie unsre gefangenen Landsleute draußen bei euch? Das bißchen, was wir in unsrer Armut hier tun, um euer Los zu erleichtern, muß unsern Armen dort draußen zugute

kommen. Der Krieg wird nicht ewig währen, und die armen Leute bei uns wie bei euch sollten einander zur Seite stehen. Denn endlich kommt einmal für alle der Friede, und dann leben wir unser Leben weiter, wie es vor dem Kriege gewesen."

Der Rückmarsch führte uns auf einer Seitenstraße hinter den Bergen von Val Fresnes vorbei; meinen Wunsch, Diana und das sonderbare Haus wiederzusehen, vereitelte der Dienst. Ich hatte aber einen Freund bei den Dragonern, die dort zwei Tage als Relais lagen, beauftragt, Grüße auszurichten. Er brachte mir keine Erwiderung, sondern erzählte, daß er den Hof leer und verschlossen gefunden. Ein Pächter war im Begriff einzuziehen. Gleich nach der Rückkehr ihres Bräutigams aus der Kriegsgefangenschaft habe sich Diana verheiratet, und beide samt dem Alten seien weggezogen, einige behaupteten ins Lothringische. Mein Gewährsmann hatte sich nicht darum gekümmert. Wohl aber hatten ihn lebhaft die Gerüchte interessiert, die über Diana umliefen; sie sollte nämlich Pierre, dessen Leiche man bald nach unserm Abmarsch im Wald gefunden hatte, erschossen haben; die einen behaupteten, weil sie seinen Nachstellungen nicht anders entgehen konnte, die andern, weil sie gefürchtet habe, sein Treiben als Wildschütze und Franktireur werde Unheil oder gar Zerstörung über das Haus ihres Bräutigams bringen. „Das sind törichte Redereien," meinte mein Kamerad; „die Kugel, die im Schulterblatt des Erschossenen steckte, habe ich mir zeigen lassen: es ist eine von unsern, eine Karabinerspitzkugel; der Kerl, der übrigens ein Lump gewesen sein soll, ist also von einem deutschen Kavalleristen erschossen worden, und höchstwahrscheinlich von einem unsrer Dragoner, die wochenlang dort herumpatrouilliert sind. Merkwürdigerweise scheint keiner im Regiment etwas von einem Rencontre gerade in jener Gegend zu wissen. Es ist ja möglich, daß eine Kugel getroffen hat, die einer nur vorsichtshalber in den verdächtigen Wald hineingeschickt hat; sicherlich hat sie den rechten getroffen. Ich habe mir Mühe gegeben, die Leute dort von dem offenbar ganz unbegründeten Verdacht auf ihre Landsmännin abzubringen."

„Daran hast du recht getan," sagte ich. Von dem Karabiner, der seinerzeit so rätselhaft verschwunden und abgeschossen wiedergekehrt war, sprach ich kein Wort. Im stillen gedachte ich Dianas, und es beschlich mich etwas wie Grauen, wenn ich mich fragte: „Genießt sie nun wohl das Glück, das sie sich nach allem Anschein teuer erkauft hat?" Doch, ich gestehe offen, daß dieses Gefühl rasch vorbeiging. Wenn ich über die Erlebnisse in Val Fresnes nachsann, was in der ersten Zeit oft geschah, meinte ich manchmal ein Rauschen von ganz tief unten zu hören, wo kein Krieg ist, sondern ein Strom gemeinsamen Menschentums ruhig fortwallt. Es war ein ungemein vertrauter Ton, wie aus dem Tiefsten einer Seele, und übertönte völlig, was an Streit und Mord erinnern wollte. Es war, als zwinge das mutige Herz mit seiner starken Liebe mich aus der Ferne noch in seinen Bann.

Francesco Landini degli Organi.

Ein blinder Musiker des 14. Jahrhunderts.

Von

Olga von Gerstfeldt.

Kaum eine Stadt Italiens zählt unter ihren Söhnen im Laufe der Jahrhunderte so viele glorreiche Namen wie Florenz. Um die Sterne erster Größe, wie Dante, Leonardo da Vinci, Michelangelo, scharen sich, leuchtenden Sternbildern gleich, Gruppen andrer Männer, deren Andenken in der Nachwelt weiterlebt. Dichter noch werden die Reihen, wenn wir weiter forschen und zu denen gelangen, die sich durch ihre Verdienste keinen Ruhmestitel in der Weltgeschichte sicherten, in der Lokalgeschichte aber unvergessen blieben. Wie verlockend ist es, ihnen nachzugehen, sie in der Wechselwirkung mit andern Zeitgenossen zu beobachten! Das Bild wechselt je nach der Persönlichkeit; der Rahmen aber bleibt derselbe, — jener leuchtende Goldrahmen, den das unvergleichliche Florenz bot und heute noch bietet. Wollen wir aber das Leben und Wirken eines jener Männer verfolgen, so müssen wir viel Staub und Spinngewebe von dem Bilde entfernen, das so lange unbeachtet in der Werkstätte der Zeit geruht hat; dann erst sehen wir aus dem Dunkel Zug um Zug hervortreten, sich beleben und zu einem zusammenhängenden Ganzen gestalten.

I.

Mehr als fünfhundert Jahre sind vergangen, seit Francesco Landinis Orgelweisen im Dom von Florenz erklangen und die Herzen der Zuhörer mit solcher Begeisterung erfüllten, daß sie ihn, wie Dante und Michelangelo, den Göttlichen („il divino“) genannt haben. Noch nie waren in dieser Kirche so herzbewegende Melodien gehört worden, und fast wie ein Wunder wollte es scheinen, daß sie ein Blinder spielte. Denn in den frühesten Kinderjahren war Francesco durch die Blattern des Augenlichtes beraubt worden, und die einsame Dunkelheit, in der der Knabe aufwuchs, ließ seine Seele immer mehr in das Reich der Töne flüchten. Er schuf sich seine eigene innere Welt, er lebte ganz in ihr, und was ihm das Schicksal an Dissonanz bestimmt hatte,

wußte er in Harmonien umzusetzen. Indem er also eine verklärte Friedensatmosphäre im Herzen trug, wirkte er um so nachhaltiger auf andre, wie es stets mit Menschen geschieht, die nicht im Leben, sondern über dem Leben stehen. Auch seine Improvisationen scheinen einen ungewöhnlichen Zauber auf die Zuhörer ausgeübt zu haben; und gerne stellen wir uns vor, wie die Akkorde der Orgel unter seinen Fingern erklangen und über die andächtig lauschende Menge hin durch die stille Kirche schwebten[1]). Doch waren es damals nicht die weiten und hohen Hallen, die wir kennen, und keine Kuppel gab die Klänge in vielfachem Widerhall zurück; denn noch war Santa Maria del Fiore nicht der stolze Dom geworden, den das 15. Jahrhundert so herrlich erschaffen sollte.

Der mächtige Einfluß von Landinis persönlichem Wesen ist es ohne Zweifel, der seinen Namen vor Vergessenheit geschützt hat; denn längst sind seine Melodien verhallt, keiner kennt mehr die Weisen, die er schrieb und die nur noch in alten Codices schlummern. Wollte man sie heute neu herausgeben, wie wenig würden sie in ihrer steifen, harten Melodik unserm Geschmack entsprechen! Denn in des blinden Meisters Tagen war die Musik mehr eine Wissenschaft als eine Kunst; sie gehörte, mit der Astronomie, Dialektik und Rhetorik, zum Quadrivium, welches zusammen mit dem Trivium — Grammatik, Arithmethik und Geometrie — die Summe mittelalterlicher Kenntnisse, der sogenannten freien Künste, bedeutete. Vielleicht auf keinem dieser Gebiete hat die Pedanterie der Gelehrten so sehr die Zügel schießen lassen, wie auf dem der theoretischen Musik; noch 1587, also zu Lebzeiten Palestrinas und kurz ehe die Musik mit dem 17. Jahrhundert eine völlige Wiedergeburt feierte, schrieb Aurelio Marinati in seinem Traktat „Delle sette Arti Liberali“ folgendes:

Man teilt die Musik in die theoretische, d. h. spekulative, und die praktische ein. Die theoretische Musik besteht aus zwei Arten, die natürliche und die künstliche. Die natürliche Musik teilt sich abermals in himmlische und menschliche. Die himmlische ist diejenige, die von der Weltharmonie handelt, die menschliche dagegen handelt von den Proportionen des menschlichen Körpers usw.

---

[1]) Einfach genug mag das Instrument gewesen sein, auf dem Landini spielte, denn Italien blieb im Orgelbau lange auf niedriger Stufe stehen, während in England und Deutschland schon große Orgeln erwähnt werden. Eine chromatische Klaviatur von zwei Oktaven soll allerdings schon im 13. Jahrhundert die Orgel von S. Salvatore in Venedig gehabt haben, wie Dom Bédos (Facteur d'orgues, IV) erwähnt. Eine größere Orgel wurde 1312 für S. Raffaello in Venedig von einem Deutschen gebaut; weiter hören wir 1364 und 1387 von Orgeln in Venedig für San Marco, erstere von Maestro Giacomello degli Organi, letztere von einem Minoritenbruder gebaut. Über die Florentiner Domorgel fehlt jede Nachricht; Pedale kann dieselbe nicht gehabt haben, da solche erst Ende 1400 in Italien in Gebrauch kamen, wie es heißt durch einen Deutschen, den Organisten Bernhard, zuerst um 1470 in Venedig eingeführt. (Vgl. H. Otte, Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie, Bd. I, S. 225—231. — E. J. Hopkins, The Organ. Dritte Auflage. p. 45. — Arthur G. Hill, The Organ cases and Organs of the Middle ages and the Renaissance. Bd. II, p. 13.) Landini ist der Erste in der Geschichte der Musik, der als Künstler für sein technisches Können gerühmt wird. Vor seiner Zeit erforderte die instrumentale wie auch vokale Musik so wenig Fertigkeit, daß der Ausübende überhaupt nicht erwähnt wird. Somit könnte man Landini den ersten aller Virtuosen nennen.

Selbst die guidonische Hand wird noch als einziges Hilfsmittel zum Erlernen der Musiktheorie empfohlen[1]).

Ausdrücklich wird Francesco Landini von den Zeitgenossen als Theoretiker gerühmt. Er war ein grübelnder Geist, der gern philosophierte und „so göttliche Intelligenz besaß, daß er in den abstraktesten Dingen die Proportionen seiner musikalischen Rhythmen anzuwenden wußte und über alle freien Künste zu disputieren verstand". Aber auch praktisch war Francesco ungewöhnlich begabt. Man bewunderte, wie er Orgeln ganz auseinander zu nehmen und wieder aufzubauen vermochte, Änderungen an ihnen vornahm und sie stimmte. Ja, er trug zur Verbesserung der Orgel bei, indem er mehrere Tasten, sowohl in der Höhe wie in der Tiefe, hinzufügte. Auch erfand er verschiedene neue Instrumente, deren eines ihn so sehr durch seinen Wohllaut entzückte, daß er ihm den Namen „Sirene der Sirenen" gab; und nicht weniger als sieben Instrumente, außer der Orgel, verstand er zu spielen. Wie sich Landini, trotz seiner Blindheit, solche technische Fertigkeit erwarb, wer ihn zuerst anleitete, wer überhaupt seine Lehrer waren, wissen wir nicht.

Francesco wurde 1325 in Fiesole bei Florenz als der Sohn eines einfachen Mannes aus dem Casentino geboren, jener waldigen, vom Arno durchströmten Berglandschaft am Apennin, die heute noch den prächtigsten Baumwuchs und einen kräftigen, kerngesunden Menschenschlag aufweist. Sein Vater kam früh zu Taddeo Gaddi in die Lehre und wurde ein tüchtiger Maler, der in Arezzo und Florenz naive Heiligengeschichten und steife, dunkeläugige Madonnen an Gewölbe und Kirchenwände malte. Unter den Giottisten gilt Jacopo da Casentino nicht als der letzten einer, und er hatte den Ruhm, Spinello Aretinos Lehrer zu sein[2]). Von ihm mag der Sohn das frische, kernige Wesen geerbt haben, das selbst sein schweres Gebrechen ihm nicht zu rauben vermochte. Hören wir nun, was der Historiker Filippo Villani, ein Zeitgenosse des blinden Musikers, von ihm erzählt[3]):

Dieser verlor in seiner Kindheit durch die Krankheit der Blattern das Gesicht; doch ist ihm der Ruhm der Musik zu einem großen Licht geworden. Er wurde als Sohn des Malers Jacopo geboren, eines Mannes von einfachster Lebensweise; als die Jahre der Kindheit ihm vorübergegangen waren, ohne daß er sehen konnte, und er das Elend der Blindheit zu begreifen anfing, begann er in kindlicher Weise zu singen. Dann als er erwachsen war und die Süßigkeit der Melodien empfand, fing er an sowohl mit der Stimme als auf Instrumenten und Orgeln kunstvoll zu singen, worin er bald so weit kam, daß es schien, als müßte er jene Instrumente

[1]) Den besten Aufschluß über Kunst und Theorie der Musik am Ende des 14. Jahrhunderts gibt ein Traktat: „Libellus Musicales de ritu canendi vetustissimo et novo", von Joannes Carthusinus aus Mantua. Es gehört zu den Harleian MSS. des British Museum (Nr. 6525); eine Kopie bewahrt die Vatikanische Bibliothek (Nr. 5904). Vgl. Ch. Burney, A General History of Music. Bd. II. p. 348.

[2]) Fast alle seine Werke sind untergegangen. Sein best erhaltenes Tafelbild, Szenen aus dem Leben Johannes des Evangelisten, für die Kirche San Giovanni in seinem Heimatsort Pratovecchio gemalt, gehört heute der National Gallery in London. Vgl. Vasari, Vite, Edizione Milanesi. Bd. I, p. 669—675.

[3]) Vite d'illustri Fiorentini, p. LXXVIII.

sehen können. Nicht genug konnte jedermann darüber erstaunen; und bald spielte er mit solcher Kunst und so viel Seele die Orgel, daß er alle andern Spieler weit überflügelte. Er baute neue Instrumente, wie er sie nie gesehen hatte; und noch einmal sei es gesagt, — daß niemand so wie er die Orgel gespielt hat. Daher kam es, daß alle Musiker ihm einstimmig die Palme in ihrer Kunst zuerkannten, worauf er feierlich in Venedig vom König von Cypern mit dem Lorbeer gekrönt wurde, wie es Kaiser einst mit Dichtern zu tun pflegten. Er starb im Jahre des Heils 1390 und ist mitten in der Kirche von San Lorenzo begraben.

Der größte Moment von Francescos Leben, die Krönung mit dem Lorbeerkranz[1]), muß in das Jahr 1364 fallen, als in Venedig die Unterwerfung der Rebellen in Candia durch große Festlichkeiten gefeiert wurde, bei denen der König von Cypern zugegen war. Petrarca, der diese Feste beschrieben hat[2]), erwähnt seltsamerweise weder den König noch die Ehrung, die dem Florentiner Musiker zuteil wurde. Doch wissen wir, daß Petrarca nur wenig von der Musik und ihrem ethischen Werte hielt, und darin mögen wir eine Erklärung finden; wahrscheinlich hatte er nur ein Lächeln des Mitleids, als der blinde Künstler den Lorbeer erhielt, den er selbst so stolz und glücklich gewesen war, auf dem Capitole Roms in feierlicher Stunde zu empfangen. Es scheint, daß Landini nie mit dem großen Dichter in Berührung gekommen sei, obgleich er selbst sich in seinen lateinischen Gedichten eng an Petrarca anlehnt und sicherlich die Bewunderung seiner Landsleute für ihn teilte.

Villanis Schilderung ist nicht das einzige Zeugnis der Zeitgenossen über Francesco degli Organi, das wir besitzen. Coluccì Salutati, der gelehrte Kanzler von Florenz, war ein Freund und Gönner unsres Musikers und empfahl ihn einmal angelegentlich dem Bischof von Florenz. In seinem Schreiben heißt es:

Ein glorreicher Ruhm für unsre Stadt und ein Licht für unsre Florentiner Kirche geht von diesem Blinden aus.

Nicht weniger Bewunderung für Francesco als Salutati legt Cino Rinuccini an den Tag, der einige Jahre später ausruft:

Damit uns kein Weiser in den freien Künsten fehle, hatten wir Francesco, körperlich blind, aber seelisch von Licht erfüllt, der die theoretische wie die praktische Musik beherrschte; zu seiner Zeit gab es weder einen besseren Erfinder süßester Lieder, noch einen begabteren Spieler auf allen Instrumenten und vor allem auf der Orgel, wodurch er viele müde Seelen erquickte.

---

[1]) Es ist ungewiß, ob Landini als Dichter oder Musiker den Lorbeer erhielt. Daß er als Dichter gekrönt wurde, sagt ausdrücklich Vincenzo Lancetti, Memorie intorno ai Poeti Laureati. Milano 1839; desgleichen Giovanni Monaldi, Istoria MS delle famiglie Florentine, und Jacopo Gaddi, De Scriptoribus. Auch v. Winterfeld in seiner Biographie Giovanni Gabrielis schließt sich dieser Ansicht an, während Fétis, Biographie Universelle des Musiciens, das Gegenteil behauptet. Wahrscheinlich wurde Francesco die Lorbeerkrönung zuteil, weil er eben beide Ruhmestitel in sich vereinigte.

[2]) Vgl. Petrarca, Senil. L. IV, Ep. II. Ganz unmusikalisch kann er übrigens nicht gewesen sein; jedenfalls besaß er selbst eine Laute, die er testamentarisch mit sinnigen Worten einem Maestro Tommaso Bambasio da Ferrara vermachte. Vgl. Burney op. cit., Bd. II, p. 336.

Ähnlich schreibt auch Cristoforo Landini, Ende 1400, über Francesco, der seines Großvaters Bruder war. Er sagt, ihm habe die Natur soviel Urteil des Gehörs gegeben, als sie ihm an Licht geraubt, und es sei gewiß ein Wunder zu nennen, daß er, dem das Gesicht gänzlich fehlte, nicht ungelehrt in der Philosophie und Astrologie und hochgelehrt in der Musik gewesen sei, worauf er die Krönung mit dem Lorbeer in Venedig erwähnt[1]).

Der blinde Meister führte kein einsames Leben. Er war, trotz seines Gebrechens, so heiter und konnte durch seine Kunst soviel mehr als andre bieten, daß er überall willkommen war und bei geselligen Vereinigungen nicht fehlen durfte. Er pflegte dann sein Lieblingsinstrument mitzubringen, die Portativ-Orgel, welche er der Laute oder Leier vorzog, und auf der er seine Improvisationen lieblich zu begleiten verstand. Die Portativ-Orgel ist das gleiche Instrument, das auf Raphaels Gemälde den Händen der heiligen Cäcilie entgleitet, indem die Gesänge der Engel an ihr Ohr schlagen und sie mit Sehnsucht nach der Musik der himmlischen Sphären erfüllen. Oft kehrt das Portativ auf Bildern wieder, und daraus können wir sehen, wie gern man seinen hohen, hellen Klängen lauschte, mit denen schon die Minnesänger ihre Weisen begleitet hatten. Das Instrument wurde vom Spieler an einem Riemen getragen, und während die linke Hand den hinten angebrachten Blasebalg regierte, spielte die rechte auf den Tasten der kleinen Klaviatur[2]).

II.

Das Leben in einer Florentiner Villa des Trecento hat Boccaccio so anschaulich dargestellt, daß der „Decamerone" der Typus geblieben ist, den spätere Novellisten zum Vorbild für ähnliche Szenen nahmen. So auch Giovanni da Prato, dessen Ruhm in so bescheidenem Licht erscheint, neben andern Erzählern und Dichtern seiner Zeit, daß er kaum über die engen Grenzen Toskanas gedrungen sein wird[3]). Und doch hat sein Novellenbuch „Il Paradiso degli Alberti" in mancher Beziehung einen Wert, der dem „Decamerone" abgeht. In diesem handeln scheinbar nur fiktive Personen,

---

[1]) Vgl. Cristoforo Landino, Commento della Commedia di Dante Alighieri. Venedig 1491. Fol. IV.

[2]) Vgl. A. W. Ambros, Geschichte der Musik. Leipzig 1891. Bd. II, S. 233. — Sansovino in seiner „Venetia, Città nobilissima" nennt das Portativ „Ninfale" und erwähnt verschiedene Darstellungen desselben auf Bildern. Verschiedene Abbildungen dieses Instrumentes, mit 30 bis 40 Tasten versehen, gibt Pretorio in seinen „Syntagma mus". Vgl. Lodovico Alberti, L'organo nelle sue attinenze alla musica sacra, p. 10, 23, 30.

[3]) Giovanni da Prato oder Giovanni di Gerardo, genannt „l'Acquettino", um 1360 geboren, erklärte von 1417—1425 den Dante in Florenz in öffentlichen Vorträgen. Er gehörte zugleich zu den Räten der „fabrica del Duomo", lieferte wiederholt Modelle und Zeichnungen für die Kuppel und trat direkt als Gegner Brunelleschis auf, dessen Pläne er für unausführbar hielt. Er wechselte mit ihm bissige Sonette, in denen sich beide in den heftigsten Invektiven ergehen. Giovanni starb über achtzigjährig um 1445 in Prato in größtem Elend und wie es heißt „fuori di memoria". Die Handschrift seines Werkes ist in einem autographischen Kodex der Riccardiana in Florenz erhalten und wurde 1867 von Alexander Wesselofsky unter dem Titel „Il Paradiso degli Alberti" publiziert. Vgl. über Giovanni da Prato Cesare Guasti, Belle Arti. Firenze 1874. p. 109—128.

und wir ahnen nicht, wer sich unter Namen wie Pampinea, Filomena oder Pamfilo verbirgt, falls sie aus dem Leben genommen sein sollten. Im „Paradiso degli Alberti“ dagegen treten Leute auf, die wirklich gelebt haben. Neben Coluccio Salutati, dem Kanzler der Republik, mit dem starkknochigen runden Charakterkopf, dem schwermütigen Blick und der fröhlichen Rede, der so still zuhören und so vehement erwidern konnte, sehen wir Luigi Marsili, den Mann mit dem ungeheuren Wissen, der mit lateinischen Zitaten seinen Worten Nachdruck zu geben liebte und der später jene berühmten Zusammenkünfte in Santo Spirito ins Leben rief, die als die erste Akademie des Quattrocento angesehen werden können. Seite an Seite mit ihm erscheint im „Paradiso“ sein Gegner auf dem Gebiete der Philosophie, der Paduaner Professor, Marsilio di Santa Sofia, einer der scharfsinnigsten Ausleger der Lehren des Averroes. Ferner gehörten diesem Elitekreis an: ein Biagio da Pelacani aus Parma, der Philosophie und Logik lehrte; Guido di Tommaso del Palagio, ein Dichter, der sein Florenz besang als die „Vielgeliebte mit dem leuchtenden Goldhaar“; der Priester Bartolommeo dell' Antella; auch Florentiner Edelleute, wie Alessandro degli Alessandri, Giovanni di Riccio, der Graf Carlo di Battifolle, Signore von Poppi und seine schöne Tochter Margherita, und mitten unter den ernsten Männern der Wissenschaft, den Geistlichen und den lebenslustigen Kindern der Welt, Francesco der Blinde, heiter und frohgelaunt, sein „Organetto“ am Arm, stets bereit, seine Lieder zu singen oder der Jugend zum Tanz aufzuspielen. Welch anmutiges Bild steigt vor uns auf, welch ein warmer Lebenshauch weht uns aus den vergilbten Blättern an! Tag um Tag wird geschildert, und es eröffnet sich uns ein tiefer Blick in das Wesen dieser Menschen, in ihre Gewohnheiten, ihr Denken und Empfinden. Wenn trotzdem Giovanni da Pratos Erzählung so lange unbeachtet blieb, so ist der Grund wohl in der wenig belebten Sprache zu suchen, deren er sich bediente. Es gelang ihm nicht, den anmutigen Ton zu treffen, welcher die Novelle so gut kleidet und in dem Boccaccio Meister war. Schwerfällig und trocken erzählt er, was doch so reizvoll sich anhören könnte, zumal es selbsterlebte Szenen sind, die er beschreibt.

Die Erzählung beginnt mit einem Ausflug ins Casentino, der von mehreren Florentinern in den ersten Tagen des Mai unternommen wird. Man steigt hinauf zu den Kuppen und Jochen des Apennin und pilgert von einem heiligen Schrein zum andern, nach La Vernia, Camaldoli und Vallombrosa, den Stätten, die dem Andenken der Heiligen Franciscus, Romualdus und Giovanni Gualberto geweiht sind[1]). Die Wälder rauschen im neuen

[1]) Fast ein Jahrhundert später beschreibt Cristoforo Landino in seinen „Libri questionum camaldulensium“ einen Ausflug nach denselben Klöstern, an dem sich Lorenzo und Giuliano dei Medici, Marsilio Ficino, Leon Battista Alberti und mehrere Florentiner Edelleute beteiligten. Mariotto Allegri, der Abt von Camaldoli, bewirtete die Gesellschaft, die, ähnlich wie ihre Ahnen, hoch hinaufstieg ins Gebirge, um hier, auf blumiger Wiese an einem Quell gelagert, ernster Gespräche zu pflegen. Hier fanden sich der Nachkomme Antonio Albertis, der große Leon Battista und Francesco Landinis Großneffe Cristoforo vereint. Der Bund der beiden Familien, der schon so lange bestand, sollte bald ein noch engerer werden, indem Cristoforo eine Tochter des Hauses

saftigen Blätterschmuck, die Vögel singen ihre jubelnden Frühlingslieder, die ersten Blumen blühen im Moose; Lebensfreude im Herzen reitet die fröhliche Schar durch die grünende Natur und verkürzt sich die Stunden mit Erzählungen und „ragionamenti“. Nach kurzer Rast in der Badia von Poppi reitet man hinab ins Arnotal und zurück nach Florenz, wo man sich bald im Hause Coluccio Salutatis wieder vereinigt. Nun tritt Messer Antonio degli Alberti auf, der reiche, große Handelsherr, und lädt die Gesellschaft ein, in seiner Villa bei Portá San Niccolo ihre Zusammenkünfte fortzusetzen. Jeder folgt dem verlockenden Ruf, andre Gäste gesellen sich hinzu, und es beginnt das genußreiche Leben im „Paradiso“, das uns wie ein Märchendasein erscheint. Man denke sich Florenz gebettet in Blumen, gebadet in Sonnenschein, umgeben von welligen Hügeln, umkränzt von blauen Bergen, — ein Bild, das unvergeßlich jedem bleibt, der es einmal gesehen. Damals wie heute grüßten die Türme des alten Faesulae wie von hoher Warte herab die blühende Tochter Florentia, die unten im Tal sich am breiten Strom gelagert hat. Klein und von Mauern umgürtet war sie zur Zeit unsrer Erzählung; keine Kuppel erhob sich aus ihrer Mitte, wohl aber der kriegerische, heldenhafte Turm des Palazzo della Signoria, Giottos weißer Campanile, der eben erst vollendet worden war, Or San Micheles massiges Gemäuer und Kirchen in nicht geringer Zahl. Jenseits des Arno waren bereits Stadtteile entstanden, und nicht weniger als vier Brücken überspannten mit ihren Bögen den Fluß. Auch San Miniato auf seiner Höhe glänzte mit marmorheller Fassade und dem leuchtenden Mosaikbilde in den Strahlen der untergehenden Sonne. Zur Kirche empor führte aber nur jener steile Weg mit den hohen Stufen, den Dante als Bild benutzte, um den mühseligen Aufgang zum zweiten Kreise des Fegefeuers anschaulich zu beschreiben[1]). Hier oben auf diesen Hügeln, östlich von San Miniato, den Bergen von Vallombrosa zugekehrt, muß der herrliche Besitz der Alberti gelegen haben. Als er längst konfisziert und in andre Hände übergegangen war, lebte die Erinnerung an dieses einst besessene, nun verlorene „Paradies“ in den Kindern und Enkeln fort, und mit Sehnsucht im Herzen ruft Leon Battista Alberti aus:

Ja, bei Gott, es war ein Paradies! Wo man der Stadt und all ihrer Unruhe entfloh und sich ländlichen Glückes erfreute . . . In kristallklarer Luft gelegen, in lieblicher Umgebung, wo alles das Auge beglückt, wo die Nebel selten sind, und keine bösen Winde wehen, wo das Wasser gut und alles rein und gesund ist.

Er, der im Exil geboren wurde und sein halbes Leben in Armut verbrachte, mochte wohl wehmutsvoll der alten Herrlichkeit seiner Vorfahren gedenken. Um 1375 war die Familie der Alberti die reichste von Florenz; ihr gehörten ganze Stadtteile, und ihrem Wappen, der vier silbernen von einem Ringe gehaltenen Ketten auf blauem Grunde konnte man überall begegnen[2]).

Alberti heimführte. Der Besuch in Camaldoli fiel wahrscheinlich in das Jahr 1468. Vgl. Girolamo Mancini, Vita di Leon Battista Alberti, p. 481.

[1]) Purgatorium, XII, 100.

[2]) Noch heute sehen wir dies Wappen an den früheren Palästen der Alberti und in der Sakristei von San Miniato, deren Fresken einst für Benedetto degli Alberti von Spinello Aretino

Von ihren zahlreichen Besitzungen war das „Paradiso“ die schönste; selbst Giovanni da Pratos Schilderung belebt sich, indem er die Villa beschreibt mit ihren Loggien und Säulen; die kleine Wiese, umgeben von uralten Zypressen; die dunklen Tannen, die leuchtenden Orangen- und Granatbäume, Lorbeer, Myrten und Oliven, die lauschige Quelle, die leise murmelnd dahinfloß. Unter diesen Bäumen standen Bänke, und auf reicher Kredenz waren silberne Schüsseln und Kristallgefäße mit funkelndem Wein, Kuchen und frisch gepflückten Früchten aufgestellt. Hier versammelte sich die Gesellschaft, nachdem sie zuvor in der Kapelle der Messe beigewohnt hatte, und verbrachte die Morgenstunden in ernsten Disputationen über politische, philosophische und auch praktische Fragen. Man diskutiert über Kunst und Handel, man spricht von Poesie und Musik und Erziehung der Kinder, berührt selbst die ernstesten Probleme des Lebens, so z. B. wie die Seele im menschlichen Körper Einzug halte, und wie sie nach dem Tode ohne denselben fortzuleben vermöge. Einmal wird berichtet, wie eine junge Frau, die schöne „Cosa“[1]), mit schlagfertigen Argumenten die ernsten Männer bekämpft und siegreich ihre Ansicht verficht. Ist die Sonne dann am Himmel emporgestiegen und sendet sie in der Mittagsstunde ihre heißen Strahlen herab, dann pflegt man der Ruhe und vereinigt sich erst wieder, wenn kühlere Lüfte den Abend verkünden. Nun werden Novellen zum besten gegeben, gerade wie im „Decamerone“, und dazwischen wird gesungen und mancher Reigen von der Jugend auf dem grünen Rasen getanzt. Francesco, der fröhliche Sänger, läßt seine Weisen erklingen; er improvisiert und begleitet seine Melodien auf seinem Portativ mit so süßen Klängen, daß selbst die Vögel in den Zweigen ihm lauschen. Ausdrücklich wird uns erzählt, wie ihr Gesang in den Zypressen verstummte, wenn der seine sich vernehmen ließ, und wie eine Nachtigall sich stets auf einen Ast über ihn setzte, ihm zuhörte und, wenn er geendet hatte, ihm nachzuahmen versuchte. Von jungen Mädchen, die stets „le angeliche pulcelle“ (die engelhaften Jungfrauen) heißen, werden öfters Duette gesungen, welche Landini komponiert hat und auf seinem Instrument begleitet[2]). In einer solchen Ballade wird z. B. die schöne „Cosa“ gefeiert:

Orsu gentili spirti ad amar pronti,
Volete voi vedere „il Paradiso?“
Mirate d'esta „Cosa“ il suo bel viso.

Auch an Scherzen aller Art fehlt es nicht. Biagio Sernelli ist der Witzbold, der an Späßen unerschöpfliche; sein Talent, jedermann täuschend

---

ausgeführt wurden. Als die Familie der Albizzi ans Ruder kam, begannen die Verfolgungen der Alberti; aber selbst im Exil und trotz der enormen ihnen auferlegten Steuern verarmten sie erst nach mehreren Generationen. Seit 1836 ist die Familie in Florenz ausgestorben.

[1]) Sie ist dieselbe, die von einem Sieneser Dichter (Simone Serdini) mit den Worten besungen wurde: „De', dimmi s'ella è donna, iddea o sole?“

[2]) Vor Francescos Tagen scheinen mehrstimmige Lieder überhaupt nicht geschrieben worden zu sein. Auch die geistlichen Gesänge, Lauden, welche die ältesten Melodien sind, die mit italienischem Text gesungen wurden, waren vor dem 15. Jahrhundert einstimmig. Landini und einem Zeitgenossen, Jacopo da Bologna, wird das mehrstimmige Lied zuerst zugeschrieben. Fétis hat in der „Revue Musicale“ (1847) eine dreistimmige Kanzone von Landini publiziert.

nachahmen zu können, setzt immer wieder die Gesellschaft in Erstaunen, zumal wenn er sich dazu verkleidet und mancherlei Unfug treibt. — So vergehen, so verfliegen diese schönen Tage, die sich für manche der Gäste nur zu bald in Trübsal verwandeln sollten. Vor allem für Antonio degli Alberti selbst, den gastfreien Wirt, dessen Schicksale Kontraste bilden, wie man sie nicht greller sich vorstellen könnte. Denn sein reiches Dasein endete wie das des großen Florentiner Poeten in den Kümmernissen eines langen Exils. Er muß einer jener unglücklichen Charaktere gewesen sein, für die das Leben keinen Frieden hat. An der Seite seiner trefflichen Gattin[1]), in angesehener Stellung, reichbegütert und mit seinem großen Wirkungskreise — denn er stand in Handelsbeziehungen mit dem fernsten Norden und hatte sein Hauptkontor in Brügge — hätte er zu den Glücklichsten gehören müssen; aber ein unruhiger Tatendrang ließ ihn zu keinem rechten Genuß des Daseins kommen. Er geriet in Streitigkeiten mit Onofrio, dem Bischof von Florenz, infolge deren er ein von ihm unweit des „Paradiso" gestiftetes Kloster zum Teil wieder niederreißen ließ, was große Empörung im Volk hervorrief. Einer der Mönche, der Beato Manno, beschrieb eingehend die leibhaftige Erscheinung des Teufels, der Antonio vom Wege des Heils ins Verderben gelockt habe. Ob er sich nun wirklich an politischen Verschwörungen beteiligte, um die ihm verhaßte Partei der Albizzi zu stürzen, oder ob er das Opfer schändlicher Verleumdung wurde, — jedenfalls begann im Jahre 1400 sein Unglück. Die meisten Glieder seiner Familie waren schon früher verbannt worden; jetzt benutzten seine Feinde den Haß des Volkes, um auch ihn zu vernichten. Auf die Anklage eines Mönches hin wurde er ins Gefängnis geworfen und durch gräßliche Foltern zum Geständnis seiner Schuld gezwungen, worauf er am 14. Januar 1401 zu dreißigjährigem Exil und den schwersten Geldstrafen verurteilt wurde. Triumphierend verkündete der Beato Manno das Strafgericht Gottes, und der Orden der Camaldulenser, dem der Bischof es überwiesen hatte, bezog das Convento del Paradiso aufs neue, wo er sich bis Ende des 18. Jahrhunderts behauptete. Auch die Villa und der Garten wurden von der Signorie dem Kloster überlassen. Antonio degli Alberti aber sah die Heimat nicht wieder. Rastlos und friedlos wanderte er von Stadt zu Stadt und starb, ein erbitterter und verzweifelter Mann, 1415 in Bologna, als letzter jenes Kreises, der sich im Paradiso in bessern Tagen versammelt hatte[2]).

---

[1]) Antonios Gattin, die schöne und gefeierte Bartolommea, hat in den Tagen der Prüfung, die so bald über sie hereinbrechen sollten, männliche Energie und Willenskraft bewiesen. Wie andre edle Florentinerinnen, deren Männer in unverdientem Exil schmachteten, erzog sie ihre Kinder allein und inmitten größter Armut. An sie richtete der Dominikaner Fra Giovanni Domenici, später Kardinal von Ragusa, sein berühmtes Traktat „Regola del governo di cura famigliare", welches der schwergeprüften Frau Trost und Anleitung sein sollte.

[2]) Vgl. Luigi Passerini, Gli Alberti di Firenze. Firenze 1869, wo im zweiten Bande mehrere auf das Kloster bezügliche Dokumente publiziert sind, und Moreni, Notizie Istoriche dei contorni di Firenze. Band V.

III.

Im 14. Jahrhundert war das Gebiet der profanen Musik noch ein ganz beschränktes; Balladen und Madrigale, einzelne „motetti“ oder Canzonetten und „rondelli“ im französischen Stil, sowie die sogenannten „caccie“, Jagdlieder[1]), bildeten deren alleinigen Gegenstand. Einstimmig gesungen, wurden sie meist mit der Laute oder einem andern Instrument begleitet. Wie sehr solche Gesänge bei jeder geselligen Vereinigung beliebt und erwünscht waren, bezeugen uns sowohl die Schilderungen des „Decamerone“ als die zahlreichen Gemälde aus allen italienischen Schulen, auf denen wir schöne Frauen, die Laute spielend, erblicken. Über diese profane Musik des Trecento geben uns drei wertvolle Codices Aufschluß, deren einer in Paris der Bibliothèque Nationale gehört (Nr. 535 du supplément), der andre der Biblioteca Palatina in Modena (Nr. 568), der dritte der Laurenziana in Florenz (Nr. 87)[2]). Dieser ist der schönste und reichste und kommt für Francesco Landini besonders in Betracht, da zahlreiche Kompositionen von ihm darin enthalten sind. Wohl würden sie kaum unsre Ohren befriedigen; das Auge aber wird um so mehr von dem reichen Schmuck dieser alten Pergamentseiten erfreut, auf denen die Goldarabesken und farbenreichen Miniaturen in unvergleichlicher Frische schimmern. Wir wissen nicht, wem diese Malereien zuzuschreiben sind, doch nur eine Künstlerhand kann sie ausgeführt haben. In den Initialen sind die Bildnisse der betreffenden Komponisten mit außerordentlicher Feinheit dargestellt, und nicht minder entzücken uns die Ornamente, welche die Seiten umranken. Denn hier erkennen wir jedesmal die Bezugnahme auf die Worte des Textes und werden durch die Ausführung der kleinen reizvollen Motive vollends bezaubert. So sehen wir auf stürmischem Meere ein Schiff mit geblähten Segeln und lesen dazu den Text des Liedes:

---

[1]) Die eigentümliche Form dieser „caccie“ scheint lediglich von Florentiner Dichtern benutzt worden zu sein, und nur etwa bis zum Jahr 1450. Als ihr Urheber wird Niccolò Soldanieri († 1385) bezeichnet, während Franco Sacchetti die besten Jagdlieder dieser Art schrieb. Charakteristisch für dieselben ist die ungebundene poetische Form, meist ohne Reim, und die zahlreichen onomatopoetischen Ausrufe, die wohl zur Lebendigkeit, nicht aber zur Schönheit beitragen. Vgl. G. Carducci, Cacce in Rima dei secoli XIV e XV. Bologna 1896.

[2]) Der Pariser Kodex enthält 173 Kompositionen, von denen 151 mit italienischem Text; die Namen sind zum Teil die gleichen wie in den andern Codices. Fétis hat zuerst auf ihn aufmerksam gemacht. Vgl. seine Biographie universelle des Musiciens, II édition. 1863. Tome V, p. 186, und Antonio Cappelli, Poesie musicali dei secoli XIV, XV e XVI. Bologna 1868. Der Kodex Mediceo-Palatino der Laurenziana gehört zu den wertvollsten Quellen der Musikgeschichte. Die schwarzen Noten stehen auf sechs roten Linien; die Notierung ist die mensuralmäßige mit Ligaturen mit dem C- und F-Schlüssel, oft mit Vorzeichnungen; Taktzeichen fehlen meist; die Textschrift ist ein kräftiges Gotisch. Die Kompositionen gehören „zu den Inkunabeln der Kontrapunktik und haben ganz jene eigentümliche Herbheit und Leere der Harmonie im Zusammenklange der Stimmen bei oft recht schöner melodischer Führung der einzelnen Stimme“. Vgl. Ambros a. a. O., Bd. III, S. 484. Der Kodex ist 1892 von Riccardo Gandolfi publiziert worden in den „Illustrazioni di alcuni Cimeli concernenti l'arte musicale in Firenze“. Er gehörte ursprünglich dem Organisten Antonio Squarcialupi, ging auf dessen Enkel Raphael de Bonamicis über und wurde von diesem an Giuliano de' Medici, Herzog von Nemours, geschenkt.

„Nel mezzo già del mar la navicella“ (Inmitten des Meeres segelt schon das Schifflein); oder ein weißes Schäfchen weidet auf blumiger Wiese, und die Worte dazu heißen: „Agnel son bianco“ (Ich bin ein weißes Lämmlein). Bei den Caccie sind Jagdszenen abgebildet, einmal ein Hirsch von Hunden überfallen, ein andres Mal ein Falke, der einen Hasen zerfleischt. Am sinnigsten sind die Verzierungen für das erste der Lieder von Francesco Landini, welches die Musik preist. Hier erblicken wir die heil. Cäcilie, die Patronin aller Musiker, mit ihrer Orgel, und in den Arabesken rings umher Instrumente aller Art, Flöten, Hörner, Psalter, Schalmeien, Gitarren und vielleicht auch jene „Sirene der Sirenen“, die der blinde Meister selbst erfand. Nicht weniger als dreihundertneunundvierzig Kompositionen enthält der Prachtband, alle weltlichen Inhalts und alle — außer zwei französischen Liedern — mit italienischem Text. Am zahlreichsten sind die Madrigale, eine Versform, die ihren Ursprung in den Schäferliedern hatte und den französischen „pastourelles“ im Charakter nah verwandt ist. Sie erfreute sich später einer besonders großen Beliebtheit, als Adrian Willaert († 1562) ihr eine neue und reizvolle musikalische Gestalt zu geben wußte.

Wir haben gesehen, daß Landini die schöne „Cosa“ in anmutigen Versen besungen hat. Die Frage liegt nahe, ob er ein ebenso bedeutender Dichter wie Musiker gewesen sei? Die Zeitgenossen haben ihn als solchen nicht bewundert; ihr überschwängliches Lob galt immer nur seiner Musik. Heute ist es umgekehrt. Während seine vielgepriesenen Liederweisen uns lächeln machen, atmet aus seinen Balladen und Madrigalen eine unberührte, kindlich anmutige Seele; die Sprache ist klar und schlicht, und darin mag der Grund liegen, weswegen Francescos Gedichte uns so sympathisch berühren, zu seiner Zeit dagegen wenig Anerkennung fanden, da die Vulgärsprache nur im Gewande eines bombastischen Pathos in der Poesie geduldet wurde. Einzelne seiner Lieder sind voll Anmut. So z. B. „Una colomba candida e gentile“, oder „Somma felicità, sommo tesoro Ha chi la grazia tua, donna, possiede“. Die Canzone „Tu che l'opera altrui vuoi giudicare“ ist von Bitterkeit gegen die ungerechten Kritiker erfüllt, die fremdes Verdienst schmälern, ohne selbst etwas zu leisten[1]).

Ganz besonders fesselnd und wertvoll sind im Kodex der Laurenziana die bereits erwähnten Porträts der Komponisten; denn, trotz einer gewissen unbeholfenen Naivität, sind sie doch individuell genug, um uns als naturtreue Wiedergaben zu erscheinen. Die meisten stellen Mönche in dunklen Kutten, singend oder spielend, dar; in weltlichem roten Gewande erscheint, ein aufgeschlagenes Buch in der Linken, Magister Ser Nicolaus, „Preposto

[1]) Außer den bereits erwähnten Werken enthalten Dichtungen Landinis auch folgende: Leone Allacci, Poeti antichi. Napoli 1661. — Saverio Bettinelli, Del risorgimento d'Italia. Bassano 1775. — Mario Crescimbeni, Della volgar Poesia. Roma 1714. — Raccolta di Rime Antiche toscane. Palermo 1817. — Antonio Cappelli, Poesie musicali dei secoli XIV, XV e XVI. Bologna 1868. — G. Carducci, Studi literari. Livorno 1880. — Francesco Trucchi, Poesie italiane inedite di dugento autori. Prato 1845. Band II, u. a. m.

de Peruxia“ (p. LXXXI), sowie in blauem, grüngefüttertem Mantel Magister Joannes, „Horganista de Florentia“ (p. CIC), der eine große Portativorgel in Händen hält. Ebenfalls mit dem Portativ, dem Genossen seiner dunklen Lebenswege, ist Francesco der Blinde dargestellt; er trägt ein schönes blaues Gewand und einen roten Mantel; eine rote Kappe, vom Lorbeer umwunden, deckt sein Haupt. Mit rührender Einfalt gelang es dem Maler, seine Blindheit zu charakterisieren und zugleich dem feinen, schmalen Antlitz einen vergeistigten Ausdruck zu geben (p. CXXI). Doch kann trotzdem dies Porträt nicht nach dem Leben gemalt sein, denn der Kodex entstand erst im Anfang des 15. Jahrhunderts, also nachdem Francesco bereits die Nacht seines Daseins mit der Nacht des Grabes vertauscht hatte.

Ein treueres Bild unsres Künstlers als diese Miniatur sehen wir auf seiner Grabplatte, die 1890 nach mancherlei Schicksalen im Schiff der Kirche von San Lorenzo in Florenz, in der zweiten Kapelle rechts, endgültig aufgestellt worden ist. Wie ein Gemälde von Giotto mutet uns die Gestalt Landinis an in dem zierlichen gotischen Tabernakel, von gewundenen Säulen eingefaßt und mit zwei lieblichen musizierenden Engeln zu Häupten, eine Darstellung, die vom reinsten Trecentogeist erfüllt ist. Aus feinem, gelblichen, leichtgeäderten Marmor gemeißelt, ruht der Tote, das Haupt auf einem damaszierten Kissen gebettet, die Füße an einen Schemel gelehnt, in faltigem Gewande und mit seltsamer Kopfbedeckung; die rechte Hand spielt auf den Tasten seines Lieblingsinstrumentes, der Portativorgel, deren Klängen der Blinde intensiv zu lauschen scheint und welche von den Engeln über ihm mit der Viola und Laute begleitet werden, gleichsam eine Andeutung, daß die Melodien des toten Meisters nun ihren Widerhall im Himmel gefunden hätten. Die vertieften, leeren Augenhöhlen geben den ergreifenden Eindruck seiner Blindheit wieder; ein kleiner doppelter Spitzbart und die schmalen Lippen vervollständigen die sehr charakteristische Porträtdarstellung. Doch zeigt gerade das Gesicht am meisten die Spuren der vielen Schritte, die über diese Grabplatte hinweggegangen sind, als sie im Fußboden von San Lorenzo „mitten in der Kirche“, wie Filippo Villani sagt, eingelassen war. Daß sie jetzt aufrecht eingemauert worden ist, stört den ursprünglichen Eindruck nicht, trotzdem die Gestalt auf dem Schemel stehend und nicht mehr auf dem Kissen ruhend erscheint[1]). Diese Grabplatte hat im Laufe der Jahrhunderte seltsame Schicksale erfahren.

Als im Jahre 1855 im Kapitelsaal des Klosters San Domenico zu Prato der Fußboden erneuert wurde, mußte man eine Grabplatte heben, auf der das Wappen Bernardo Tornis und eine Inschrift zu sehen waren, welche die Verdienste dieses 1497 gestorbenen Gelehrten und Arztes pries. Wie groß

[1]) Die Inschrift, welche die Platte einfaßt, lautet:

Luminibus captus franciscus mente capaci cantibus organicis.
Quem cunctis musica solum pretulit.
Hic cineres.
Animam super astra reliquit.
M · CCC · LXXXXVII · die · II · sep.

war das Erstaunen, als man auf der Rückseite dieser Marmorplatte die schön gemeißelte Gestalt in gotischem Tabernakel entdeckte, welche durch die Inschrift als die Francesco Landinis identifiziert wurde! Wie war die Platte nach Prato gelangt? Wer hatte sie in so pietätloser Weise für ein fremdes Grab verwendet? Es scheint außer Zweifel, daß es durch Girolamo Torni geschah, als dieser — 1508 Kanonikus von San Lorenzo geworden — das Grab seines Bruders durch einen schönen Stein zieren wollte. Vielleicht war die Grabplatte bereits Ende des 15. Jahrhunderts gehoben worden? Daß man sie schon bei einem früheren Umbau zu entfernen gedachte, beweist eine bedeutsame Stelle aus Cristoforo Landinos schöner „Elegia de suis maioribus“ [1]), in der er Cosimo den Älteren mit eindringlichen Worten beschwört, das Grabmal unberührt zu lassen, auf daß Francescos Andenken durch die Jahrhunderte weiterleben möchte. Trotzdem es in jenen Zeiten nicht selten geschah, daß Grabplatten eine zweifache Verwendung fanden [2]), so bleibt es doch ein Rätsel, daß nicht die Pietät für den Florentiner Musiker, und selbst nicht die Ehrfurcht vor einem Kunstwerk, es in diesem Fall vor Mißbrauch schützten. Das Grab selbst, in dem Landini am 4. September 1397 zur letzten Ruhe gebettet wurde, ist jedoch, so können wir hoffen, unentweiht geblieben; denn der Tote wird in der Unterkirche bestattet worden sein, wo Donatello, Benedetto und Giuliano da Maiano, Cosimo de' Medici und noch viele große Florentiner Seite an Seite ruhen [3]).

Wir werfen noch einen letzten Blick auf das Antlitz des blinden Meisters, dessen Züge uns so vertraut geworden sind, dessen Gestalt für uns kein Schatten mehr ist unter Schatten, kein Toter unter Toten, sondern das lebendige Vorbild eines guten und großen Menschen. „Hic cineres, animam super astra reliquit.“ Seine Seele ist über den Sternen zur Ruhe eingegangen. Die einsame Seele, die sich nie am Blick eines liebenden Auges gefreut, die keine Formen und keine Gestalten gekannt, sondern nur von Tönen lebte und sich ihr eignes Licht anzünden mußte, um in der Finsternis des Lebens nicht gänzlich unterzugehen.

---

[1]) Vgl. Bandini, Specimen literaturae Florentinae saeculi XV. Florentiae 1748. Bd. I, p. 39, 40.

[2]) Ist doch selbst die Rückseite eines Fragments der herrlichen Friesreliefs, die zur Ara Pacis Augustae gehören, verwendet worden, um im 17. Jahrhundert das Grabmal eines römischen Prälaten in der Kirche del Gesù zu schmücken! Vgl. E. Petersen, Ara Pacis Augustae. Wien 1902. p. 9.

[3]) Diese Vermutung wird durch Richa bestätigt, der in seinen „Notizie istoriche delle chiese fiorentine“, Bd. V, p. 107, das Grabmal in der Unterkirche von San Lorenzo erwähnt, welches „der Mitte des oberen Mittelschiffes entsprach und in dem Francesco, der blinde Florentiner Musiker, begraben wurde“. Landinis Todesjahr ist fast immer falsch angegeben worden (1380 bei Mini, Della nobiltà de Firenze. Florenz 1593; 1390 bei Filippo Villani und den meisten andern). Die Grabschrift löst alle Zweifel und wird durch einen Eintrag ins Totenregister vom 4. September 1397 (Archivio Centrale di Stato) bestätigt. Vgl. Cesare Guasti, Belle Arti. Firenze 1874. p. 103.

Zwei abessinische Deisten.

Die Literatur Abessiniens, fast durchweg theologisch, zum großen Teil aus Übersetzungen bestehend, bietet wenig Reiz. Durchweg herrscht ein sehr gebundener kirchlicher Sinn, und in den Originalwerken finden wir viel rohen Aberglauben und große Geschmacklosigkeit. So mußte es auffallen, daß Antoine d'Abbadie im Katalog seiner Sammlung äthiopischer Handschriften zwei kleine Werke verzeichnet, in denen nach seinen Angaben eine ganz selbständige, ernste, aber unkirchliche Weltanschauung zu finden war. Und daß dem wirklich so ist, sehen wir jetzt, nachdem ein junger, aber schon mehrfach bewährter deutscher Orientalist diese beiden Schriften im äthiopischen Originaltext und in lateinischer Übersetzung herausgegeben hat[1]). Sie verdienen wirklich die Aufmerksamkeit nicht bloß der Orientalisten und Theologen. Wir erhalten hier das ziemlich radikale deistische System eines Rationalisten, der in der tiefen Finsternis seines Landes selbständig und kühn dachte.

Der Verfasser der ersten Schrift, namens Zara Jakob, gibt uns darin auch einige Nachrichten über sein Leben. Geboren 1599 in der Gegend der alten Hauptstadt Aksum (also nicht weit von dem heutzutage bekannteren Adua), wurde er, da man früh seine Begabung erkannte, zum Geistlichen bestimmt und erhielt die landesübliche theologische Bildung. Der König Susnios (1607—1632) suchte damals den Anschluß der abessinischen Kirche an Rom durchzuführen, der den geistigen Zustand des Landes gewiß gehoben hätte, denn wie auch ein unbefangener Protestant anerkennen muß, stand die durch portugiesische Geistliche vertretene römische Kirche hoch über der koptischen, zu der die Abessinier gehören. Der König traf aber auf starken Widerstand nicht bloß des einheimischen Klerus; die Mehrzahl des Volkes hing an dem „alexandrinischen" Brauch und Glauben und verabscheute den „fränkischen". Es kam zu heftigem Streit und zur Verfolgung der Altgläubigen. Da geriet nun auch unser Zara Jakob, obwohl er sich neutral verhielt, in den Verdacht, zu den Feinden der „Franken" zu gehören, und mußte sich durch die Flucht dem drohenden Tode entziehen. Er begab sich heimlich weit nach dem Süden und verbarg sich in einer Höhle, die er sich zu einer leidlichen Wohnung einrichtete. Die Mildtätigkeit der Frommen, zu denen er sich von seinem Versteck aus begab, erhielt ihn; sie sahen in ihm einen gewöhnlichen Bettelmönch. Davon war er aber weit entfernt. Denn gerade in den zwei Jahren, die er als angehender Dreißiger in dieser Höhle zubrachte, bildete er sein System aus. Der Streit der beiden Kirchen hatte ihn darauf geführt, daß wohl keine Recht habe. Jede Partei, auch die Juden und Mohammedaner behaupteten ja, allein die Wahrheit zu besitzen. Zara Jakob kam zu der Einsicht, daß der Mensch sich nur durch die ihm von Gott gegebene Vernunft dürfe leiten lassen, daß die Berufung auf direkte Offenbarung eitel sei. Er fand, daß die kirchlichen Gebote, zu fasten, gewisse Speisen, gewisse weibliche Zustände sowie Leichen als unrein anzusehen, ferner daß die Empfehlung der Ehelosigkeit und das ganze Mönchswesen unvernünftig und unnatürlich seien. Moses, der Gesetze der Art gegeben, könne kein Gottgesandter sein, so wenig wie Mohammed, der den Sklavenhandel billige[2]). Auch an Christi Forderung, daß der Mensch alle Seinigen verlassen solle, um ihm nachzufolgen, nahm Zara Jakob großen Anstoß. Den tiefen Sinn dieses gewaltigen Wortes konnte er nicht verstehen; er fand darin gewiß nur eine Aufforderung zum Mönchtum. Freilich erfüllt ihn die im Evangelium enthaltene Predigt der Menschenliebe mit hoher Achtung, aber bei seinen christlichen Landsleuten findet er nichts von dieser. Die zehn Gebote erkennt er an, da sie mit der Vernunft übereinstimmen; jedoch mit Ausnahme des Sabbatgesetzes. Auch sonst beruft er sich

[1]) Philosophi Abessini, edidit Enno Littmann, und Philosophi Abessini, interpretatus est Enno Littmann. (Zwei separate Hefte. Paris 1904.)

[2]) Mohammedanische Kaufleute haben bis in die neueste Zeit einen schwunghaften Export von Sklaven aus Abessinien betrieben. Der Verfasser hatte nicht ganz Unrecht, dafür den Propheten verantwortlich zu machen.

viel auf Bibelstellen, aber nicht etwa als absolute Autoritäten. Ganz klar ist er in der Hinsicht nicht. Die alte Gewohnheit ist da zuweilen stärker als die Konsequenz des Denkens. Überhaupt hängt er auch in seinen Grundgedanken viel mehr von der Bibel und der Kirchenlehre ab, als er selbst weiß. Er hat sich nach kurzem Zweifel zum festen Glauben an Gott als den allmächtigen und allgütigen Schöpfer emporgerungen. Sein Gottesbegriff ist im wesentlichen biblisch; er bleibt anthropomorphisch, aber in liebenswürdiger Weise. Er glaubt an die Wirksamkeit des Gebets, an Freiheit des Willens, Unsterblichkeit der Seele und Vergeltung im Jenseits. Gründlich falsch ist das Urteil des katholischen Missionars, der für d'Abbadie eine Abschrift dieses Werkchens machte, daß die Schlüsse Zara Jakobs zum Atheismus hinführten, und gar, daß er eine beinahe aller religiösen Empfindung entbehrende Seele zeige: die bekannte Verwechslung von Religiosität mit Kirchlichkeit! Unser Autor ist vielmehr tief religiös. Freilich ist er ein strenger Monotheist; wir finden bei ihm kein Wort von Trinität, Gottheit oder überhaupt höherem Wesen Christi, geschweige von Heiligen- und Mariendienst. Gerade der letzte Punkt ist wichtig, denn nirgends wird die Gottesmutter krasser verehrt als dortzulande, und sich von diesem Kultus freizumachen, muß ihm nicht leicht geworden sein. Aber nichts, was er als Menschensatzung erkennt, hat für ihn Geltung. Man sieht hier bei dem einsamen Denker im dunkeln Abessinien zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges „die natürliche Religion" des 18. Jahrhunderts. Er wußte nichts davon, daß zu seiner Zeit nicht mehr alle „Franken" der römischen Kirche angehörten; die Portugiesen hatten davon wohl nichts verlauten lassen. Aber gewiß hätten ihm auch die protestantischen Kirchen seiner Zeit mit ihrer Intoleranz wenig gefallen. Den größten Nachdruck legt er (wie später unsre Rationalisten) auf die liebevolle Gesinnung, die von den streitenden Religionsparteien so schmählich verletzt werde. Durchaus verwirft er — und das ist bei einem Zögling der koptischen Kirche wieder besonders anzuerkennen — die unnatürliche Askese. Der Mensch ist nach ihm dazu bestimmt, die Gaben Gottes freudig, wenn auch mit Maß, zu genießen. Die Ehelosigkeit ist gegen Gottes Ordnung, aber der Mann ist in der Ehe nicht Herr, die Frau nicht Magd.

Der günstige Eindruck, den Zara Jakobs Selbständigkeit im Denken und seine edle Gesinnung auf den verständigen Leser machen müssen, wird auch nicht durch ein kräftiges Selbstbewußtsein gemindert, das sich hier und da zeigt; er überragte eben weit seine Umgebung.

Nach dem Tode des Königs Susnios (1632) wagte sich Zara Jakob wieder unter die Menschen. Er trat in das Haus Habtus, eines reichen und wohlwollenden Mannes in einem Distrikt nordöstlich vom Tana-See, ein, zunächst als Abschreiber von Psalmbüchern. Er unterrichtete dann Habtus jüngere Söhne und heiratete eine Magd desselben. Der neue König Fasiladas (1632—1667) hielt anfangs auf Frieden zwischen der fränkischen und der einheimischen Kirche, ging aber bald zur heftigen Verfolgung jener über, vertrieb alle portugiesischen Geistlichen und entpuppte sich als ein liederlicher, blut- und habgieriger Tyrann. Zara Jakob macht ihm besonders den Vorwurf der Undankbarkeit gegen die Franken, die ihm schöne Gebäude errichtet und allerlei kunstvolle Sachen verfertigt hatten; dies Urteil ist wieder ein Zeichen seiner Unparteilichkeit. Daß eine Handvoll portugiesischer Krieger vor wenigen Generationen Reich und Religion der Abessinier vor den Mohammedanern gerettet hatte, wußte er wohl kaum. Jetzt wurde er von ebendemselben, der ihn bei dem früheren König als Gegner der Franken verklagt und so zur Flucht genötigt hatte, dem jetzigen als deren Anhänger denunziert; doch ging die Gefahr bald vorüber, da jener Mann ermordet wurde. Äußerlich hielt sich Zara Jakob zur Kirche. Die bedenkliche Frage, die er an sich selbst richtet, ob ihm Gott das als Sünde anrechnen werde, beantwortet er so: Die Menschen wollen getäuscht werden; trete ich offen auf, so überzeuge ich sie doch nicht, sondern erleide nur Verfolgung. Man beurteile diese Abneigung, sich einem nutzlosen Martyrium auszusetzen, nicht zu hart. Auch in Europa wird ja schon in jener Zeit hier und da jemand so frei gedacht, aber, um Servets Schicksal zu vermeiden, geschwiegen haben. Noch im 18. Jahr-

hundert behielt mancher Deist seine Überzeugung vorsichtig für sich und erfüllte äußerlich selbst die Anforderungen der Kirche. Aber im 68. Lebensjahre vertraute Zara Jakob seine Gedanken dieser Schrift an, und außerdem erzog er sich in Habtus einem Sohn, Walda Hejwat, einen Schüler, den er ganz in seine innere Welt einweihte. Er war ein wohlhabender Familienvater geworden und hatte trotz gelegentlicher Landplagen ein sehr glückliches Leben. Ein Nachwort von dem eben genannten Walda Hejwat meldet uns, daß er noch Urenkel gesehen hat und 93 Jahre alt geworden ist.

Die zweite, ein wenig umfangreichere Schrift ist eben von diesem Walda Hejwat verfaßt und beruht ganz auf den Gedanken Zara Jakobs. Auch einige Lehren, die wir in der Schrift des Meisters nicht finden, mögen doch von ihm stammen. So etwa, daß alles zum Nutzen der Menschen geschaffen worden sei, — ein naiver Satz, der sich ja auch bei unsern älteren Rationalisten findet. Walda Hejwat glaubt, hier wohl kaum im Einverständnis mit dem Lehrer, daß es Engel und andre höhere Geister gebe, gesteht aber, daß man das nicht wissen könne, da die Vernunft darüber schweige. Für möglich hält er, die Menschen seien gefallene Engel, die durch irdische Leiden büßen müßten; doch besser nehme man mit Zara Jakob an, daß die Leiden der Gerechten nur Prüfungen seien. Über die herrschenden Religionsstreitigkeiten trauert er tief. Die Vorfahren, meint er, waren nicht weiser als wir (also gibt das bloße Alter einer Lehre oder einem Brauch noch keinen Wert). Auch der ist töricht, der als Greis laudator temporis acti wird.

Bei weitem den größten Teil seiner Schrift nehmen moralische und Lebensregeln ein. Noch ausführlicher als sein Lehrer mahnt er zum verständigen Lebensgenuß und spricht er gegen Mönchtum und alle Askese. Wer sich ein wenig mit diesen orientalischen Gottesmännern beschäftigt hat, der begreift die Abneigung der beiden verständigen Männer! Walda Hejwat gibt sogar Gesundheitsregeln: man soll z. B. nicht am Boden oder auf feuchtem Laube schlafen; das taten wohl manchmal Einsiedler und Mönche, um Gott besonders zu gefallen. Der Mensch soll arbeiten und sich reinlich halten; auch hierin wird ein Gegensatz zum Leben vieler Asketen ausgedrückt sein. Allgemeine Menschenliebe predigt er eindringlich; unser „Nächster" ist nicht etwa bloß der Glaubensgenosse, sondern selbst der Heide. Aber Almosen soll nur der Bedürftige erhalten, nicht der Faule; das geht wieder gegen die kirchliche Auffassung, die das Almosengeben an sich als ein gutes Werk erachtet. Im Notfall erlaubt Walda Hejwat, Gewalt und List, die das Leben bedrohen, durch Gewalt und List zu bekämpfen. Er entspricht damit zwar nicht der idealen Ethik des Evangeliums, wohl aber unsrer Natur, ja dem Bedürfnis menschlicher Gemeinschaft. Er gibt auch Anweisungen zur Erziehung der Kinder und, teilweise sehr intime, zur Behandlung der Frau. Er stellt das weibliche Geschlecht nicht so hoch, wie, wenigstens theoretisch, Zara Jakob tat, aber er mahnt, an der einmal angetrauten Frau festzuhalten und alle Unkeuschheit zu vermeiden. Bei der Leichtigkeit, womit in Abessinien echte und unechte Ehen geschlossen und gelöst werden, und bei der dort herrschenden Leichtlebigkeit in sexuellen Dingen ist das wichtig. Zuweilen erläutert er die Richtigkeit seiner Lehren durch Erzählungen. Auf das Gebet legt auch er großes Gewicht. Wie sein Lehrer zeigt er bei aller Abwendung von positiver Kirchlichkeit einen sehr frommen und humanen Sinn, aber als origineller Denker steht er ihm bedeutend nach.

Schule haben natürlich diese Männer nicht gemacht. Ist es doch schon auffallend, daß ihre Schriften dem frommen Zerstörungseifer entgangen sind.

Ich bemerke noch, daß beide Autoren die alte Schriftsprache Abessiniens sehr gewandt handhaben.

Besonders dankbar müssen wir wie dem Herausgeber so auch den Männern sein, welche diese, doch nur sehr uneigentlich als „christlich" zu bezeichnenden, Schriften in das Corpus scriptorum Christianorum orientalium aufgenommen haben. Der sehr billige Preis der Übersetzung (2 Frcs. 50 Ctm.) wird ihr hoffentlich eine weite Verbreitung gewinnen. Freilich wäre zu wünschen, daß wir Zara Jakob und Walda Hejwat auch in einer modernen Sprache erhielten. Th. Nöldeke.

Neuere Schiller-Literatur.

Schillers Sämtliche Werke. Säkularausgabe in 16 Bänden. Herausgegeben von Eduard von der Hellen. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Marbacher Schiller-Buch. Zur hundertsten Wiederkehr von Schillers Todestag herausgegeben vom Schwäbischen Schiller-Verein. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1905. (Veröffentlichungen des Schwäbischen Schiller-Vereins. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Otto Güntter. I.)

Schillers Jugendfreunde. Von Julius Hartmann. Mit zahlreichen Abbildungen. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1904.

Schiller. Von Otto Harnack. Mit zehn Bildnissen und einer Handschrift. Zweite, verbesserte Auflage. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1904.

Schiller. Von Jakob Wychgram. Volksausgabe. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1905.

Charlotte von Schiller. Von Jakob Wychgram. Mit fünf Kunstdrucken. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1904. (Frauenleben. Herausgegeben von Hans von Zobeltitz. VI.)

Schiller. Sein Leben und seine Werke. Von Karl Berger. Erster Band. München, C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung. 1905.

Schillers Seelenadel. Von Fritz Jonas. Berlin, Mittler & Sohn. 1904.

Schillers Dramen. Beiträge zu ihrem Verständnis. Von Ludwig Bellermann. Dritte Auflage. Erster und zweiter Teil. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1905.

Schon seit einer Reihe von Jahren hat die Schiller-Forschung sich belebt und, der Goethe-Forschung nacheilend, das Wesen und Schaffen des Dichters zum Gegenstand exakter, neue Aufschlüsse gebender Arbeit gemacht. Die groß angelegten Biographien Minors und Weltrichs sind bis jetzt Anfänge geblieben, aber Jonas' mustergültige Sammlung der Briefe und Bellermanns sorgfältige Ausgabe der Werke sind vollendet, willkommene Hilfsmittel allen, die sich wissenschaftlich mit Schiller beschäftigen, unversiegbare Quellen edelsten Genusses einem größeren Leserkreis. So traten die Literaturgelehrten nicht unvorbereitet an die Aufgabe heran, die ihnen die nahende Gedenkfeier des Todestages stellte, und folgten gern dem Ruf zum Zusammenwirken an den beiden bedeutendsten Erscheinungen der jüngsten Schiller-Literatur: der Cottaschen Säkularausgabe und dem Marbacher Schiller-Buch.

Der Cottasche Verlag hat mit seinem Parallelunternehmen zur Jubiläumsausgabe der Goetheschen Werke seine „Ehrenpflicht" gegen die Manen des Dichters würdig erfüllt. In vornehmer Ausstattung bieten die sechzehn Bände einen vielfach gereinigten Text. Welcher Summe philologischer Kleinarbeit des Herausgebers von der Hellen und seines jungen Helfers Petersen dieser Text seine endgültige Gestalt verdankt, bleibt dem Leser verborgen, da keine Verzeichnisse der abweichenden Lesarten die Ausgabe belasten durften. Die von verschiedenen Gelehrten stammenden Einleitungen und Anmerkungen der einzelnen Bände wollen die Ergebnisse der neuesten Forschung einem größeren Publikum vermitteln, bringen aber auch dem Literarhistoriker Belehrung und Anregung. Sie unterrichten vor allem eingehend

über die Entstehung der Werke, über die Stellung, die sie in der Entwicklung ihres Schöpfers und unsrer ganzen Literatur einnehmen, über die Quellen, aus denen sie geflossen sind. Aus der Fülle der Einzelheiten seien hier nur herausgegriffen Walzels Quellennachweise zum „Wilhelm Tell" sowie seine lange, einen schweren Stoff mit Klarheit bewältigende Einleitung zu den philosophischen Schriften, Kösters feine Würdigung der Übersetzungen, Festers sorgsame Behandlung der historischen Schriften und ihres Zusammenhanges mit dem poetischen Schaffen. Die Gedichte gibt von der Hellen in einer Anordnung, die weit von der durch Körner üblich gewordenen abweicht und vielleicht nicht allgemeine Billigung finden wird. Auf die Gedichte, die Schiller in seinen letzten Jahren für eine Prachtausgabe in vier Büchern geordnet hat, folgen die übrigen in einem „Anhang" und einer „Nachlese". Der Vorteil dieser Gruppierung, die von Schillers eigener Einschätzung seiner Gedichte ausgeht, ist auf den genießenden Leser berechnet: er braucht sich hier nicht zuerst durch die Jugendlyrik zu arbeiten, die wohl als leidenschaftliche Gedankendichtung ihren Wert behält, aber durch krampfhaftes Empfinden und grellen Ausdruck den reifen ästhetischen Geschmack abstößt. Daß die Ausgabe in dem knappen Zeitraum von anderthalb Jahren fertiggestellt werden konnte, ist dem ungewöhnlichen Geschick und der nie müden Arbeitskraft des Herausgebers zu danken. Wie er die Rücksichten auf die buchhändlerische Praxis und auf die Eigenart und die Wünsche der Mitarbeiter zu vereinigen wußte, wie er die eingelieferten Beiträge mit gewissenhafter Nachprüfung redigierte, wie er bei Schwierigkeiten Rat erteilte, wie er das alles mit immer gleicher Liebenswürdigkeit und nie versiegendem Humor tat — das ist ein persönliches Verdienst, das nur die Mitarbeiter in seinem vollen Umfang zu würdigen vermögen. —

Das Marbacher Schiller-Buch, mit dem der Schwäbische Schiller-Verein seine schon länger geplanten Veröffentlichungen im günstigsten Zeitpunkt begonnen hat, vereinigt in sich zweiunddreißig Aufsätze, die durch die Mannigfaltigkeit ihres Inhalts und die Verschiedenheit ihres Tones den Leser fesseln, wenn er auch bei einigen die Empfindung haben muß, daß sie aus dieser unterhaltenden und belehrenden Gesellschaft besser weggeblieben wären. Das stärkste Interesse, nicht nur des Literarhistorikers, nimmt das neue Material zur Schiller-Biographie in Anspruch, das dem Marbacher Museum entnommen oder von andern Seiten beigesteuert worden ist. Anfang und Ende des Buches lassen bisher nicht gehörte Stimmen über den Tod des Dichters erklingen. Nicht minder monumental als Wilhelm von Humboldts Vorwort zu seinem Briefwechsel mit Schiller nennt Erich Schmidt ein Schreiben, das jener aus Rom unter dem unmittelbaren Eindruck der Todesnachricht an Frau von Staël richtete, und das, bisher im Archiv zu Coppet verwahrt, dank der Freigebigkeit des Grafen d'Haussonville das Gedenkbuch als seine wertvollste Gabe eröffnen durfte. Des Freundes tiefe Erregung spricht aus dem warmen Pathos, mit dem er in Schiller den Ideenheros, den Meister des Wortes, die absolut erhabene und doch „wahrhaft menschliche" Persönlichkeit würdigt, wie aus den Betrachtungen, in denen „seine Trauergedanken sich in die großen allgemeinen Fragen von Leben und Tod, Vergehen und Fortdauer vertiefen". Am Schluß des Buches zeigen uns Briefe der Witwe an Cotta, die Petersen erläutert, Lotte als den Mittelpunkt des Kreises, der das Andenken des ihm entrissenen Dichters als etwas „Heiliges" pflegte. „Es ist mir, als könnte ich nichts Deutsches mehr lesen, als könnte keine Stimme mehr an mein Herz dringen als eine, die mir nun schweigt" — in solchem Ton geben die Briefe an vielen Stellen der Liebe zum Gatten, dem Gefühl der Verlassenheit nach seinem Tod, dem über den Schmerz sich erhebenden Vorsatz der Verwaltung seines Erbes den kunstlos-einfachen, intimen Ausdruck, der diese Frau kennzeichnet. Neue Zeugnisse bestätigen, wie alles ihr Beziehung auf den Verlorenen gewann, mochte sie nun an der Bergstraße die Sonne untergehen sehen oder sich in den glänzenden Versammlungen des Erfurter Fürstenkongresses bewegen. In Schillers Lebenszeit führen die ungedruckten Briefe

zurück, die Hartmann und Güntter veröffentlichen. Sympathisch berührt der Ton inniger und aufblickender Jugendfreundschaft bei dem Mediziner Friedrich von Hoven, der sich auf einen angekündigten Besuch Schillers freut wie ein Kind auf den Christtag. Von Herder lesen wir charakteristische Urteile über Gedichte Schillers, das charakteristischste über das „Verschleierte Bild". Der Homer-Übersetzer Voß äußert derb sein Mißfallen an der einst so hochgefeierten Liebespoesie Klopstocks: „Es wabbelt einem bei dem halb schäferlichen, halb mönchischen Gesenfz." Einem Brief des Malers Reinhart ist die erste getreue Nachbildung seiner kolorierten Bleistiftzeichnung, „Schiller auf einem Esel sitzend", beigefügt, die nicht, wie man bisher annahm, in Karlsbad, sondern schon 1787 in Mannheim entstanden sein wird. Groß ist unter den vortrefflichen Illustrationen des Buches die Zahl der erstmals nach den Originalen veröffentlichten Bilder. Einige charakteristische sind: das von Dora Stock fein ausgeführte Silberporträt Schillers von 1787, eine Tuschzeichnung der Christophine Schiller, nach Weizsäckers Vermutung ihren Bruder in den Jahren 1780—1782 darstellend, Anton Graffs lebensvolle Ölgemälde von Gottfried und Minna Körner, Bilder des Buchhändlers Schwan und Hölderlins. Auf die Fülle von Bildnissen aus der Schiller-Zeit und von andern Andenken, die des Dichters Tochter Emilie im Schloß Greifenstein vereinigt hat, weist Alexander von Gleichen-Rußwurm in einem Aufsatz hin, der jedem Schiller-Freund Lust zu einem Besuch der romantischen Erinnerungsstätte wecken wird.

Die Abhandlungen, die altes Material neu verarbeiten, haben es vornehmlich mit der Eigenart des Denkers und Dichters, besonders des Dramatikers Schiller, mit seinem Verhältnis zu andern Schriftstellern und mit seinen schwäbischen Jugendjahren zu tun. Da wiederholt sich manches, was schon oft gesagt worden ist. Neue Wege führt Walzel in einer Untersuchung von Schillers Verhältnis zur bildenden Kunst. Er deckt die Bedeutung auf, die Winckelmanns Anschauung antiker Plastik für Grundbegriffe der ethischen Ästhetik des Dichters hatte, dessen Unterscheidung eines ringenden, duldenden und eines verklärten Herkules er in Winckelmanns Charakteristik der farnesischen Statue und des Torso wiederfindet. Die Abwendung von Winckelmann im letzten Jahrzehnt bringt er in einleuchtenden Zusammenhang mit der Entwicklung des Tragikers, dem das Erhabene, die Würde höher stand als das Schöne, die Anmut. Endlich deutet er bei der „Maria Stuart" und „Jungfrau von Orleans" darauf hin, wie der Dichter sich der romantischen prédilection d'artiste für den Katholizismus näherte, und wie dann auch die italienische Renaissancemalerei neben der antiken Plastik auf seine poetischen Gebilde einwirkte. Ludwig Geiger füllt eine Lücke in der Schiller-Forschung durch einen genauen Vergleich der Erzählung „Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache" mit dem französischen Original Diderots. Was Schiller im „Spaziergang", im „Berglied" und im „Tell" dem Landschaftsdichter Matthisson verdankt, stellt Frey zum erstenmal fest. Zur Erklärung der Schwächen des Schweizerdramas macht er mit Recht die Unveränderlichkeit der Sage geltend, durch die der Erfindung Schranken gesetzt waren. Derselbe Gesichtspunkt kehrt in den von Bettelheim zusammengestellten, zum Teil bisher ungedruckten Bruchstücken einer beabsichtigten Tell-Abhandlung Berthold Auerbachs wieder. Sie bedeuten im wesentlichen eine Verteidigung des Schauspiels gegen Ludwig Börnes, des „exerziermeisterlichen liberalen Philisters", kecke Besprechung. Daß der letzte Akt, dessen fühlbaren Abfall gegen die früheren Frey konstatiert, auch für Auerbach sein Bedenkliches hatte, verrät sein Ausspruch, das Drama hätte tragisch enden müssen. Volle Beachtung verdienen noch heute seine in des Dichters Absicht dringenden Ausführungen über Tell als rein natürlichen, elementaren Menschen, dessen Taten nicht vor das Forum der üblichen Moral gehören. An den Skizzen zu einem Drama „Das Schiff", die zum erstenmal genau nach der Handschrift abgedruckt sind, übt Kettner seinen anerkannten Scharfsinn in der Ausdeutung von Entwürfen. Zwei Aufsätze Bulthaupts und Litzmanns können, wenn sie auch manches Anfechtbare aussprechen, den modernen Verächtern der Schillerschen Balladen den richtigen Stand-

punkt weisen. In Ergänzungen, die Krauß zu Weltrichs Darstellung der Ludwigsburger Schuljahre des Dichters aus archivalischen Studien liefert, lauten die Kirchenvisitationsberichte oft recht amüsant mit ihren nie fehlenden Zensuren über das Eheleben der Lehrer, so beim Magister Honold: „Ist in seinem Schulamt ganz fleißig, in der Schulzucht ordentlich, im Wandel exemplarisch, in der Ehe vergnügt." Von den Lokalitäten der Karlsschule auf der Solitude wie in Stuttgart gibt eine Schilderung Pfeiffers mit Abbildungen und Grundrissen eine anschauliche Vorstellung.

Als Stammesgenossen Schillers durften in der ihm gewidmeten Festschrift Schubart, Wieland und Hölderlin auftreten, Wieland mit ungedruckten Briefen, deren einer ein neues Zeugnis seiner Begeisterung über Goethes Ankunft in Weimar enthält, Hölderlin in einem bisher nicht veröffentlichten Vortrag Fr. Vischers als „Werther des Griechentums" mit seinem inneren Adel und seinem Mangel an „harter Haut" und an Humor so gezeichnet, daß zugleich die Eigenart des Zeichners sich deutlich vergegenwärtigt.

Drei Aufsätze des Schiller-Buches berichten von der Rolle, die der Dichter im geistigen Leben Amerikas gespielt hat und noch spielt. Das Freiheitspathos seiner Jugenddichtung fand dort lauten Widerhall, den lautesten bei der Jahrhundertfeier von 1859. Der Ethiker Schiller, wie Carlyle ihn verherrlicht hat, der Erzieher der Menschheit, wurde höher gefeiert als der Poet und von Verehrern wie George Bancroft und Emerson hoch über Goethe erhoben. Immer war er den Deutschen in Amerika der edelste Vertreter des heimischen Wesens, der „Bannerträger des deutschen Gedankens", und so bedeutete die Gründung des Schiller-Vereins in St. Louis 1896 eine Tat im Kampfe der Deutschamerikaner um die Erhaltung ihrer Eigenart. —

Wenn schon das Marbacher Schiller-Buch seine schwäbische Herkunft nicht verleugnet, so betreffen die bis ins kleinste gewissenhaften Forschungen, die Julius Hartmann den Jugendfreunden Schillers gewidmet hat, ausschließlich Württemberger. Wir kannten jene Jugendfreunde schon lange aus den Schiller-Biographien. Sie waren das erste Publikum, das der Dichter durch seine leidenschaftliche Poesie begeistert hat, sie sind ihm zum Teil später noch einmal bei seinem Besuch in der Heimat 1793/4 nahegetreten, und sie haben nach seinem Tod viel von ihm erzählt und damit den Darstellungen seiner Jugendgeschichte hauptsächlich die eigenartige Färbung gegeben. Ihre Mitteilungen sind in Hartmanns Buch wieder abgedruckt. Das Neue aber, das es bringt, sind die Lebensbilder aller der Männer, die als Jünglinge in Lorch, in Ludwigsburg, auf der Solitude und in Stuttgart zu Schiller in irgendeine Beziehung getreten sind. Es ist ein langer Zug, der an uns vorüberwallt, und darin mancher, der es nicht verdient hat, daß seine Lebensdaten aus Büchern, Zeitschriften, Akten und andren handschriftlichen Aufzeichnungen mühsam festgestellt wurden. Nicht wenige dieser Persönlichkeiten aber würden auch ohne die Beziehungen zu ihrem großen Landsmann Anspruch auf Beachtung haben, durch Eigenart oder Schicksale, die sie in die Wirren der schwäbischen und der allgemeinen deutschen Geschichte um die Jahrhundertwende verflochten. Da erscheint unter den Ludwigsburger Freunden Christian von Massenbach, später als preußischer Offizier der Mitschuld an der Katastrophe von Jena bezichtigt. Unter den Lehrern der Militärakademie, die zugleich Freunde ihrer Schüler waren, ist durch die neuere Schiller-Forschung der Popularphilosoph Abel weit in den Vordergrund gerückt worden; aus Hartmanns lebendiger, warmherziger Schilderung seines Wesens und Lebens begreift man, wie dieser liebenswürdige Vertreter der Aufklärung und Humanität so stark auf seinen Zögling, noch über die Schulzeit hinaus, hat wirken können. Von ähnlichen Gesinnungen wie Abel erfüllt, aber eine imponierendere Persönlichkeit muß der Historiker Drück gewesen sein, der nicht nur im Unterrichtswesen, sondern auch als liberaler Altwürttemberger im politischen Leben seines Landes bis zur Rheinbundszeit eine Rolle gespielt hat, und den wir im Briefwechsel mit einer Ulmer Base sich vom jugendlichen Wertherschwärmer zum besonnenen Kritiker

der heimischen Zustände und der Weltbegebenheiten entwickeln sehen. Die bedeutendsten der von Hartmann geschilderten Persönlichkeiten gehören dem engeren Freundeskreis Schillers auf der Militärakademie an: der General Scharffenstein, der Jurist Lempp, der Bildhauer Dannecker. Für die beiden ersten, die auch später eng verbunden blieben, bedeutet Hartmanns Darstellung ein Auftauchen aus langem Vergessensein. Scharffenstein, der Gegenspieler Schillers in der bekannten Freundschaftstragödie, die dem jungen Dichter so leidenschaftlich bewegte Briefe entlockte, vereinigte die energische Soldatennatur mit einem sensitiven Innenleben. In den napoleonischen Kriegen bis 1809 ein tapferer Truppenführer, bewährte er sich zugleich als Menschenfreund, Not bei Freund wie Feind lindernd, wo er nur konnte. Später, als Gouverneur in Heilbronn und Ulm, fand er Zeit zum Ausbau einer Weltanschauung, die sich in Abwendung vom Klassizismus und religiöser Stimmung der romantischen näherte. Er klagt im Briefwechsel mit Lempp, den er als spekulativen Philosophen bewunderte, über den „Wust der Zeiten", das „gärende Chaos, das freilich wohl etwas Gutes hervorbringen werde, aber doch nicht anders als durch furchtbare Explosion". Beide Freunde litten unter den verworrenen Zuständen in ihrem Lande und erwarteten das Heil von Preußen. Aus unbefriedigender Wirklichkeit flüchteten sie in das Asyl der Kunst, der Poesie, der Philosophie. Schiller war ihnen dabei führender Genius. Seine Ideen sind mit kantischen in den Briefen über den Hauptinhalt der Philosophie verarbeitet, die Lempp an ein Hoffräulein der Franziska von Hohenheim, eine „Hofkröte", richtete. Scharffenstein blieb immer für den jungen Schiller begeistert; an dem späteren bedauerte er die Gräkomanie als „unbehilflichen Ballast" für sein freies Genie und den Bund mit dem „ästhetischen Papst" Goethe als ein „Mißgeschick", durch das er um seine Originalität gekommen sei. Nicht minder selbständige Auffassung spricht aus Urteilen über die Musik der Zeit, die ihm, abgesehen von Mozart, zu verstandesmäßig ist, über die Malerei, in der er Farbe vermißt, über die antikisierende Baukunst, die ihn kalt anmutet. Enge Freundschaft verband ihn auch mit Dannecker, in dessen „Kunstelysium" er sich gern aus der „Fratzenwelt des Hofes" rettete, dessen Idee zu seiner Christusstatue ihn entzückte, während er ihm sein Porträtieren allzu vieler „Molchsköpfe" verdachte.

Die andern Mitglieder des engeren akademischen Freundeskreises, deren nähere Bekanntschaft Hartmann uns vermittelt, waren der Bibliothekar Petersen, Verfasser einer „Geschichte der teutschen Nationalneigung zum Trunke", für die er in seinem eignen berüchtigten Wirtshausleben die Studien gemacht zu haben scheint, der fröhliche Gesellschafter und Epigrammatiker Haug, der Dichtersohn Ludwig Schubart und der treuherzig-lustige Musiker Zumsteeg, Komponist Schillerscher und Goethescher Gedichte, dessen schon länger bekannte Jugendbriefe den Ton der schwäbischen Kraftgenies in voller Eigenart erklingen lassen. Aus dem weiteren Bekanntenkreis Schillers interessieren mit ihren z. T. recht bewegten Lebensgeschichten der jung gestorbene Weckherlin, in der „Elegie auf den Tod eines Jünglings" beklagt, Viktor Heideloff, der Zeichner der „Räuber"-Vorlesung im Walde, der Hypochonder Grammont, an dem der Mediziner Schiller seine Heilkunst erprobte, der abenteuerlustige Offizier Kapf, des Dichters Zimmergenosse in Stuttgart bei der Hauptmännin Vischer, die noch immer den meisten Anspruch hat, das Vorbild der Laura gewesen zu sein.

Was wir vom Wesen der genannten Männer und noch vieler andrer in Hartmanns Schilderungen lesen, das bestätigen uns vielfach ihre Bilder, die in scharfer Wiedergabe das Buch schmücken. Da sehen wir z. B. den „dicken" Conz, den Lorcher Spielgenossen Schillers, den freundlichen Abel mit der hohen Philosophenstirn, den würdigen Scharffenstein. Die zahlreichen Silhouetten stammen zum größten Teil aus der Sammlung des Intendanten von Seeger, dem die Karlsschüler sie beim Verlassen der Anstalt gewidmet haben.

In der Vorrede des Buches heißt es, daß es vielleicht neben dem biographischen und literarhistorischen einigen zeit- und landesgeschichtlichen Wert beanspruchen dürfe. In der Tat schließen die vielen berichteten Einzelheiten sich dem aufmerksamen Leser

zu einem Gesamtbild des schwäbischen Lebens in dem Zeitraum von 1770—1815 zusammen. Und klar tritt überall die große Bedeutung der Karlsschule für dieses Leben hervor. Über die frühere Verachtung ist sie ja durch die historische Forschung längst hinausgehoben worden. Die zahlreichen von Hartmann mitgeteilten Einträge aus Stammbüchern der Eleven bestätigen aufs neue das rege geistige Leben, das Schiller auf der Akademie umwogte, wie sie auch verraten, daß die tyrannenhassende Freiheitsliebe, welcher der Dichter der „Räuber" den flammenden Ausdruck gegeben hat, weithin durch seine Umgebung verbreitet war. Vom Tyrannen aber, dem Herzog Karl Eugen, zeugen viele die Darstellung belebende Anekdoten, alte und neue, zugleich doch von einem Fürsten, der nicht immer Despot war, der seinen Untertanen auch menschlich nahekam, mit Humor gegenübertrat, der mit einem ganz eigenartigen Gemisch abstoßender und anziehender Eigenschaften ein immer fesselndes psychologisches Problem bleibt. —

Nach allem, was sich hier andeuten ließ, werden künftige Schiller-Biographen dem Buche Hartmanns mancherlei Stoff zur Schilderung der Jugendumgebung des Dichters sowie der Wirkungen, die er durch Persönlichkeit und Schaffen übte, zu entnehmen haben. Von älteren Biographien stellen sich zwei zur Jahrhundertfeier in neuem Gewande vor. Otto Harnacks Darstellung, die mir immer etwas farblos und in manchen Teilen nicht genügend ausgearbeitet erschienen ist, hat außer Zusätzen und Verbesserungen im Text größeres Format und reicheren Bildschmuck erhalten. Jakob Wychgram hat seine Biographie, die längst, nicht nur wegen ihrer reizvollen Illustrationen, ein Lieblingsbuch des literaturfreundlichen Publikums geworden ist, zu einer willkommenen Volksausgabe gekürzt und hat als eine Ergänzung, die besonders Frauen anziehen wird, dem Lebensbild des Dichters das seiner Lotte an die Seite gestellt. Es sind meist ihre eignen Worte, aus Briefen und Tagebüchern geschickt entnommen, die in dem kleinen, hübsch ausgestatteten Buch ihr Wesen veranschaulichen: die geschlossene Innerlichkeit, den immer wachen Natursinn, die verstehende Teilnahme an allem Großen und Schönen, das an ihren Lebensweg trat, die treue Liebe, durch die sie ihren Dichter sich ganz zu eigen gewann.

Auf einen größeren Umfang, zwei Bände, hat Karl Berger seinen „Schiller" angelegt. Er ist als Seitenstück zu Bielschowskys „Goethe" gedacht, wird aber, wenn der zweite Band dem bis jetzt allein erschienenen ersten gleichkommt, jenes vielfach zu hoch eingeschätzte Buch als wissenschaftliche Leistung überragen. Im ersten Band, der bis zur Übersiedlung nach Jena im Frühjahr 1789 führt, konnte es nach Weltrichs und Minors Vorarbeit nicht Bergers Aufgabe sein, neue Aufschlüsse über Schillers äußeres und inneres Leben zu bringen. Aber er hat es verstanden, das Bekannte durch neue Gruppierung, durch Aneinanderrücken des Zusammengehörigen sowie durch Ausscheidung vieles minder Wichtigen so wiederzugeben, daß die Entwicklung des Dichters in ihren großen Zügen und der enge Zusammenhang seiner Schriftstellerei mit seinem seelischen Erleben klarer als bei Minor und Weltrich hervortreten. Eine Kunst des Erzählens, wie sie heute in literaturgeschichtlichen Werken nur noch selten angetroffen wird, bringt es fertig, daß wir dem schon so oft geschilderten Lebensgang aufs neue mit Spannung folgen. Die widerspruchsvolle Existenz auf der Militärakademie, in welcher der Gegensatz zwischen enger Lebensgebundenheit und rasch entwickelter Geistesfreiheit den Schöpfer der „Räuber" erweckte, das Austoben des Kraftgenies mit den Stuttgarter Gesellen, die Flucht in die persönliche Freiheit, das Idyll in Bauerbach, die Wirren der „theatralischen Wirtschaft" in Mannheim, die langsame Beruhigung im Leipzig-Dresdner Freundeskreis, der erste tastende Verkehr mit den „Weimarer Riesen", der Rudolstädter Liebessommer — alles wirkt wieder ergreifend und fesselnd, wie wir es mit dem Dichter und seinem ihm treu nachempfindenden Biographen durchleben. Deutlich, wie den Dichter in allen wechselnden Stimmungen, sehen wir die Stätten seiner schweren Entwicklungskämpfe und die Personen, die entscheidend in diese eingegriffen haben: Gottfried Körner vor allen, den Verstehenden und Erziehenden, die nervöse, be-

unruhigende Charlotte von Kalb und die Schwestern von Lengefeld, deren gegensätzliches Wesen dem Charakteristiker eine dankbare Aufgabe bot. Nicht ganz auf der Höhe der rein lebensgeschichtlichen Partien hält sich die Besprechung der Werke. Aber vortrefflich in ihrer Knappheit ist die Darstellung, wie die „Räuber" aus dem Boden der Sturm- und Drangliteratur als etwas doch Neues, nie vorher in Deutschland Geleistetes emporwuchsen. Vom subjektiven, mit elementarer Notwendigkeit dem Innern entströmten Erstlingsdrama hebt der „Fiesko" sich als bewußte Gestaltung eines objektiv gegebenen Stoffes ab. Neue subjektive Aussprache folgte in dem bürgerlichen Trauerspiel, in dem zugleich ein ganzes Volk „sein Wehe zum Himmel aufschrie". Worauf es beruht, daß „Kabale und Liebe" seine hinreißende Macht trotz des Schwulstes in der Sprache „unvermindert bis auf den heutigen Tag" behalten hat, lehrt eine ausgezeichnete Analyse, in der Berger auch den von jeher beliebten Vorwurf der Unwahrscheinlichkeit der zur Katastrophe führenden Briefintrige überzeugend zurückweist. Neben den Jugenddramen findet die Lyrik der Anthologie mit ihrer Gedankenfülle und als unmittelbarer Ausdruck einer eigenartigen, mächtig zwischen Gegensätzen des Empfindens und Denkens ringenden Persönlichkeit gerechte Würdigung. Der „Don Karlos" wird als Dokument der allmählichen Umwandlung ins Auge gefaßt, die des Dichters Stimmung, Weltanschauung und Geschmack während der vierjährigen Arbeit erfuhren. Scharf ist die Stetigkeit in der Entwicklung herausgearbeitet, durch die Schillers Leben den Eindruck eines großen, einheitlichen Kunstwerkes hervorruft. Namentlich bei der Besprechung der „Philosophischen Briefe", des „Geisterssehers", der „Künstler" helfen Rückblicke auf das Vergangene und Ausblicke in die Zukunft den Faden festhalten. So fällt helles Licht auf den Weg des Dichter-Philosophen von der Glückseligkeitslehre und Rousseau bis in die unmittelbare Nähe Kants. Bedeutungsvoll stehen die „Künstler" am Schluß des Bandes als „das Gefäß, in dem alle Ideen zusammenflossen, die sich in Schillers Geistesentwicklung als lebensfähig erwiesen hatten und fruchtbringend auch für seine Zukunft werden sollten". Der zweite Band, auf den der Verfasser mit diesen Worten hinweist, wie er auch die einzelnen Kapitel des ersten durch kunstvolle und zugleich natürliche Übergänge zu verbinden gewußt hat, läßt hoffentlich nicht so lange auf sein Erscheinen warten, wie es neuerdings bei Schiller-Biographien üblich geworden ist. Er wird mehr Neues bringen können, da die Forschung für die Zeit der Meisterwerke noch mehr aufzudecken und zu ergründen hat als für die Lehr- und Wanderjahre. —

Neben die Biographien, die das Leben des Dichters der Zeitfolge nach erzählen, stellt Fritz Jonas seine aus warmer und vornehmer Begeisterung geschöpfte Charakteristik, die „das Verwandte zusammenfaßt und den Kern des Menschen zu erfassen sucht, aus dem all sein Wollen und Handeln sich erklärt". Auch für sie bot die Goethe-Literatur in Wilhelm Bodes Büchern das äußere Vorbild. Schillers Persönlichkeit wird durch seine eigenen, den Briefen und Dichtungen entlehnten Worte vergegenwärtigt; ergänzend treten Berichte und Urteile der Freunde, oft auch Stellen Goetheschers Poesie hinzu. Die Persönlichkeit erscheint hier in dem Werte, den Schiller selbst und Goethe ihr beilegten: „Man muß etwas sein, um etwas zu machen." Die Willenskraft ist richtig als Grundzug aus Schillers Wesen herausgegriffen. Mit ihr, die nie erlahmte, bildete er, in bewußter Arbeit, sich zu dem, was er selbst „reinste, herrlichste Menschheit" genannt hat. Diese Persönlichkeit, wie sie schließlich „Anmut und Würde" vereinte, offenbarte sich nach vielen übereinstimmenden Zeugnissen am hellsten in der gesellschaftlichen Unterhaltung; sie behauptete sich im heroischen Kampf mit Armut und körperlichen Leiden; sie beglückte und wurde beglückt in Freundschaft und Liebe. Das für Schiller immer besonders wichtige Kapitel von der Freundschaft enthält eine fein individualisierende Charakteristik der Seelenbündnisse mit Körner, Humboldt und Goethe. In den weiteren Kapiteln treten neben der Persönlichkeit die Werke, die sie widerspiegeln, häufiger in den Gesichtskreis der Betrachtung. Scharf wird Schillers „sentimentalische" Auffassung

der Natur gegen die „naive" Goethes abgegrenzt. In seinen religiösen Überzeugungen findet Jonas ein Christentum, das, gleich weit von kirchlicher Rechtgläubigkeit wie von nüchternem Rationalismus entfernt, mit dem Begriff der menschlichen Würde und Freiheit und dem Kultus der Schönheit nichts andres als die ästhetisch-ethische Weltanschauung des Dichters ist. Den hohen Ernst seines Wesens, der aus dieser Weltanschauung spricht, bringt uns die Schilderung seiner Arbeitsweise, der „Beschäftigung, die nie ermattet", des keine Mühe und keine Kritik scheuenden Ringens um Vollendung noch einmal nahe. Das Schlußkapitel ist in Untersuchung der Sprache und des Stils für eine Charakteristik etwas zu philologisch geraten; größere Kürze und Beschränkung auf die allgemeinen Eigenschaften des Stils, in denen die Persönlichkeit sich ausprägt, wäre hier geboten gewesen. Der nicht ganz glücklich gewählte Titel wird vielleicht manchen Leser abschrecken, der eine kritiklose und ermüdende Verherrlichung fürchtet. Eine Verherrlichung ist es ja, aber eine überall begründete, ein Denkmal im Sinne von Goethes Epilog zur Glocke, von Humboldts Vorwort zum Briefwechsel, von Danneckers Kolossalbüste. Kritik fehlt keineswegs, biographische Erzählung ist in allen Abschnitten mit der Charakteristik verflochten, und aus der Art der Kritik wie der Erzählung blickt uns überall die Persönlichkeit des Verfassers an, die man aus diesem Buch ebenso lieb gewinnen muß wie die Persönlichkeit seines Helden. —

Mit Jonas teilt Ludwig Bellermann die Begeisterung, und auch ihm trübt sie nur selten den kritischen Blick. Freilich, rückhaltlose Bewunderer Gerhart Hauptmanns und Ibsens werden sich mit der neuen Auflage seines Buches über die Dramen noch weniger befreunden können als mit den früheren, weil sie in mancherlei Zusätzen, namentlich innerhalb der allgemeinen Einleitung, noch entschiedener gegen das Stellung nimmt, was dem Verfasser im heutigen Theater nicht gefällt. Unbefangene Leser werden doch die in solchem Zusammenhang aufgestellten Forderungen, daß das Drama nicht nur Situationsbilder, sondern eine in sich geschlossene Handlung gebe, daß die Persönlichkeit des tragischen Helden eine „gehaltvolle und lebenswürdige" sei, angesichts vieler Erscheinungen, die heute über unsre Bühnen gehen, nicht unberechtigt finden. Nicht minder steht das Recht oft auf Bellermanns Seite, wo er Einwände zurückweist, die schon früh gegen Schillers Schauspiele erhoben worden sind. Wer z. B. jetzt in Berlin Joseph Kainz als Franz Moor gesehen hat, der wird willig dem Urteil beistimmen, daß diese Figur doch etwas weit Größeres als ein „Theaterbösewicht" ist. Anderseits verschleiert Bellermann keineswegs Schwächen. Scharfe Kritik übt er z. B. am Verhalten des Marquis Posa in den beiden letzten Akten des „Don Karlos", während er allerdings sonst bei diesem Stück auch mir etwas zu nachsichtig gegen die Mängel ist, die sich aus seiner eigentümlichen Entstehungsgeschichte erklären. Bellermanns fast rein ästhetische Würdigung der Dramen, die neben den vielen literargeschichtlichen Betrachtungen eine lohnende Aufgabe erfüllt, hat mit der Sorgfalt und Lebendigkeit der Analysen, mit der Behagen weckenden Klarheit der Gedankenentwicklung längst ihren großen Leserkreis gefunden. Die neue Auflage bietet z. B. im Vergleich der verschiedenen Bearbeitungen des „Don Karlos" willkommene Ergänzungen; der dritte, noch ausstehende Band wird an die vollendeten Schauspiele den dramatischen Nachlaß mit dem „Demetrius" schließen. —

Nicht alles Erfreuliche, was der Aufschwung der Schiller-Literatur im letzten Jahre gebracht hat, konnte hier gewürdigt werden. Wenn der festliche Anlaß auch manches ans Licht gezogen hat, was besser verborgen geblieben wäre — im ganzen hat die literarische Gedenkfeier der Erwartung entsprochen, die das Vorwort des Marbacher Schiller-Buches an den Erinnerungstag glaubte knüpfen zu dürfen: sie legt Zeugnis ab, „daß trotz allem Wandel der Zeiten Schillers Geist seine Kraft über die Gemüter bewahrt hat".

Richard Weißenfels.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Mai.

Kaiser Wilhelm II. ist von seiner Mittelmeerreise nach Deutschland zurückgekehrt. Mehr als im vorigen Jahre war diesmal ein politischer Charakter aufgeprägt. Wenn schon der Besuch, den der Kaiser dem portugiesischen Königshofe in Lissabon abstattete, geeignet war, die persönlichen Beziehungen zwischen den beiden Monarchen inniger zu knüpfen, so muß eine größere Bedeutung doch dem italienischen Aufenthalte der kaiserlichen Familie beigemessen werden. Im Auslande fehlte es nicht an Stimmen, die sich immer wieder in dem Sinne vernehmen ließen, wohl sei der Dreibund formell erneuert worden, er habe jedoch viel von seiner alten Kraft eingebüßt.

Durch die in Neapel ausgetauschten Trinksprüche zwischen dem König von Italien und dem deutschen Kaiser ist nun bekundet worden, wie herzlich die persönlichen Beziehungen, wie fest begründet das Verhältnis zwischen den beiden Regierungen und den beiden Nationen geblieben sind. Wenn bemerkt worden ist, daß im Trinkspruche des Königs von Italien jeder Hinweis auf Österreich-Ungarn und den Kaiser Franz Josef unterlassen worden sei, so sollte sich sehr bald zeigen, daß auch die Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Italien ungetrübt sind. Vergebens wurde der Versuch gemacht, angebliche Schwierigkeiten auf der Balkan-Halbinsel in den Vordergrund zu rücken oder geltendzumachen, daß durch die militärischen Kreditforderungen in den Parlamenten Italiens und Österreich-Ungarns um so größere Empfindlichkeiten auf beiden Seiten hervorgerufen werden müßten, als es sich um Rüstungen der einen Dreibundmacht gegen die andre handeln sollte. Durch die freundschaftliche Zusammenkunft des österreichisch-ungarischen Ministers des Auswärtigen, Grafen Goluchowski, mit dem Leiter der auswärtigen Politik Italiens, Tittoni, ist jedoch erhärtet worden, auf welch unfruchtbaren Boden alle Ausstreuungen und Verdächtigungen gefallen sind. Damit aber der Zirkel sich noch fester schließe, die unveränderte Unanfechtbarkeit des Friedensbündnisses der europäischen Zentralmächte noch deutlicher zur Erscheinung gelange, darf auf der Grundlage einwandfreier Informationen versichert werden, daß Deutschlands maßgebende Kreise bei der Verwirklichung der Ministerbegegnung in Venedig in bemerkenswerter Weise tätig gewesen sind.

Sehr mit Unrecht würde man dem kurzen Aufenthalte des deutschen Kaisers in Tanger eine der Aufrechterhaltung des Friedens entgegengesetzte Tendenz zuschreiben. Wohl aber darf die symbolische Tragweite dieses Besuches nicht bestritten werden, durch die bekundet werden sollte, daß Deutschland unter allen Umständen gewillt ist, seine wirtschaftlichen Interessen in Marokko aufrechtzuerhalten. Inzwischen ist die marokkanische Frage in eine neue Phase getreten, nachdem der deutsche Gesandte Graf von Tattenbach als Chef einer außerordentlichen Mission, der auch drei höhere Offiziere angehören, sich von Tanger nach Fez begeben hat, wo auch der neue englische

Gesandte und der spanische Gesandte erwartet werden. Da der französische Gesandte Saint-René Taillandier sich bereits seit geraumer Zeit in Fez befindet, fügt es sich, daß der Sultan von Marokko in der Lage sein wird, in Konferenzen mit den diplomatischen Vertretern Frankreichs, Deutschlands, Großbritanniens und Spaniens denjenigen Meinungsaustausch herbeizuführen, der gerade von französischer Seite als inopportun bezeichnet wurde.

Als Frankreich seine besonderen Abkommen mit England und Spanien abschloß, übersah es eben, daß durch die Madrider Konferenz von 1880 den Signatarstaaten dieser marokkanischen Konvention das Recht der Meistbegünstigung eingeräumt worden ist. Weit entfernt, besondere politische oder wirtschaftliche Rechte zu beanspruchen, nimmt daher Deutschland die in jeder Hinsicht sturmfreie Position ein, für sich in demselben Maße wie für die übrigen Unterzeichner des gemeinsamen Abkommens von 1880 die Rechte als meistbegünstigte Nation geltendzumachen. Auf dem Wege der „friedlichen Durchdringung" könnte also Frankreich, gleichviel welche Vereinbarungen es mit England und Spanien getroffen hat, wohlerworbene Rechte Dritter nicht schädigen. Anderseits darf die deutsche Regierung gegenüber Frankreich sich auf den alten Rechtssatz berufen: Qui jure suo utitur, neminem laedit! Nur durch eine neue internationale Konvention, gleichviel ob diese durch eine Konferenz oder auf dem Wege des Austausches diplomatischer Noten erfolgt, könnte die im Jahre 1880 zu Madrid vollzogene in verbindlicher Weise abgeändert werden. Wie damals, müßte auch der Sultan von Marokko, dessen Souveränität und Unabhängigkeit selbst in dem französisch-englischen Abkommen nicht angefochten worden, seine Zustimmung geben. Die Vereinigten Staaten von Amerika wären ebenfalls befugt, da sie Handelsinteressen in Marokko haben, bei einer internationalen Vereinbarung mitzuwirken, was sicher im Sinne des Prinzips der „offenen Tür" behufs Wahrung der allgemeinen wirtschaftlichen Interessen geschehen würde. Wie sehr die Unionsregierung an der Auffassung hinsichtlich der Unabhängigkeit des Sultans von Marokko festhält, erhellt aus der Tatsache, daß das Konsulat in Tanger nach der Unterzeichnung des französisch-englischen Abkommens zum Range einer Gesandtschaft erhoben worden ist.

In Frankreich selbst hat sich die Überzeugung Bahn gebrochen, daß das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten einen Fehler beging, als nur mit den Mittelmeermächten in bezug auf Marokko Vereinbarungen getroffen wurden, während Deutschland ungeachtet seiner wirtschaftlichen Interessen ausgeschaltet blieb. In der Sitzung der Deputiertenkammer, in der Minister Delcassé wegen der marokkanischen Frage interpelliert wurde, äußerten sich Deputierte der verschiedensten Parteien in demselben Sinne, ja, es gewann den Anschein, als ob der Minister wegen seiner Unterlassungssünde gestürzt werden könnte, bis dann der Konseilpräsident Rouvier mit staatsmännischem Blick, ohne jedoch „die Vergangenheit" rechtfertigen zu wollen, die parlamentarische Situation rettete. Der Minister des Auswärtigen fühlte sich darauf veranlaßt, bei einer Soiree auf der deutschen Botschaft mit dem Fürsten Radolin die Initiative zu einer Unterhaltung über die marokkanische Frage zu ergreifen. Zugleich wurde der französische Botschafter in Berlin, Bihourd, beauftragt, im auswärtigen Amte des Deutschen Reiches die französische Anschauungsweise vorzutragen, ohne daß jedoch irgendwelche positive Vorschläge zur Regelung der Frage gemacht worden wären. Hieraus ergab sich die Notwendigkeit für direkte Verhandlungen zwischen Deutschland und dem Sultan von Marokko, mit denen Graf von Tattenbach in Fez betraut ist.

Hervorgehoben zu werden verdient, daß einer der besten Kenner und Beurteiler der französischen Kolonialpolitik, der Vicomte Robert de Caix, in einer der kompetentesten Zeitschriften für auswärtige Politik, den „Questions diplomatiques et coloniales", die Verantwortlichkeit Delcassés in keiner Weise abschwächt. Wohl haben Parteiführer wie Clémenceau und Jaurès das von Herrn Delcassé beliebte Ignoriersystem hinsichtlich Deutschlands ebenfalls verurteilt, nur konnte von andrer

Seite eingewendet werden, daß für diese Politiker auch Parteigegensätze in Betracht kamen. Robert de Cair läßt sich dagegen nur durch sachliche Erwägungen leiten, wenn er unter anderm über die offizielle Marokko-Politik schreibt: „Gewisse Tendenzen der Politik des Herrn Delcassé waren durchaus unverständlich. Seit seiner Berufung ins Ministerium, das heißt seit mehr als sieben Jahren, hatte dieser Minister als offenkundiges Ziel seiner Politik die Lösung der marokkanischen Frage gegeben. Dank den Ereignissen in Südafrika hätte er diese Politik mittelst eines Einvernehmens mit Deutschland verfolgen können. Er zog indessen einen andern Weg vor, um nach Fez zu gehen. Er wartete ab, führte geduldig die französisch-englische Annäherung herbei und suchte das Einvernehmen mit Italien. Im vorigen Jahre wurde dann das System der Vereinbarungen, die er hinsichtlich Marokko abschließen wollte, vollständig. Im Jahre 1900 hatte er mit Italien auf der Grundlage der französischen Verzichtleistung auf Tripolis verhandelt, im Jahre 1904 mit England hinsichtlich dessen, was man den ägyptisch-marokkanischen Parallelismus nennen könnte, und mit Spanien über Vorrechte in Marokko selbst. Die Lage war also ausgezeichnet: die marokkanische Tür war in bezug auf die Mächte geschlossen, die von vornherein als die am meisten unbequemen erscheinen mußten. Richtig ist, daß Deutschland übrig blieb; aber dieses Land hatte zu wiederholten Malen verkündet, daß es in Marokko nur wirtschaftliche Interessen habe. Diese Interessen sollten in keiner Weise durch unsre Aktion getroffen werden; sie sollten sogar einen Anreiz in der Ordnung finden, die eine französische Leitung in Marokko zu schaffen nicht verfehlen konnte. Jedermann war überzeugt, daß ein Einvernehmen mit der Berliner Regierung angestrebt und abgeschlossen werden würde. Es mußte um so mehr angestrebt werden, als a priori überhaupt die Annäherung an England und das von Herrn Delcassé geduldig aufgebaute System verschiedener Abkommen Deutschland nicht angenehm sein konnten."

Weiter führt Robert de Cair gegenüber der von Herrn Delcassé beobachteten Verhaltungslinie aus, daß ein Einvernehmen mit Deutschland, wenn es auch nicht die Grundlage der hinsichtlich Marokkos getroffenen Vereinbarungen war, doch offenbar ihre Ergänzung sein mußte. Mit aller Entschiedenheit wendet er sich gegen das von ihm als unbegreiflich bezeichnete Verhalten des französischen Ministeriums des Auswärtigen und betont, daß dieses durch sein hartnäckiges Stillschweigen gegenüber der deutschen Regierung „aus dem Einvernehmen mit England ein Werkzeug zu machen scheine, um Deutschland zu isolieren und ohne dieses wichtige internationale Fragen zu regeln" . Robert de Cair resümiert seine Auffassung dahin, daß unter allen Umständen mit Deutschland verhandelt werden mußte. Auch hält er dafür, daß jetzt noch ein ernster Versuch gemacht werden müsse, die Frage mit Deutschland zu regeln.

Im Hinblick auf die Darstellung, wonach auf die Mitteilungen des französischen Botschafters in Berlin keine Antwort erfolgt sei, muß gesagt werden, daß doch die Form dieser Mitteilungen maßgebend war. Wie zuverlässig verlautet, sind nun keinerlei bestimmte Vorschläge vom französischen Minister des Auswärtigen gemacht worden, die weiteren Verhandlungen hätten als Grundlage dienen können. Eine solche jedoch kann immer noch gefunden werden, sobald erst der Leiter der außerordentlichen Mission in Fez, Graf von Tattenbach, einen klaren Einblick in die Situation gewonnen hat. Deutschland wird auch dann nicht besondere Vorrechte beanspruchen. Anderseits wird man sich in den maßgebenden Kreisen Frankreichs nicht der Annahme verschließen, daß eine allgemein befriedigende Lösung der marokkanischen Frage um so mehr geboten ist, als es auch auf die allgemeine Politik nicht ohne Nachwirkung bleiben könnte, wenn zwischen Deutschland und Frankreich eine dauernde Verstimmung zurückbleiben sollte. Deutschland hält daran fest, daß der französischen Kolonialpolitik nicht die geringsten Schwierigkeiten bereitet werden dürfen, wie Fürst Bismarck stets nach diesem Grundsatze gehandelt hat. Ja, es fehlt sogar nicht an französischen Äußerungen, wonach die deutsche Regierung sich

bei ihrem freundlichen Verhalten hinsichtlich der Kolonialpolitik Frankreichs durch die Erwägung leiten lassen sollte, dieses in Europa von andern Zielen abzulenken. So viel ist sicher, daß gegen das Vordringen französischer Expeditionstruppen in der Richtung der Tuat-Oasen nicht das geringste eingewendet werden konnte, Frankreich auch in Zukunft alle zum Schutze seines nordafrikanischen Besitzes notwendigen Schritte zu tun in der Lage sein wird. Für Deutschland kommt vielmehr lediglich die Wahrung der eigenen wirtschaftlichen Interessen in Betracht.

Wie die marokkanische Frage, wurde diejenige hinsichtlich des Verhaltens Frankreichs gegenüber der russischen Flotte in den indo-chinesischen Gewässern lebhaft erörtert. Als das baltische Geschwader sich noch in den Gewässern Madagaskars befand, erhoben japanische Blätter bereits den Vorwurf, daß die Neutralität nicht in vollem Maße gewahrt werde. Seitdem die russischen Kriegsschiffe sich in den indo-chinesischen Gewässern befinden, werden diese Beschwerden immer lebhafter und allgemeiner. Der japanische Gesandte in Paris, Motono, hat denn auch Veranlassung genommen, im französischen Ministerium des Auswärtigen sich über diese Vorgänge zu unterhalten. Ein in der Schlacht von Mukden in japanische Kriegsgefangenschaft geratener französischer Kriegskorrespondent, Ludovic Naudeau, telegraphierte dem Pariser „Journal", daß die Gereiztheit gegen Frankreich in Japan stetig wachse, solange die russische Flotte sich in den indo-chinesischen Gewässern aufhalte, von einer Bucht zur andern fahre, bald hier, bald dort eine Unterkunft suche und sich mit Proviant versehe. Unzweifelhaft ist die französische Regierung auch durch ihren offiziellen diplomatischen Vertreter in Tokio von der Stärke der nationalen Empfindlichkeiten der japanischen Bevölkerung und den möglichen Folgen in Kenntnis gesetzt worden. In Frankreich können diese Anregungen um so weniger ihre Wirkung verfehlen, als die bisher bereits erzielten Erfolge Japans wohl geeignet erscheinen müssen, lebhafte Besorgnisse hinsichtlich der Zukunft Indo-Chinas zu erregen. Die öffentliche Meinung Frankreichs hat bereits die von Japan in einer mehr oder minder nahen Zukunft drohenden Gefahren erkannt. Auch der japanische Gesandte in London, Hajashi, hat sich über den Aufenthalt der baltischen Flotte in den französischen Gewässern vernehmen lassen, indem er die Lage als eine sehr schwierige bezeichnete, ohne daß sie jedoch als kritisch angesehen werden dürfe, solange die französische Regierung gewillt sei, strenge Neutralität aufrechtzuerhalten; er nimmt an, daß sie einen Weg finden werde, die öffentliche Beunruhigung in Japan zu beseitigen und die Möglichkeit einer Ausdehnung der Kriegssphäre ganz außer Frage zu stellen.

Beinahe könnte man in diesen Ausführungen eine versteckte Drohung gegen Frankreich erblicken. Soll damit gemeint sein, daß für Großbritannien der casus foederis eintreten werde, sobald Frankreich durch Verletzung der Neutralitätsvorschriften sich auf Seite Rußlands stellt und also das englisch-japanische Bündnis auf den Plan ruft? Der dem französischen Ministerium des Auswärtigen nahestehende „Temps" veröffentlicht indessen am 9. Mai einen Leitartikel: „La Neutralité et le gouvernement français", in dem er ausführt, daß Inselreiche wie Großbritannien und Japan, die über zahlreiche Operationsbasen verfügen, wo sie sich stets von neuem verproviantieren können, sich zu andern Anschauungen über die Bestimmungen der Neutralität bekennen wie die Kontinentalmächte. Diese, die in der Ferne über weniger Stützpunkte verfügen, würden im Falle des Konflikts mit einem Inselreiche in einem Zustande der Unterlegenheit sein, wenn sie die Vorschriften akzeptieren wollten, die dieses Inselreich ihnen aufzuerlegen den Anspruch erhebt. Das „Journal de St. Pétersbourg" gibt unter der Überschrift: „La France a-t-elle violé le principe de la neutralité?" eine Zuschrift der russischen Autorität auf völkerrechtlichem Gebiete Martens wieder, der seine Ansicht wie folgt zusammenfaßt: „Niemand hat die Tatsache der Verletzung der Neutralität durch Frankreich zugunsten des russischen Geschwaders bewiesen, und niemand, Japan noch weniger als die andern Mächte, ist berufen, über die Neutralität in den französischen Territorialgewässern zu wachen.

Dieses Recht und diese Pflicht gebühren ausschließlich und ungeteilt der französischen Regierung.

Offenbar spiegelt sich in den japanischen und englischen Kundgebungen hinsichtlich der Beobachtung der Neutralitätsvorschriften die Besorgnis wider, es könnte den vereinigten russischen Geschwadern unter dem Oberbefehle des Admirals Roschdjestwensky doch gelingen, einen Wandel in der Kriegslage im äußersten Orient herbeizuführen. An der Tapferkeit der russischen Streitkräfte zur See kann sicherlich nicht gezweifelt werden. Ebenso verdient die Energie, mit der die russischen Geschwader von den baltischen Gewässern bis in die chinesischen geführt und dann vereinigt worden sind, die Anerkennung aller Sachverständigen. Gelänge es daher dem russischen Oberbefehlshaber zur See, mit seinen Panzern über die Japaner zu siegen, so würde das gesamte Kriegsbild unverzüglich ein wesentlich verändertes Aussehen erhalten. Nicht nur der russische Kriegshafen Wladiwostok könnte dann entsetzt werden, sondern das japanische Landheer in der Mandschurei wäre von seiner Rückzugslinie abgeschnitten, sobald dem Admiral Roschdjestwensky die Lösung der ungemein schwierigen Aufgabe gelänge, durch eine siegreiche Seeschlacht das Übergewicht zur See zu erringen.

Daß Rußland, gleichviel wie der Ausgang des blutigen Ringens im fernen Osten sich gestalten möge, seine Weltmachtstellung einbüßen könne, steht ganz außer Frage. Als ein erfreuliches Symptom für die Entschließung des Zaren, bedeutsame Reformen im Innern herbeizuführen, darf der kaiserliche Erlaß hinsichtlich einer weitgehenden Toleranz in Glaubenssachen angesehen werden. Der Übertritt von der orthodoxen Kirche zu einem andern Religionsbekenntnis ist in Zukunft gestattet; Altgläubige, Sektierer und Stundisten sollen keinen Beschränkungen mehr unterliegen. Man überschätzt die hohe Bedeutung dieses Erlasses nicht, wenn man ihn mit der Reform, durch die die Leibeigenschaft aufgehoben wurde, in Parallele stellt. Ein schwerer geistiger Druck lag bisher auf den Gewissen, der nun durch die hochherzige Entschließung des Kaisers Nikolaus II. beseitigt wird. Den Altgläubigen und Sektierern wird auch die Errichtung von Schulen gestattet, wo eine bedeutende altgläubige oder Sektierer-Bevölkerung vorhanden ist. Ebenso wird das Verbot der Drucklegung und der Einführung altgläubiger religiöser Bücher aufgehoben. Zugleich wird der Verweser des Justizministeriums beauftragt, rechtzeitige Maßnahmen zu treffen behufs Erleichterung des Schicksals der wegen Vergehen gegen die Religion verurteilten Personen, deren Strafe gemildert oder ganz aufgehoben werden soll. In bezug auf die Konfessionen Andersgläubiger hat das Ministerkomitee beschlossen, die bestehenden Beschränkungen aufzuheben. Auch soll der Religionsunterricht Andersgläubiger in allen Lehranstalten in der Muttersprache erfolgen. Im westlichen Europa wird man kaum den rechten Maßstab für die Größe dieser Reform haben, durch die mit einem Male zwölf Millionen auf religiösem Gebiete bisher so gut wie rechtlosen Untertanen die langersehnte Gewissensfreiheit gegeben wird; und es ist ein günstiges Zeichen, daß in einem Reiche, wo, wie in Rußland, die Kirche eine präponderierende Macht, gerade mit dieser Freiheit begonnen worden ist. Möge durch die übrigen in Aussicht gestellten Reformen derselbe freie Zug wehen!

Literarische Rundschau.

Paul Heyses italienische Dichter.

Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Band V: Lyriker und Volksgesang. Deutsch von Paul Heyse. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1905.

Gleich seinen Vorgängern enthält dieser fünfte Band Übersetzungen, die durch die vollendete Wiedergabe der Form und des Inhalts der übertragenen Dichtungen den des Italienischen Unkundigen die Originale ersetzen, aber auch den Freunden des idioma gentile — und ihre Zahl ist gottlob in Deutschland nicht gering — einen hohen Genuß bereiten. Denn die Meisterschaft, mit der Paul Heyse die Schwierigkeiten seiner Aufgabe gleichsam spielend überwindet, kann nur der voll würdigen, der aus eigener Erfahrung weiß, wie leicht sich die intimen Reize dieser scheinbar so gefällig entgegenkommenden Sprache der Erfassung entziehen und welch spröden Widerstand diese flüssigen, wohlklingenden Rhythmen gegen ihre Verdeutschung zu leisten vermögen. Jeder Blick in diesen Band zeigt, daß Paul Heyse von seiner Übersetzungskunst nichts eingebüßt hat, und daß er seines Amtes, den Deutschen die zeitgenössische Dichtung Italiens zugänglich zu machen, nach wie vor mit unverminderter Virtuosität und mit jugendfrischer Begeisterung waltet. Wir können daher nur hoffen und wünschen, daß ihn die Götter nicht beim Wort nehmen, wenn er den fünften Band seiner Übertragungen als den letzten bezeichnet, und daß die etwas melancholische Anwandlung, mit der er im Vorwort über die Zurückhaltung seiner Landsleute gegenüber der italienischen Literatur klagt, seinem verdienstlichen Wirken keinen Eintrag tun möge.

Der erste Abschnitt bringt insofern eine Nachlese, als er die früheren Übertragungen aus älteren italienischen Lyrikern ergänzt und vervollständigt. Nach Inhalt und Umfang nehmen in diesem Abschnitt Nachdichtungen von Bellis römischen Sonetten die erste Stelle ein, für welche durch die von Luigi Morandi veranstaltete Gesamtausgabe des römischen Volksdichters eine unvergleichlich ergiebigere Quelle erschlossen worden ist. Während früher nur Auswahlen bekannt waren, liegt jetzt das Lebenswerk Bellis vor, das in mehr als 2000 Sonetten das päpstliche Rom bis zum Regierungsantritt Pio Nonos in scharfen Zügen widerspiegelt. Die Anwendung des Volksdialekts gibt der Satire Bellis das packendste Lokalkolorit und verleiht ihrem wuchtigen Ernst einen leisen humoristischen Beigeschmack, den Heyses Übersetzung trotz ihres Verzichts auf Nachahmung überaus geschickt durchfühlen läßt. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, das Folgende als Probe mitzuteilen:

Ja, Freundin, es gibt mancherlei Vergnügen:
Still sitzen am Kamin in Wintertagen,
Ternen gewinnen, nie ums Brot sich plagen,
In der Befsana schöne Sachen kriegen:

Mit der Regierung sich in Haaren liegen,
Dem Fiskus und dem Zoll ein Schnippchen schlagen,
Sein Gut mit Weibern durch die Gurgel jagen,
Nicht zittern vor der Höll' in letzten Zügen;

Beifall erhalten, ein Signore werden,
Prälat und Kardinal, ja, heil'ger Vater:
Das sind Plästere, welche nie veralten.

Doch herzerfreuender ist nichts auf Erden,
Als wenn man Mutter ist und im Theater
Für seiner Tochter Schwester wird gehalten.

Den bei weitem größten Teil des Bandes nehmen indes Nachdichtungen von Lyrikern ein, die erst in den letzten Jahrzehnten aufgetaucht sind: die Dichter und Dichterinnen, die jetzt auf dem italienischen Parnaß das Wort führen, werden in liebevollster und sorgfältigster Auswahl hier vorgeführt; eine Anthologie der modernsten italienischen Lyrik, die den überzeugenden Beweis erbringt, daß der alte goldene Baum, der seit Petrarca so vielen Geschlechtern geblüht hat, nicht müde wird, immer neue, frische Triebe hervorzubringen. „Verse zu machen," hat neulich ein hervorragender italienischer Kritiker bemerkt, „ist eine Krankheit, von der wir Italiener uns, wie es scheint, niemals kurieren lassen werden . . ."

Mit Vergnügen werden die Leser in dieser Heerschau manchen Poeten begrüßen, der ihnen durch Paul Heyse schon früher vorgestellt worden ist, darunter die drei Dichterinnen, deren Gesänge auch in Deutschland ungewöhnlich reichen Beifall erlangt haben: Ada Negri, Annie Vivanti und Vittoria Aganoor. Auch aus den Gedichten von Giosuè Carducci wird uns eine hocherfreuliche Auswahl von herrlichen Nachdichtungen beschert; Oden und Distichen, die auch in ihrem deutschen Gewande dartun, daß der greise Poeta laureatus des modernen Italiens ins gewohnte Saitenspiel noch immer mit Kraft und Anmut einzugreifen weiß. Die schöne Ode auf Sirmione, das schon Catull als die Perle aller Inseln und Halbinseln besungen hat, ist wohl zugleich ein Zoll der Dankbarkeit, den Paul Heyse, seit Jahrzehnten ein ständiger Gast Gardones, den lieblichen Gestaden des Gardasees widmet.

Paul Heyse hat im Vorwort darauf verwiesen, daß seine Absicht nicht auf Vollständigkeit der Wiedergabe gerichtet ist, und daß Leser, die mit der modernen Literatur Italiens vertraut sind, hier manchen Namen von gutem Klange vermissen oder unzulänglich vertreten finden werden. Ohne ihm das Recht seiner Wahl zu bestreiten, und ohne den Dank zu verkürzen, den wir ihm schulden und gern darbringen, möchten wir doch für künftige Übertragungen einen oder den andern italienischen Lyriker nennen, dessen Gedichten wir eine Einführung bei uns durch Paul Heyses Hand wünschen. So Giovanni Pascoli, in dessen Liedern manche Italiener den intimsten Herzschlag ihrer Volksseele zu erkennen meinen. Ferner Arturo Graf, dessen klassische und moderne Gesänge vielfach neben denen Carduccis genannt werden, und der in diesem wie in dem früheren Bande nur wenig zu Wort gelassen wird. Mehr vernehmen möchte man auch gern von Giovanni Marradi, gern Severino Ferraris Sonett auf den Lido durch Heyse verdeutscht sehen. Endlich gestatten wir uns dem Übersetzer manches aus Gabriele d'Annunzios römischen Elegien zu empfehlen, weil wir von dem Vielgenannten und Vielgepriesenen nirgends so schlichte und herzliche Töne vernommen haben als in diesen fein empfundenen kleinen Dichtungen. Wäre bei den Unzähligen, die aus Deutschland jahraus jahrein über die Alpen nach Italien ziehen, die Gleichgültigkeit gegen die nähere Kenntnis des italienischen Volkscharakters wirklich so groß, wie ihnen von Paul Heyse vorgehalten wird, so würde es um so mehr Pflicht sein, diesem Mangel durch immer neuen Hinweis auf die Stimme des italienischen Volkes in seiner jüngsten Dichtung abzuhelfen. Unser gefeierter Poet, der in diesem Frühjahr das fünfundsiebzigste Jahr vollendet hat, ist so jung geblieben, daß wir getrost die Fortsetzung seiner Übertragungen von ihm erbitten und erwarten dürfen.

Frascati, 22. April 1905. P. D. Fischer.

Isolde Kurz.

Neue Gedichte von Isolde Kurz. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1905.

Wenn man an die trefflichen Novellen von Isolde Kurz denkt und diese Sammlung ihrer neuen Gedichte liest, dann mag man sich wohl fragen: welche Sprache die ihr gemäßere sei, die der Prosa oder die des Verses? Eine Dichterin, die sich den besten anreiht, ist sie in beiden Gattungen der schönen Literatur, von großer Originalität und mit allen Eigenschaften einer starken Persönlichkeit. Dennoch will uns scheinen, als ob das Tiefste, was ihre Seele birgt, mit einer Entschlossenheit, möchten wir sagen, einer Kraft des Ausdrucks und einer vollendeten Form in ihrer Lyrik zutage tritt, die dieser einen ganz besonderen und vorzüglichen Reiz verleihen. Das Individuelle, das in der objektiven Erzählung doch immer nur latent vorhanden sein kann, offenbart sich hier in all seinen mannigfaltig charakteristischen Zügen, dem ganzen Reichtum angeborener Gaben. Der Grundton der wechselnden Stimmungen ist ein solcher, wie er dem ernsten oder ernst gewordenen Geiste aus der Betrachtung irdischer Dinge sich ergibt. Aber daneben welche Heiterkeit des Gemüts, welche Innigkeit des Gefühls, welcher Frohsinn hier und da, vor allem welcher Humor!

„Denn des Lebens Gehalt zeigt sich dem Lachenden nur,"

heißt es in der Epistel an einen Freund, dem die Dichterin Claude Tilliers köstlichen „Onkel Benjamin" sendet. Distichen von klassischer Reinheit sind es, in denen sie den Schelm, den Posthumus der Phantasie preist, der uns das, der antiken Welt unbekannte Lachen gelehrt und, da die Leier Homers verstummt ist, die Götter gestorben sind, zum Trost den manchanischen Ritter, den Dickwanst Falstaff, den Simplizissimus und Gargantua geschenkt hat. Es ist erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit, wie zwanglos die Dichterin auch in den kürzesten Verszeilen (z. B. „Das Lämpchen", S. 22, „Der mir begegnet", S. 28 und „Trostlos", S. 88) den Reim beherrscht; mit welcher Geschmeidigkeit sie sich solchen Reimverschlingungen, wie z. B. im „Bacchuslied des Lorenzo Magnifico" anschmiegt. Doch ist es mehr als bloße Formgewandtheit, wenn ihr das strenge Metrum der alkäischen Strophe gelingt — „O scheltet nicht den sonnigen Genius" (S. 75) — oder eine „Variante zum Anakreon" (S. 50) klingt, als ob der ionische Sänger selber sie gedichtet. Aber wenngleich dieser äußeren Zeichen einer fundamentalen klassischen Bildung im Verhältnis nur wenige sind, und wenn wir es aus ihrer und ihres Vaters Lebensgeschichte nicht wüßten: dieser ganze Band würde zeigen, wie frühe schon und wie tief Isolde Kurz aus dem kastalischen Quell geschöpft hat; wie „die ewig jungen Hellenen" ihr „die Bleibenden" sind (S. 17). Auch die modernsten ihrer Gesänge verleugnen nirgends das feine Empfinden für die Schönheit, das unter dem Himmel Italiens, an den Ufern des Arno zur vollen Blüte kam; das sie auch in den leidenschaftlichsten Strophen davor bewahrt, das Maß zu überschreiten. Man möchte ihre Kunst der Diktion mit derjenigen der Farbengebung Böcklins vergleichen; der Hymnus, den sie dem herrlich Vollendeten widmet (S. 74), zaubert uns des Meisters Toteninsel vor die Seele. Die Leser dieser Zeitschrift, denen der Verfasserin „Agli Allori" noch in Erinnerung, werden auch wissen, wem das Gedicht „An K. St." (S. 76) geweiht ist:

Du Flüchtling, schlummre in des Lorbeers Hut,
Wo Donatello, wo Cellini ruht,
Aus brüderlichem Staub sind diese Schollen.
Die Muse weint. Was kannst du weiter wollen?

Vielfach ist unsre Dichterin vom Schicksal geprüft worden, und viele sind der Teuren, die sie verloren und beweint hat; aber „im Zeichen des Steinbocks" geboren, wie sie es uns in dem Gedicht (S. 105) gar anmutig erzählt, wendet ihr

Blick sich immer wieder der Sonne zu, deren freundliche Strahlen auch das trauernde Herz erwärmen, und in die Klage um die Toten mischen sich der ermunternde Zuruf des neuen Tages, die Stimmen fröhlicher Kinder, die Nachklänge mediceischer Herrlichkeit, und „das uralt ewige Sehnsuchtslied", das der Dichterin eigenstes ist und ihr das goldene Märchenreich erschließt.

Ergreifend vor allem sind die „Edgar" überschriebenen Gedichte (S. 163—167); nicht wenige von denen, die Florenz besucht, haben ihn gekannt, den Dr. Edgar Kurz, den schönen Mann mit den strahlenden blauen Augen, den ausgezeichneten Arzt, der ihnen Beistand und Hilfe geleistet hat. In der Vollkraft seines Mannesalters ist er im Sommer 1894 jählings dahingerafft worden, so wie er selbst es sich gewünscht:

Das einst so hell gebrannt, das schöne Licht,
Nicht langsam soll's verglimmen und verglühen,
Langsam versiegen soll mein Leben nicht,
Möcht ihm ein schönes, rasches Ende blühen . . .

Daß auch Edgar Kurz ein Dichter gewesen, und zwar weit über das Durchschnittsmaß hinaus, haben wir erst nach seinem Tode erfahren; ja, sich selber, wie die Schwester sagt, war er es nur in seinen stillsten Stunden. „Erst wenn der Tag mit all seinen Forderungen verrauscht war, dann stieg er in das Bad der Poesie, verwandelte und verjüngte sich. Dann erzählte er sich selbst sein inneres Leben;" und diese fortlaufenden Selbstbekenntnisse, die die poetische Begleitung vornehmlich seiner jüngeren Jahre bilden, liegen uns nun in einer Auswahl vor:

Gedichte von Edgar Kurz. Herausgegeben und mit einem biographischen Vorwort versehen von Isolde Kurz. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1904.

Ein inniges geschwisterliches Verhältnis bestand zwischen den beiden; beide tiefe Naturen, die frühe schon eins im andern den verstehenden Gefährten suchten: „er, der Jüngling, der viel Illusionsfähigere, der darum auch um so mehr Enttäuschungen erfuhr, sie in ihrem Phantasieland wie hinter einer Waberlohe eingeschlossen." So charakterisiert Isolde sich und den Bruder in dem ausgeführten Lebensbild, das sie mit liebender Hand von ihm entwirft. („Süddeutsche Monatshefte", September 1904, S. 782 ff.) Er war es, der aus der Heimat der Familie voranging nach Florenz, ehe diese für immer ihm dahin folgte. Dort, inmitten aller Lieblichkeit der Arnostadt, ergreift ihn Heimweh nach dem Schwabenlande. Dort, einsam in der Fremde, gedenkt er der edlen Frau, die ihn geboren und, die Gedichte seines Vaters lesend, ruft er aus: „Wohl mir, daß es mir ward, einer der deinen zu sein!" Nicht die verführerische Welt der Renaissance singt er: sein Sinn wendet sich dem strengen Norden zu, den Gottheiten und Riesen der Edda; wie er den Landsknechtston erstaunlich gut trifft, sind es auch deutsche Volksweisen, in denen er das toskanische Volkslied meisterhaft wiedergibt, und wo er das phantastische Gebiet betritt, ist es nicht der Mittagszauber des Südens, der ihn gefangen hält, es sind „Gespensterlieder", in denen er mit einer Art übermütigen Humors die Toten an den Lebendigen Kritik üben läßt. — Spärlicher, je mehr die Pflichten seines Berufes ihn in Anspruch nahmen und er der am meisten gesuchte Arzt der Reichen und der Armen in Florenz ward, waren die poetischen Nebenstunden ihm vergönnt, aber sie versagten nie ganz, und auf dem Totenbette hat er sein Letztes gedichtet, anklingend an die sechzehnte der Epoden des Horaz:

Nos manet Oceanus circumvagus : arva, beata
petamus arva, divites et insulas —

Wollet uns Suchende hin zur friedlichen Insel geleiten,
Geküßt vom Himmel und überströmt von blauer Flut.

J. R.

ρ. **Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin** in den Verwaltungsjahren 1895 bis 1900. Mit Abbildungen, graphischen Darstellungen und einer Karte. Dritter Teil. Berlin, Carl Heymanns Verlag. 1905.

Eines der interessantesten Kapitel im vorliegenden Schlußbande des den genannten Zeitraum umfassenden Berichtes bildet dasjenige, in dem das Armenwesen behandelt wird. Wir erfahren daraus, daß die Kosten dieses Zweiges der Gemeindeverwaltung in den fünf Jahren der Berichtsperiode von rund 14 Millionen auf rund 18 Millionen, d. h. um etwas über 27%, gestiegen sind, während die Bevölkerung in dieser Zeit nur um etwas über 12% gewachsen ist. Wir verstehen daher sehr wohl, daß trotz des Wohltätigkeitssinns der Berliner, der sich in einem Stiftungsvermögen von über 44½ Mill. Mark ausdrückt, die vorhandenen Mittel bei weitem nicht dem vorhandenen Bedürfnis entsprechen. Wenn wir die Liste der der Stadt und ihren verschiedenen Instituten zugefallenen Vermächtnisse nur der letzten fünf Jahre durchsehen, so finden wir darin mehrfach Summen, die die Höhe von mehr als 700000 Mark erreichen, und eine ganze Anzahl solcher, die sich in den Beträgen von 10000—100000 bewegen. Aber, sagt der Bericht, der Bedürftige, der sich, wenn er von so großen Summen hört, um Unterstützung bewirbt, vergißt, daß ein Kapital von über 10000 Mark dazu gehört, um nur einem einzigen Bittsteller 30 Mark monatlich zu gewähren, und daß Tausende wie er darauf warten! Man erhält einen Begriff von den Anforderungen, die das zunehmende Elend der Großstadt an ihre Verwaltung stellt, wenn man liest, daß das städtische Obdach für obdachlose Familien in einer einzigen Nacht, bei einem normalen Bestande von 2—400 Personen, deren 1365 beherbergte und die Zahl der in dem Obdach für nächtlich Obdachlose in einer Winternacht Aufgenommenen gar 2794 betrug. Der Gemeindefriedhof für Friedrichsfelde, der zunächst ein Armenfriedhof ist, aber, weil er konfessionslos ist, auch vielfach anderweit benutzt wird, hat sich in einen wohlgepflegten Garten verwandelt, in dem neben den schmuck- und namenlosen Gräbern doch auch schon manch würdiges Denkmal und eine Urnenhalle der durch Feuer Bestatteten sich erhebt. Aber auch hier hat die Stadt noch einen Zuschuß von fast einer halben Million zu leisten. Wir beschränken uns auf diese wenigen Ausführungen über ein Werk, das auf jeder Seite Wissenswertes enthält und, wenn es unsrer Verwaltung ein beredtes Zeugnis ausstellt, zugleich ein großartiges Bild städtischen Lebens gewährt, in dem neben den tiefen Schatten die glänzenden Seiten sich um so mehr abheben.

ρ. **Hessisches Trachtenbuch.** Von Ferdinand Justi. Mit 32 Blättern in Farbendruck, einer Karte und 6 in den Text gedruckten Abbildungen. Vierte (Schluß-) Lieferung. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 1905.

Mit Genugtuung begrüßen wir den Abschluß eines Werkes, dessen Anfänge in dieser Zeitschrift eingehend gewürdigt worden und dessen Fortschreiten wir mit großem Interesse gefolgt sind. Der um seine Wissenschaft wohlverdiente Verfasser, Professor für vergleichende Grammatik an der Marburger Universität, hat hier ein Gebiet betreten, das der Sprachforschung scheinbar fernliegt, aber dennoch in den Benennungen der Kleidungsstücke, der häuslichen Utensilien und Gerätschaften die merkwürdigsten etymologischen Vergleichspunkte ergibt. Indessen, der vorzügliche Wert dieser Publikation liegt in den Trachtenbildern selbst, die Professor Justi, der bekannten Marburger Gelehrtenfamilie angehörig, in den heimatlichen Dörfern nach den Originalen aufgenommen hat, und die hier in trefflich gelungenen Farbendrucken wiedergegeben sind. Doch nicht nur die Trachten, auch ihre Träger und Trägerinnen lernen wir aus diesen Blättern kennen: nach dem Leben gezeichnet, erscheinen sie zugleich in ihrer natürlichen Umgebung, der Bauernstube, der Dorfstraße, dem Garten, dem Feld, auf dem Kirchgang, so daß wir dem Verfasser auch für das, was er künstlerisch geleistet hat, Anerkennung schulden. Die Mannigfaltigkeit dessen, was sich in dieser Lahngegend an Gegenständen des täglichen Gebrauchs und des Schmucks aus längst vergangenen Tagen erhalten hat, ist erstaunlich; aber wer weiß, wie lange es noch dem nivellierenden Einfluß der Zeit widerstehen wird! Hier ist es für alle Zukunft in Bildern bewahrt, deren jedes die liebevolle Hand und die subtile Kenntnis des Verfassers bekundet. Sehr nützlich erweist sich eine dieser Schlußlieferung beigefügte Übersichtskarte, in der die Trachtgrenzen geographisch bezeichnet sind.

γ. **Bunte Briefe aus Amerika.** Von Eugen Zabel. Berlin, Georg Stilke. 1905.

„Bunte Briefe" heißen diese Aufzeichnungen, weil sie in der Tat allerlei Bilder, vom Lloyddampfer „Kaiser Wilhelm II." an bis zu dem New Yorker Leben, dem Präsidenten Roosevelt, der Ausstellung in St. Louis, dem Deutschtum in Amerika und sogar ein Stück Literaturgeschichte — Heine in Amerika — dem Leser vorführen, alles in frischer, unmittelbarer Beobachtung und Wiedergabe. Von besonderem Interesse sind die Charakteristiken Roosevelts S. 103 ff. und Karl Schurz' S. 271 ff.; der Präsident erscheint als die stärkste, eigenartigste und wohltuendste Verkörperung des amerikanischen Geistes, Schurz als ein lebendiger Beweis dafür, mit welcher Beweglichkeit, Ausdauer und Tiefe sich das Deutschtum fremden Verhältnissen anzupassen und sie geistig zu beherrschen versteht. Unser Botschafter, Speck von Sternburg, der in unsrer Presse nicht immer freundlich behandelt wird, ist nach Roosevelts Ansicht (S. 109) ein kluger und taktvoller Vermittler zwischen Amerika und Deutschland, auf den unsre Nation stolz sein dürfe.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Angyal. — Geschichte der politischen Beziehungen Siebenbürgens zu England. Von David Angyal. Aus dem Ungarischen. Budapest, Friedrich Kilians Nachf. 1905.

Annales du Musée Guimet. — Bibliothèque d'études, tome dix-septième. Le Népal. Par Sylvain Lévy. Volume I. Paris, Ernest Leroux. 1905.

Bär. — Charlotte von Lengefeld als Freundin und Braut Schillers. Von Adolf Bär. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. 1905.

Barabás. — Makrays Liedertrilogie. Von Abel von Barabás. Mit Einleitung herausgegeben von Karl Schreiber. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1905.

Baum. — Sput. Roman von Peter Baum. Berlin, „Konkordia", Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock). 1905.

Baumann. — Waldspuk. Von Rudolf Baumann. Zürich, Schulthess & Co. 1905.

Behlen. — Friedrich Schiller. Zum hundertsten Todestage. Von H. Behlen-Marbach. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Bellermann. — Schillers Dramen. Beiträge zu ihrem Verständnis. Von Ludwig Bellermann. Dritter Teil. Dritte Auflage. Berlin, Weidmann. 1905.

Berlin. — Bericht über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin in den Verwaltungsjahren 1895—1900. Mit Abbildungen, graphischen Darstellungen und einer Karte. Dritter Teil. Berlin, Carl Heymanns Verlag. 1905.

Berolzheimer. — System der Rechts- und Wirtschaftsphilosophie. Von Fritz Berolzheimer. Zweiter Band. München, C. H. Beck. 1905.

Berthold. — Die Bilder des Meister Elz. Ein Sommernachtstraum. Novelle von Konrad Berthold. Jena, Hermann Costenoble. 1905.

Bibliothek Schülerversetzung. Hilfsbücher. Nr I. Rechnen. — Nr. II. Französisch I. Von H. Juschtag. Berlin-Schöneberg, „Mentor"-Verlag.

Braunschweiger Dichterbuch vom Jahre 1905. Herausgegeben von Walther Schottelius. Braunschweig, George Westermann. 1905.

Bré. — Ecce mater! (Siehe eine Mutter!) Roman von Ruth Bré. Leipzig, Felix Dietrich. 1905.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Mit Einführung von Houston Stewart Chamberlain. Zwei Bände. Jena, Eugen Diederichs. 1905.

Bunte Blätter. — Künstler-Steinzeichnungen aus dem Künstlerbund Karlsruhe. Schiller-Bildnis von Karl Bauer. Leipzig, B. G. Teubner.

Cathrein-Gallovich. — A nöi kérdés. Irta Cathrein. Forditotta Gallovich. Sajat Kiadás. Kaphato a forditónal.

Courtney. — A register of national bibliography. By William Frideaux Courtney. Two volumes. London, Constable & Co. 1905.

Dehio. — Denkmalschutz und Denkmalpflege im neunzehnten Jahrhundert. Von Georg Gotifried Dehio. Strafsburg, J. H. Ed. Heitz. 1905.

Dhaleine. — N. Hawthorne. Sa vie et son œuvre. Par L. Dhaleine. Paris, Hachette & Cie. 1905.

Dreyer. — Karl Stieler, der bayerische Hochlandsdichter. Von A. Dreyer. Mit einem Bildnis des Dichters, einer Bibliographie seiner Schriften, sowie einigen bisher ungedruckten Gedichten und Briefen Karl Stielers. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1905.

Eckhel. — Im Karst. Das Tagebuch einer Dorfschullehrerin. Von Anna Hilaria von Eckhel. Dresden, E. Pierson. 1904.

Eisler. — Allgemeine Kulturgeschichte. Dritte Auflage, vollständig neu bearbeitet von Rudolf Eisler. Leipzig, J. J. Weber. 1905.

Eisler. — Deutsche Kulturgeschichte. Von Rudolf Eisler. Leipzig, J. J. Weber. 1905.

Erzieher zu deutscher Bildung. — Dritter Band. J. Gottlieb Fichte. Ein Evangelium der Freiheit. Herausgegeben und eingeleitet von Max Riels. Mit Porträt. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs. 1905.

Erzieher zu deutscher Bildung. — Vierter Band. Friedrich Schiller. Ästhetische Erziehung. Ausgewählt und eingeleitet von Alexander von Gleichen-Rufswurm. Mit Porträt. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs. 1905.

Fabre. — Souvenirs entomologiques. Etudes sur l'instinct et les mœurs des insectes. Par J. H. Fabre. Avec illustrations. Paris, Ch. Delagrave. S. a.

Fabrice. — Die rote Spinne. Beichte eines Äther- und Morphiumsüchtigen. Von Delphi Fabrice. Berlin-Grosslichterfelde-Ost. P. Langenscheidt. O. J.

Festschrift zum hundertsten Todestage Schillers. — Schillers Reise nach Berlin im Jahre 1804. Herausgegeben im Auftrage des Vereins für die Geschichte Berlins von Albert Pick. Mit einem Vorwort von Georg Voß. Mit Abbildungen. Berlin, in Vertrieb bei E. S. Mittler & Sohn. 1905.

Fischer. — Hans Heinzlin. Erzählung von Wilhelm Fischer. München und Leipzig, Georg Müller. 1905.

Fischer. — Königin Hetabe. Trauerspiel in fünf Akten. Von Wilhelm Fischer. München und Leipzig, Georg Müller. 1905.

Fournier. — Napoleon I. Eine Biographie von August Fournier. — Zweiter Band. Zweite, umgearbeitete Auflage. Wien, F. Tempsky, und Leipzig, G. Freytag. 1905.

Francé. — Das Leben der Pflanze. Von R. H. Francé. Erste Abteilung: Das Pflanzenleben Deutschlands. Vollständig in 26 reich illustrierten Lieferungen. Lieferung 1. Stuttgart, Verlag des „Kosmos", Gesellschaft der Naturfreunde.

Frank. — Die Einsiedlerin. Roman von Ulrich Frank. Breslau, S. Schottlaender. 1905.

Friedensburg. — Die ersten Jesuiten in Deutschland. Von Walter Friedensburg. Halle a. d. S., Rudolf Haupt. 1905.

Froehlich. — Der Wille zur höheren Einheit. Von Joseph Anselm Froehlich. Heidelberg, Carl Winter. 1905.

Fuchs. — Tragödien von Georg Fuchs, Manfred. — Hyperion. München und Leipzig, Georg Müller. 1905.

Gebert. — Katholischer Glaube und die Entwicklung des Geisteslebens. Von Karl Gebert. München, Selbstverlag der Krausgesellschaft. 1905.

Glaser. — Ihr Leid und sie . . . Novellen und Skizzen von Marie von Glaser. Berlin, Gebrüder Paetel. 1905.

Gobineau. — Pages choisies. Par le comte de Gobineau. Précédés d'une étude sur le comte de Gobineau par Jacques Morland. Paris, Société du Mercure de France. 1905.

Goldschmidt. — Kants „Privatmeinungen" über das Jenseits und die Kant-Ausgabe der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften. Ein Protest von Ludwig Goldschmidt. Gotha, E. F. Thienemann. 1905.

Gomez-Carillo. — Allerhand Püppchen von hier und anderwärts. Von E. Gomez-Carillo. Bildschmuck von Widhopff. Berlin-Grosslichterfelde-Ost, P. Langenscheidt. O. J.

Gorky. — L'annonciateur de la tempête. Par Maxime Gorky. Traduit et précédé d'une étude sur Maxime Gorky, sa vie, son œuvre par E. Séménoff. Paris, Société du Mercure de France. 1905.

Hardt. — Im Zukunftsstaate. Roman von Hans Hardt. Berlin, Leipzig und Paris, Hüpeden & Merzyn. 1905.

Harnack. — Militia Christi. Die christliche Religion und der Soldatenstand in den ersten drei Jahrhunderten. Von Adolf Harnack. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1905.

Heilborn. — Ring und Stab. Zwei Erzählungen von Ernst Heilborn. Berlin, Gebrüder Paetel. 1905.

Heine. — Aus Suomiland. Erzählungen von Anselm Heine. Berlin, „Konkordia", Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock). 1905.

Heine. — Die Krüppel in der Schule. Von Otto Heine. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Heitmann. — Mißstimmungen im Lehrervereinsleben. Von Albert Heitmann. Bielefeld, A. Helmich.

Hermanny. — Der Zug des Todes. Von Max Hermanny. München, Georg Müller. 1905.

Hinnert. — Klärc. Trauerspiel in vier Akten. Von Otto Hinnert. Bonn, Carl Georgi. 1905.

Hobbes. — The fleete of Pan. A romance by John Oliver Hobbes. London, T. Fisher Unwin. 1905.

Hofe. — Moschus. Schauspiel in drei Akten. Von Ernst von Hofe. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1905.

Hohenlohe-Ingelfingen. — Aus meinem Leben. Aufzeichnungen des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen. Zweiter Band. 1866—1863. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1905.

Holzhausen. — Bonaparte, Byron und die Briten. Ein Kulturbild aus der Zeit des ersten Napoleon. Von Paul Holzhausen. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 1904.

Hopfner. — Brunellen. Ein Liederstrauß. Von Isidor Hopfner. Feldkirch, F. Unterberger. 1905.

Hoyer. — Zur Einführung in die Goethe-Literatur. Von Karl Hoyer. Gelsenkirchen, E. Kannengießer. 1904.

Huber. — Die Wolke. Eine Künstlerkomödie in fünf Akten. Von Rudolf Wilhelm Huber. Frauenfeld, Huber & Co. 1905.

[Jacobi.] — Xenien zu Schillers Todestag, 9. Mai 1905. Von Daniel Jacobi. Berlin, B. Behrs Verlag.

Janssen. — Der Sohn der Sterne. Tragödie in fünf Akten. Von Ferdinand Janssen. Berlin, Richard Schröder. 1905.

Janssen. — Kaiser Maximilian I. Von Max Janssen. Mit 80 Abbildungen. München, Kirchheim. 1905.

Joachimi. — Die Weltanschauung der deutschen Romantik. Von Marie Joachimi. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs. 1905.

Karpeles. — Literarisches Wanderbuch. Von Gustav Karpeles. Neue Folge. Slawische Wanderungen. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1905.

Katalog der Freiherrlich von Lipperheideschen Kostümbibliothek. — Mit Abbildungen. Lieferung 27/28. Berlin, Franz Lipperheide. 1905.

Katscher. — Mit-, nicht gegeneinander. Zeitgemäße und wichtige Hinweise für Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben v. Leopold Katscher. Dresden, Verlag der Albanusschen Buchdruckerei. 1905.

Keller. — Die Tempelherren und die Freimaurer. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte. Von Ludwig Keller. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1905.

Keller. — Die Geschichte meines Lebens. Von Helen Keller. Mit einem Vorwort von Felix Holländer. Deutsch von P. Seliger. Autorisiert. Stuttgart, Robert Lutz. 1904.

Kilian. — Dramaturgische Blätter. Von Eugen Kilian. München und Leipzig, Georg Müller. 1905.

Klaiber. — Die Schwaben in der Literatur der Gegenwart. Von Theodor Klaiber. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1905.

Klett. — Unsere Haustiere. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner und Tierfreunde herausgegeben von Richard Klett. Mit 13 farbigen Tafeln und 650 Abbildungen nach dem Leben. Erste Lieferung. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Konnecke. — Schiller. Eine Biographie in Bildern. Festschrift zur Erinnerung an die hundertste Wiederkehr seines Todestages am 9. Mai 1805. Von Gustav Könnecke. Mit 280 Abbildungen und einem Titelbilde. Marburg, N. G. Elwert. 1905.

„Kosmos", Handweiser für Naturfreunde. 2. Jahrgang, Heft 1. — Stuttgart, „Kosmos", Gesellschaft der Naturfreunde.

Kraemer. — Weltall und Menschheit. Herausgegeben von Hans Kraemer, in Verbindung mit hervorragenden Fachmännern. Bis zur 81. Lieferung. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Kraus. — Deutsche Geschichte im Ausgange des Mittelalters (1438—1519). Erster Band. Von Viktor von Kraus. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1905.

Krüger. — Eberhard von Rochow. Von Ernst Krüger. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Kuhn. — Zum Eingeborenenproblem in Deutsch-Südwestafrika. Ein Ruf an Deutschlands Frauen. Von Alexander Kuhn. Mit 25 Bildern. Berlin. Dietrich Reimer. 1905.

Kühnemann. — Schiller. Von Eugen Kühnemann. München, C. H. Beck. 1905.

Kunstschätze, Der. — Die Geschichte der Kunst in ihren Meisterwerken. Ein Buch der Erhebung und des Genusses. Mit erläuterndem Text von Dr. A. Kisa. Bis zur vierten Lieferung. Berlin und Stuttgart, Wilhelm Spemann.

Kuyper. — Reformation wider Revolution. Sechs Vorlesungen über den Calvinismus. Von Abraham Kuyper. Übersetzt von Martin Jaeger. Groß-Lichterfelde. „Reich Christi"-Verlag. 1904.

Laborde-Milaà. — Fontenelle. Par A. Laborde-Milaà. Paris, Hachette & Cie. 1905.

Langenscheidts Sachwörterbücher. — Land und Leute in Frankreich. Zusammengestellt von Césaire Villatte. Völlig neubearbeitet v. Richard Scherffig. Dritte Bearbeitung. Berlin-Schöneberg, Langenscheidt. O. J.

Lavisse. — Histoire de France depuis les origines jusqu'à la révolution. Tome sixième II. Henri IV et Louis XIII. Par Joan H. Mariéjol. Paris, Hachette & Cie. 1905.

Lehmann-Hohenberg. — Wiederum Jena! Weckruf an das deutsche Volk zum neuen Freiheitskampfe. Von Lehmann-Hohenberg. Bertin, Hermann Walther. 1905.

Lent. — St. Quirein in den Wiesen. Novelle von Gertrud Lent. Berlin, Gebrüder Paetel. 1905.

Lespagnol. — L'évolution de la terre et de l'homme. Par G. Lespagnol. Paris, Ch. Delagrave. S. a.

Leuß. — Wilhelm Freiherr von Hammerstein. 1881 bis 1895 Chefredakteur der „Kreuzzeitung". Auf Grund hinterlassener Briefe und Aufzeichnungen. Von Hans Leuß. Berlin, Hermann Walther. 1905.

Lie. — Der Konsul. Roman von Jonas Lie. Berlin, Richard Taendler. 1905.

Lignitz. — Zur Hygiene des Krieges. Nach den Erfahrungen der letzten großen Kriege. Von v. Lignitz. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1905.

Lohmann. — Lieder von Peter Lohmann. Leipzig, J. J. Weber. 1905.

Lucas. — In der Heimat Mirza-Schaffys. Kulturbilder aus dem Kaukasus. Von Stanislaus Lucas. Berlin, „Kontordia", Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Eybock). 1905.

Mauerhof. — Shakespeare-Probleme. Von Emil Mauerhof. Kempten und München, Joseph Kösel. 1905.

Meier-Graefe. — Der Fall Böcklin und die Lehre von den Einheiten. Von Alfred Julius Meier-Graefe. Stuttgart, Julius Hoffmann. 1905.

Mémoires du Comte Valentin Esterhazy. — Avec une introduction et des notes par Ernest Daudet. Ouvrage accompagné de trois gravures hors texte. Paris, Plon. 1905.

Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Begründet von Karl Kehrbach. Fünfzehnter Jahrgang, erstes Heft. Berlin, A. Hofmann & Co. 1905.

Moderner Cicerone. — Venedig. Von Max Semrau. Mit 137 Abbildungen und 1 Grundriss. Stuttgart, Berlin und Leipzig, Union. O. J.

Moulin. — Une année de politique extérieure. Par René Moulin. Preface de M. Jules Godin. Paris, Plon. 1905.

Müller. — Schiller-Büchlein für Schule und Haus. Von Ernst Müller. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 40 Abbildungen und zwei Handschriftfaksimiles. Leipzig, G. Freytag. Wien, F. Tempsky. 1905.

Müller. — Verarmt. Novelle von O. Müller. Berlin, Albert Goldschmidt. 1905.

Münzer. — Wunibald Deinert. Eine tragikomische Musikanten- und Kritikergeschichte. Von G. Münzer. Leipzig, Barthold Senff. 1905.

Museum, Das. — Eine Anleitung zum Genuss der Werke bildender Kunst. Von Wilhelm Spemann. Herausgegeben von Richard Graul und Richard Stettiner. Bis zur zweiten Lieferung des zehnten Jahrgangs. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Museumskunde. — Zeitschrift für Verwaltung und Technik öffentlicher und privater Sammlungen. Herausgegeben von Karl Koetschau. Erster Band, erstes Heft. Berlin, Georg Reimer. 1905.

Niemann. — Die Dialogliteratur der Reformationszeit nach ihrer Entstehung und Entwicklung. Eine literarhistorische Studie von Gottfried Niemann. Leipzig, R. Voigtländer. 1905.

Nossig. — Göttliche Liebe. Drama in drei Aufzügen. Von Alfred Nossig. Zweite Auflage. Berlin, „Kontordia", Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Eybock). 1905.

Oppeln-Bronikowski. — Fesseln und Schranken. Dichtung und Wahrheit aus dem Offizierleben. Von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Berlin, Leipzig und Paris, Hüpeden & Merzyn. 1905.

Palleske. — Schiller-Rede. Gesprochen am 10. November 1863 ... von Emil Palleske. Stuttgart, Carl Krabbe Verlag. Erich Gußmann. 1905.

Pastor. — Gustav Theodor Fechner und die Weltanschauung der Alleinslehre. Von Willy Pastor. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1905.

Pellissier. — Études de littérature et de morale contemporaines. Par Georges Pellissier. Paris, Edouard Cornély & Cie. 1905.

Petersen. — Willensfreiheit, Moral und Strafrecht. Von Julius Petersen. München, J. F. Lehmann. 1905.

Petzoldt. — Sonderschulen für hervorragend Befähigte. Von J. Petzoldt. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1905.

Pfleiderer. — Die Entstehung des Christentums. Von Dr. Otto Pfleiderer, Professor an der Universität zu Berlin. München, J. F. Lehmanns Verlag. 1905.

Pichler. — Gesammelte Werke von Adolf Pichler. Vom Verfasser vorbereitete Ausgabe. Erster Band. Zu meiner Zeit. Schattenbilder aus der Vergangenheit. Mit einer biographischen Einleitung von E. M. Prem. München und Leipzig, Georg Müller. 1905.

Reden und Verhandlungen des ersten allgemeinen Tages für deutsche Erziehung in Weimar zu Pfingsten 1904. — Verlag der „Blätter für deutsche Erziehung" in Friedrichshagen bei Berlin.

Régnier. — Le passé vivant. Roman moderne par Henri de Régnier. Paris, Société du Mercure de France. 1905.

Reinhardt. — Die Humanität im Kriege. Die kodifizierten humanitären Vereinbarungen der Kulturstaaten im Kriege. Von August von Reinhardt. Berlin, Alfred Unger. 1905.

Reusner. — Die russischen Kämpfe um Recht und Freiheit. Von M. von Reusner. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1905.

Romanische Meistererzähler. — Herausgegeben von Friedrich S. Krauss. Erster Band. Die hundert alten Erzählungen. Deutsch von Jakob Ulrich. Leipzig, Deutsche Verlagsaktiengesellschaft. 1905.

Roosevelt. — The siren's net. American girls in the quartier latin. By Florence Roosevelt. London. T. Fisher Unwin. 1905.

Rudeck. — Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland. Von Wilhelm Rudeck. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 58 Illustrationen. Berlin, H. Barsdorf. 1905.

Runeberg. — König Fjalar. Von Johan Ludwig Runeberg. Aus dem Schwedischen übertragen von Rudolf Hunziker. Zürich, Schulthess & Co. 1905.

Russell. — The yarn of old Harbour Town. A sea romance by W. Clark Russell. London, T. Fisher Unwin. 1905.

Rutari. — Sommertage im Schwarzwald. Von A. Rutari. Villingen, C. Görlacher. 1905.

Saalfeld. — Bausteine zum Deutschtum. Gesammelte Aufsätze von Günther Saalfeld. Leipzig, Hermann Rohde. 1905.

Salinger. — Eine Wahlverwandtschaft. Novelle von Eugen Salinger. Breslau, S. Schottlaender. 1905.

Schalk. — Der Wettkampf der Völker mit besonderer Bezugnahme auf Deutschland und die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Emil Schalk. Jena, Gustav Fischer. 1905.

Schiller und der Herzog von Augustenburg in Briefen. — Mit Erläuterungen von Hans Schulz. Mit einem Bildnis. Jena, Eugen Diederichs. 1905.

Scholz. — Der Jude von Konstanz. Tragödie in vier Aufzügen mit einem Nachspiel. Von Wilhelm v. Scholz. München und Leipzig, Georg Müller. 1905.

Schräger. — Schillerworte. Zum 9. Mai 1905, dem Tag der 100. Wiederkehr des Todestages des großen Dichters, aus Schillers Dramen der deutschen Jugend und dem deutschen Volke dargeboten. Von Friedrich Schräger. Gießen, Emil Roth. 1905.

Schomacker. — Ein unmodernes Mädchen. Roman von Hanna Schomacker. Leipzig, H. Haessel. Komm.-Gesch. St. Petersburg, Rodolphe Jaffé. O. J.

Schönbach. — Über Lesen und Bildung. Von Anton E. Schönbach. Siebente, stark erweiterte Auflage. Graz, Leuschner & Lubensky. 1905.

Schreck. — Schillers pädagogische Bedeutung. Von Ernst Schreck. Bielefeld, A. Helmich.

Schultze-Naumburg. — Die Entstellung unseres Landes. Von Schultze-Naumburg. Mit 71 Abbildungen. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1905.

Siebert. — Marie. Ein Roman von Margarete Siebert. Berlin, Gebrüder Paetel. 1905.

Siegert. — Der Autokrat. Historische Tragödie von Georg Siegert. München, Jos. Ant. Finsterlin Nachf. O. J.

Sottas. — Histoire de la compagnie royale des Indes orientales 1664—1719. Par Jules Sottas. Ouvrage accompagné de gravures et d'un appendixe de technique navale. Paris, Plon. 1905.

Soulacroix. — Rabelais en français moderne. Par J. A. Soulacroix. Illustrations de Félix Jobbe-Duval et de R. de la Néziere. Tome I. Paris, Librairie universelle.

Spielmann. — Arier und Mongolen. Weckruf an die europäischen Kontinentalen unter historischer und politischer Beleuchtung der gelben Gefahr. Von C. Spielmann. Halle a. S., Hermann Gesenius. 1905.

Stern. — Geschichte Europas von 1830 bis 1848. Von Alfred Stern. Erster Band. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1905.

Stratil. — Prinz Eugenius, der edle Ritter, im Walde. Von Domitius Stratil. Ergänzte Neuauflage. Fulnek, im Selbstverlage. 1904.

Stratil-Jung. — „Unsere Komteß!" Novelle von Luise Stratil-Jung. Fulnek, im Selbstverlag. 1904.

Sulger-Gebing. — Hugo von Hofmannsthal. Eine literarische Studie von Emil Sulger-Gebing. Leipzig, Max Hesse. 1905.

Taned. — Achtzehn Unterrichtsbriefe über Harmonie-, Formen- und Kompositionslehre zur Erlernung der Komposition leichter Musik, wie Tanzweisen, Märsche, Lieder, Chöre, bis zur vollständigen Operette. Verfasst von Eugen von Taned. Nr. 1. Hannover, Louis Oertel.

Ugarte. — Cuentos de la Pampa. De Manuel Ugarte. Madrid, B. Rodriguez Serra. S. a.

Ugarte. — Visiones de España. De Manuel Ugarte. Valencia, F. Sempere & Co. S. a.

Vetter. — Schillers Flucht aus Stuttgart. Spiel in einem Akt und drei Bildern zur Schillerfeier 1905. Von Ferdinand Vetter. Zürich, Ed. Raschers Erben, Meyer & Zellers Nachf. 1905.

Velazquez. — Des Meisters Gemälde in 146 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Walther Gensel. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1905.

Voïnov. — La question macédonienne et les réformes en Turquie. Par J. F. Voïnov. Avec deux cartes dont une en couleurs. Paris, Société française d'imprimerie et de librairie. 1905.

Vonsyott. — Zur Reform des deutschen Strafprozesses. Von Robert Vonsyott. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 1905.

Walthari-Lied. Der arme Heinrich. Lieder der alten Edda. — Übersetzt von den Brüdern Grimm. Mit Buchschmuck von Ernst Liebermann. Hamburg, Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schultze. 1905.

Wengerhoff. — Vor verschlossener Pforte. Roman von Ph. Wengerhoff. Berlin, Albert Goldschmidt. 1905.

Wernicke. — Die Bekämpfung der Infektionskrankheiten. Ein Rückblick und Ausblick. Von Erich Wernicke. Posen, Verlag der Merzbachschen Verlagsanstalt. 1905.

Widmann. — Der Heilige und die Tiere. Von J. V. Widmann. Frauenfeld, Huber & Co. 1905.

Winterfeld. — Gedichte von Paul Winterfeld. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1905.

Wolf. — Deutsch-Südwestafrika. Ein offenes Wort von Eugen Wolf. Kempten und München, Jos. Kösel. 1905.

Worte, Einige, über das Wesen Gottes. — Eine Stimme aus der Menschheit. Strafsburg i. E. Verlag Süddeutscher Merkur. O. J.

Wrangell. — Rufslands innere Lage. Von F. von Wrangell. Leipzig, Georg Wigand. 1905.

Wrangell. — Abweichende Ansichten. Von F. v. Wrangell. Leipzig, Georg Wigand.

Würfel. — Gedichte von Erich Würfel. Kiel, Robert Cordes. 1905.

Wust. — Das dritte Reich. Ein Versuch über die Grundlagen individueller Kultur. Von Martin Wust. Wien, Wilhelm Braumüller. 1905.

Ziegler. — Die wahre Ursache der hellen Lichtstrahlung des Radiums. Von J. H. Ziegler, Zweite, verbesserte Auflage. Zürich, Art. Inst. Orell Füfsli. 1905.

Ziegler. — Schiller. Von Theobald Ziegler. Mit dem Bildnis Schillers von Kügelgen. Leipzig, B. G. Teubner. 1905.

Ziegler. — Rede bei der Schiller-Feier der Kaiser-Wilhelms-Universität Strafsburg. Von Theobald Ziegler. Strafsburg, J. H. Ed. Heitz. 1905.

Zimmermann. — Kolonialpolitik. Von Alfred Zimmermann. Leipzig, C. L. Hirschfeld. 1905.

Zitelmann. — Der Bräutigam wider Willen und anderes. Von Katharina Zitelmann. Berlin, Carl Duncker. O. J.

Zorn. — Über die Tilgung von Staatsschulden. Von Konrad Zorn. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1905.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING SECT. JUN 13 1967

AP
30
D4
Bd.123

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY